Wilhelm v. Gwinner

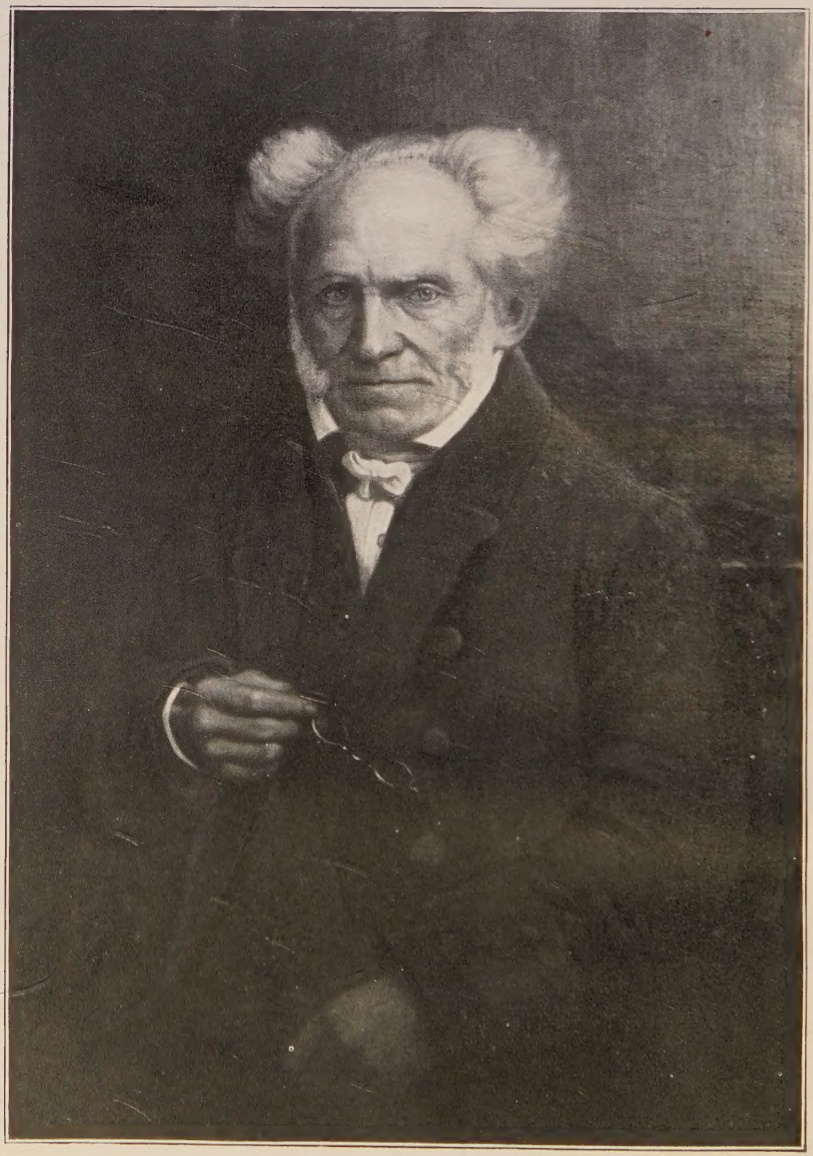
Schopenhauers Leben

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRARY

Ernst Ostermann

11. März 1911

Schopenhauers Leben.



Arthur Schopenhauer
im Greisenalter.

Nach einem Oelgemälde von Julius Hamel.

Ernst Ostermann

Schopenhauers Leben

Von

Wilhelm v. Gwinner

quo in libro homo de homine humanissime indicat. Nil amplius.

Der Wille ist die Wurzel der Bildniß:
ein falscher Wille zerstört die Bildniß.
Jac. Böhme.

Dritte, neugeordnete und verbesserte Ausgabe.

Mit 4 Porträts und 1 Steindrucktafel.

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRARY

ST. ALBERTS COLLEGE LIBRARY

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1910.

ST. ALBAN'S COLLEGE LIBRARY

Vorwort.

Der Wunsch der Verlagshandlung, dieses Buch nicht vom Markte verschwinden zu lassen, hat mich veranlaßt, nach Verlauf eines sogenannten Menschenalters nochmals die Hand daran zu legen. Es sollte ursprünglich nur ein Denkstein sein; in der zweiten Ausgabe ist ein umfängliches Material aus Schopenhauers Nachlaß hinzugekommen, das seitdem zufolge der außerordentlichen Verbreitung seines Ruhmes vielfach verwerthet, ergänzt und in biographischen Einzelheiten auch berichtigt worden ist, sodaß die Darstellung einer durchgehenden Revision unterworfen werden mußte, ohne jedoch den Charakter der Schrift, die keine erschöpfende Biographie im heutigen Sinne sein soll, zu ändern. Hierbei empfahl sich eine bessere Abrundung. Die aus Schopenhauers Nachlaß, zum Theil zugleich im Originaltext und in der Übersetzung, gegebenen Schriftstücke hatten das, doch für einen größeren Leserkreis bestimmte Buch zum Nachtheil seiner Gestalt und Verbreitung überlastet. Nachdem es nunmehr seine Dienste als Quellenwerk geleistet hat, konnten deßhalb die lateinischen Texte, ferner die nur eine Vermögensangelegenheit Schopenhauers betreffenden Schreiben an seinen Taufpathen Senator Soermans und A. L. Muhl in Danzig, ebenso die Prozeßschriften Schopenhauers in einer unerquicklichen Episode seines Berliner Lebens sowie der anderwärts vollständig veröffentlichte Briefwechsel mit Joh. August Becker ausgeschieden werden. Die englischen Briefe Schopenhauers an die Buchhandlung Black, Young & Young, Francis Haywood und Thomas Campbell dagegen sind, weil hierbei das sprachliche und

historisch-philosophische Interesse mit dem lebensgeschichtlichen zusammenfallen, nochmals nach Schopenhauers Concept revidirt, mit der Übersetzung beibehalten worden.

Die in der zweiten Ausgabe gleichfalls nach dem Concept gegebene Selbstbiographie von 1820 ist inzwischen nach der bei den Universitätsakten in Berlin aufbewahrten Reinschrift veröffentlicht worden. Diese weicht in mehreren stilistischen Verbesserungen und in zwei kleinen Zusätzen vom Concept ab, welche nunmehr in der Übersetzung berücksichtigt sind. An die Stelle der von mir zuerst veröffentlichten, inzwischen mehrfach nachgedruckten, übrigens nur die Farbenlehre betreffenden Briefe Goethes an Schopenhauer ist eine Skizze der merkwürdigen Correspondenz beider berühmten Männer getreten.

Ein seiner Zeit bekannter Publicist, A. Boden, hat in meiner Schrift den Reichthum an „hübschen Anekdoten" vermißt, die über Schopenhauer in Umlauf gewesen seien; mit den zweien aber, die ich gebracht, bin ich übel gefahren und möchte ich Schopenhauers Andenken nicht mehr belastet wissen. Die eine betrifft einen Scherz, den sich der Buchhalter seines Vaters im Vertrauen auf dessen Schwerhörigkeit erlaubt, als dieser dem Comptoirpersonal die Geburt des Sohnes ankündigte. Von dieser Anekdote hat Grisebach behauptet, ich habe ihm 1870 mitgetheilt, sie sei mir von Schopenhauer selbst erzählt worden. Dies ist nicht wahr: er mag mich mißverstanden oder seine Erinnerung mag ihn getäuscht haben; ich bestätigte nur insofern ihre Ächtheit, als sie mir von einem authentischen Zeugen, einem damals (1862) bereits hochbetagten Danziger Herrn, mitgetheilt wurde, der selbst noch auf Heinrich Floris Schopenhauers Comptoir thätig gewesen war. Den Vorfall, wenn er überhaupt dem Sohne bekannt geworden wäre, weiter zu tragen, davon würde diesen schon die Pietät zurückgehalten haben.

Die andere, Schopenhauer sicherlich mit Unrecht zugeschriebene Anekdote von dem auf den Wirthstisch gelegten Goldstück, welche Challemel-Lacour sogar noch im letzten Lebensjahre Schopenhauers

bei diesem selbst erlebt haben will, war mir von einem vollkommen glaubwürdigen älteren Tischgenossen als von Schopenhauer in Scene gesetzt, weil auf dessen Namen in Frankfurt verbreitet, mitgetheilt worden, und zwar zu einer Zeit als ich noch nicht mit Schopenhauer persönlich verkehrte. Ich erzählte sie, nach dessen Tode, unbedacht weiter, mußte mich aber bald überzeugen, daß es eine alte, schon in Matthissons „Erinnerungen" gebrachte und auch dort offenbar nicht erlebte, sondern nur nacherzählte, wahrscheinlich aus Holland stammende Geschichte ist. Schopenhauer hat vermuthlich einmal die Unterhaltung damit gewürzt, und zwar mit der ihm stets zu Gebot gestandenen virtuosen Aktualität, die zur Versuchung, sie auf seinen Namen zu verbreiten, führen konnte.

Zu den dieser Ausgabe beigefügten Bildnissen bemerke ich, daß das Schopenhauer im Greisenalter, in sitzender Halbfigur darstellende Portrait vor dem Titelblatt nach einem 1894 von Julius Hamel gemalten Oelbilde reproducirt ist, zu welchem der Künstler zwar die Schäfersche Photographie von 1859 mitbenutzt hat, das jedoch aus vieljähriger persönlicher Bekanntschaft mit Schopenhauer, den Hamel bereits als junger Mann nach dem Leben portraitirte, selbständig aufgefaßt ist. Der greisenhafte Verfall der Züge, wie er auf der Schäferschen Photographie unschön hervortritt, ist von Hamel vermieden, und versucht worden, den geistigen Ausdruck des Kopfs zu vertiefen. Das dem Künstler besonders gelungene Colorit konnte in der Autotypie natürlich nicht wiedergegeben werden.

Von Heinrich Floris Schopenhauer besitze ich aus Schopenhauers Nachlaß zwei Miniatur-Portraits, beide Brustbilder in Aquarell. Das eine, wohl das ältere, ist weiß colorirt auf schwarzem Grunde; Schopenhauer hat es in dorso des Rähmchens bezeichnet mit: Pater meus A. S. Das andere zu Seite 4 des Textes in Autotypie reproducirte hat Schopenhauer auf der Rückseite des Rähmchens mit der Aufschrift versehen: Pater meus, circa quadragesimum vitae annum A. S., es stellt also Heinrich Floris Schopenhauer, ungefähr in seinem vierzigsten Lebensjahre vor. Es ist eine feine farbige Aquarell-Miniatur. Beide Bildchen

zeigen den Kopf gepudert mit Zopf, in aufrechter Haltung, etwas zurückfallender, jedoch gut ausgebildeter Stirne, blauen Augen, breiter Unterlippe und etwas vorstehendem Kinn. Der Gesichtsausdruck verräth ein ungemein lebhaftes Temperament.

Das der zweiten Ausgabe als Titelbild beigegebene Jugendportrait Schopenhauers, jetzt zum Text Seite 60, entstand 1809, vermuthlich von Gerhard von Kügelgen, möglicherweise aber von Luise Seidler, vergl. Text Seite 98. Auf die Rückseite hat Schopenhauer geschrieben: A. Schopenhauer aetatis anno vicesimo primo. Darunter: Neutiquam habebam capillitium rubicundum; sed plane cinereum: evanuit heic color viridis, qui rubicundo superinductus, cinereum exhibebat. 1856. (A. Schopenhauer im einundzwanzigsten Lebensjahre. Ich hatte keineswegs rothes sondern völlig aschblondes Haar: das zur Herstellung dieser Farbe dem Roth aufgetragene Grün ist hier geschwunden.) Er hatte nämlich das Portrait in Dresden an einer Stelle aufgehängt, die der Sonne ausgesetzt war.

Das Portrait der Johanna Schopenhauer (zu Seite 97 des Textes) ist eine Reproduction des Titelbilds der Gesammtausgabe ihrer Schriften von 1831 und zeigt sie als Matrone. Es hat in Kopfform und Gesichtsbildung große Ähnlichkeit mit dem Sohne. Besonders ist der weite Abstand und der Schnitt der Augen derselbe, auch die Nase ist sehr ähnlich.

Gern hätte ich das 1806 von Karoline Bardua für den Sohn gemalte Pastellportrait Johanna Schopenhauers in Autotypie oder Stich gegeben. Es stellt sie nicht als trauernde Wittwe, sondern als blühende Schöne dar. Aber der Besitzer will nicht einmal, daß man von diesem seinem Besitz erfahre.

Mein Buch ist vielfach ausgeschrieben und nutzbar gemacht worden. Dies konnte mir nur erwünscht sein; zum Ärgerniß dagegen mußten mir natürlich die gehässigen persönlichen Angriffe gereichen, zu welchen es gleich nach seinem ersten Erscheinen und später mißbraucht worden ist. Es war keineswegs meine Absicht,

die Verdienste zweier „Evangelisten" Schopenhauers in Schatten zu stellen, wenn ich ihnen selbst überließ, sich in das ihnen erwünschte Licht zu setzen; aber nach dem Erfolge meiner Schrift besorgten sie, zu kurz zu kommen und beeilten sie sich, mich der einseitigen Entstellung des Charakterbilds Schopenhauers und der eigenmächtigen Unterdrückung des von ihm hinterlassenen Manuscripts Eisheauton zu beschuldigen. Hierauf antwortete meine Streitschrift: „Schopenhauer und seine Freunde. Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindnerschen «Vertheidigung» Schopenhauers" (1863), worin ich mich über ihr und mein Verhältniß zu Schopenhauer sowie über die für die Öffentlichkeit nicht bestimmten Blätter und deren, Schopenhauers Willen gemäße Vernichtung, unter Berufung auf das Zeugniß des vieljährigen Freundes und Berathers Schopenhauers, des Oberappellationsraths August Becker in Darmstadt, ausgesprochen habe. Nach dem Erscheinen der zweiten Ausgabe meines Buchs trat Eduard Grisebach in dem bibliographischen Sammelsurium „Edita und Inedita Schopenhaueriana" dreister gegen mich auf, indem er Lindners unwahre Behauptungen über Inhalt und Form jener Handschrift mit weiteren ebenso unwahren Angaben über angeblich ihm darüber von mir gemachte Mittheilungen überbot. Durch die Ignorirung dieser und späterer Angriffe, zu denen auch die Beurtheilung meines Verhältnisses zu Schopenhauer gehörte, sicher gemacht, hat er sich schließlich die Freibeuterei erlaubt, eine Reihe von Stellen meines Buchs, die Schopenhauers Denkart über die Menschen und seinen Umgang mit ihnen betreffen, in direkte Rede umgesetzt als „Selbstgespräche" mit einer Sammlung gar nicht dazu passender, zum Theil übrigens ebenfalls apokrypher „Gespräche Schopenhauers" herauszugeben. Der starken Versuchung auf diese Spoliation gebührendermaßen öffentlich zu reagiren, widerstand ich in meinen alten Tagen, zumal ich wußte, daß ihm bereits Dr. Karl Bähr, ehe noch diese letzte Provocation erfolgt war, mein Urtheil über ihn und sein Unrecht mir gegenüber vergebens vorgehalten hatte, und zwar schon deßhalb, weil ich damit nur seiner Anmaßung

mich zur Rechenschaft ziehen zu wollen, den erwarteten Vorschub geleistet hätte und genöthigt gewesen wäre, im Einzeln darzuthun, daß er Sätze, Perioden und Citate aus meinem Buche zusammengestellt hat, die Schopenhauer nie geschrieben. Eine solche Auseinandersetzung, so weit sie überhaupt möglich ist, hätte überdieß, da das geistige Eigenthum an den von mir mitgetheilten Gedanken Schopenhauers feststand, nicht das mindeste öffentliche Interesse gehabt, noch könnte sie es jetzt haben.

Auf sein zudringliches Ausfragen habe ich Grisebach seiner Zeit, wie sich von selbst verstand nicht zum Weitertragen, sondern vertraulich gesagt: was ich aus dem Eisheauton hätte entnehmen können, das sei mir alles längst, theils durch Vorlesen Schopenhauers, theils aus Unterhaltungen mit ihm bekannt gewesen; denn es habe mich ungleich mehr interessirt als seine jeweiligen neuesten Erlebnisse. Lediglich zur Vergleichung mit meinen zahlreichen genauen Aufzeichnungen und Erinnerungen habe ich einige Stellen benutzt; ich wolle aber für meine Veröffentlichung Schopenhauer durchaus nicht verantwortlich gemacht haben; müsse vielmehr diese Verantwortung allein auf mich nehmen. Deßhalb habe ich auch über die Handschrift geschwiegen, bis ich durch Lindners Angriff zur Erklärung genöthigt worden sei.

Grisebach hat Schopenhauer mit seiner Devise, es dürfe keine Zeile, die er geschrieben habe, ungedruckt bleiben, zu verherrlichen gemeint: danach ist zu ermessen, was Mit- und Nachwelt, was Schopenhauer selbst gewonnen hätte, wenn sein intimer schriftlicher Nachlaß in die Hände des neuen Tannhäusers gefallen wäre.

Was Grisebachs Arbeit an Schopenhauers Schriften und seine Verwendung des litterarischen Nachlasses des Philosophen anbetrifft, so ist seine mit Eigenlob verbrämte Kritik seines Vorgängers, Frauenstädts, von dienstfertigen Tagesschreibern und selbst von Kuno Fischer, theils unbesehen theils nur obenhin besehen, kurzer Hand reproducirt worden. Gustav Fr. Wagner hat aber nunmehr in seinem sorgfältigen und gründlichen Buche: Encyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken (Karlsruhe 1909)

ausführlich nachgewiesen, daß die Mängel der Grisebachischen Ausgaben den Mängeln der Frauenstädtischen, welche Grisebach mit persönlichen Invectiven, unter ungebührlicher Aufbauschung von Geringfügigkeiten geradezu als werthlos stigmatisirte, in Hinsicht auf die Correctheit des Textes ebenbürtig sind; sowie daß Form und Umfang der Grisebachischen Publicationen, welche Schopenhauers Schriften zum Gemeingut des großen Haufens machen sollen, Schopenhauern selbst zuwider gewesen wären. Sein Urtheil zusammenfassend sagt Wagner: „Jedenfalls ist die erste (Grisebach'sche) Ausgabe (der Werke Schopenhauers) von 1891, auf Grund deren Grisebach die Frauenstädt'sche Ausgabe für unbrauchbar erklärte, weit unzuverlässiger als die verurtheilte Frauenstädt'sche, und die revidirten Ausgaben (Grisebachs) stehen ihr an Genauigkeit höchstens gleich."

Mein Bestreben war, von Schopenhauers Leben und Charakter ein ungeschminktes und unvertuschtes, aber eindrucksvolles Bild zu geben. Daß mir dies bereits mit der ersten Gestaltung dieses Buchs gelungen war, dafür durfte ich mich in der vorerwähnten Streitschrift, aus Nothwehr, die nach Lessing Selbstlob entschuldigt, u. a. auf die Zeugnisse der besten Freunde Schopenhauers, Beckers, von Doßens und Karl Bährs berufen, die hier nicht wiederholt werden sollen. —

Herrn Richard Schopenhauer in Danzig, der sich um die Berichtigung und Ergänzung des Stammbaums seines berühmten Blutsverwandten verdient gemacht hat, spreche ich für die mir gestattete Einsicht und Benutzung der von ihm zu Tag gebrachten genealogischen Belege auch an dieser Stelle meinen Dank aus.

Das Personen- und Sachregister ist durch die Fürsorge der Verlagshandlung angefügt worden.

Frankfurt a. M., im August 1910.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . I—XI

I. 1788—1806.

Herkunft der Familie. — Der Urgroßvater. — Die Großältern. — Heinrich Floris Schopenhauer und Johanna Henriette Trosiener. — Die Flitterwochen in Oliva. — Erste Reise der Aeltern. — Arthurs Kindheit. — Uebersiedlung nach Hamburg. — Zwei Jahre in Frankreich. — Schulzeit in Hamburg. — Die große Reise mit den Aeltern. — Briefe Heinrich Floris Schopenhauers an seinen Sohn. — Eintritt in die kaufmännische Lehre. — Der Tod des Vaters. — Geistige Erbschaftsangelegenheiten . . . 1—36

II. 1806—1809.

Johanna Schopenhauer in Weimar. — Karl Ludwig Fernow und Gerhard von Kügelgen. — Der Handlungslehrling in Hamburg. — Fernows Hülfe. — Der gothaer Gymnasiast. — Mutter und Sohn. — Fleißige Zeit in Weimar. — Der frühreife Weltschmerz und dessen Ursachen. — Empfang des väterlichen Erbtheils . . 37—61

III. 1809—1813.

Studienjahre in Göttingen. — Kant, Platon und Aristoteles. — Die Commilitonen. — Besuch bei Wieland. — Studienzeit in Berlin. — Fichte und Schopenhauer. — Der absolute Ruhepunkt des Denkens. — Fortsetzung der naturwissenschaftlichen Studien. — Seine Lebensweise. — Schleiermacher und Fr. Aug. Wolf. — Besuche auf der melancholischen Station der Charité. Genie, Wahnsinn, Irrthum . . . . . 62—80

IV. 1813—1814.

Schopenhauer während des Befreiungskriegs. — Napoleon als praktischer Vorläufer der „Welt als Wille". — Der Sommer in Rudolstadt. — Die Inauguraldissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. — Schreiben an Eichstädt und Promotion in Jena. — Schreiben an G. E. Schulze und dessen Antwort. — Recensionen. — Zweck und Verdienst der

Seite

Erstlingsschrift. — Herbarts Urtheil über dieselbe. — Entzweiung mit der Mutter. — Charakter der Johanna Schopenhauer. — Goethe und Schopenhauer . . . . . 81—105

V. 1814—1818.

Uebersiedlung nach Dresden. — Abhandlung über das Sehen und die Farben. — Briefwechsel mit Goethe. — Dresdener Freundeskreis. — Die Entstehung der „Welt als Wille und Vorstellung" und das Verhältniß des Werks zu Schopenhauers Zeit. — Briefwechsel und Zerwürfniß mit Friedrich Arnold Brockhaus . . 106—129

VI. 1818—1819.

Erste italienische Reise. — Venetianische Geschichten. — Die vier großen Pessimisten in Italien. — Schopenhauer und die deutsche Colonie in Rom. — Brief Karl Wittes. — Adele Schopenhauer. — Briefe der Schwester an den Bruder. — Der Bankrott in Danzig und seine Folgen. — Schopenhauers Kampf um sein Recht . . . . . 130—149

VII. 1819—1820.

Briefwechsel mit Blumenbach und Lichtenstein wegen der Habilitirung. — Schreiben an Boeckh und die Philosophische Facultät in Berlin nebst Lebenslauf . . . . . 150—166

VIII. 1820—1825.

Disputation pro venia legendi: Hegel und Schopenhauer. — Probevorlesung. — Herbarts Kritik der „Welt als Wille und Vorstellung". — Rätzes Schrift über Schopenhauer. — Jean Pauls Meisterskizze. — Beneckes Recension und Schopenhauers „Nothwendige Rüge". — Krugs Kritik. — Erstes und letztes Collegium über die Grundzüge der Philosophie. — Zweite italienische Reise. — Briefe Fr. Osanns. — Ein Jahr in München. — Schwere Krankheit. — Rückkehr nach Dresden . . . . 167—199

IX. 1825—1831.

Rückkehr nach Berlin. — Der Injurien- und Schadenersatzproceß. — Leiden des Mannesalters. — Heirathsgedanken. — Heinrich von Lotzow. — Letztes Anklopfen bei den „Philosophie-Professoren" und Antwort Fr. Creuzers. — Briefe an Justus Radius wegen der lateinischen Ausgabe der Abhandlung über das Sehen und die Farben. — Briefwechsel mit Francis Haywood in Liverpool, Briefe an Black, Young & Young in London und an Thomas Campbell wegen Uebersetzung der Werke Kants ins Englische. — Uebersetzung des Oraculo manual Balth. Gracians und Briefwechsel mit J. G. Keil darüber. — Die „Regeln der Weltklugheit" . . . . . 200—236

X. 1831—1835.

Flucht vor der Cholera und erster Aufenthalt in Frankfurt. — Wiederanknüpfung des Briefwechsels mit der Schwester und der Mutter. — Uebersiedlung nach Mannheim. — Rückkehr nach Frankfurt.

Seite

— Zunehmende Isolirung. — Die Mitgift des Genius. — Widerwille gegen die Menschen. — Genuß der Einsamkeit und Diätetik des Menschenverächters. — Beschäftigungen. — Lieblingsautoren. — Studienbücher und Randglossen. — Der neue Planet . . . . . 237—283

XI. 1835—1841.

Schrift über den Willen in der Natur. — Der Jugendfreund Anthime Grégoire in Havre. — Gutachten über Goethes Denkmal in Frankfurt. — Sendschreiben an Karl Rosenkranz wegen der neuen Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft. — Preisschrift über die Freiheit des Willens und Briefwechsel mit der K. Norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim. — Die Preisschrift über das Fundament der Moral und das Urtheil der dänischen Akademie. — „Die beiden Grundprobleme der Ethik". — Briefwechsel mit Sir Charles Eastlake wegen Uebersetzung der Farbenlehre . . . . . 284—307

XII. 1841—1850.

Ergänzung der „Welt als Wille und Vorstellung". — Abermaliger Mißerfolg. — Urtheil der Schwester über das Werk. — Briefwechsel mit August Becker. — Fr. Dorguth. — Julius Frauenstädt. — Zweite Ausgabe der Abhandlung über den Satz vom Grunde. — Adam von Doß. — Johann Gottlob von Quandt. — Eintritt ins Greisenalter. — Lebensweise. — Gesprächführung. — Politische Ansichten. — Häusliche Einrichtung. — Der Buddhaist . . . . . 308—344

XIII. 1850—1854.

Die „Parerga und Paralipomena". — Ernst Otto Lindner. — Die Westminster Review (John Oxenford) über Schopenhauer. — Erfolge in Deutschland. — Frauenstädts „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie". — Kant, Maupertuis und Leibniz über die Idealität des Raumes. — G. Weigelts Vorlesungen in Hamburg. — Neue Auflagen der Schriften „Ueber den Willen in der Natur" und „Ueber das Sehen und die Farben". — Helmholtz und Schopenhauer. — Otto Volgers Kritik der Farbenscala. — Die Polarität und das fehlende Centrum . . . . 345—365

XIV. 1854—1860.

Schelling und Schopenhauer. — Der animalische Magnetismus. — Richard Wagner. — Die „Kraft- und Stoff"-Philosophen. — Bibliotheca Tamulica. — Schopenhauers erstes Oelporträt von Lauteschütz. — Daguerreotypen, Photographien und Lithographie. — Dr. David Asher. — Gebirols Fons vitae. — Prof. Johann Karl Bähr in Dresden. — Die Preisschriften über Schopenhauers Philosophie. — Briefwechsel mit Dr. Karl G. Bähr und dessen „Darstellung und Kritik der Grundgedanken der Schopenhauerschen Philosophie". — Schopenhauer, Bunsen und Astor. — Brief Bunsens. — Dessen „Hippolyt" und die Kritik in der Westminster Review. — Dr. G. W. Körber in Breslau. — Dr. F. Grävell in Berlin. — Niederländische Verehrer. — Dritte

Seite

Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung". — „Schopenhauer und Leopardi" von de Sanctis. — Dr. Martin Emden in Frankfurt. — Oelporträte von Hamel und Göbel. — Büste von Elisabeth Ney. — Briefwechsel mit Clemens Rainer in Oldenburg. — Zum Verständnisse des „Faust". — Ottilie von Goethe. — Die Cadetten in Weißkirchen und Schopenhauers letzter Brief . . . . . 366—389

XV. Schluß.

Letzte Krankheit, Tod und Begräbniß. — Schopenhauers Aussehen in verschiedenen Lebensaltern und der Eindruck seiner Persönlichkeit auf Fremde. — Sein letzter Wille. — Sein Schädel und das Urtheil des Phrenologen. — Schluß . . . . . 390—407

Anhang I. Drei Umrisse von Schopenhauers Schädel. Zu Seite 400 Tafel.

Anhang II. Zwei Verzeichnisse Schopenhauers der von ihm gelesenen lateinischen und griechischen Classiker . . . 408—411

Anhang III. Ansprache bei der Enthüllung des Denkmals für Schopenhauer in Frankfurt a. M. am 6. Juni 1895 412—414

Personen- und Sachregister . . . . . 415—438

Verzeichnis der Illustrationen.

Arthur Schopenhauer im Greisenalter. Nach einem Oelgemälde von Julius Hamel . . . . . Titelbild

Floris Heinrich Schopenhauer im 40. Lebensjahre. Nach einer farbigen Aquarellminiatur 4

Arthur Schopenhauer im 21. Jahre. Nach einer farbigen Aquarellminiatur 60

Johanna Schopenhauer. Nach einem Porträt aus der Zeit von 1820 96

I.

1788—1806.

Schopenhauer war der Meinung, seine Vorfahren stammten aus Holland, sein Urgroßvater sei aus den Niederlanden nach Danzig übergesiedelt. Zwar hatte er holländisches Blut in den Adern; denn seine Großmutter väterlicher Seite, Anna Renata geborene Soermans, war die Tochter des holländischen Residenten bei der freien Stadt Danzig. Schopenhauers Vater zeigte dem Sohne auf der großen Reise 1803 in der Kathedrale zu Gorkum „seiner Ahnen Bilder, mehrerer Soermans, die dort Prediger gewesen und an den Pfeilern hingen, mit Knebelbärten". Die Vorstellung, aus dem Lande zu stammen, in dem seine geistigen Vorfahren, Kartesius und Spinoza gelebt, war ihm sympathisch. Er behauptete auch, schon die Schreibweise seines Namens bezeuge seine fremde Abkunft, weil „im Deutschen nie ein einzelnes P zwischen zwei einzelnen Vocalen vorkommen dürfe". Jedoch abgesehen von den leicht zu erklärenden verschiedenen Aussprachen und Schreibweisen — Schoppenhauer, Schopenauer, Schopnauer, welche alle in Urkunden zu finden sind, beweist vielmehr dieser Familienname das Gegentheil; denn „Schopen" bezeichnet im Niederdeutschen sowohl einen Schuppen oder Stadel als auch ein Schöpfgefäß, eine Gelte oder Kelle, und „Hauer" ist soviel als Macher, Fertiger; imgleichen bedeutet es, wie Heuer, eine Miethe. Der Name kann also einen Kellenmacher wie auch den Pachter eines ländlichen Anwesens bezeichnen. Schopenhauers Stammbaum und Name sind auch nicht, wie er annahm, mit ihm ausgestorben; ein in Danzig lebender Blutsverwandter, der Fabrikbesitzer Richard Schopenhauer hat nachgewiesen, daß dieser Name

einer seit Jahrhunderten in dortiger Gegend einheimischen Familie angehört. Schopenhauers Stammbaum konnte von ihm bis ins sechzehnte Jahrhundert festgestellt werden. Schon 1439 erscheint vor dem Danziger Schöffengerichte ein Erasmus Schopenhauer als Vormund. Ein etwa 1550 geborener Salomo Schopenhauer lebte zu Fürstenau Kreis Elbing. Dessen Sohn Simon Schopenhauer, geboren daselbst 1580, gestorben zu Petershagen-Tiegenhof 1660, zeugte in zweiter Ehe mit Sara Hintz aus Rüdenau Kreis Marienberg den ebenda seßhaft gewordenen Johann Schopenhauer (I), verheirathet mit Maria Pfeiler, den Urgroßvater Schopenhauers. Dieser hatte zwei Söhne, der jüngere, Johann Schopenhauer (II), geboren 1688 zu Elbing, Schopenhauers Urgroßvater, erwarb 1695 das Danziger Bürgerrecht. Sein zweiter Sohn Andreas, Arthurs Großvater, seit 1745 Bürger in Danzig, hatte vier Söhne, der älteste, Heinrich Floris, geboren 1747, gestorben 1805, war des Philosophen Vater.

Den Urgroßvater finden wir zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der von ihm seit 1695 in Pacht genommenen größten städtischen Domaine Stuthof in der Mitte der Danziger Nehrung, demselben Hofe, den gegen Ende des Jahrhunderts Schopenhauers mütterlicher Großvater, der Rathsherr Christian Heinrich Trosiener innehatte. Damals, 1789, lebte, nach Johanna Schopenhauers Erzählung, noch ein uraltes Inventarstück des Gutes, ein mehr als hundertjähriger Greis, der in Johann Schopenhauers Diensten gestanden und nun den kleinen Arthur auf dem Arme trug, ihn beharrlich Andreas nennend, da er sich nicht ausreden ließ, daß es der ebenso geheißene Sohn seines alten Herrn sei: die dazwischenliegenden Generationen hatte er vergessen. Er war Zeuge eines unerwarteten Besuchs Peters des Großen und Katharinas auf Stuthof gewesen und hatte dieses denkwürdigste Ereigniß seines langen Lebens in so guter Erinnerung behalten, daß er lebhaft zu erzählen verstand, wie der Kaiser und seine Gemahlin das Haus durchzogen, um sich ein Schlafzimmer zu wählen, bis ihre Wahl auf eines gefallen war, das weder Ofen noch Kamin hatte. Nun galt es, bei strenger Kälte, diesen Raum zu erwärmen: guter Rath war hier theuer, aber Herr Johann Schopenhauer wußte ihn schnell und zu allerhöchster Zufriedenheit zu finden. Die

untapezierten Wände und der mit holländischen Fliesen ausgelegte Fußboden gestatteten die Ausführung: mehrere Fäßchen Branntwein wurden herbeigeschafft, in das Zimmer ausgegossen und angezündet. Jauchzend blickte der Czar in das zu seinen Füßen wogende Feuermeer, während alle Anstalten getroffen waren, die weitere Verbreitung zu verhindern. Sobald es ausgebrannt war, begab sich das hohe Paar in dem erhitzten, mit Qualm und Dunst gefüllten Raume zur Ruhe, stand am Morgen ohne Migräne wieder auf und verließ rühmend das gastfreie Dach seines Wirthes.

Dessen Sohn Andreas führte ein arbeitsames Leben. Von den Mühen desselben ruhte er zuletzt in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landgute in dem eine halbe Meile von Danzig entfernten Flecken Ohra aus, wo sich die, 1861 restaurirte Familiengrabstätte befindet, einem Wohnhause mit ausgedehntem Garten und einer öffentlichen Allee, die bis zu ihrer Abholzung in den fünfziger Jahren den Namen der Familie führte. Er erwarb ein ansehnliches Vermögen; jedoch bezeugt seine Schwiegertochter, es sei ihm außer den Liegenschaften in Ohra zuletzt wenig übriggeblieben. Die politischen Umgestaltungen jener Zeit hatten die schwersten Vermögensverluste in Danzig zur Folge, und so war auch dieser thätige Mann, wahrscheinlich durch den Besitz polnischer Schuldverschreibungen von seinem frühern Wohlstande bedeutend zurückgekommen. Er starb 1794 mit Hinterlassung einer Witwe, der vorgenannten Anna Renata Soermans, über welche Johanna Schopenhauer ihrem Sohne schreibt, sie sei von so heftigem Charakter gewesen, daß sie zuletzt, nach ihres Mannes Tode, für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gesetzt worden sei. Obwohl ein alter Freund der Familie mit diesem Amte betraut worden, so habe sich doch Schopenhauers Vater durch das „heillose gerichtliche Verfahren" gegen seine Mutter tief gekränkt gefühlt, aber „wegen des blödsinnigen Andreas" nichts ändern können.

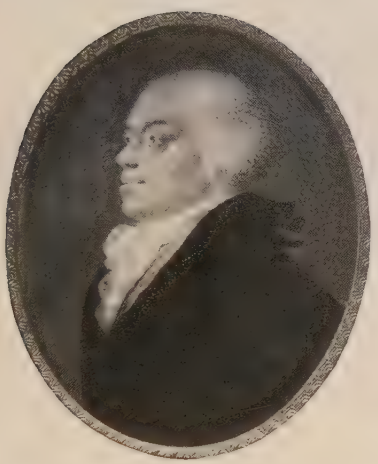
Michael Andreas, ihr dritter Sohn, nämlich war von Jugend auf geistesschwach, sodaß der Rückschluß auf eine Geisteskrankheit der Mutter mag gerechtfertigt geschienen haben, obwohl von eigentlichem Irrsinne, geschweige denn von Tobsucht bei dieser nichts vorgekommen sein kann, da sie in dem Gartenhause zu Ohra ohne

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRARY

Aufsicht wohnen blieb. Dort besuchte sie ihre Schwiegertochter 1799 und „fand das ganze Haus leer — man hatte Alles gerichtlich verkauft — tröstete sie, beruhigte sie, schaffte an, was ihr fehlte und sorgte für ihre Bequemlichkeit." Aber wie sie die Mutter gefunden habe, werde sie nie vergessen. Bald darauf erlöste diese der Tod.

Auch der jüngste Sohn, Karl Gottfried, war nach Johannas Schilderung „ein durch Ausschweifung halb wahnsinnig gewordener Mensch", hatte sich von seiner Familie losgerissen, lebte „in einem Winkel mit schlechtem Volk" und hinterließ bei seinem 1795 erfolgten Tode, ungeachtet einer ihm von seinem Bruder Johann Friedrich anerfallenen erheblichen Erbschaft fast nichts als ein Testament, in welchem seinen Geschwistern der „Pflichttheil", Andern dagegen viele Tausende vermacht waren, worüber die ganze Stadt lachte, sodaß sein trauriges Leben noch einen heitern Schluß hatte.

Ja, auch der älteste, 1747 geborene Sohn Renatas, Heinrich Floris, der Vater Arthurs, blieb, wie wir sehen werden, in seinem letzten Lebensjahre nicht frei von Geistesstörungen. Aber er war ein Mann von Intelligenz und außerordentlicher Willenskraft, der das Ansehen, das er in seiner Vaterstadt genoß, ganz allein sich selbst zu danken hatte. Mit ungewöhnlich starkem Sinn für Freiheit und Recht verband er den Stolz des Patriciers und Aristokraten, den unternehmenden Geist und die Ausdauer des hanseatischen Kaufherrn. Die von ihm in Gesellschaft mit seinem Bruder Johann Friedrich in Blüte gebrachte Großhandlung hatte ihn reich gemacht, als Ereignisse, denen keine Bürgertugend gewachsen war, seine Vaterstadt und ihn selbst allmählich der Vortheile beraubten, durch welche beide vordem begünstigt gewesen waren. Aber er beugte seinen Nacken nicht unter das Geschick, sondern trat ihm entschlossen entgegen. Furchtlose Offenheit war ein Grundzug seines Charakters, an dessen Eigenheit er mit der nämlichen rücksichtslosen Zähigkeit festhielt, die das Leben seines Sohnes auszeichnet. Der überaus heftige und dabei in wichtigen Dingen bis zur Starrheit feste, sich worthaltende Wille beider widerlegt die gemeine Meinung, nach welcher Beharrlichkeit nur bei ruhigen Naturen zu finden wäre: der Grundton überdauert



Pater meus, circa
quadragesimum
vitæ annum.
A. S.

die momentanen Ausschweifungen in der Consequenz solcher Charaktere und verleugnet sich selbst nicht in der heftigsten Erregung.

Die allgemeine Gunst seiner Mitbürger zog er zuerst durch einen Vorfall auf sich, der uns mitten in die Geschichte der schicksalreichen Stadt versetzt. Friedrich II. hatte die seit der ersten Theilung Polens zur „Angliederung" ausersehene hanseatische Republik, um ihr jede Zufuhr von der Landseite abzuschneiden, mit einem Armeecorps eingeschlossen. Der Commandeur war bei Andreas Schopenhauer in Ohra einquartiert. Um dem alten Herrn seinen Dank für die erzwungene aber gastfreundliche Aufnahme zu bezeigen, ließ der General dem in der Stadt wohnenden Sohne, welcher ausgezeichnet schöne Pferde hielt und für diese eine in Danzig fast sprichwörtlich gewordene Vorliebe hegte, freie Fourrage-Einfuhr anbieten. Heinrich Floris aber schrieb darauf: er danke dem preußischen General für seinen guten Willen; sein Stall sei jetzt noch versehen, und wenn der Vorrath verzehrt sei, lasse er seine Pferde todtstechen.

Diesen seinen während der jahrelangen Drangsale seiner Vaterstadt großgezogenen Preußenhaß bethätigte er nicht nur mit Worten, sondern er opferte ihm, als sich Danzigs Schicksal 1793 entschied, nach einem längst gefaßten Entschlusse, Vaterland und Vermögen, indem er, 24 Stunden nachdem ihm die Gewißheit der preußischen Herrschaft geworden, sein Comptoir schloß und mit den bedeutendsten Verlusten — die Abzugssteuer allein betrug zehn Procent des gesammten Vermögens — nach Hamburg übersiedelte. Und doch war ihm schon frühe der Weg offengestanden, unter dem auch von ihm bewunderten Monarchen in dem verhaßten Staate seinen Vortheil zu finden. Denn als er, einige Jahre nach seiner Verheirathung nach langem Aufenthalte im Auslande heimreiste, war er in Potsdam als Zuschauer bei der Parade Friedrich dem Großen, dem so leicht keine neue Erscheinung entging, durch die hervorragende Gestalt, die Eleganz der Toilette und die selbstbewußte Haltung aufgefallen und noch am nämlichen Tage beschieden worden, sich den folgenden Morgen früh um 6 Uhr im Cabinet des Königs einzustellen. Er traf diesen allein und das Resultat der fast zweistündigen Audienz, während welcher sich der Monarch über Handelsverhältnisse erkundigte, war die wiederholte, beinahe

dringend werdende Aufforderung, sich in Preußen niederzulassen. Aber — „voilà les calamités de la ville de Dansic“ sprach der König lächelnd, indem er auf einen mit Karten und Papieren bedeckten Tisch in einer Ecke des Zimmers hinwies. Diese Worte brachen den Zauber, von dem Schopenhauers Vater anfing sich befangen zu fühlen. Der stolze Republikaner, dessen Familienwappen die Devise führt: „Point de bonheur sans liberté“, war nicht gewillt, sein Glück aus der Hand des Unterdrückers seiner Vaterstadt zu nehmen; das durchdringende Auge Friedrichs des Großen aber hatte die Bedeutung des Mannes sogleich erkannt, und stets bemüht seinem Lande neue Kräfte zuzuführen, sicherte er Heinrich Floris Schopenhauer und dessen Nachkommen durch Cabinetsordre vom 9. Mai 1773 die Niederlassungsfreiheit in seinen Staaten unter wichtigen Prärogativen zu.

Die auch culturgeschichtlich nicht uninteressante, vom Könige eigenhändig unterzeichnete Verleihungsurkunde lautet:

„Demnach bei Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Unserem allergnädigsten Herrn, der aus Dantzig gebürtige Kauff- und Handelsmann Heinrich Floris Schopenhauer allerunterthänigst immediate angesuchet, daß ihm an einem der Handelsplätze in Dero Staaten sich mit seinem Vermögen, Leuten und Effecten frey und unbehindert niederzulassen und daselbst, wo er es für sich und seine Handlung am zuträglichsten findet, sein Negoce zu etabliren, und solches zu Wasser und zu Lande überall ungestöhrt zu betreiben erlaubt werden möge; Seine Königliche Majestät auch vermöge der dem Kauffmann Schopenhauer unter'm 9. April a. c. ertheilten Resolution diesem allerunterthänigsten Gesuch in Gnaden zu deferiren und stattzugeben geruhet, so haben allerhöchst dieselben ihm darüber hiermit und krafft Dieses folgende Concession ertheilen wollen, daß 1. der Kauff- und Handelsmann Heinrich Floris Schopenhauer sich nach Elbing oder einen anderen Handelsplatz Seiner Königlichen Majestät Staaten, welchen er für sich und sein Negoce am convenabelsten finden wird, mit seinem Vermögen, Leuten und Mobilien frei und ungehindert begeben, daselbst niederlassen auch eine Handlung etabliren und ungestöhrt betreiben könne, möge und dürfe, zu deren desto mehreren Begünstigung und Beförderung ihm sowohl als seinen Leuten und Nachkommen nicht nur die Edictmäßige Servis- und Einquartierungsfreiheit, sondern auch die Befreyung von der Enrollirung und Werbung angedeyhen imgleichen

„2. Mit Ein- und Ausländern zu handeln seine Schiffe unter Seiner Königlichen Majestät Flagge gehen zu lassen und mit allen Ein- und Ausländischen Producten, insoweit die letztere nicht verbothen oder darüber octroyiret worden, gleich einem Bürger Handlung und Verkehr zu treiben, ohne davon ein Mehreres als die ordinairen und festgesetzten Accise- und Zollabgaben zu entrichten, oder sonst an andern als denen bisherigen jedes Orts üblichen Accise- und Zoll-Formalitäten gebunden zu seyn, frey stehen; Jedoch muß derselbe sich nicht beigehen lassen Contrebande zu treiben, ansonsten er wie andere gestrafft wird, ferner wird

„3. Sein Etablissement nach Gutbefinden an einen andern Ort zu verlegen, auch allenfalls noch auf einen andern inländischen Handelsplatz ein Comptoir zu etabliren, auch überall diese Freyheit zu genießen, ohne deshalb Nachschuß oder Abschoß-Gelder erlegen zu dürfen, ihm nachgelassen und gestattet, wie denn derselbe auch

„4. Seine etablirte Handlung allenfalls wiederum aufheben und sich aus dem Lande begeben zu dürfen, ohne dieserwegen Nachschuß- oder Abzugs-Gelder oder dergleichen zu erlegen, nach Maaßgabe Seiner Königlichen Majestät allergnädigsten Declaration vom 3. Mai a. c. die unumschränkte Freyheit haben und

„5. Alle diese bemeldete Beneficia, Immunitäten und Freyheiten ihm sowohl als seiner Famille, im Fall er sich verheirathet zu Nutzen und zu statten kommen sollen.

„Seine Königliche Majestät wollen auch dem Kauff- und Handelsmann Heinrich Floris Schopenhauer bei dieser ihm verliehenen Concession höchst schützen und manteniren, und befehlen daher Dero sämmtlichen Kriegs- und Domainen-Kammern, bei welchen sich der Impetrant seines Etablissements halber melden wird, hiermit in Gnaden, solches sofort dem fünften Departement Dero General-Directorii anzuzeigen, übrigens aber sich hiernach allergehorsamst und gantz eigentlichst zu achten und dem Kauff- und Handelsmann Schopenhauer darunter allen beförderlichen guten Willen, wirksahme Hülffe und Facilité unweigerlich zu erweisen, und so offt es erforderlich ist prompt zu leisten. Signatum Berlin am 9. Mai 1773. Friedrich."

Ebenso wenig wie von diesem Freibriefe hat Heinrich Floris Schopenhauer von dem ihm vom Könige von Polen verliehenen Hofrathstitel jemals Gebrauch gemacht.

Neben ausgebreiteten kaufmännischen Kenntnissen hatte er sich während seines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich und England eine unter seinen Standesgenossen nicht gewöhnliche Bildung erworben. Mit besonderer Vorliebe las er die französischen Schriftsteller seines Jahrhunderts, vor allen Voltaire und Rousseau. Für das Staats- und Familienleben der Engländer war er so eingenommen, daß er sich lange mit dem Plane trug, zu ihnen auszuwandern. Nachmals beschränkte er sich darauf, sein Hauswesen mit englischem Comfort auszustatten und, wozu ihm sein Landsitz in Oliva Gelegenheit bot, die englische Gartenkunst zu pflegen. Täglich las er eine englische und eine französische Zeitung und frühzeitig hielt er seinen Sohn zum Lesen der „Times" an: denn aus diesem Weltblatt könne man alles lernen. Arthur befolgte auch den väterlichen Rath bis zu seinem Ende. Auf des Vaters Lebensordnung und Gewohnheiten hatte der Chef des Hauses Bethmann in Bordeaux, in dem er längere Zeit als Volontär thätig gewesen war, nachhaltigen Einfluß; denn Herr Schopenhauer

pflegte seine Unterweisungen als Familienvater mit den Worten zu bekräftigen: „So hat es Herr Bethmann gehalten."

Er war bereits in sein achtunddreißigstes Jahr getreten, als ihn die eben aufblühenden Reize der achtzehnjährigen Tochter des Rathsherrn Christian Heinrich Trosiener in die Fesseln der Ehe schlugen. Auch der mütterliche Großvater Arthur Schopenhauers war nach seiner Tochter Schilderung ein Mann von unbeugsam republikanischem Sinn und unbestechlicher Redlichkeit, stand jedoch auf seiten des sogenannten Volks d. h. der Oppositionspartei; denn es fehlte auch in jener kritischen Zeit, als Sein oder Nichtsein der Republik in Frage stand, nicht an innerem Zwiespalt, gleichwie in unsern Tagen die Verfassung der freien Stadt Frankfurt nicht schnell genug weggeräumt werden konnte, damit doch ja nicht dieses Geschäft der Hand des hereinbrechenden größeren Geschicks vorbehalten bleibe.* Jedesmal wann die äußeren Verhältnisse, von denen solche kleinen Freistaaten beherrscht werden, treues Festhalten an den angestammten Gütern und zögerndes Beharren innerhalb der schützenden Schranken, auch wenn sie eng geworden, von den Dächern herab predigen, schwelgt kurz vor dem Ende noch die politische Leidenschaft in Reformgelüsten. Der Rathsherr Trosiener war jedoch kein Neuerer im schlechten Sinn. Angeborenes Talent und wohlbenutzte Lebenserfahrungen ersetzten ihm die gelehrten Kenntnisse, und sein richtiger Blick ließ ihn die Nachtheile bürgerlicher Spaltungen im Augenblick der Gefahr wohl erkennen. Wie er sein Amt mit Ernst und Würde führte, so war auch sein Aeußeres imponirend. Er hatte für die damalige Zeit bedeutende Reisen gemacht, war in Rußland und mehrere Jahre in Frankreich gewesen und hatte sich mit den fremden Sprachen geistige und körperliche Gewandtheit angeeignet. Auch war er, wie Johanna Schopenhauer, heiterer Gemüthsart; aber über alle guten Eigenschaften warf, nach dem Zeugnisse der Tochter, eine nicht zu zähmende Heftigkeit des Charakters zuweilen ihren verdunkelnden Schatten, welche denen, die ihn nicht genau kannten, den Umgang mit ihm verleidete.

---

* So schrieb ich 1861. Fünf Jahre danach schon erntete die zum „Freistaat" hinaufgeschraubte Stadt die Frucht ihrer politischen Entartung.

„Gerade wenn man es am wenigsten erwartet hatte, konnte ihn der unbedeutendste Anlaß zu wildem, freilich sich schnell wieder legenden Zorne aufbringen. Dann erbebte vor seiner Donnerstimme das ganze Haus und alle Hausgenossen bis auf Hund und Katze liefen ihm voll Angst aus dem Wege."

Dieser Schilderung entspricht sein Portrait, eine Aquarellminiatur, die Schopenhauer mit der Aufschrift „Avus meus maternus" bezeichnet hat. Es zeigt einen überaus energischen, fast barschen Charakter.

Die außerordentliche Reizbarkeit und Heftigkeit Schopenhauers finden wir also in beiden Linien der Familie reichlich vorbereitet. Sie bilden einen häufig wiederkehrenden Charakterzug im Leben hochbegabter Menschen, den unter anderen schon Augustinus von seinem Vater Patricius, ebenso Lessing, Goethe, Seume von dem ihrigen berichten.

Von ihrer Mutter rühmt Johanna, sie allein habe sich durch die häuslichen Ungewitter, die der tobende Gatte heraufbeschwor, nicht aus der Fassung bringen lassen. Sie rühmt aber auch ihren Mutterwitz, ihren natürlichen Verstand und sagt, daß ihre Hände zu machen gewußt, was ihre Augen gesehen hätten.

Johanna Henriette Trosiener stand, obwohl bereits ein erster Liebesschmerz hinter ihr lag, noch auf der letzten Stufe der Kindheit, als sie der auf reiner Neigung beruhenden Werbung des fast zwanzig Jahre älteren Mannes Gehör schenkte. Ueber ihr Verhältniß zu ihm sagt sie:

„Aus freiem Entschluß sprach ich in Gegenwart meiner Aeltern das erbetene Ja sogleich aus, sogar ohne die damals gewohnte Bedenkzeit von drei Tagen mir vorzubehalten. Allfanzereien dieser Art strebten meinem geraden Sinne immer entgegen und ohne es zu wissen, stieg ich durch dieses mein ungeziertes Benehmen, in der Achtung des vorurtheilfreiesten Mannes, den ich je gekannt. Noch vor Vollendung meines neunzehnten Jahres war mir durch diese Verbindung die Aussicht auf ein weit glänzenderes Loos geworden, als ich jemals berechtigt gewesen zu erwarten; doch daß dies in so früher Jugend meine Wahl nicht bestimmen konnte, ja daß ich kaum daran dachte, wird man mir zutrauen. Ich meinte mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ein Wahn, dem man in früher Jugend nach der ersten schmerzlichen Erfahrung sich so leicht und gern überläßt. Aeltern und Verwandten mußten meine Verbindung mit einem so bedeutenden Manne, wie Heinrich Floris Schopenhauer in unserer Stadt es war, für ein sehr glückliches Ereigniß nehmen, doch haben weder mein Vater noch meine Mutter sich erlaubt, meinen Entschluß leiten zu wollen, obgleich Schopenhauers Betragen gegen mich zu auffallend war, als daß seine Erklärung sie hätte überraschen können. Ich durfte stolz darauf sein, diesem Manne anzugehören, und war es auch. Glühende Liebe heuchelte ich ihm ebenso wenig als er Anspruch darauf machte."

Der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" verdankt also von der Mutter aus seine Entstehung keiner Neigungsehe, indem das feurige Temperament seines Vaters zwar mit hellem Verstande aufgenommen wurde, die überwältigende Innigkeit des Gefühls aber, die wir Liebe nennen, der Verbindung fremd blieb.

Johanna war am 9. Juli 1766 geboren und die älteste Tochter ihrer Aeltern. Sie hatte die zierlichen Formen, die klaren blauen Augen und das hellbraune Haar von der Mutter. Ihre Gesichtszüge waren mehr anmuthig als schön. Bis ins Greisenalter bewahrte sie, selbst nachdem ihre Figur durch Corpulenz und das Höherstehen der linken Hüfte verdorben war, in ihrer Erscheinung und Unterhaltung eine Grazie, die ihrer nie gesättigten Neigung zur Geselligkeit in den verschiedensten Kreisen den gewohnten Erfolg sicherte. Dabei hielt sie sehr auf sich selbst, war sich ihrer Vorzüge von Jugend auf wohlbewußt und konnte bei Personen, die ihr nicht rangfähig erschienen, hochmüthig und abstoßend sein. Das 1806, also in ihrem vierzigsten Jahre von Caroline Bardua gemalte Pastellportrait, welches Schopenhauer dem Maler Jules Lunteschütz vermacht hat, zeigt sie noch als blühende junge Frau.

Ihr Jugendleben in der Vaterstadt hat sie noch im letzten Jahre ihres Lebens anziehend geschildert. Leider überraschte sie, als diese Memoiren erst bis zum Jahre 1789 gediehen waren, der Tod. Was ihr an gründlicher Bildung in der beschränkten Erziehungssphäre ihres Aelternhauses abgegangen war, wußte ihr reiches Talent an der Seite eines Weltmannes wie Heinrich Floris Schopenhauer in der kürzesten Zeit zu ersetzen. Schon dessen häusliche Einrichtung bot der jungen Frau höhere Eindrücke als eine bloß elegante Ausstattung gewähren kann. Die besten Kupferstiche schmückten die Wände ihrer Zimmer, Abgüsse antiker Büsten und Statuen im Hause machten sie mit der plastischen Kunst bekannt. Die Benutzung der auserwählten englischen und französischen Bibliothek ihres Mannes läuterte ihren literarischen Geschmack und bildete ihr Urtheil, während ein treuer Freund ihrer Kindheit, der Prediger der englischen Colonie in Danzig, Dr. Jameson, ihr bei den Irrungen, welche die rasche Entwickelung ihres intellectuellen und moralischen Lebens mit sich führte, beruhigend und wegweisend

zur Seite stand. Ihrem weltoffnen, nur zu viel nach außen gerichteten Sinne, den sie mit den Worten Goethe's schildert:

> Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
> Und Welt und ich wir schwelgten in Entzücken —

leistete ihr Gatte indessen mehr Vorschub als gut für sie war. Denn was die Heimath bot, so viel es auch sein mochte, schien bald nicht mehr zu genügen.

Der größte Theil des Jahres wurde auf dem reizenden Landsitze unter Eindrücken verlebt, wie sie für das hoffnungsreiche Leben einer jungen Frau nicht günstiger gedacht werden können. Zwischen Strieß und Oliva lehnten damals, in einiger Entfernung voneinander erbaut, sieben Landhäuser mit zum Theil großartigen, von uralten Buchen und Rüstern umschatteten Gartenanlagen, an den ebenfalls mit ehrwürdigen Bäumen prangenden Anhöhen, welche den Saum eines bis Kassuben hinein sich erstreckenden Waldes bildeten. Feld und Wald, die Halbinsel Hela mit ihrem Leuchtthurm, die offene See, die Rhede mit den aus blauer Ferne heransegelnden Schiffen, der Hafen, der Strom mit der Festung Weichselmünde, die ganze Umgebung Danzigs, die hohen Wälle und Thürme der Stadt — dies alles lag vor ihren Blicken. Im eindrucksvollsten Wechsel zwischen tiefer Waldeinsamkeit und Gesellschaft vergingen ihre Tage. Ihren Gatten, der die Stadt seiner Geschäfte wegen in der Woche nicht verlassen konnte, sah sie nur Sonnabends und Sonntags: dann aber kam er in der Regel von ein paar Freunden begleitet, und an Sonntagen schien das Speisezimmer für die Zahl geladener und ungeladener, fremder und einheimischer Gäste nicht Raum genug zu bieten. Danach trat wieder tiefe Stille um sie ein, in der sie sich selbst und den französischen Romanen, die der Gemahl ihr in die Hände gab, überlassen war.

„Aber was besaß ich nicht alles! den terrassenförmig angelegten herrlichen Garten, voll Blumen und Früchte, den Springbrunnen, den großen Teich mit buntbemalter Gondel, die mein Mann mir aus Archangel hatte kommen lassen und die so leicht zu regieren war, daß ein sechsjähriges Kind damit hätte fertig werden können; Pferde, mit denen ich nach Belieben spazieren fahren konnte; zwei winzige spanische Hündchen; acht Lämmer, die nie anders als wohlgebürstet und schneeweiß vor mir erschienen und deren jedes eine Glocke am Halse trug von neuer, in England gemachter Erfindung, kraft deren die acht zusammen eine wie Silber tönende, sehr rein gestimmte Octave bildeten; den Hühnerhof mit seltenem Geflügel; uralte

Karpfen im Teiche, die eilig herbeischwammen, sobald sie meine Stimme hörten und mit aufgerissenen Mäulern die Brocken, die ich von meiner Gondel ihnen zuwarf, einander abzujagen sich bemühten."

Dennoch wollte „zuweilen ein leises Gefühl von Unbehagen oder Mißmuth" auf sie eindringen; aber

„ein Blick auf die wundervolle Scenerie um mich her — und es war verklungen! In der Abend- wie in der Morgenbeleuchtung, vom Sturm in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt, erglänzend im hellen Sonnenschein, oder von darüber hinfliegenden Schatten der Wolken momentan verdunkelt, bot im Wechsel der Tageszeit das ewig bewegte Meer mir ein nie mich ermüdendes Schauspiel; und wenn ich abends die Jalousien vor meinem Fenster nicht schloß, weckte mich der erste Strahl der mir gegenüber aus der Ostsee glorreich sich erhebenden Sonne. Mitternacht kam oft heran, die unaussprechliche Herrlichkeit der lauen nordischen Sommernacht, während welcher die Sonne nur wie zum Scherz auf wenige Stunden sich verbirgt, hielt lange noch am offenen Fenster mich fest. Der purpurrothe Streif, der am Horizont die Stelle des Unterganges der Sonne bezeichnet, war noch nicht erloschen, die zweite Morgenstunde hatte noch nicht geschlagen und schon erglühete der östliche Himmel in immer steigender Pracht. Ich sah beide Leuchtthürme, den auf der Insel Hela und den am danziger Strande, Meteoren gleich, durch die Dämmerung blinken, lauschte noch eine Weile dem Geflüster der Bäume im nahen Walde, dem wunderlichen Gezwitscher der träumenden Vögel in meinem Garten, bis endlich das Gerieseł des nie rastenden Springbrunnens unter meinem Fenster mich unwiderstehlich einlullte."

Als am 17. August 1786 Friedrich der Große die Augen geschlossen hatte und die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch Danzig ging, athmete die Stadt neu auf: beinah jubelnd rief man das längst Erwartete einander entgegen, als müsse der schwere Druck, unter dem man seit Jahren seufzte, jetzt schwinden und alles anders werden. Heinrich Floris Schopenhauer theilte diesen Freudetaumel seiner Mitbürger nicht; denn er sah darin sowohl eine Ungerechtigkeit gegen den großen König, als eine arge Täuschung. Fester als jemals wurzelte seitdem in ihm der Entschluß, sobald seine Vaterstadt dem Schicksal, unter preußische Herrschaft zu kommen, nicht mehr ausweichen könne, sich einen andern Wohnplatz zu suchen. Das Verlangen, seiner jungen Frau die Welt zu zeigen, wurde deshalb durch die Absicht das englische Familienleben ihrer Kenntniß näher zu bringen — denn die Auswanderung nach jenem Lande der Freiheit lag in seinen Gedanken — vollends zur Reife gebracht.

So trat denn das wanderlustige Ehepaar am Johannistag 1787 seine erste große Reise an. Ueber Berlin, Hannover und Pyr-

mont, wo sich Johanna Schopenhauer Mösers Freundschaft erwarb, kamen sie nach Frankfurt. „Hier", sagt sie, „wehte ein Hauch vaterländischer Luft mir entgegen: alles erinnerte mich an Danzig und das dortige reichsstädtische Leben." Sie trug damals den Sohn unter dem Herzen, nicht ahnend, daß dieser dereinst seine zweite Heimat und sein Grab in dieser Stadt finden sollte. Sie reisten durch Belgien nach Paris und von dort nach England, wo der Ersterzeugte nach dem ausdrücklichen Wunsch seines Vaters ans Licht der Welt gesetzt werden sollte, um damit die Rechte des englischen Indigenats zu erwerben. Allein die plötzlich erwachende Sorge für die junge Mutter ließ es nicht dazu kommen, und nach einer forcirten Heimreise im Winter, von deren Beschwerden unsere Generation keine Vorstellung mehr hat, erfolgte die ersehnte Geburt am 22. Februar 1788, einem Freitage, in dem jetzt durch eine Gedenktafel bezeichneten Hause auf der Heiligengeiststraße Nr. 112 jetzt 114a in Danzig. Am 3. März war die Taufe. Den Namen Arthur wählte der Vater mit Rücksicht auf die dereinstige Firma des zum Kaufmann vorausbestimmten neuen Weltbürgers, weil dieser Name in allen Sprachen der nämliche bleibe.

Nach dem Zeugnisse der Mutter, die nun „am Tage wie in der Nacht kaum einen andern Gedanken" als ihren Arthur hatte, war es ein kräftiger Knabe, den sie der Welt geschenkt und von dem sie, „wie alle jungen Mütter, fest überzeugt war, daß kein schöneres, frömmeres und klügeres Kind auf Gottes Erdboden lebe". Dank der doppelten Gelegenheit, verbrachte Arthur die ersten Jahre seiner Kindheit fast ganz auf dem Lande. Auf dem Stuthofe nämlich bot das von den mütterlichen Großältern bewohnte Herrenhaus mit der ausgedehnten unruhvollen Landwirthschaft ein der vornehmen Stille Olivas entgegengesetztes, aber nicht minder gesundes und unterhaltendes Landleben. Dort war es, wo man einmal den kleinen Philosophen nach Schopenhauers eigenem Bericht fand, als er einen Schuh in ein großes Gefäß voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat, herauszuspringen, „weil das Kind noch gar keinen Begriff von der Unerbittlichkeit der Naturgesetze und dem Verharren jedes Dings bei seinem Wesen hat, sondern noch glaubt, selbst leblose Dinge werden ihm ein wenig nachgeben: vielleicht weil es sich mit der Natur

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRA

als Eins erkennt, vielleicht weil es sie sich befreundet glaubt aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der Welt".

Der Ausbruch der Revolution in Paris hatte die republikanischen Gesinnungen der Aeltern Schopenhauer's zur Begeisterung gesteigert und als mit der Blokade Danzigs im März 1793 die letzte Hoffnung auf Erhaltung der städtischen Freiheit gewichen war, wanderten sie mit dem fünfjährigen Sohne, wenige Stunden ehe die preußischen Truppen die Stadt besetzten, in eiliger Flucht durch das damals schwedische Pommern nach Hamburg aus. Heinrich Floris Schopenhauer betrat seine Vaterstadt nie wieder; doch gestattete er, einem Versprechen gemäß, seiner Frau, um ihr und ihren Verwandten die schmerzliche Trennung zu erleichtern, alle vier Jahre hinzureisen.

Während ihres zwölfjährigen Wohnsitzes in Hamburg, wo Heinrich Floris Schopenhauer sein Handelsgeschäft unter ungünstigen Zeitverhältnissen fortsetzte, schlossen sich der Familie die besten Kreise der liberalen Schwesterstadt auf. Aber der Verlust der Heimath schien die Wanderlust der Ehegatten fast krankhaft gesteigert zu haben; denn außer den Besuchen der jungen Frau in Danzig unterbrachen ihren hamburger Aufenthalt zahlreiche große und kleine Reisen. Der leichte freie Sinn Johannas, ihre Virtuosität in der Anknüpfung neuer geselligen Verhältnisse, die Geläufigkeit ihrer englischen und französischen Conversation, endlich eine wohl allzu große Liberalität in der Verwendung und Mittheilung dessen was sie besaß, mochten sie und den ihr zu Gefallen lebenden Gatten besonders zum Reiseleben verführen. Auch der Umstand, daß die junge Frau in einer Ehe lebte, die sie nicht vollkommen ausfüllte und befriedigte, trug gewiß zu dieser Unstetigkeit und Zerstreuungssucht bei. So kam die Familie schon während Arthurs Knabenalter mit vielen ausgezeichneten Zeitgenossen in persönliche Berührung. Zu ihren merkwürdigen Bekanntschaften der früheren Zeit gehören Klopstock, Tischbein, Reimarus, Baron Staël, Graf Reinhard, Feldmarschall Kalkreuth, Nelson und Lady Hamilton.

Die weltmännische Ausbildung Arthurs war ein Nebenzweck dieser Reisen, den sein Vater damals schon ins Auge faßte. „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen", das waren seine Worte,

die sich bedeutsamer erfüllten, als der Kaufmann ahnen konnte. Dankbar gedachte der Sohn dessen, so oft er die vorurtheilsfreie, vielseitige liberale Erziehung, die ihm von frühester Kindheit an zutheil geworden, derjenigen der meisten deutschen Gelehrten gegenüber rühmte. Schon mit neun Jahren, als der Mutter die Trennung von dem einzigen Sohne durch die Ankunft eines Töchterchens erleichtert war, nahm ihn der Vater mit nach Frankreich und ließ ihn dort bei einem Geschäftsfreunde, Grégoire in Havre, zurück, wo der Knabe über zwei Jahre blieb und mit dem gleichalterigen Sohne des Hauses, Anthime Grégoire, Privatunterricht genoß. Dort verlebte er 1797—1799 die glücklichste Zeit seines Knabenalters und bildete sich — worauf es der Vater abgesehen hatte — ganz zum Franzosen aus. Nach Hamburg auf dem Seewege ohne Begleitung heimgekehrt, hatte er seine Muttersprache verlernt und konnte sich nur allmählich wieder an die harten Klänge dieser gewöhnen; ja noch vier Jahre später empfand er in einer Familiengesellschaft zu Amsterdam die größte Freude darüber, daß „den ganzen Abend nichts als Französisch gesprochen worden" war.

Er trat nun in das Runge'sche Privatinstitut, wo die Söhne der angesehensten Familien seine Schulgenossen waren. Hier wie auch schon in Havre empfing er einigen lateinischen Unterricht; jedoch, wie dies in solchen kaufmännischen Bildungsanstalten die Regel bildete, mehr des gelehrten Scheines wegen und ohne allen bleibenden Gewinn. Bereits im folgenden Sommer treffen wir ihn wieder drei Monate lang auf Reisen, da er die Aeltern nach Hannover, Kassel, Weimar, wo er Schiller sah, Karlsbad, Prag, Dresden, Berlin und Leipzig begleiten durfte.

Zum größten Leidwesen des für die Erziehung des zukünftigen Kaufmanns so frühe besorgten Vaters erwachte aber um diese Zeit im Herzen des Sohnes eine brennende Liebe zur Wissenschaft. Lange widerstand der Vater, bis er endlich den Bitten Arthurs und den Zeugnissen der Lehrer Gehör schenkend, dem Plane näher trat, ihn dem Gymnasium zu übergeben. Da er aber auf diesem Wege für des Sohnes Auskommen fürchtete, trug er sich mit der Absicht, ihm eine Stiftspfründe zu sichern. Ueber der Erwägung der Einkaufsbedingungen verzögerte sich die Entscheidung, und

Heinrich Floris Schopenhauer nahm seine Zuflucht zur List. Er benutzte nämlich die Sehnsucht des Knaben nach seinem geliebten Anthime in Havre und seinen nicht weniger mächtigen Trieb die Welt zu sehen, indem er ihm die Alternative stellte: entweder sofort ins Gymnasium einzutreten oder aber, auf die gelehrte Laufbahn ein- für allemal verzichtend, nach dem Genusse einer großen Reise, deren Plan die Aeltern bereits entworfen hatten, die Handlung zu erlernen. Einer solchen Versuchung konnte der erst fünfzehnjährige Liebhaber der Muse nicht widerstehen: er verleugnete die Geliebte und reiste im Frühjahr 1803 voll Erwartung der Dinge, die kommen sollten, mit den Aeltern ab.

Von dieser letzten und längsten, vom Mai 1803 bis Anfang 1805 dauernden Reise durch Holland, England, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Oesterreich und Deutschland hat Johanna Schopenhauer später vielgelesene Beschreibungen gegeben, deren Stoff sie aus genau geführten, aber damals noch jeder literarischen Absicht fremden Tagebüchern schöpfen konnte. Auch der Sohn wurde zur Führung eines Reisejournals angehalten. Der unleugbare Nachtheil, gerade in den Jahren, welche die Spannung der Geisteskräfte auf den Erwerb gründlicher Schulkenntnisse fordern, aus jeder geordneten Thätigkeit herausgerissen und den Zerstreuungen eines von zahllosen flüchtigen Eindrücken hin- und herbewegten nur genießenden Reiselebens preisgegeben zu sein, sollte auch ihm nachmals empfindlich bewußt werden. Allein was manchem andern Knaben verderblich geworden wäre, ihm gereichte es schließlich zum Gewinne; ja, nachdem das Versäumte durch eisernen Fleiß ersetzt war, stellte sich die Ueberzeugung bei ihm fest, daß diese Führung seines Lebens nicht Zufall sondern zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe nothwendig gewesen sei.

In England blieben sie sechs Monate, und während verschiedener Ausflüge der Aeltern in den Norden des britischen Eilandes wurde der Sohn vom Juli bis September 1803 in der Pension (boarding school) eines Geistlichen, Namens Lancaster, zu Wimbledon bei London untergebracht. Hier legte er den Grund zu seiner nachmaligen Vertrautheit mit Sprache und Literatur der ihm geistig verwandten Nation. Dem an französische Freiheit gewöhnten Knaben freilich wollten die steifen gebundenen Formen

des englischen Lebens, besonders des kirchlichen, das ihm als eitele Heuchelei erschien, so wenig zusagen, daß er einem seiner hamburger Schulfreunde schreiben konnte, er finde sich „durch seinen Aufenthalt in England bewogen, die ganze Nation zu hassen". Hatte er sich der allezeit offenen, beweglichen, warmblütigen französischen Sitte ebenso leicht als innig angeschlossen, so fand er sich jetzt, in der kältern Region, zum ersten mal isolirt, auf sich selbst zurückgewiesen — eine Selbstbeschränkung, die dem ungestümen und verwöhnten Knaben die ersten Verstimmungen bereitet zu haben scheint, obwohl er seine Zeit mit schönen Künsten und ritterlichen Uebungen, mit Flötenspiel, Gesang, Zeichnen, Reiten, Fechten und Tanzen verbringen durfte.

„Du mußt", schreibt ihm seine Mutter am 19. Juli 1803, „den Leuten ein wenig mehr entgegenkommen, als sonst wohl deine Art ist. Bei jeder gesellschaftlichen Verbindung muß einer den ersten Schritt thun, und warum solltest du das nicht so gut können wie ein anderer, der, obgleich er älter als du ist, nicht den Vorzug gehabt hat, der dir so früh zutheil geworden ist, oft und viel unter fremden Menschen zu leben, und also aus Blödigkeit sich zurückhält, weil er nicht den Muth hat, vorwärts zu gehen? Der ceremoniöse Ton muß dir freilich auffallen; er ist aber der Ordnung wegen nothwendig. So wenig ich für steife Etikette eingenommen bin, so kann ich doch das rauhe sich nur selbst zu gefallen suchende Wesen und Thun noch weniger leiden. Du hast keine übeln Anlagen dazu, wie ich oft zu meinem Verdruß bemerkt habe, und es ist mir lieb, daß du jetzt unter Leuten von anderm Schlage leben mußt, obgleich sie vielleicht ein wenig zu sehr auf die andere Seite ausschweifen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich bei meiner Zurückkunft merken werde, daß du etwas von diesem complimentenreichen Wesen, wie du es nennst, angenommen hast; dafür, daß du es übertreiben werdest, ist mir nicht bange."

Auch muß er über Mangel an Unterhaltung geklagt haben, wenn es nicht der bloße Vorwand seines allgemeinen Mißbehagens war, da die Mutter schreiben konnte:

„Zeichnen, Bücher, Flöte, Fechten und Spazierengehen ist denn doch ziemlich viel Abwechselung. Ich habe viele Jahre hindurch fast keine andern Freuden des Lebens gekannt und mich recht wohl dabei befunden. Dein Alter ist eigentlich noch für keine andern gemacht: um die rauschendern Freuden des Lebens zu genießen, muß man erstlich zu leben verstehen, und du bist erst in der Vorbereitung begriffen."

Allein, als ob das Loos des Erstgeborenen denn doch ein zu hartes wäre, gestattet ihm der Vater, allwöchentlich nach London zu fahren. Nur in Einem Punkte wird ihm nachdrücklicher zugesetzt: nämlich, daß er besser schreiben lerne. Der künftige Held der Feder war auch mit Erfolg dafür thätig, denn seine Hand-

schrift nahm damals bereits die ebenso deutlichen als gewandten Züge an, die man unter dem Bilde des Siebenzigjährigen findet. Während der Vater für die unnützen Schnörkel in den Briefen des Sohnes ein kritisches Auge hatte, sah die Mutter auf dessen Stil und Lektüre. So schreibt sie am 4. August 1803: er solle weniger Gebrauch von den Schiller'schen Trauerspielen machen und mehr Englisch lesen.

„Ueberhaupt wünschte ich, daß du die Dichter alle sammt und sonders auf einige Zeit über Seite legtest und eine ernsthaftere Lektüre wähltest. So anziehend jene Schriften sind, so sind sie doch nur für die Stunden der Muße. Du hast deren zwar viele, aber in dem Alter, in dem du jetzt stehst, ist deine Zeit so kostbar für die Zukunft, daß du, wenn du vernünftig sein willst, auch aus diesen dir selbst gelassenen Stunden so viel Nutzen ziehen mußt als möglich. Ich gestehe, die Beschäftigung mit den Meisterwerken des Genius ist äußerst reizend, aber wer sich zu anhaltend damit abgibt, verliert am Ende allen Geschmack an ernstern Dingen, und glaube mir, Schiller selbst wäre nie, was er ist, wenn er in seiner Jugend nur Dichter gelesen hätte; er sagt ja selbst: ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, und du mußt jetzt hinein ins ernste Leben, und wahrlich es wird dir mehr als ernst, es wird dir unerträglich vorkommen, wenn du dich schon so frühe gewöhnst, deine Stunden alle mit der Kunst zu vertändeln. Du bist nun fünfzehn Jahre alt, du hast schon die besten deutschen, französischen und zum Theil auch englischen Dichter gelesen und studirt, und doch, außer den Schulstunden, kein einziges Buch in Prosa, einige Romane ausgenommen, keine Geschichte, nichts als was du etwa lesen mußtest, um bei Herrn Runge zu bestehen. Das ist nicht recht. Du weißt, ich habe Gefühl fürs Schöne, ich freue mich, daß du es von mir vielleicht geerbt hast: aber dies Gefühl kann uns nun einmal in dieser Welt, wie sie ist, nicht zum Leitfaden dienen, das Nützliche muß vorangehen und alles in der Welt wollte ich dich lieber werden sehen als einen sogenannten Bel esprit."

Sie, die nachmals selbst auf eine schöngeistige Existenz verfallen sollte, ahnte nicht, daß dereinst noch Kritiker ihres Sohnes erstehen würden, die statt des Philosophen den Belletristen in ihm entdeckten, sie ahnte noch weniger, daß ihm der Ernst des Lebens in höherem Sinne als dem des Nützlichen und die Heiterkeit der Kunst in tieferer Bedeutung als der des Unterhaltenden und Reizenden aufgehen sollte.

An einem Ausbruche seines Widerwillens gegen die „infame Bigoterie", die ihn an Sonn- und Festtagen müßig zu gehen nöthigte und ihm den Wunsch eingegeben: „wenn doch die Wahrheit mit ihrer Fackel die ägyptische Finsterniß in England durchbrennte", tadelt sie nur die Form:

„Wie kannst du der Wahrheit so etwas zumuthen? eine Finsterniß kann erleuchtet werden, aber brennen kann sie wahrhaftig nicht. So etwas heißt

auf englisch bombast. — Vom lieben Christenthum kriegst du indessen dein reichlich Theil und ich kann es dir nicht verdenken, wenn es dir etwas zu viel dünkt, aber ein wenig auslachen muß ich dich denn doch: weißt du noch wie manchen Krieg ich mit dir hatte, wenn du des Sonntags und an Feiertagen durchaus nichts Ordentliches vornehmen wolltest, weil es dir «Tage der Ruhe» waren? nun kriegst du der sonntäglichen Ruhe satt und genug."

Man sieht und wird in der Folge noch mehr sehen, daß der Satz: das Kind ist des Mannes Vater, in Schopenhauers Leben eine höhere als nur parabolische Bedeutung gewinnt. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, sprang, nachdem er von Kants Geist befruchtet war, Schopenhauers System aus dem seinigen, sodaß diesem System — sowohl seiner Entstehung als seinem Inhalte nach — beinahe jede Entwickelung fehlt, und alle auf dem Begriff eines Processes beruhenden Wissenschaften, wie die historischen, seinem Urheber zeitlebens heterogen geblieben sind. Aber diesem bedenklichen Mangel seines Geistes steht eben jene seltene Sicherheit und Beharrlichkeit in dem einmal als wahr Erfaßten gegenüber, deren er sich im Gegensatze zu seinen berühmten Kant'schen Mitschülern mit Recht rühmen durfte.

Und wie sich hier der fünfzehnjährige Knabe wider den vermeinten Aberglauben der — später von ihm als die intelligenteste Nation verehrten — Engländer ereifert, so überkommt den Greis noch die Lust dreinzuschlagen, wenn er in den „Pickwickern" liest, wie der alte Weller dem „frommen" Mr. Stiggins seinen Lohn schließlich in Prügeln bezahlt, sodaß er den erbaulichen Text mit den Worten glossirt: „The author sheweth here allegorically how the English nation ought to treat that set of hypocrites, impostors and money-graspers, the clergy of the established humbug that devours annually £ 3,500,000!" Von Religion und Kirche hatte der Knabe Begriffe mit nach England hinüber gebracht, welche sie deren natürlichem Gebiete, dem Erhabenen, gänzlich entrückten. Wo ihm dies jedoch unentstellt und unverhüllt entgegentritt, trägt es über alle Reiseeindrücke den Sieg davon. Hatte er noch in der portugiesischen Synagoge zu Amsterdam bei den endlosen Rouladen des Vorsängers und dem Geplapper der Gemeinde die ernsthafte Miene nur mit Anstrengung behauptet, so ergreift ihn in der Kathedrale zu Gent während der großen Messe das Gefühl der Andacht mit Macht, aber fast be-

fremdend, weil er es in dem zur flachsten Nüchternheit herabgekommenen protestantischen Gottesdienst seiner Jugendzeit, „wo der gellende Gesang der Menge Ohrenweh macht und die mit aufgesperrten Mäulern blökende Gemeinde oft zum Lachen zwingt", nicht gefunden hatte. Im Innern der Paulskirche in London fühlt er sich „einem unaussprechlich Erhabenen und Ehrfurcht Erregenden gegenüber verschwinden". Der Anblick der Westminster-Abtei gibt ihm „unendlichen Stoff zum Denken". Wenn man in diesen gothischen Mauern die Ueberreste und Denkmäler der Dichter, Helden und Könige sehe, wie sie aus so verschiedenen Jahrhunderten hier zusammenstehen, so frage man sich, „ob jene wohl selbst so beisammen seien, dort, wo nicht Jahrhunderte, nicht Stände, nicht Raum und Zeit sie trennen, und was wohl jeder von dem Glanz, von der Größe, die ihn hier umgaben, mit hinüber genommen habe". Die Könige hätten Krone und Scepter hier zurückgelassen, die Dichter den Ruhm; „doch die großen Geister unter ihnen, deren Glanz aus ihnen selbst geflossen, die ihn nicht von außen empfangen, haben alles, was sie hier gehabt, mit hinübergenommen". Fürwahr keine müßige Betrachtung des fünfzehnjährigen Unsterblichkeitscandidaten!

Die auf das Ganze gerichtete philosophische Ader wird bereits bei jeder Gelegenheit rege: im naturhistorischen Museum bleibt er vor den Versen des gerade hundert Jahre vor ihm geborenen Pope stehen:

> See, through this air, this ocean and this earth,
> All matter quick, and bursting into birth:
> Above, how high progressive life may go!
> Around, how wide! how deep extend below,
> Vast chain of being! which from God began,
> Natures ethereal, human angel, man,
> Beast, bird, fish, insect, what no eye can see,
> No glass can reach; from infinite to thee
> From thee to nothing.*

Im November 1803 reisten sie über Rotterdam, Gorkum — wo die alte gothische Kirche besucht wurde, an der seine Ahnen gepredigt hatten — über Antwerpen und Brüssel nach Paris. Hier blieben sie über zwei Monate, Tag für Tag unter der persönlichen

* Essay on man, Ep. I, v. 233—241.

Leitung Merciers, des Verfassers des „Tableau de Paris“, mit der Betrachtung aller merkwürdigen Dinge und Menschen ausnutzend, nichts übergehend, vom Louvre bis zur Sèvres Porzellanfabrik, von dem an der Schwelle des Kaiserthrons stehenden ersten Consul bis zum taubstummen Massieu, dessen Bittschrift seinen Lehrer in der Schreckenszeit von der Guillotine gerettet hatte. Während ihn die Antiken im Louvre mächtig fesselten, ließ ihn Talma's Spiel vollständig kalt.

„Je mehr ich die kleinen Komödien und komischen Opern im Faydeau und Vaudeville sehe, desto mehr finde ich Geschmack daran: die französische Sprache und die Acteurs scheinen zu diesen Stücken gemacht; an die höchst unnatürliche rauhe Declamation der französischen Tragiker werde ich mich aber nie gewöhnen.“

Ende Januar wurde die Reise über Orléans, Tours, Angoulème, Bordeaux, durch das ganze südliche Frankreich bis zu den Orangengärten und Palmen von Hyères fortgesetzt. Hier waren es nun die Naturgenüsse, welche ihm täglich neuen Reiz boten und in seinem Geiste intuitiv verarbeitet wurden. So, wenn er im Berge bei St. Feriol das furchtbare Gebrüll hört, mit dem das Wasser aus dem Hochbassin des Kanals von Languedoque in die unterirdische Leitung stürzte, worüber er siebenzehn Jahre später in seiner berliner Vorlesung bemerkte, daß er hier durch ein bloß Gehörtes das Gefühl des Erhabenen im höchsten Grade empfunden, weil er, obwohl in dem dunkeln unterirdischen Gange völlig sicher und unberührt stehend, durch das ungeheuere Getöse doch ganz und gar wie vernichtet gewesen, der Vorgang also nur in der Perception verlaufen sei. Die Ruinen des römischen Amphitheaters in Nîmes flößen ihm „Ehrfurcht“ ein. „Die Spuren von den verschiedenen Jahrhunderten, welche diese grauen Steine gesehen haben“, bemerkt er in seinem Tagebuch, „führen bald den Gedanken an die Tausende längst verwester Menschen herbei, die in diesen mannichfaltigen Jahrhunderten an allen ihren Tagen, sowie ich heute, über diese Ruinen hinwegschritten: wenn die Dauer des Menschen sich kurz nennen läßt, so ist es im Vergleich mit der Dauer seiner Werke.“

Den tiefsten Eindruck nahm er natürlich von den Alpen mit sich. In Chamounix quälte er seinen Vater, allein zurückbleiben

zu dürfen, und noch im späten Alter überschlich ihn ein eigenthümliches Heimweh, wenn er auf den Montblanc zu sprechen kam.

„Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister", sagt er*, „hat ihr Sinnbild an diesem Berge, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh morgens, der Wolkenschleier reißt und nun der Gipfel, vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken auf Chamounix herabsieht: dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischen durch die nur ihm mögliche aus der vollkommensten Objectivität des Geistes entspringende eigenthümliche Heiterkeit, die wie ein Lichtglanz auf seiner hohen Stirne schwebt: in tristitia hilaris, in hilaritate tristis."**

Dieser Hang zur contemplativen Melancholie ist bekanntlich dem zur Mannbarkeit erwachenden Jünglingsalter eigen; wie viel stärker aber mußte eine solche Gemüthsstimmung sich bei ihm geltend machen, der berufen war, den von jeder Affectation und Unlauterkeit freien philosophischen Pessimismus im Occident sozusagen neu zu entdecken und nach seiner Mutter Zeugniß schon als Knabe „über das Elend der Menschen brütete". Den fundamentalen Widerstreit, den er dabei in dem Verhältnisse zwischen Wollen und Erkennen bestehen ließ, mögen wir verwerfen, indem wir einsehen, wie alles auf die positive Qualität des Willens ankommt; wir mögen sagen, daß es unserm Philosophen nicht gelungen sei, das unauslöschliche Bedürfniß der Versöhnung beider zu stillen, wir mögen seinem Leben wie seiner Lehre jene Harmonie absprechen, in der allein das Gemüth wahrhafte Ruhe findet — aber wir dürfen, wollen wir ihm wie uns selbst gerecht werden, nicht das Wahre, Tiefgeschöpfte und Heilsame in dieser Lehre verkennen. Dazu nun gehört auch dieses sein „willenfreies Erkennen", sofern man dabei den verderbten, nur von verkehrten Antrieben geleiteten Willen, wie er unser aller Erbtheil ist, im Auge hat und die unaussprechliche Wohlthat der Befreiung davon zu würdigen und darzustellen weiß wie Schopenhauer.

Diese Einsicht scheint ihm schon sehr frühe geworden zu sein, wie sie denn auch einen der Grundpfeiler seines Systems bildet. Bereits beim Besuche des Taubstummeninstituts des Abbé Sicard in Paris im Januar 1804 reflectirt er über den „auffallend

* Die Welt als Wille und Vorstellung (3. Aufl.) II, 437.
** Giordano Bruno (op. da Wagner), I, XXXVII.

ruhigen, heitern und milden Gesichtsausdruck" jener Unglücklichen, welchen freilich der große praktische Vortheil zur Seite steht, daß ihr Wille nur a visu gustum zu fassen vermag, nicht aber wie wir Hörenden und Sprechenden durch die Stimmen von außen und innen aus sich herausgelockt wird.

Der Knabe brütete über dem menschlichen Elend, weil es dem Knaben schon tief zu Herzen ging, weil er — untreu dem glücklichen Leichtsinn des eigennützigsten Lebensalters — staunend vor diesem Elend stehen blieb, bis sich ihm der moralische Sinn und Zweck des Lebens daraus enthüllte. Wie der edle Königssohn Sakya, in dessen weltflüchtigem Glauben seit zweitausendvierhundert Jahren zum Aergernisse des abendländischen Culturphilisters ungezählte Millionen unsers Geschlechts leben und sterben, vor den Thoren seiner Hauptstadt menschlichem Elend begegnend von der Lustfahrt absteht und sinnend heimkehrt, so sehen wir unsern sechzehnjährigen Philosophen zum Verdrusse seiner lebenslustigen Mutter in einer reizenden Landschaft plötzlich alle Reiselust verlieren, weil der Wagen an „elenden Hütten und verkümmerten Menschen" vorbeigerollt ist. In dem Bagno von Toulon geräth er außer sich über das Loos der Sträflinge.

„Es ist schrecklich, wenn man es bedenkt, daß das Leben dieser elenden Galeerensklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist und bei denen, deren Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos: läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finstern Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann? Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an Eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann endlich der Zeitpunkt herangekommen, den er seit zehn oder zwölf, oder, was selten vorkommt, zwanzig ewig langen Jahren täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeiwünschte, das Ende der Sklaverei: was soll er werden? er kommt in eine Welt zurück, für die er seit Jahren todt war. Die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden; Keiner will den zu sich aufnehmen, der von der Galeere kommt, und zehn Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht rein gewaschen. Er muß zum zweiten mal ein Verbrecher werden und endet am Hochgericht. Ich erschrak, als ich hörte, daß hier sechstausend Galeerensklaven sind. Die Gesichter dieser Menschen können einen hinlänglichen Stoff zu physiognomischen Betrachtungen geben."

In Lyon schreibt der Knabe in sein Tagebuch:

„Diese große prächtige Stadt hat in der Revolution mehr als jede andere gelitten, war der Schauplatz unerhörter Greuel. Es gibt beinahe keine Familie, von welcher nicht mehrere Mitglieder und gewöhnlich die

Familienväter auf dem Schaffot starben, und die unglücklichen Einwohner von Lyon gehen jetzt auf demselben Platz spazieren, auf dem ihre Freunde und nahen Verwandten vor zehn Jahren in Haufen gestellt und mit Kanonen à mitraille erschossen wurden! Stellt sich ihnen nicht das blutige Bild ihrer Väter entgegen, die in Martern den Geist aufgaben? Sollte man es glauben, daß sie an dem Platze vorbeifahren und kaltblütig die Hinrichtung ihrer Freunde erzählen können? Es ist unbegreiflich, wie die Macht der Zeit die lebhaftesten und schrecklichsten Eindrücke verwischt!"

Nachdem die ganze Schweiz, an der dem verwöhnten Touristen übrigens außer der Natur Alles mißfiel*, durchwandert und zum Schlusse noch der Rheinfall sozusagen mit Andacht betrachtet war, ging die Reise im Juni 1804 durch Schwaben und Baiern nach Oesterreich. Der Eintritt in den Kaiserstaat kam der Familie theuer zu stehen und mag als kleines Reisebild aus Schopenhauers Feder sowie zur Kennzeichnung der Atmosphäre, in welcher der junge Weltbürger zu athmen gewohnt war, nach dem Wortlaute seines Tagebuchs vorgeführt werden.

„Wir ließen (vor der Grenzfestung Braunau an der Salza) das Land der ehrlichen Baiern hinter uns und fuhren durch den häßlichen finstern schwarzgelben Schlagbaum, nicht ahnend das Unheil, welches uns jenseits von der chikanösesten aller chikanösen Polizeien und der impertinentesten aller impertinenten Accisen bevorstand. Ein halbes Dutzend Kanzeley- und Polizeidiener buchstabirten, sobald wir angekommen waren, mit der scrupulösesten und wichtigsten Miene von der Welt an unserem Passe und es ward befunden, daß derselbe, obwohl vom Senate der unter kaiserlichem Schutz stehenden Reichsstadt ausgestellt, von keinem österreichischen Gesandten visirt, folglich ungültig sei; denn in Oesterreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Credit. Der Paß, der überall gut gewesen war, der in Ländern gegolten hatte, wo des Krieges und der schwankenden Regierung wegen die Vorsicht in diesem Stück nothwendiger ist, wie in dem unbedeutenden verarmten und ausgesogenen Oesterreich, dessen Regierung dem Himmel danken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort verzehren kommt — der Paß war hier nicht gut. Ich ging sogleich zum Polizeicommissar, wir bataillirten eine Stunde mit ihm, nichts wollte helfen, es war kein Ausweg als entweder umzukehren, was wir vor vier Jahren einmal unter ähnlichen Umständen gethan hatten, oder eine Estaffette um einen Paß nach Wien zu schicken und uns zu entschließen, sechs Tage in Braunau zuzubringen. Das Letztere ward beschlossen: die Estaffette mußte sogleich aufsitzen und wir waffneten uns mit Geduld. Nachdem die Mauth alle unsere Koffer durch-

* Ebenso schreibt er in späterer Zeit in Vevey die Reflexion nieder: „Es gibt auf der Erde wirklich sehr schöne Landschaften: aber mit der Staffage ist es überall schlecht bestellt; daher man bei dieser sich nicht aufhalten muß." Und in einem Briefe seines Gesinnungsgenossen, Lord Byrons an Th. Moore aus derselben Zeit (Ravenna 1821) heißt es: „Switzerland is a curst, selfish swinish country of brutes, placed in the most romantic region of the world." (Letters and Journals of Lord Byron by Th. Moore.) Dieselbe Schweiz, die jetzt der besteingerichtete Gasthof der Welt ist, in dem sich alle Nationen begegnen.

wühlt, wurde unser Wagen mit Beschlag genommen mit der Anzeige, daß er nicht anders wie unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben werden würde. Am Morgen nach unserer Ankunft wollte ich spazieren gehen, wurde aber am Thor angehalten, gefragt, wer ich sei, wo ich hin wolle, wo ich herkomme, ob ich einen Paß habe und dergleichen österreichische Fragen mehr. Ich sagte endlich, wenn man so examinirt würde, um zum Thor hinauszugehen, wollte ich drinnen bleiben; doch darauf wurde ich als eine verdächtige Person zu dem mir schon bekannten Polizeicommissar gebracht. Diesem erzählte ich mit vielem Eifer meine Geschichte und sagte ihm, daß entweder kein Mensch ohne Paß aus dem Thor gelassen werden müßte, oder man könnte auch mich meines fremden Ansehens wegen nicht anhalten; denn es könnte die Pflicht der Wache nicht sein, alle Einwohner zu kennen und den Fremden zu unterscheiden."

Dieser a priori Beweis ad absurdum von seiten des sechzehnjährigen Philosophen machte jedoch keinen Eindruck; der Thorschreiber behielt recht und es mußte ein Thorpaß gelöst werden. Aus den angekündigten sechs Tagen Aufenthalt ward eine Woche, „bis die couriermäßig bezahlte Staffette zu Fuß in Gestalt eines alten Weibes mit dem Passe aus Wien ankam" und die zwischen Polizei- und Zollpersonal hin- und hergezerrte Familie erlöste. Nachdem die Kaiserstadt gründlich besehen, auch ein Ausflug bis Preßburg unternommen war, wurde die Heimreise durch Mähren, Böhmen, Schlesien und Sachsen angetreten. Den höchsten Genuß bot ihm eine Fußtour im Riesengebirge. „Begeisternd groß und herzerhebend" nennt er die Rundsicht vom Gipfel der Schneekoppe bei Sonnenaufgang. Die allzu angestrengte Wanderung in der Sonnenhitze aber zog ihm eine schmerzhafte und komische Verunstaltung zu. Die Ohren schwollen ihm nämlich „unter heftigem Jucken zu monströsem, die natürliche Größe um das Dreifache überragenden Umfang", sodaß sie „gerade vom Kopf abstanden, beim Gehen wackelten" und ihn „in ein wahres Ungeheuer" verwandelten. „Als ich eine kurze Strecke über die Straße ging, sah ich mit Schrecken an meinem Schatten zwei lange Ohren unterm Hut hervorragen und mußte schaudernd an König Richards Ausruf denken:

> Shine out, fair sun, till I have bought a glass:
> That I may see my shadow as I pass!"

Von Berlin aus begleitete er dann im September 1804 seine Mutter allein nach der alten Heimath, um in der ehrwürdigen Marienkirche, wo er auch die Taufe empfangen hatte, von dem

Diakonus Blech confirmirt zu werden. Am 23. October 1804 schreibt ihm sein Vater nach Danzig:

„Mein lieber Sohn! Da du nunmehr mir schriftlich die Angelobung machest, schön und flüchtig schreiben und perfekt rechnen zu lernen, so will ich dann mir auch darauf verlassen, mit Bitte es ebenfalls dahin zu bringen, wie andere Menschen aufrecht zu gehen, damit du keinen runden Rücken bekommst, welches abscheulich aussieht. Die schöne Stellung am Schreibepulte wie im gemeinen Leben ist gleich nöthig: denn wenn man in den Speisesälen einen so darnieder gebückten gewahr wird, nimmt man ihn für einen verkleideten Schuster oder Schneider. Es ist gut, daß du dich ein Kleid hast machen zu lassen bereits resolvirt, aber du mußt auch eine Winterweste demselben beifügen und wird Herr Kabrun die Auslage davon machen. Sei diesem guten Mann auch ebenso ergeben wie dankbar, daß er dir die Wechselbriefe und die Facturen schreiben läßt auf seinem Comptoir, damit diese weiters so aussehen, daß sie in alle Welt gehen können. Es sind wenige Häuser, wo du dich so gut vorbereiten kannst, ein guter Comtorist zu werden, wie bei diesem meinem werthen Freunde Kabrun in Danzig. Betrachte demnach Alles und merke auf seine Reden, sie können dir nicht anders wie sehr vörderlich zu deinem Fortkommen in der Welt seyn. Zwar lohnt es sich nicht, dir die neue Flöte noch zuzuschicken, weil die $^1/_2$ der Zeit schon passirt ist, die du in Danzig noch zuzubringen hast, aber darum spiele immer auf der alten in ein oder anderes Concert, weiten auch dieses dir in deiner Vaterstadt zur mehreren Empfehlung dient. Die Mutter schreibt mir gar, daß du mit eins ein besserer Jüngling geworden, da man ihr von deinem ordentlichen Betragen erzählt. Laß diese Ordnung aber auch doch in deinem Zimmer und bei deinem Weißgeräthe herrschen, denn die Begebenheit in Braunau war gar ärgerlich. Solltest du auf der Reitschule guten Unterricht oder durch einen guten Korporal durch's Exerciren den besseren Maintient des Körpers gewinnen können, so will ich auch dazu die Kosten gerne hingeben, allein du mußt doch auch im Französischen und Englischen dich üben und Herrn Kabrun wiederum anliegen, dir Briefe in diesen Sprachen, wie in dem Teutschen, schreiben zu lassen: er hilft dir gerne zurecht und wenn du seinen Briefstyl erhaschst, hast du ganz alles was dir von nöthen ist, auch wollte ich daß du bei hiesigem Herrn Jenisch nicht mehr als ein Kind aufs Comptoir säßest und damit Gott befohlen. Schopenhauer."

Und in dem letzten Briefe, den der Vater an den Sohn geschrieben hat, vom 20. November 1804, heißt es:

„Ich wollte daß du lerntest, dir den Menschen angenehm zu machen; denn so würdest du auch gar leicht den Herrn Kabrun bei Tische zu mehreren Reden veranlassen. Und was dem Geradegehen und -sitzen betrift: so rathe ich dich Jedweden, der mit dir umgeht zu bitten, dir einen Schlag zu reichen, wenn du gedankenlos ob dieser großen Sache dich antreffen läßt. So haben Fürstenkinder verfahren und nicht den Schmerz gescheut für wenige Zeit, bloß nicht als Tölpel ihr Leben lang zu erscheinen. Nichts kann als dieses helfen und ich corrigire dermalen den jungen Lehmann mit Succeß von diesem Erziehungsfehler. Du wirst mit deiner lieben Mutter und Schwester in der Mitte des Decembers das gute Danzig verlassen und so noch mehr als drei Monate darinnen verlebt haben. Vom Tanzen und reiten kann man nicht leben als Kaufmann, dessen Briefe gelesen werden sollen und folglich gut geschrieben werden müssen. Hin und wieder finde ich die große Buchstaben deiner Schreiberey noch immer wahre Mißgeburthen,

besonders im Teutschen, welches als deine Muttersprache dir keines einzigen Fehlers in der Handschrift zeihen müßte. Es ist gantz gut, daß du in Dantzig confirmirt werden wirst, hier aber noch Morgens die Vorlesungen des Herrn Runge in der Theologie anhören und stets dich bescheiden, sittlich und fleißig betragen. Adieu. Heinrich Floris Schopenhauer."

Im December also kehrte er nach Hamburg zurück, um gleich nach Neujahr 1805 bei Senator Jenisch in die kaufmännische Lehre zu treten. Im April erfolgte der plötzliche Tod seines Vaters. Die Art desselben — er stürzte aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal — erregte Aufsehen und es ging das Gerücht, daß er, in einem Anfalle von Trübsinn, wegen eingebildeter oder wirklicher Vermögensverluste freiwillig geendet habe. Schon längere Zeit hatte er an krankhafter Aufregung gelitten und war mit zunehmender Taubheit reizbarer und heftiger geworden. Wenn es wahr ist, was sein Sohn lehrt, daß der Wahnsinn, psychologisch betrachtet, wesentlich in unvollkommener Rückerinnerung besteht, so scheint er in seinem letzten Lebensabschnitte auch nicht frei von Geistesstörungen geblieben zu sein. Denn, obwohl er noch im Mannesalter stand, verließ ihn zuweilen das Gedächtniß. Ein Freund der Familie, der ihm, dankbar für früher genossene Gastfreundschaft, während seines Londoner Aufenthalts im Jahre 1803 manche Gefälligkeit erzeigt hatte und ihn im Herbst des folgenden Jahres auf der Heimreise von England nach Danzig besuchte, fand ihn auf seinem Comptoir in großer Aufregung und wurde von ihm mit den Worten empfangen: „Ich kenne Sie nicht! es kommen so viele, die sagen, ich bin der und der — ich will nichts von Ihnen wissen." Als sich der Freund verblüfft entfernte, folgte ihm ein Commis, der den Principal entschuldigte: er komme später gewöhnlich zur Besinnung. Als er ihn Tags darauf, nach erhaltener Einladung, in seiner Wohnung wieder besuchte, fand er ihn mit der Gelbsucht behaftet und erhielt die Aufklärung, daß er sich über die große Rechnung des Möbelschreiners alterirt, welcher Reparaturen zum bevorstehenden Empfang der Hausherrin ausgeführt hatte.

Mehrfache, mir indirect bekannt gewordene Aeußerungen seiner Witwe und seines Sohnes, an den ich absichtlich eine Frage wegen jenes Todesfalls zu stellen unterließ, geben kaum einem Zweifel Raum, daß jenes Gerücht begründet gewesen sei. Wenn aber

Robert von Hornstein erzählt, Schopenhauer habe seiner Mutter „die Schuld an dem Selbstmord des Vaters gegeben", so halte ich diese Aeußerung nicht für authentisch; denn unter Mord versteht man eine mit Vorbedacht begangene Handlung, während Schopenhauer wohl nur von einer psychischen Störung, allerdings vielleicht auch von einem ungünstigen Einflusse der Mutter gesprochen hat.

So war denn das äußere Band zwischen Vater und Sohn jäh zerrissen; aber nur, um diesem mit dem ersten tiefen Schmerze seines Lebens die Innigkeit der gemüthlichen Verbindung mit dem Erzeuger zum vollen Bewußtsein zu bringen. Dieser nicht gemeinen Pietät verlieh er damals wie in seinem ganzen spätern Leben nicht wortreiche, aber ergreifende Sprache, am nachdruckvollsten in jener nach seinem Tode bekannt gegebenen „Widmung" der zweiten Auflage seines Hauptwerks, die nicht vollständig verstanden würde, wenn man nur die äußeren Vortheile, die sein Leben dem Fleiß und der Einsicht seines Vaters verdankte, darin anerkannt sehen wollte; denn Aeußeres und Inneres, Willkür und Nothwendigkeit, Erziehung und Geburt stellen nach seiner Meinung nur zwei Seiten desselben Verhältnisses dar, und wie er das Schicksal bewunderte, welches dem zu einer ebenso kurzen als wunderbaren Thätigkeit berufenen Genie eines Rafael und Mozart schon von Kindheit auf durch väterliches Beispiel und Unterweisung die nöthige Anleitung in der Kunst, zu welcher sie ausschließlich bestimmt waren, zutheil werden ließ, so verehrte er in der Person seines Vaters jene „geheime und räthselhafte, das individuelle Leben lenkende Macht", die ihn schon als Knaben mit Welt und Menschen bekannt gemacht, den noch unbefangenen jugendlichen Geist mit der unmittelbaren Anschauung der Dinge gesättigt, ihm fast mühelos die Kenntniß der Sprachen und Kunstwerke erschlossen und ihm endlich die freie Muße gewährt, das klar in sich aufgenommene Bild der Welt in zur Reife gebrachten Gedanken abzusetzen.

Sein Verhältniß zu beiden Aeltern ist nicht nur für seine Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften, sondern für die Grundgedanken seines Systems von so besonderer Wichtigkeit, daß eine etwas ausführlichere Betrachtung angemessen erscheint.

Das vierte Gebot des Dekalogs gab Schopenhauer, als er sich mit seiner Mutter überwarf, zu denken. Er hielt sich zuletzt an den Wortlaut, indem er sich darauf beschränkte, die Mutter, die ihn stets hatte frei gewähren lassen, zu ehren, unfähig ihr noch das Gefühl der Liebe entgegenzubringen, das er für den strengen Vater zeitlebens bewahrte. Denn obwohl er auf seinen Intellect, von dem er überzeugt war, daß er ein Erbtheil der Mutter sei, als auf den Hohenadelsbrief seiner Person sah, der ihn dem vulgären Menschenthum weit entrücke — ein Stolz, oder wenn man will, eine Selbstüberhebung, von der ihn kein Mißerfolg und keine Mißachtung zurückzubringen vermochten — so konnte er doch ebenso wenig jemals die tiefere Einsicht verleugnen, daß das Werthgebende, weil allein Wesenhafte, in letzter Instanz nur der Wille sei, den er dem väterlichen Antheil zuschrieb. „Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf" — heißt es in seinem Hauptwerke — „der Sinn und Zweck des Lebens ist kein intellectueller, sondern ein moralischer. Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens, die einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge angehört und mit jeder andern Vollkommenheit incommensurabel ist." Daher die „wohlbegründete Ueberzeugung, welche der Anblick edler Handlungen hervorruft, daß der Geist der Liebe, der Diesen seiner Feinde schonen, Jenen des zuvor nie Gesehenen sich mit Lebensgefahr annehmen heißt, nimmermehr verfliegen und zu Nichts werden kann" („Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Auflage, II, 261. 562).

Wer aber hat in die geheime Werkstätte der Persönlichkeit gesehen? Das Individuum, lehrt Schopenhauer, überkommt den Willen vom Vater, den Intellect von der Mutter, hat also keinen einfachen Ursprung. Je heterogener, unangemessener einander beide Aeltern waren, desto größer wird jene Disharmonie, jener innere Zwiespalt im Charakter der meisten Menschen sein. Während einige durch ihr Herz, andere durch ihren Kopf excelliren, gibt es noch andere, deren Vorzug bloß in einer gewissen Harmonie und Einheit des ganzen Wesens liegt, welche daraus entsteht, daß bei ihnen Herz und Kopf einander so überaus angemessen sind, daß sie sich wechselseitig unterstützen und hervorheben; was vermuthen

läßt, daß ihre Aeltern eine besondere Angemessenheit zu einander hatten. Darf dies von Schopenhauer gesagt werden? Ich glaube ja, wenn man die Frage recht versteht und sich an die natürliche, physiologische Seite der Sache hält. Die moralische Seite nämlich: daß sich, im Leben selbst, zur richtigen Einsicht der Wille, der die That gebiert, finde, darf zunächst nicht in diese Erbschaftsfrage hereingezogen werden. Dissonanzen dieser Art gehören in ein höheres Gebiet. Aber jene Zusammenstimmung, kraft deren der weibliche Factor in der Zeugung — angenommen der Intellect — durch den männlichen — angenommen der Wille — besonders günstig und vollkommen befruchtet wird, dürfte man bei schärferm Zusehen in der merkwürdigen Ehe, welcher Schopenhauer seine Erzeugung verdankt, ebenso wenig vermissen als ihre von ihm behauptete Folge: jene Uebereinstimmung und Einheit des ganzen Wesens, kraft deren es, wie zu einem ganz besondern Zwecke vorausbestimmt, seinen Lebensweg mit einer Sicherheit einschlägt, fortsetzt und zum Ende führt, die im einzelnen und von vorn gesehen nicht selten wie Eigensinn, Starrsinn ja Tollheit sich darstellt; dagegen im ganzen und von hinten betrachtet als eingeborenes Schicksal, leitender Genius, höhere Führung oder Vorsehung erkannt wird, wie dies Schopenhauer in seiner „Transcendenten Speculation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale der Einzelnen" ins Licht setzt.

Wen das Gefühl einer solchen Leitung durchs Leben begleitet, sodaß er sich, wie dies bei Schopenhauer in allen Wendepunkten seines Lebens der Fall gewesen ist, stets, wenn auch oft wider sein augenblickliches Wollen — nolentem trahunt — dahin gezogen weiß, wohin er soll: von dem werden wir sagen müssen, daß er in einer gewissen Uebereinstimmung mit sich selbst geboren sei, mag auch immerhin die objective Ansicht seines Lebens einen unharmonischen und unsympathischen Eindruck hinterlassen; ja, mag für einen solchen Menschen selbst, wie dies bei Schopenhauer der Fall war, das Bewußtsein einer zur Treue gegen sich selbst angelegten, in sich scharf abgeschlossenen geistigen Constitution nicht zur Selbstbefriedigung und beharrlichen Lebensfreude führen. Daß dieses Gefühl, wie es einem Goethe zeitlebens hold geblieben, unserm Freunde schon in jungen Jahren versagen mußte, weist auf

eine finstere Wurzel zurück, ändert aber nichts an der Sache; denn er ging seinen Weg so unverrückt und sicher wie in Jahrhunderten vielleicht kein zweiter: war also wohl, wie Goethe sagt, „zu einem Talent geboren". Jene finstere Wurzel aber tritt vielleicht in der Schroffheit und extremen Folgerichtigkeit des väterlichen Charakters zu Tage. Vor Jahren habe ich Schopenhauers Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften als einer sichern speculativen Errungenschaft, wie die Alten sagten: eines κτῆμα ἐς ἀεί, eines unverlierbaren Schatzes, erwähnt, weil sie von ihm als ein Folgesatz seines Centraldogmas von dem androgynen, doppelgeschlechtigen Wesen der Welt verwerthet worden ist, in der uns nach Fausts Ende das Ewigweibliche hinanzieht, d. h. die Vorstellung den Willen solange von immer neuen Seiten beleuchtet, bis er zur Selbsterkenntniß gelangt und in der Umarmung mit ihr das Sittliche zeugt. Er hat sie ohne Zweifel selbständig gefunden und eigenthümlich angewandt: man vergleiche z. B. seine Erklärung des Incests. Indessen darf nicht verschwiegen werden, daß die von Schopenhauer („Die Welt als Wille", II, 601) erwähnten Naturforscher, Linné und Burdach, nicht die einzigen, noch die am klarsten sehenden Vorgänger in dieser Lehre gewesen sind. Im Prioritätseifer für den Grundgedanken seines Systems sagt er („Parerga", I, 145): von jeder großen Wahrheit gebe sich, ehe sie gefunden worden, ein Vorgefühl kund, eine Ahndung, ein undeutliches Bild, wie im Nebel, und ein vergebliches Haschen, sie zu ergreifen, weil die Fortschritte der Zeit sie vorbereitet hätten: demgemäß präludirten dann vereinzelte Aussprüche; allein nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehen und sie sonach mit vollem Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Wichtigkeit deutlich und zusammenhängend dargelegt habe, der sei ihr Urheber. In diesem Sinne aber kann er selbst nicht als der Urheber jener Lehre gelten; denn wenige der hierzu von ihm erforderten Bedingungen dürften bei dem Kapitel 43 der „Welt als Wille und Vorstellung", obwohl er es als ein „gründliches" gerühmt, zutreffen.

Man kann den Werth einer Mittheilung von Hérault de Séchelles („Die Welt als Wille", II, 597) dahin gestellt sein lassen, nach welcher Buffon den Grundsatz aufgestellt hat, daß die

„qualités intellectuelles et morales" den Kindern im allgemeinen von der Mutter kommen, wobei er auf seine eigene Mutter hingewiesen, „qui avait en effet beaucoup d'esprit, des connaissances étendues et une tête bien organisée"; obwohl in dem Hereinziehen der „qualités morales" ein totaler Widerspruch gegen die Schopenhauer'sche Theorie nicht zu erkennen sein dürfte. Denn nicht nur ist die Correctheit der Berichterstattung zweifelhaft, weil der richtige Gegensatz fehlt, da nicht angenommen werden kann, Buffon habe etwa an die vorzugsweise Vererbung der physischen Eigenschaften vom Vater geglaubt; sondern es bleibt auch die wichtigere, dem gemeinen Verständniß fernliegende ja geradezu paradoxe Seite der Theorie, daß der Intellect von der Mutter erbt, von dem großen Naturforscher als „principe" ausgesprochen. Aber in Friedrich Fischers „Naturlehre der Seele" (Basel 1835), 196. 619*, findet sich, neun Jahre vor dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" der Satz: „die Intelligenz hat das Kind von der Mutter, den Charakter vom Vater". Freilich mit dem Zusatze: „das Temperament ist eine gemischte Eigenschaft Beider", während Schopenhauer dieses schlechthin zum Erbtheil vom Vater rechnet („Die Welt als Wille", II, 600), ohne jedoch den inhaltreichen Begriff mehr als beiläufig (vgl. II, 372) zu erörtern. Die gleiche, nur tiefer geschöpfte, aber in seine mystische Sprache verhüllte Erkenntniß hatte schon der Philosophus teutonicus („Antistief.", §. 391). Jakob Böhme unterscheidet nämlich im Geiste dessen Feuernatur von dessen Lichtnatur. Die Lichtnatur nennt er wässerig und eignet sie dem Weibe in zweifacher Eigenschaft zu, nämlich im Inneren, d. i. im eigentlichen Geistleben als die ursprüngliche Lichtgestalt (Sophia), und im Aeußeren, d. i. in der irdischen Leiblichkeit als Luftnatur (Materialität). Ebenso Swedenborg in seinen „Delitiae sapientiae de

* Ja auch der Grundgedanke der „Metaphysik der Geschlechtsliebe", auf deren Originalität Schopenhauer so sicher pochte, findet sich daselbst in den unzweideutigen Worten: „Der Geschlechtstrieb ist der einzige Trieb, welcher nicht zur Natur und Bestimmung des Individuums gehört, sondern die äußerliche Bestimmung der Erhaltung der Gattung hat. In ihm ist das Individuum bloßes Mittel der Gattung, es dient einem fremden Zwecke; wobei der Umstand besonders demüthigend ist, daß die Natur, auf eine nur geringe Aufopferung und uneigennützige Bereitwilligkeit zur Erhaltung der Gattung rechnend, diesen fremden Dienst mit dem Solde der lebhaftesten Lust bezahlt."

amore conjugiale", wo er lehrt, daß die beiden Grundprincipien Liebe und Weisheit (amor et sapientia) zwar beiden Geschlechtern eigenen, aber so, daß das Innerliche (die verborgene Wurzel) im Manne der amor sei, im Weibe die Weisheit; und umgekehrt das Aeußerliche (Offenbare) im Manne die Intelligenz und im Weibe der Amor, d. i. die sinnliche Liebe.

Ist es nun freilich eine unabsehbare Aufgabe der Anthropologie, diese Grunderkenntniß mittels scharfer Beobachtungen nach der physischen wie nach der psychischen Seite hin erfahrungsmäßig zu entwickeln, so scheint doch wenigstens die Formel dazu bei Schopenhauer insofern richtig angesetzt zu sein, als er, seinem gesammten Philosophiren getreu, den Schein der Paradoxie nicht fürchtend, auch hier die Factoren der Rechnung in Gedanken scharf gesondert hält, um den Werth eines jeden in der faktischen Verbindung nicht zu verlieren. Allein es fehlt bei ihm eine genügende Analyse dieser Factoren selbst, sonst würde er gefunden haben, daß er in Wille und Intellect nicht alles beisammen hatte. Die lebendige Einheit, die wir aus der Zeugung hervorgehen sehen, setzt ein Einigendes voraus, dessen Wesen in keinem der constituirenden Factoren aufgehen kann, wie Schopenhauer von seinem Willen (als Ding an sich oder Deus ex machina) annimmt; vielmehr beide umfaßt und kraft ihrer Centralität miteinander vermittelt. Der gesetzmäßige Hergang dieser Vermittelung bildet das eigentliche Problem, sodaß man von vornherein einsieht, wie keiner der beiden Factoren anders als durch einen organischen Proceß, wie solcher den Gegenstand einer künftigen Morphologie des menschlichen Geistes bilden mag, auf das neue Leben übertragen werden könne. Weder Art noch Grad der Grundeigenschaften kann unverändert aus diesem Proceß hervorgehen, und mit der Folge der Generationen muß diese Veränderung wachsen, dergestalt, daß z. B. der Charakter des Vaters in dem seiner Abkömmlinge von Geschlecht zu Geschlecht, sei's conservirend oder alterirend, mehrend oder mindernd Modificationen unterliegt. Ueberdieß sind schon die Elemente der geschlechtlichen Keime im Zeugungsprocesse differenzirt, woraus sich ebensowohl die große Aehnlichkeit wie Verschiedenheit der Abkömmlinge eines und desselben Paares erklären muß. Insbesondere sind nisus und robur jeder Zeugung verschieden.

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRA

Man vergleiche Schopenhauers Charakter mit dem seiner zehn Jahre jüngeren Schwester.

Es genügt hiernach nicht, zu wissen: Schopenhauers Mutter war eine Frau von scharfem Verstand und klarer Anschauung, um zu der Behauptung fortzuschreiten: Schopenhauer hatte „den Grad, die Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter" („Die Welt als Wille", II, 590), ein Satz, den er in dieser Allgemeinheit wohl selbst schwerlich zu beweisen unternommen hätte, zumal er sich nicht des Arguments eines gekrönten Kritikers seiner Philosophie bedienen konnte, daß er im Grunde seines Wesens ein Belletrist gewesen sei. Ebenso wenig genügt es zu wissen: Schopenhauers Vater war ein Mann von lebhaftem Temperament, starkem Unabhängigkeitssinn und Rechtsgefühl, großer Beharrlichkeit u. s. w., um zu sagen: Schopenhauer hatte „sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, sein Herz vom Vater" („Die Welt als Wille", a. a. O.). Wenn wir dagegen beides nur als die organische Basis betrachten, auf der sich die Persönlichkeit unseres Philosophen entfaltet, so verliert die Theorie den Anschein des Rohen und Willkürlichen, mit dem sie auch bei Schopenhauer noch behaftet erscheint. Jedenfalls können es nur dynamische Metamorphosen sein, welche die beiden Factoren der geschlechtlichen Zeugung infolge ihres Contacts im Mutterschooße durchmachen und welche geeignet sind, eine richtige Theorie der Fortpflanzung bestimmter Geisteseigenschaften zu begründen.

Ich darf mich hier nicht weiter auslassen: genug, wenn ich, ohne mißverstanden zu werden, sagen kann: Schopenhauer *sah* die Welt mit den Augen seiner Mutter: offen, klar; im Einzelnen oft nicht mit genügender Umsicht und Deutlichkeit, im Ganzen sicher und bestimmt, und zwar in ästhetischer Färbung, und: Schopenhauer *ergriff* die Welt mit der Freiheit und Energie, mit der Reizbarkeit und Schroffheit seines Vaters. Welcher Werth auf Charakter und Temperament des letzteren für die Beurtheilung seines Genius zu legen sei, hat er selbst mehrfach angedeutet. Zur Prüfung der Geisteskraft und Geistesart seiner Mutter liegen deren zahlreiche Schriften* vor. Johanna Schopenhauer zählt weder als

* Die Gesammtausgabe erschien in vierundzwanzig Bänden (Leipzig 1830—31).

Biographin, noch als Kunsthistorikerin, noch als Reisebeschreiberin, noch als Belletristin zu den bleibenden Sternen am literarischen Himmel: dazu war zum Theil schon ihr Schulunterricht zu mangelhaft gewesen; für ihre Zeit aber hatte sie ihre Bedeutung. Dies beweist der Erfolg ihrer Schriftstellerei selbst in Kreisen, die mit literarischer Kost verwöhnt und übersättigt waren.

Das Interessanteste, was wir zur Charakteristik ihres Geistes von Dritten besitzen, sind jene im Sommer 1822 entstandenen Blätter Goethes über ihren Roman „Gabriele". Goethe las die drei Bände dieses ihm „längst vortheilhaft bekannten Romans mit der größten Gemüthsruhe, zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blausten Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte", und schrieb „auf einsamen Spaziergängen" seine Bemerkungen darüber in seine Schreibtafel.

„Gabriele", heißt es darin, „setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd — — der Roman stellt (im Gegensatze zur Erziehung) das unbedingte als das Interessanteste vor: gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft; für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod. Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen, sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift . . . Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüths, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Stils. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit . . . Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichen Anhänglichkeit. Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt. — Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische, ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt."

So mußte der Mutterboden des Philosophen beschaffen sein, der, in Schellings Schule eingetreten, dieser bald den Rücken zu-

wandte, weil die romantische Verquickung der Philosophie mit der Poesie seiner Natur zuwider und ihm, schon als Student, die Einsicht aufgegangen war, daß die Philosophie, deren Material der Verstand oder die Begriffe seien — unbeschadet ihres Charakters als Kunst — nothwendig Prosa, und zwar die nüchternste Prosa sein müsse.

Mir scheint auch wohl zu beachten, daß die Ehe der Aeltern Schopenhauers ein ähnliches Altersverhältniß zeigt wie das der Aeltern Goethes: eine sehr junge Mutter und einen bereits ausgereiften Vater, die frische Blüte des weltoffenen klaren Blicks und Intellects in copula mit dem schon gefesteten, steten, heißblütigen Charakter und Temperament. Aus solcher Verbindung erklären beide Genies selbst das Wesen der genialen Conception. (Vergl. unten S. 116.)

II.

1806—1809.

Der Tod Heinrich Floris Schopenhauers veranlaßte die in ihren Folgen von der Witwe wie es scheint wenig überlegte alsbaldige Liquidation seines Geschäfts und gab Mutter und Sohn eine Freiheit, welche jedes von beiden, ihrer Sinnesart gemäß, bald nach einer der seitherigen entgegengesetzten Lebensrichtung führen sollte. Der Sohn zwar, im Andenken des Verlorenen fortlebend, hielt sich aus Pietät zunächst den Gedanken fern, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen; seine Mutter aber siedelte schon im folgenden Jahre mit ihrem achtjährigen Töchterchen nach Weimar über. Der Domicilwechsel war ihr durch das fortwährende Reisen vertraut geworden. Die Stadt, in der sie den kaum erwachsenen Sohn allein zurückließ, scheint ihr durch die neuesten Erinnerungen verleidet gewesen zu sein. Daß sie Deutschlands Musenhof zum Wohnsitze wählte, lag gewiß hauptsächlich in ihren geistigen Bedürfnissen; denn aus Sparsamkeit, wie wir sehen werden, geschah es nicht, und alle persönlichen Bande mußte sie dort erst neu anknüpfen. Dies geschah mit einem ihre Erwartungen weit übertreffenden Erfolg. Vierzehn Tage vor der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, ohne Ahnung von dem bevorstehenden Sturm, dem sie freilich bei einiger Vorsicht und Achtsamkeit auf den Gang der öffentlichen Ereignisse hätte fern bleiben können, war sie in Weimar angelangt, und wenige Wochen danach schon hatte die bindende Gewalt gemeinsamer großer Erlebnisse, hatten ihre Geselligkeit, Freigebigkeit und ihre Talente sie mit allen Celebritäten der Stadt befreundet.

„Meine Existenz", schreibt sie nach durchlebten Schrecken aller Art dem Sohn am 19. October 1806, „wird hier angenehm werden: man hat mich in zehn Tagen besser als sonst vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe sagte mir heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er sagte mir, jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müssen wir auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, solange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder und ihnen ist wohl bei mir. Meyers, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünschen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten lassen, mich dieser Tage auch besuchen zu dürfen."

Die hierauf folgende Zeit schuf ihr, wie ihre Tochter sagt, „einen zweiten Geistesfrühling; denn der Himmel gewährte ihr in derselben, was er sonst nur der Frische der Jugend zu geben pflegt. Mit dem wärmsten, sorglosesten Gefühle blickte sie in eine ihr bis dahin unbekannt gebliebene und doch längst geahndete neue Welt. Ueberrascht von der plötzlich sich entfaltenden Kraft ihrer Fähigkeiten, von ihrem bis dahin schlummernden Talent mit einem mal gehoben, genoß sie mit täglich neuer Freude den Umgang der ausgezeichnetsten Männer, die damals Weimar theils als ihm angehörig in sich schloß, theils durch dieselben aus entferntern Gegenden Deutschlands an sich zog. Sie gefiel und that gemüthlich wohl. Sie war wohlhabend genug geblieben, um bequem leben und den reichen Kreis dieser Freunde fast täglich um sich herziehen zu können. Ihr anspruchsloser und doch erregender Umgang machte ihr Haus zum Mittelpunkt des geistig-geselligen Treibens, in dem jeder sich selbst heimisch und behaglich empfand und unbefangen das Beste darbot, was er zu geben vermochte. Sie selbst nennt in dem Schema zu ihren Memoiren einen Theil der interessantesten Menschen, die sie damals um sich sah; zahllose andere führte die Zeit vorüber und lange Jahre hindurch blieb, trotz allen äußern Veränderungen, ein Nachschimmer jener Tage wie ein später Sonnenstrahl auf dem Hause ruhen."

Ihr Salon versammelte wöchentlich zweimal Männer wie Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, die beiden Bertuch, Zacharias Werner, Friedrich Majer, Froriep, St. Schütze, Riemer, Grimm, Fürst Pückler, die beiden Schlegel und viele andere; denn alle Fremden von Bedeutung, die in Weimar verweilten, wurden bei ihr eingeführt. Auch bei Hof war sie, des bürgerlichen Standes ungeachtet, zuweilen gern gesehen, sie genoß die Freundschaft der Herzogin Amalie, Karl Augusts und seiner Gemahlin, der Herzoge von Gotha, des damaligen Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin und der Herzogin von Hildburghausen. Unter allen aber trat ihr Karl Ludwig Fernow am nächsten. Mit seiner Biographie eröffnete sie ihre literarische Laufbahn, auf der

sie in wenigen Jahren eine unserer beliebtesten Schriftstellerinnen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts werden sollte.

Ueber ihr Verhältniß zu diesem hochgebildeten Kunst- und Literaturkenner, der sich aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet hatte, sagt Adele Schopenhauer:

„Er ward ihr Freund und Lehrer, ordnete ihre ungeregelten und mangelhaften Kenntnisse, lehrte sie das Verständniß der Antike, die ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem durch Augustin in Paris technisch bereits entwickelten Talent zur Malerei, die Basis der Kunstkenntnisse, welche ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machten. Er war ein edler, am Leben selbst zu großer Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. Was sie für ihn zu thun durch sein Leiden — er starb schon 1808 — veranlaßt ward, ist aus ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Biographie Fernows zu ersehen; aber nicht mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie that: ich möchte sagen, es sei von ihm jeder Halt und jeder Schmuck ihres spätern Lebens ausgegangen und sein Geist habe in jeder bedeutenden Stunde desselben auf sie rückgewirkt, wie in ihrer Jugend das Andenken des Predigers Jameson."

Am Begräbnißtage Fernows erschien dessen intimster Freund Gerhard von Kügelgen in Weimar und übertrug seine Neigung auf die Freundin. In einem von Adele veröffentlichten Fragmente vom Jahre 1809, wie es scheint aus einem Briefe an den Sohn, beschreibt Johanna Schopenhauer die aus Kupferstichen allgemein bekannten Bildnisse Kügelgens von Goethe, Wieland, Schiller und Herder in ansprechender Weise; ja sie griff, nach dem tragischen Ende des Freundes, seinem Andenken zu lieb, sogar zur Recensentenfeder, indem sie seiner Biographie von Hasse (Leipzig 1824) eine Beurtheilung widmete, deren Wärme alle begreifen werden, welchen die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" auch die edle Gestalt von Wilhelm von Kügelgens Vater wieder zurückgerufen haben. In dieser Recension sagt sie ein wahres Wort über die Aufgabe des Biographen, das ich bedauere mir nicht in vollem Umfange zu Nutzen machen zu können:

„So wie hier Kügelgens Lebensgeschichte (aus Briefen, Aufsätzen und mündlichen Mittheilungen desselben) zusammengestellt erscheint, möchte man in einiger Hinsicht sie sogar einer Selbstbiographie vorziehen dürfen. Denn auch dem edelsten, reinsten Gemüthe wird es schwer, in allen Eigenthümlichkeiten des Charakters, in allen Ereignissen des Lebens der Welt sich zu zeigen und ihr ganz aufrichtig von allen seinen Verhältnissen und Handlungen Rechenschaft abzulegen. Wahrheit und Dichtung vereinigen sich wider Wissen und Willen des Verfassers nur zu oft in einem solchen Werke, wenn gleich der Titel dieses nicht immer kundthut, weil jener selbst sich

dessen nicht bewußt ist. In vielen Fällen ist man sich selbst nicht klar, in andern hemmen Berücksichtigungen oder Bescheidenheit den freien Erguß des Gemüths. Doch im Gespräch, einem bewährten Freunde gegenüber, wäre es auch nur mit der Feder in der Hand, da geht das Herz auf und ergießt sich ohne Rückhalt und Bedenklichkeit."

Fernow und Kügelgen sollten auch dem Sohne verehrte Lehrer werden.

Während die Mutter sich mitten unter den Schrecken des Kriegs eine neue Existenz schuf, saß der Sohn in anderer, tieferer Noth an dem verhaßten Comptoirpult. Immer heftiger tobten in ihm die Anfechtungen zwischen innerm Beruf und äußerlicher Pflichttreue, bis sie allmählich den Charakter tiefster Melancholie annahmen. Dabei versäumte er seine Geschäfte und hinterging seinen Lehrherrn auf alle Weise. Die Möglichkeit, den verfehlten Beruf jetzt noch abwerfen, jetzt noch den Zweck seines Daseins erreichen zu können, kam ihm unter den heterogenen Umgebungen und Beschäftigungen nicht mehr in den Sinn. Er dachte, dazu sei es zu spät. An sich selbst verzweifelnd, ließ er den Riß in seinem Innern nur in schwermüthigen Reflexionen in den Briefen an die Mutter durchblicken. Diese hatte ihm in lebendiger farbenreicher Darstellung die Plünderung Weimars, ihr entschlossenes, den Andern vorangehendes, anfeuerndes Eingreifen zur Linderung des Elends der Verwundeten und Beraubten geschildert und ihn versichert: „Ich könnte dir Dinge erzählen, vor denen dir das Haar empor sträuben würde; allein ich will es nicht thun: denn ich weiß ohnehin, wie gern du über das Elend der Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn; alles was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers." Dann aber, ihren guten Stern im Unstern rühmend, hatte sie mit den Worten geschlossen: „Alles, was ich sonst wünschte, findet sich von selbst, und ich verdanke es bloß dem Glücke, daß meine Zimmer unversehrt geblieben und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tausenden die Einzige bin, die keinen herben Verlust zu beweinen hat und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoistisch das klingt, und dies ist eben die entsetzliche Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Besten unter uns zu diesem Egoismus herunterstimmen kann."

Da ergreift der Sohn das willkommene Thema zur Variation und schreibt an die Mutter:

„Das Vergessen überstandener Verzweiflung ist ein so seltsamer Zug der menschlichen Natur, daß man dergleichen nicht glauben würde, wenn man es nicht sähe. Herrlich hat Tieck es ausgedrückt in ungefähr den Worten: «Wir stehen und jammern und fragen die Sterne, wer je unglücklicher gewesen als wir, indeß hinter unserm Rücken schon die spottende Zukunft steht und über den vergänglichen Schmerz des Menschen lacht.» Aber gewiß, es soll so sein, nichts soll standhalten im vergänglichen Leben: kein unendlicher Schmerz, keine ewige Freude, kein bleibender Eindruck, kein dauernder Enthusiasmus, kein hoher Entschluß, der gelten könnte fürs Leben! Alles löst sich auf im Strom der Zeit. Die Minuten, die zahllosen Atome von Kleinigkeiten, in die jede Handlung zerfällt, sind die Würmer, die an allem Großen und Kühnen zehren und es zerstören. Das Ungeheuer Alltäglichkeit drückt Alles nieder was emporstrebt. Es wird mit nichts Ernst im menschlichen Leben, weil der Staub es nicht werth ist. Was sollten auch ewige Leidenschaften dieser Armseligkeiten wegen?

Life is a jest; and all things show it
I thought so once; but now I know it.“ *

So früh schon hatte sich der Kern seiner Weltanschauung in ihm festgesetzt.

Das Einzige was ihn in dieser Stimmung erhob, scheint die Musik gewesen zu sein, wenigstens schreibt er über sie nicht lange darauf:

„Wie fand das himmlische Samenkorn Raum auf unserm harten Boden, auf welchem Nothwendigkeit und Mangel um jedes Plätzchen streiten? wir sind ja verbannt vom Urgeist und sollen nicht zu ihm emordringen. Das eiserne Urtheil des Bedürfnisses ist über der Armen Geschlecht ausgesprochen, Mangel und Nothdurft liegen unabwälzbar auf ihm, fordern jede Kraft und hemmen jedes Streben. Nur wenn sie völlig befriedigt sind, darf der Geist, ermüdet und abgestumpft, durch die Nebel der Erde geblendet, aufwärtsblicken. Tadle die Armen nicht, wenn sie im Staube nach der Freude wühlen. O Gott, wir müssen es ihnen vergeben, wenn sie nach dem Bösen greifen; denn ihr Himmel ist verschlossen und wenige Strahlen scheinen durch bis zu ihnen. Und doch hat ein mitleidender Engel die himmlische Blume für uns erfleht und sie prangt hoch in voller Herrlichkeit, auf diesem Boden des Jammers gewurzelt. — Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst haben nicht aufgehört zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei und ein unmittelbarer Widerhall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben.“

Man sieht, er ringt danach, sein aufgeregtes Gemüth sozusagen in ästhetische Temperatur zu bringen. Bilder aus dem Pflanzenleben hält er sich vor, er, der zwei Jahre später schreiben konnte:

---

* Verse Gays, die er unter dessen Kopfbild in der Westminster-Abtei gelesen hatte.

„Wir sollen nicht grünen und blühen wie die Pflanzen der Erde: das sagt uns jedes Trauerspiel; also wohl etwas Besseres thun, sagt sich der Zuschauer und sieht mit Genuß zertrümmern alles was ihm oft das Wünschenswertheste schien."

Dann heißt es in einem Brief aus Hamburg anfangs 1807:

„Es ist unbegreiflich wie bei der Bannung der ewigen Seele in den Körper solche aus ihrer vorherigen erhabenen Apathie konnte gerissen werden, hinabgezogen in die Kleinheit des Irdischen und so zerstreut durch Körper und Körperwelt, daß sie ihren bisherigen Zustand verlernte und an dem von ihrem vorigen Standpunkt so unendlich kleinen Irdischen theilnahm und sich so darin einbaute, daß sie ihr ganzes Dasein darauf beschränkte und damit ausfüllte; daß die Außenwelt sie so zerstreute, daß sie selbst das Wunderbare und ihr Fremde dieser Außenwelt in dem Grade übersieht, daß Tausende aus der Welt gehen, ohne sie beachtet und darüber gedacht zu haben: da doch jede der dem Menschengeist unerklärbaren einfachsten Naturerscheinungen z. B. eines der Elemente hinreichen würde, ihn sein ganzes kurzes Leben hindurch in beständigem Streben zu erhalten und zu beschäftigen. Aber er geht rasch fort auf der Brücke, deren Grund er nicht kennt, ohne rechts oder links zu schauen seinen kleinen Fußpfad, ohne zu denken woher noch wohin, nur emsig zum nächsten Schritte strebend."

Solche Anschauungen und Reflexionen — formell unvollkommen, wie es bei dem Achtzehnjährigen, zumal ohne klassische Vorschule Aufgewachsenen nicht anders sein konnte — deuten, scharf besehen, auf noch etwas mehr als auf den Conflikt mit dem gewählten Beruf: es ist dies die sich selbst kaum bewußte Trauer über den mit der Mannbarkeit erwachenden blinden „Willen zum Leben", den der Jüngling über sich Herr werden fühlt; es ist der Schmerz vor der gewaltsamen Stauung seines bis dahin klar und eben dahingeflossenen beschaulichen Daseins zum sinnbetäubenden Strudel der Begierden, wobei es seiner edleren Natur befremdend und unheimlich in der Welt zu Muth wird — eine Stimmung, die auch nach der Wendung seines äußern Lebens noch fortdauert, sodaß er ihr sogar, so gut er vermag, in Versen Ausdruck gibt:

O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befried'gen
Und nicht zu besiegen!
Aus Höhen des Himmels
Hast du mich gezogen
Und hin mich geworfen
In Staub dieser Erde:
Da lieg' ich in Fesseln.
Wie wollt' ich mich schwingen
Zum Throne des ew'gen,
Mich spiegeln im Abdruck
Des höchsten Gedankens,
Mich wiegen in Düften,
Die Räume durchfliegen,
Voll Andacht, voll Wunder,
Ausbrechend in Jubel,
In Demuth versinkend,
Den Einklang nur hörend;
Wie wollt' ich vergessen
Des niedrigen Staubes,
Nicht schelten die Thoren,
Nicht neiden die Großen,
Nicht spotten der Schwachen,
Die Bösen nicht sehen,
Den Meister im Werke,

In Körpern die Geister
Nur sehen und lieben —
Doch du, Band der Schwäche,
Du ziehest mich nieder,
Daß fest mich umklammert
Das Heer deiner Fäden,
Und jegliches Streben
Nach Oben mißlingt mir.

Was wäre wünschenswerther wohl
Als ganz zu siegen
Ueber das leere und so arme Leben,
Was keinen Wunsch uns je erfüllen kann,
Ob Sehnsucht gleich uns auch das Herz zersprengt.
Wie wär' es schön, mit leichtem leisen Schritte
Das wüste Erdenleben zu durchwandeln,
Daß nirgends je der Fuß im Staube hafte,
Das Auge nicht vom Himmel ab sich wende.

Man glaubt in diesen Seufzern eine wörtliche Uebersetzung aus den Klaggesängen seines Geistesverwandten, des unübertroffenen Meisters des Weltschmerzes, Leopardi zu hören; aber Leopardi war ja unheilbarem Siechthum verfallen; während wir hier „der Welt Lust verleidet" sehen im Herzen des in den Schossen der Kraft strotzenden Jünglings.

Mit sorgenden Augen sah die Mutter diese Zeichen einer abnormen Entwickelung sich häufen, und da ihr sein Widerwille gegen die kaufmännische Lehre kein Geheimniß war, so mußte sie dem Gedanken an eine Veränderung seiner Lage, obwohl der Sohn keine Silbe von dem Wunsche des Berufswechsels geschrieben, allmählich Raum geben. Sie suchte Rath bei dem Freunde, und Fernows Gutachten trat als ein solches Ereigniß in ihres Sohnes Leben, daß dieser, wie er noch im Alter gern erzählte, den Brief seiner Mutter, dem es beigefügt war, in den Händen haltend, eine Erschütterung seines innersten Wesens wie niemals wieder empfand und in einen Strom von Thränen ausbrach. Fernow schrieb:

„In Betreff der Angelegenheit, über welche Sie, wertheste Freundin, meine Meinung zu hören wünschen, würde ich Ihnen nach reiflicher Erwägung etwa folgendes sagen können. Ein Alter von achtzehn Jahren finde ich keineswegs schon zu hoch, um eine andere Beschäftigung zu verlassen und sich einer litterarischen und wissenschaftlichen Bestimmung zu widmen. Ja ich wage sogar zu behaupten, daß es die glückliche Epoche des Jugendalters ist, wo sich Gedächtniß und Urtheil in der reifenden Kraft des Geistes vereinigen, um das, was mit fester Entschließung unternommen wird, leichter und schneller auszuführen, sich einer Kenntniß eher zu bemächtigen, als in einer frühern oder spätern Lebensperiode, wo der Geist entweder noch zu schwach, oder nicht mehr geschmeidig genug ist; vorausgesetzt, daß der Trieb auch das gehörige Maß von Fähigkeit mit sich führe, und daß dem einmal gefaßten Entschlusse eine feste ausdauernde Beharrlichkeit folge, be-

sonders in den ersten Jahren, wo der zu ersteigende Berg am höchsten erscheint. Eine Menge gelehrter und geistreicher Männer haben sich unter dem Zwange der Umstände erst im spätern Jünglingsalter den Studien widmen können, und haben nicht allein in kürzerer Zeit die unverschuldete Versäumniß der Jugend nachgeholt, sondern es sogar noch dahin gebracht, über den großen Haufen Derer, welche sich dem Gelehrtenstande widmen, rühmlich hervorzuragen. Sie selbst werden solche glücklich nachgereifte Spätlinge kennen, und ich kann es mit meiner eigenen Erfahrung belegen, daß ein unauslöschlicher Trieb und feste Beharrlichkeit, wenn auch einige Jahre später, doch sicher zum Ziele führen, und daß das Gefühl, seinem eigenen Bestreben das was man ist zu verdanken, die Anstrengungen, die es in den Jahren des Werdens gekostet, überschwenglich belohnt; und mein achtzehntes Jahr war längst vorüber, als es mir endlich vergönnt war, meiner Neigung nach Gefallen zu folgen. Aber einem solchen für das ganze Leben entscheidenden Entschlusse muß darum auch eine desto ernstlichere, strengere Prüfung seiner selbst vorhergehen, oder der Trieb müßte von jeher so stark und entschieden gewesen sein, daß man sich ihm, wie jedem wahren Naturinstincte unbedingt überlassen darf; dieses letztere ist freilich das sicherste und beste, denn es beweiset den innern Beruf. Ohne dies ist es allerdings sehr mißlich, aus bloßer Unzufriedenheit mit einer Bestimmung sich in eine andere zu werfen, die uns durch ihre äußern Reize anzieht, von der wir aber nicht wissen, ob sie uns nicht über kurz oder lang gleichfalls Ueberdruß und Unzufriedenheit erregt. Es geht dann nicht nur eine köstliche Zeit unwiederbringlich verloren, sondern man wird durch eine solche Täuschung auch mißtrauisch gegen sich selbst, und verliert Muth und Kraft, sich einen neuen Lebensplan zu schaffen und zu befolgen. Da ich nicht das Vergnügen habe, Ihren Herrn Sohn persönlich zu kennen, also auch weder von seinen geistigen Fähigkeiten, noch von seiner Gemüthsart unterrichtet bin, um wissen zu können, ob dergleichen bei ihm zu fürchten sein möchte, so habe ich doch auf jeden Fall diesen sehr wichtigen Punkt hier besonders berühren wollen, da mir der Beispiele solcher Art mehrere im Leben begegnet sind, wo ein zu schneller Entschluß aus Unbehaglichkeit, die oft mehr in der Gemüthsstimmung, als in der mit der Neigung heterogenen Beschäftigung ihren Grund hatte, eine Bestimmung mit einer andern zu vertauschen, das Uebel nur ärger machte. Der wahre Trieb zweifelt nicht an seiner Bestimmung, er ergreift sie entschlossen und beharrt bei ihr.

„Die frühere Bildung für Welt und Leben, die Ihr Herr Sohn empfangen hat, und die Kenntniß verschiedener neuerer Sprachen, die derselbe besitzt, sind unstreitig ein großer und bedeutender Vortheil. Sein Geist wird dadurch eine vielgewandte Vorbildung, sein Gefühl eine reichere Empfänglichkeit, sein Verstand einen Schatz von Lebensklugheit und klarer Ansicht der Dinge erworben haben, die ihn vor jeder pedantischen Einseitigkeit schützen werden. Aber eine solche frühe Weltbildung führt zugleich auch oft eine Zerstreuung des Geistes, eine oberflächliche Leichtigkeit mit sich, welche hindert, den Geist dauernd auf einen Gegenstand zu heften und Gründlichkeit lieb zu gewinnen, ohne welche alle litterarische Beschäftigung nichts als seichte und hohle Bellettristerei ist.

„Faßte nun Ihr Herr Sohn den wohlgeprüften Entschluß, sich einer wissenschaftlichen Bestimmung zu widmen, so würde die Nachholung des versäumten Studiums der alten Sprachen das Nächste und Nothwendigste sein. Bei gehörigem Fleiße und unter der Privatleitung eines geschickten Schulmannes, der sich dazu der kürzesten und zweckmäßigsten Methode des Unterrichts bediente, wäre dies eine Sache von etwa zwei Jahren. Dann würde ich rathen, als nöthige Vorbereitung zu den Universitätsstudien noch ein oder zwei Jahre lang ein Gymnasium zu beziehen. Ihr Herr Sohn

würde dann zweiundzwanzig Jahre alt sein, wenn er die Universität bezöge, und nach meiner Ueberzeugung ist diese größere Reife der Jugend für den Zweck des akademischen Lebens höchst wohlthätig. Der große Haufen unserer studirenden Jugend würde diese Zeit weit nützlicher verwenden, wenn sie, statt im sechzehnten oder siebzehnten Jahre, erst im zwanzigsten oder zweiundzwanzigsten die Universität bezöge.

„Den wahren innern Trieb und die Fähigkeit vorausgesetzt, welche man der Lust zu dieser edlern Bestimmung zutrauen darf, bleibt, wie gesagt, ein reiflich geprüfter Entschluß und dann ein unverdrossenes Ausharren mit steter Hinsicht auf das vorgesetzte Ziel, die Hauptsache; und da Ihr Herr Sohn auch die äußern Mittel besitzt, welche zur Erreichung eines solchen Zweckes erforderlich sind, so hat er in dieser Hinsicht sogar entschiedene Vortheile vor denen, welche mit Entbehrung und Dürftigkeit ringen müssen und dem Glücke nichts zu verdanken haben."

Nie ist ein guter Rath besser befolgt, nie ein bedeutsamer Entschluß schneller und sicherer gefaßt und beharrlicher ausgeführt worden. Sonst bei großen wie kleinen Entscheidungen voll Bedenken, sah er in jenem Augenblick die Würfel gefallen, seine Zukunft bestimmt vor sich liegen. Es war im Mai 1807. Sofort schrieb er an Senator Jenisch, an seine Mutter und bereitete seinen Weggang von Hamburg vor. Ein Brief Johanna Schopenhauers vom 14. Mai 1807 zeigt, wie diese die Nachricht aufnahm und für ihn thätig ward.

„Du bist also entschlossen, mein Arthur; viel Glück dazu, ich hoffe, es soll dich nicht reuen; denn nach diesem Schritte käme jede Reue zu spät. Jetzt ist nur ein Weg für uns und der geht vorwärts. Wir müssen nun die Zeit zu Rathe halten. Du siehst, ich beantworte deinen Brief wenige Stunden nachdem ich ihn erhielt, und habe auch schon an Jenisch und Willink* geschrieben. Die Briefe lege ich dir offen bei, wenn sie dir zweckmäßig dünken, so gib sie ab. Daß du so gegen deine Gewohnheit schnell dich entschlossest, würde bei jedem andern mich beunruhigen, ich würde Uebereilung fürchten; bei dir beruhigte es mich, ich sehe darin die Macht des Naturinstincts, der dich treibt. Nur jetzt Ausdauer und Muth, guter Arthur, wende alle deine Macht, alle deine Kräfte an, das Ziel zu erreichen, es wird dich lohnen. Lieber, lieber Arthur, laß es mich nie bereuen, daß ich nicht deinen Wünschen entgegenarbeitete, dein Glück soll mich für alles, für jede Sorge um dich, für so vieles, wovon du nichts weißt, oder es doch nur ahndest, entschädigen. Du kannst nur glücklich werden, wenn du jetzt nicht wankst noch weichst. In deinem Alter kann man ungeheuer viel, wenn man nur ernstlich will. Jetzt willst du gewiß mit ganzer Seele, aber wirst du ausdauern und werden die großen Schwierigkeiten, die sich dir entgegenstellen, dich nicht zurückschrecken? Nur dies Eine fürchte ich; denn an Talent fehlt es dir nicht, aber du bist alt und klug genug, um dein eigenes Heil zu bedenken, und so hoffe ich getrost. Ich habe auch meinen Freund Fernow schon gesprochen, auch Meyern, der mich heute besuchte, habe ich deinen schnellen Entschluß erzählt. Goethe nahm gestern Abschied von mir, übermorgen geht er ins Karlsbad: gebe der Himmel, daß er mit neuem frischen Leben zurück-

* Sein Hauswirth in Hamburg.

kehre. Meyer fand unser beider Benehmen recht und billig, Fernow hat deinen Brief gelesen, und freut sich deines Entschlusses, und wird uns ferner rathen und helfen. Ich denke dich in Gotha in das Haus irgendeines der vielen vortrefflichen Schulgelehrten zu bringen, die dort sind. Fernow hat dort einen Freund, Dr. Jacobs, der ein gar trefflicher Mensch sein soll, auch nach Meyer's Aussage, gelehrt und gebildet wie wenige. Vielleicht nimmt er dich, auf jeden Fall soll er deine Studien leiten. Ich werde Ende der künftigen Woche mit Fernow hinüberfahren und sehen, wie und wo ich dich dort anbringe. — — In Gotha sollst du so gut als möglich ist wohnen, aber auf Eleganz mußt du Verzicht thun: wenn du erst unter uns bist und das hiesige Leben siehst, wirst du alles dieses für Philisterei halten und dich darüber schämen; wenn du erst ein Mann bist und deinen eigenen Herd hast, dann magst du dir dein Nest so zierlich du willst und kannst aufzieren, bis dahin aber ist das lauter Ballast, der dir nur hinderlich wird.* Alle Abreden wären also genommen, du reisest sobald du kannst über Kassel gerade hierher, wenn keine Reisegesellschaft sich findet, mit der ordinären Post. Bücher, Bett, Notenpult und Schreibepult werden über Lüneburg hierher an mich geschickt, die übrigen Möbeln bleiben fürs erste bei Willink's. Ich werde in der Zeit für dich hier sorgen. Auf dem Lande kannst du nicht sein: es ist kein Landprediger in der Nähe, der gelehrte Kenntnisse genug besäße. Es ist auch nöthig, daß du erst eine Zeit das Gymnasium besuchst, um dich an den akademischen Vortrag zu gewöhnen, alles das ist dort zur Hand, du kannst mehreres auf einmal dort lernen, sodaß der einförmige Unterricht dich nicht ermüdet, auf dem Lande wäre das alles einseitiger. In alle diesem folge ich Fernows Rath, er ist mein Freund und hat mein volles Vertrauen; er war nie in Gotha, kennt Jacobs nicht persönlich, steht aber schon lange mit ihm in einer gelehrten Correspondenz, fürchte also nicht, daß er etwa das Interesse eines Freundes befördern will: das Gute, was ich dir von Jacobs schreibe, ist der allgemeine Ruf: seit ich hier bin, habe ich schon viel von ihm gehört — — Denke nicht ferner über deinen Entschluß, er ist jetzt gefaßt; aber waffne dich mit Muth, strebe dich von so manchem unnützen Tand loszumachen, der dir nur hinderlich sein und nicht helfen kann. Du verachtest den Reichthum, lerne auch seinen Schein verachten und deinen Blick einzig nach dem schönen großen Ziel zu richten, das du dir selbst gesetzt hast, so wirst du glücklich sein. Auch mir ist jetzt wohler ums Herz; denn dein Mißmuth drückte auch mich; es wird jetzt alles besser, alles recht gut gehen, das hoffe ich mit Ueberzeugung."

Im Juni treffen wir ihn bereits in seiner neuen Laufbahn in Gotha. Er hat Kost und Wohnung bei dem Gymnasialprofessor Karl Gotthold Lenz und Privatunterricht bei dem Director des Gymnasiums, dem durch seine Horaz- und Catull Ausgaben bekannten Fr. Wilhelm Döring. Dieser, der ihn mit den Anfangsgründen des Latein wieder beginnen lassen muß, findet bald Anlaß, ihm eine glänzende Zukunft zu prophezeien. Die Mutter unterläßt jedoch nicht, einen Dämpfer daraufzusetzen, indem sie

* Dies bezieht sich auf seine Fragen wegen der Wegschaffung seiner ziemlich reichen Einrichtung in Hamburg. Die Ermahnung zur Einfachheit kehrte später vom Sohn auf die Mutter zurück.

ihm schreibt, Passow habe ihr gesagt, daß Döring die Schwachheit habe, bei seinen Schülern gewaltig in die Trompete zu stoßen.

Im Gymnasium nimmt er an den Lectionen in der Muttersprache theil und hier ist es Friedrich Jacobs, der berühmte Humanist, den die Reife seiner deutschen Aufsätze in Erstaunen setzt. Als der treffliche Mann kurz darauf einem Rufe an das Lyceum in München folgt, beklagt Schopenhauer den Abgang des schnell liebgewonnenen Lehrers in folgenden Versen:

Den Geist in weiterm Kreise zu entfalten,
Ziehst Du hinweg zum fernen Baierlande.
Zerreißen müssen manche alte Bande,
Nicht fürstliche Verheißung kann Dich halten.
Denn Du strebst auf zu einem höhern Ziele,
Dort, wo dem Zug der Wissenschaft zu fröhnen,
Ein neuer Bund des Guten und des Schönen
Vereinigt hat der Edelsten schon viele.
Doch ohne Trost sieh hier die Jünger stehen,
Sie blicken traurend nach Dir in die Ferne:
Es schwindet jetzt der hellste ihrer Sterne,
Von wannen soll ein ähnlich Licht ergehen?
Bist uns, du edler Meister, denn entschwunden,
So mög' ein guter Genius Dich leiten:
Er möge in der Fremde Dir bereiten
Die treue Liebe, die Du hier gefunden.

Die raschen Erfolge geben ihm die ganze Spannkraft des Geistes wieder. Im Kreise seiner Schulgenossen erwirbt sich der Eindringling, dank seiner Aufgeweckheit und Weltkenntniß, schnell Respect und eine Zuneigung, die sich bis zum Tode der Jugendfreunde bewährte. Von bekanntern sind zu nennen die Philologen Friedrich Osann und E. A. Lewald, der nachmalige Geheime Hofrath und Redacteur der „Preußischen Staatszeitung" Karl John aus Thüringen, der nachmalige Gymnasialdirektor in Königsberg in der Neumark und Schriftsteller Arnold aus Kurland. Mit dem vollen Jugendmuthe stellt sich auch der Uebermuth jenes glücklichen Alters ein. Er dichtet Spottverse auf die gothaer Philister:

Sie spähen, lauschen, geben acht
Auf alles was geschiehet,.
Was jeder treibt, was jeder macht,
Was jeder redet laut und sacht,
Nichts ihnen sich entziehet.
Durch Fenster ihre Blicke spähn,
Ihr Ohr lauscht an den Thüren,
Es darf nichts unbemerkt geschehn,
Die Katz nicht auf dem Dache gehn,
Daß sie es nicht erführen.

Des Menschen Geist, Gedanken, Werth,
Das spitzt nicht ihre Ohren;
Wie viel alljährlich er verzehrt
Und ob mit Recht der Mann gehört
Zu den Honoratioren,
Ob er zuerst zu grüßen ist,
Ob er „Herr von" und gnädig,
Ob Rath nur oder Canzelist,
Luther'scher oder röm'scher Christ,
Verehelicht oder ledig,
Sein Haus wie groß, sein Rock wie fein,
Wird gründlich wohl erwogen,
Doch: kann er uns von Nutzen sein?
Wird jeder Rücksicht groß und klein
Wie billig vorgezogen.
Sonst frägt sich's, was hält er von uns,
Von uns wie denkt und spricht er?
Da frägt man nach bei Hinz und Kunz,
Wiegt seine Wort' mit Loth und Unz,
Erspähet die Gesichter.

Dieser Uebermuth, durch den Beifall der Commilitonen angespornt, wagte sich auch an einen ihm persönlich kaum bekannten Gymnasialprofessor Schulz, der sich tadelnd über die Selecta, welcher Schopenhauer angehörte, geäußert hatte. Was das Stadtgespräch über ihn colportirte, faßte Schopenhauer in einen Vers, der dem Verspotteten zufällig zu Ohren kam und für den Spötter verhängnißvoll werden sollte:

Der Kanzel Zierde, des Katheders Freude,
Der Stadt Erzähler und der Loge Sprecher,
Vollkommner Christ, vollkommner Jude, Heide,
Der Morgens Bücher trägt und Abends Fächer,
Der sieben freien Künste aller Meister,
Der Mann, der alles kann und alles kennet,
Die Blüth' und Krone aller schönen Geister,
Der tausende von Freunden hat und — nennet.

Die Rache folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Professor Döring nämlich fand sich aus collegialischer Rücksicht veranlaßt, ihm den Privatunterricht aufzukündigen, womit Schopenhauer den wesentlichen Zweck seines Gothaer Aufenthalts vereitelt sah.

Zunächst erhielt er eine lange Strafpredigt seiner Mutter, aus welcher einiges in mehrfacher Rücksicht mitzutheilen ist.

„Du siehst, wie es mit deiner eingebildeten Menschen- und Weltkenntniß steht: was geschehen ist, sagte ich dir vorher, aber du trotztest auf Dörings Vorliebe zu dir; du siehst, wie sehr du irrtest. Wenn dir das mit den Gegenständen, die dich zunächst umgeben, geschieht, so müßtest du doch wohl in deiner Beurtheilung im ganzen allmählich etwas vorsichtiger werden.

Dies ist die erste Lection, welche die dich umgebende Welt dir gibt. Sie ist hart, aber wenn du dich nicht änderst, wird es noch härter kommen, du wirst vielleicht sehr unglücklich werden, und weder das Bewußtsein es nicht verschuldet zu haben, noch die Theilnahme der Besseren wird dich trösten. Arthur, wenn du doch endlich einmal verständest, was du immer überlaut bewunderst! Goethes Spruch: «Habet die Narren eben zum Narren auch wie sichs gebührt», ist oft und laut von dir nachgeplappert; heißt das aber die Narren zum Narren haben, wenn man sie bessern will? Wahrlich nicht, das heißt sich ihnen gleichstellen; im Gegentheil, sie laufen lassen, ihre Narrheit gebrauchen zum Nutzen oder Vergnügen, wie es kommt und dabei ihnen aus dem Wege gehen, damit nicht durch irgendeinen ungefähren Stoß aus dem Narren ein Wüthender wird, das ist Lebensweisheit und diese hat Goethe gemeint. Du bist kein böser Mensch, du bist nicht ohne Geist und Bildung, du hast alles was dich zu einer Zierde der menschlichen Gesellschaft machen könnte, dabei kenne ich dein Gemüth und weiß, daß wenige besser sind; aber dennoch bist du überlästig und unerträglich und ich halte es für höchst beschwerlich, mit dir zu leben: alle deine guten Eigenschaften werden durch deine Superklugheit verdunkelt und für die Welt unbrauchbar gemacht, blos weil du die Wuth, alles besser wissen zu wollen, überall Fehler zu finden außer in dir selbst, überall bessern und meistern zu wollen, nicht beherrschen kannst. Damit erbitterst du die Menschen um dich her, niemand will sich auf eine so gewaltsame Weise bessern und erleuchten lassen, am wenigsten von einem so unbedeutenden Individuum, wie du doch noch bist. Niemand kann es ertragen, von dir, der doch auch so viele Blößen gibt, sich tadeln zu lassen, am wenigsten in deiner absprechenden Manier, die im Orakelton gerade heraus sagt: so und so ist es, ohne weiter eine Einwendung nur zu vermuthen. Wärst du weniger als du bist, so wärst du nur lächerlich, so aber bist du höchst ärgerlich. Die Menschen im ganzen sind nicht böse, wenn man sie nicht hetzt: du hättest wie tausend andere in Gotha ruhig leben und studiren können und alle persönliche Freiheit haben, die das allgemeine Gesetz erlaubt, wenn du ruhig deinen Gang gegangen wärst und andere ruhig den ihrigen hättest gehen lassen, aber das wolltest du nicht und so wirst du ausgestoßen. Ich kann die Professoren und ihr Betragen gegen dich nicht loben, ich will es auch nicht entschuldigen; aber was hattest du mit ihnen zu schaffen? warum hörtest du nicht ihre Collegien, nahmst für dich heraus, was du brauchen konntest und ließest es übrigens dahingestellt sein, ob ihre Aufsätze mehr Sinn oder mehr Worte haben, ohne am Tische eines ihrer Collegen laut oder leise, dem Nachbar ins Ohr, abzuurtheilen? solch eine ambulirende Literaturzeitung, wie du gern sein möchtest, ist ein langweiliges gehässiges Ding, weil man nicht Seiten überschlagen oder den ganzen Kram hinter den Ofen werfen kann — — Genug, Arthur, du bringst die Menschen gegen dich auf ohne Noth, sie mißhandeln dich dafür, das ist in der Regel und geschieht dir gewiß, du magst unter Philistern oder schönen Geistern leben; niemand wird ein Betragen wie das deinige dulden und du mußt entweder dich ändern oder du gehst zu Grunde. Du wirst zu Grund und Boden getreten werden und nicht ehrenvoll fallen; auch die Ersten und Klügsten werden dich ausstoßen so gut wie die Geringsten — — Alles was ich dir bis hieher schrieb, soll kein Vorwurf sein, nur ein Versuch, dich dir einmal zu zeigen, wie die Welt dich sieht, wie ich, deine Mutter, die dir so manchen Beweis ihrer Liebe gab, dich leider sehen muß, und nun ziehe daraus was für ein Resultat du kannst — — Ich würde dich gleich herkommen lassen, aber theils weiß ich dich jetzt nicht gut auf längere Zeit zu beherbergen, theils würde mich auch deine Gegenwart und dein ewiges Einreden hindern, ordentlich für dich zu forschen und zu wählen, und mich bald ärgerlich, bald verwirrt machen, besonders wenn

deine edle bekannte Unentschlossenheit dazu käme, und überdies kann ich diesmal nicht dafür stehen, daß der Unwille über dich, der doch bei Lesung deines Briefs in mir aufwallte, nicht meiner Herr würde und es zu heftigen Auftritten käme, die wir beide besser thun zu vermeiden. Also ist's besser, du bleibst noch dort und wartest ruhig meinen nächsten Brief ab, der dir vielleicht schon etwas Entscheidendes bringt. Glaube mir, du dauerst mich, ich weiß, du bist nicht bösartig, und gelingt's mir nur einmal, dir anschaulich zu machen, wie und wo du fehlst, so bist du geborgen — — Nimm noch eine Warnung von mir an, ich bitte dich, thue ein übriges und nimm sie blindlings an, wenn es nicht anders sein kann: vertraue dich von heute an keinem deiner dortigen jungen Freunde! Neugier, Sucht sich in fremde Händel zu mischen und der den mittelmäßigen Menschen eigene Hang, sich an jeden zu drängen, der eine Art Celebrität hat, sie sei von welcher Art sie wolle und wär's ein armer Sünder, der morgen gehängt werden soll, wird sie zu dir führen; denn leider bist du in dem kleinen Kreise, der dich umgibt, eine merkwürdige Personage geworden, sie werden forschen und fragen und hernach klätschen und trätschen oder mit deinem Vertrauen geheimnißvoll sich anstellen. Daß sie dein Vertrauen mißbrauchen, ist gewiß, ich könnte dir Beweise verschaffen — —."

Daß ihn dieser Brief mehr als das Erlebniß selbst deprimirte, geht aus dem Tone hervor, den seine Mutter drei Wochen später gegen ihn anschlug. Er war mit einem mal gewaltsam auf den ihm natürlichen Ernst zurückgeworfen; der Rest knabenhafter Unstetigkeit war gebüßt, und festen Schritts sehen wir ihn jetzt in eine dauerndere, seinem Charakter angemessenere Lebensführung einlenken.

Zur Fortsetzung der Lehrzeit dachte er an Göttingen, München, Braunschweig; aber die Mutter stellte ihm nach eingeholtem Rath ihrer Freunde eine andere Alternative. Entweder solle er nach Weimar übersiedeln, um bei dem kurz zuvor an das dortige Gymnasium berufenen, noch blutjungen, aber schon ausgezeichneten Gräcisten Passow Privatunterricht zu nehmen, oder im Gymnasium zu Altenburg, wo Matthiä und Messerschmidt wirkten, eine ähnliche Stellung, wie er sie in Gotha gehabt, zu erlangen suchen. Im Grunde verleugnete Johanna Schopenhauer sich selbst, indem sie ihm beide Wege offenstellte; denn nach ihrer Entscheidung würde der letztere für beide Theile der passendere gewesen sein.

„Fragst du mich, so stimme ich für Altenburg, weil ich glaube, daß der Aufenthalt dort für dich am zweckmäßigsten sein wird und daß du dort bei weniger Zerstreuung als hier, wo dich das Theater und anderes mehr anziehen wird, dennoch, wie ich nach aller Urtheil glauben muß, ein angenehmes Leben führen können wirst. Willst du lieber hier sein, so habe ich auch nichts dagegen, glaube auch, daß du mit Fleiß und Anstrengung hier deinen Zweck wirst erreichen können; doch kannst du nur sechs Stunden wöchentlich von Passow haben, mußt allein studiren und zusehen, wie du

dir forthilfst; denn das hiesige Gymnasium ist nichts für dich — — Ich würde dir dann nicht weit von mir und Passow eine Stube und Kammer miethen.

„Du wirst für uns beide zuträglich finden, daß ich dann unser gegenseitiges Verhältniß so einzurichten strebe, daß unserer beider Freiheit kein Abbruch geschieht und ich in der zwanglosen, friedlichen, unabhängigen Ruhe bleibe, die mich jetzt erst recht eigentlich des Lebens froh werden läßt. Also, lieber Arthur, wenn du hier wohnst, treibst du dein Wesen für dich, als wäre ich nicht da, nur daß du alle Mittage von 1 Uhr bis etwa gegen 3 Uhr bei mir zu Tische kommst. Den Abend bringt jedes von uns zu, wie es will, außer meine beiden Gesellschaftsabende, an welchen du mit den Uebrigen natürlicherweise zu mir kommst und wenn du willst, auch bei mir zu Abend issest; die andern Abende speisest du zu Hause, auch deinen Thee trinkst du zu Hause — — So, lieber Arthur, glaube ich, ist's nothwendig für uns beide: auf diese Weise bleiben wir so ziemlich in unsern jetzigen Verhältnissen. Ich gestehe dir, ich finde die meinigen so angenehm, ich bin diese ruhige Lebensweise so gewohnt, daß mir vor allem graut, was eine Abänderung darin zu Wege bringen könnte. Indessen alles dies kann auch mit deinem Hiersein gar wohl bestehen, wenn man nur gehörige Maßregeln trifft; und ich bin überzeugt, du wirst dir gern alles gefallen lassen, was ich in dieser Hinsicht wünschen werde, und mir jede Einrichtung überlassen. Deine eigene Freiheit gewinnt dadurch auch — — An Vergnügungen hast du drei Abende Theater und zwei Abende bei mir, und daran wohl genug, obgleich ich fürchte, die Abende bei mir werden dir nicht immer so angenehm erscheinen wie denen, die, älter und bedeutender als du bis jetzt noch sein kannst, thätigen Antheil daran nehmen können. Du bist der einzige ganz junge Mensch in dieser Gesellschaft; doch das Interesse Goethe nahe zu sein, wird dich für die Lustigkeit, die du vielleicht vermissen wirst, hoffentlich entschädigen. — -- Mir sollst du recht willkommen sein und ich will thun, was ich, ohne meine eigene Freiheit und Ruhe aufzuopfern, thun kann, um dir deinen Aufenthalt hier recht angenehm zu machen."

Sei es daß der Musenhof eine überwiegende Anziehungskraft übte, sei es daß der Pennalismus ihm zu gründlich verleidet war, als daß er dem Gedanken, in eine zweite Periode desselben einzutreten, Raum gegeben hätte — er entschied sich für Weimar, und scheint die Argumente gegen Altenburg in seiner Antwort an die Mutter nicht gespart zu haben; denn am 13. December 1807 schreibt diese:

„Von allen Gründen, die dich bestimmten Weimar zu wählen, sehe ich nur den einen, daß du gern hier sein wolltest. Du bist in Weimar nicht mehr als anderswo bis jetzt zu Hause; ob du es mit der Zeit sein wirst, werden wir sehen, ich lasse dich eben gewähren, wie ich immer gethan habe."

Nach Erledigung der äußern Angelegenheiten, kommt sie auf das bereits erörterte Thema nachdrücklicher zurück:

„Nun zu deinem Verhältnisse hier gegen mich, und da dünkt mir es am besten, ich sage dir gleich ohne Umschweife was ich wünsche und wie es mir ums Herz ist, damit wir einander gleich verstehen. Daß ich dich

recht lieb habe, daran zweifelst du nicht, ich habe es dir bewiesen so lange ich lebe. Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht: so lange du bist wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten — kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen und jedesmal gab es heftige Scenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal athmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streit Anlaß zu geben. Ich lebe jetzt sehr ruhig, seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich dir nicht zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt, alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen, nirgends merkt man wer befiehlt und wer gehorcht, jeder thut das Seine in Ruhe, und das Leben gleitet hin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein und so muß es bleiben, wenn dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist. Wenn du älter wirst, lieber Arthur, und manches heller siehst, werden wir auch besser zueinander stimmen, und vielleicht verlebe ich dann meine besten Tage in deinem Hause mit deinen Kindern, wie es sich für eine alte Großmutter gehört. Bis dahin laß uns streben, daß die tausend kleinen Neckereien nicht unsere Gemüther erbittern und die Liebe daraus verjagen. Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind; denn obgleich wir bei jedem wichtigen Anlaß bald eins sind, so sind wir bei jedem andern desto uneiniger. Höre also, auf welchem Fuß ich mit dir sein will. Du bist in deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheirathung im Hause meiner Aeltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst du dich gar nicht — — ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft — — an meinen Gesellschaftstagen kannst du abends bei mir essen, wenn du dich dabei des leidigen Disputirens, das mich auch verdrießlich macht, wie auch alles Lamentirens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gern gut schlafe."

Inzwischen faßte der für das Leben mit den Menschen schon so gründlich verdorbene Jüngling seinen solitären Beruf nach dem Willen der Natur mit der ganzen Energie und Zielgewißheit seines Charakters fester ins Auge. Hatte er als gothaer Gymnasiast noch den jungen Weltmann herausgekehrt, sich von Hamburg eine neumodische Claque verschrieben und über seinen Umgang mit

„Baronen und Comtessen" berichtet, sodaß selbst die wahrlich nicht sparsame Mutter den später so ökonomischen Sohn zur Einschränkung ermahnen mußte, so richtete er jetzt mehr und mehr seinen ungetheilten Eifer auf die Hebung des geistigen Schatzes, den er in den Tiefen seines Wesens verborgen wußte. Der Unterricht ausgezeichneter Philologen und sein eigenes Sprachtalent hatten die versäumte gelehrte Vorbildung in der kürzesten Zeit ersetzt. Unter Passows beständiger Aufsicht — er wohnte in dem nämlichen Hause — lebte er sich unvermerkt in das seinem Geiste wahlverwandte klassische Alterthum ein. Nebenher liefen lateinische Uebungen bei dem berühmten Latinisten Lenz, dem Director des weimarer Gymnasiums. Durch bloßes Bücherstudium ergänzte er seine geographischen, mathematischen und geschichtlichen Kenntnisse. Mit rastlosem Fleiße füllte er lesend und lernend nicht nur die Tagesstunden, sondern auch die halben Nächte aus.

Die Schwierigkeiten, mit welchen Autodidakten in der Regel zu kämpfen haben — ein Kampf, infolge dessen ihr Wissen zeitlebens gewisse Unsicherheiten beibehält — scheinen ihm, dessen jugendlicher Geist so vielseitig durch Anschauungen und Sprachen zum richtigen und deutlichen Erfassen von Verhältnissen und Begriffen herangebildet war, kaum bemerklich geworden zu sein. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er bereits damals jene selbständige tief eindringende Lektüre der alten Klassiker begann, deren täglichen Umgang seitdem nicht mehr ausgesetzt zu haben, der Greis sich rühmen durfte? Nur hierdurch wird es, auch angesichts einer zeitweilig eingesetzten außerordentlichen Thatkraft, verständlich, wie er in Zeit von zwei Jahren sich eine akademische Vorbildung anzueignen vermochte, deren Gründlichkeit und Gediegenheit ihn über die meisten seiner Commilitonen stellte. Denn jene Nachtwachen hielten ihn keineswegs ganz von Zerstreuungen zurück. Er ritt, focht und musicirte, besuchte Theater und Concerte, machte auch wohl einen Ball, eine Maskerade und Schlittenfahrt mit, und in der guten Jahreszeit fehlte es nicht an kleinen und großen Ausflügen, meistentheils zu Roß, nach Jena, Rudolstadt, Lauchstädt, Halle und andern Orten.

In den Sommer 1808 fällt sogar eine längere Abwesenheit von Weimar, während einer Reise nach Wiesbaden, wo seine

Mutter die Kur gebrauchte, und im September desselben Jahres treffen wir ihn in Gesellschaft Johann Daniel Falks* beim Fürstencongresse in Erfurt, wo er in der Wohnung des Gothaischen Hofs Unterkunft findet und sich über die Hofdamen skandalisirt, die den Völkerunterdrücker *vor* der Komödie für ein Scheusal, *nach* derselben für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärten.

Mitten durch diese Allotrien hindurch wird der rothe Faden der Philosophie, wenn auch noch dünn, so doch in seiner Eigenartigkeit deutlich erkennbar, fortgesponnen. Jenes innige, allmählich bis zur Ueberschwänglichkeit gesteigerte Insichhineinleben, wie es in seltsamem Widerspiel mit Revolution und Kriegsfurie, aus dem vorigen Jahrhundert herübergenommen, noch bei uns in der Luft lag und in der darauffolgenden Periode der Erschlaffung in der Popularphilosophie und Almanachspoesie der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts noch so lange dürftig nachblühte, bildet ein wesentliches Ferment in Schopenhauers Speculation. Ja man kann sagen, daß in dieser dem jetzt lebenden Geschlecht schier unbegreiflich gewordenen Geistesrichtung zugleich die Wurzeln ihrer Kraft liegen. Mag man die Uebergänge zu Theorie und Praxis des modernen Realismus bei Schopenhauer leichter finden als bei seinen berühmten Nebenbuhlern — Herkunft und Ursprung verleugnen sich nicht. Wie könnte es auch anders sein? jedes Gestirn hat seine Atmosphäre, jeder Organismus sein Element, jeder Genius seine Zeit, die er nicht weniger fordert als sie ihn. So darf es uns nicht wundern, wenn wir ihn mit zwanzig Jahren seine Bücher mit Reflexionen füllen sehen wie diese: „Alle Philosophie und aller Trost, den sie gewährt, läuft darauf hinaus zu zeigen, daß eine Geisterwelt ist und daß wir in derselben von allen Erscheinungen der Außenwelt getrennt, ihnen von einem erhabenen Sitz mit größter Ruhe und ohne Theilnahme zusehen können, wenn unser der Körperwelt gehörender Theil auch noch

---

* Dieser merkwürdige Mann, geboren in Danzig 1770, verkehrte viel im Hause Johanna Schopenhauers. Er war der erste „Innere-Missionar", indem er sich nach der Schlacht bei Jena in den schweren Nothständen der verwaisten Kinder werkthätig annahm. Eine Auswahl seiner Schriften erschien 1819 in 3 Theilen. Nach seinem und Goethes Tod wurde das interessante Schriftchen „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" (1832) aus seinem Nachlasse herausgegeben.

so sehr darin herumgerissen wird", und weiter: „Tief im Menschen liegt das Vertrauen, daß etwas außer ihm sich seiner bewußt ist wie er selbst; das Gegentheil lebhaft vorgestellt, neben der Unermeßlichkeit, ist ein schrecklicher Gedanke." Mit diesem Gedanken aber sollte er sich leider festfahren; denn nachdem ihm die Individuation zum bloßen Scheine geworden war und er von einem höheren Bewußtsein als dem irdischen nichts mehr wissen wollte, mußte ihn dieser Gedanke zur Verneinung des in seiner absoluten Vereinsamung trostlosen Lebens führen. Wenn es außer und über dem irdischen Bewußtsein keines gibt, so ist die Menschheit nicht besser daran als der einzelne Mensch, auch der genialste: die Blindheit ihres Bewußtseins vermag ihr nicht über die schreckliche Isolirung hinauszuhelfen. Seinem von ihm so ungerecht geschmähten älteren Zeitgenossen Baader überließ er die tiefere Einsicht: Ich denke weil ich gedacht bin.

Damals, in der protoplastisch-flüssigen Form seines Denkens, sehen wir zunächst die Begriffe des Innern und des Subjectiven idealistisch ineinander verschwimmen.

„Der objective Dichter", schreibt er, „kann nichts mehr werden als vollkommener Darsteller und kann nur die Außenwelt darstellen; denn jedes Uebersinnliche, jedes außerhalb des Erdenkreises Liegende kennt er nur aus seinem Innern und er würde damit sofort subjectiv. Die Außenwelt stellt sich selbst am treuesten dar — aber der Dichter concentrirt das Wesentliche, Charakteristische, sondert das Zufällige." Dann sucht er in diesem Subject, in dieser Innenwelt doch ein höheres Object: „Ist aber dies der Gipfel der Poesie? ist dies göttlicher als das Bild der innern Ahndung? muß die Welt, die der Dichter schafft, eine Mosaik aus schon vorhandenen Steinen sein? kann er sie nicht selbst mit ungebundener Willkür färben?"

Also die bloße Betrachtung der Welt schafft ihm kein Genügen: er sucht nach einem Maßstab ihres Werths und findet ihn, nicht wie die gewöhnlichen Köpfe, in ihr selbst.

Diese so frühzeitige ethische Richtung seines Geistes, kraft deren er von Kind auf Welt und Leben darauf ansah, was sie werth seien, ist nicht zufällig: wir müssen hierin seine Bestimmung erkennen. Denn wie die allgemeine, mehr formale Bedeutung seiner Philosophie darin liegt, daß diese uns von Allem nur Eine Seite zeigt, diese aber in der schärfsten und natürlichsten Beleuchtung, so die besondere und reale darin, daß sie die Nichtigkeit des irdischen Daseins mit allen seinen Herrlichkeiten, ohne eine über

dasselbe und dessen Vergangenheit und Zukunft hinausreichende sittliche Zwecksetzung, ins hellste Licht setzt. Nur ein Mensch, der berufen war, dem mit vollen Segeln ins hohe Meer eines platt realistischen Optimismus hinausfahrenden Zeitgeiste seine tiefinnerste Leerheit und seinen Selbstwiderspruch vorzuhalten, konnte schon als Jüngling, ohne alle dogmatische Anlehnung, raisonniren, wie Schopenhauer. Schon in Gotha schreibt er:

„Der Rang auf der Geisterstufe bestimmt sich ganz danach, mit welchem Blick man in die Außenwelt schaut, wie tief und wie oberflächlich. Der gewöhnliche Europäer" — der Indier stand ihm unbekannterweise bereits näher — „sieht oft beinahe wie das Thier hinein und würde, wenn es ihm nicht von andern gesagt wäre, nie das Unsichtbare im Sichtbaren ahnden. Er kann also so wenig wie das Thier ernsthaft über die Außenwelt hinweg, oder auch nur mit einer eigenen Anschauung sich aus derselben hinausdenken. Warum müssen doch die wenigen hohen Menschen, die durch Zufall nicht so fest eingekörpert sind, als die Legion der andern, warum müssen diese einzelnen durch tausend Hindernisse so getrennt sein, daß ihre Stimmen sich nicht erreichen können, sie sich nicht erkennen und die selige Geisterschäferstunde nicht schlagen kann? Warum muß ein solcher, wenn der Zufall ihm schon viel gab, höchstens nur im Kunstwerk Verstorbener oder Entfernter dann und wann das ähnliche Wesen spüren und dann Sehnsucht seine Qual vermehren, während er schmachtet in der Einöde, wo, wie Sand in der Sahara, unzählbar die Schar der schalen Halbthiere allein seinen Blick berührt?"

Und ein Jahr später an seine klassischen Studien anknüpfend:

„Warum liegt über dem Andenken der Vorzeit eine so liebliche Ruhe? warum ergreift uns wehmüthige Rührung fast schon beim Nennen der alten Zeit? warum sehen wir ihre Gestalten in so sanftem Schimmerlichte, so ohne Beimischung des Grellen? Ist es darum, weil der Tod sie geebnet hat, weil ihre Sorgen und Qualen nicht mehr sind und die Zeit gelehrt hat, daß diese Täuschungen waren und wir sie nun belächeln wie die Trübsale der Kinder?"

Wie auf solche Weise das Alterthum sein Heiligthum ward zeigt folgende, in seinen Homer geschriebene oratio dominica:

Unser Vater Homer, der du jetzt mit dem edlen Achilleus
Wallst in Elysions Hain, geheiliget werde dein Name!
Oft besuch' uns dein Geist, und wie im Lande der Schatten
Deine Lyra ertönt, so schalle sie auch auf der Erde:
Sie, die die Sorg' um das tägliche Brot aus dem Busen hinwegsingt.
Selbst, ein Wunder dem Ohr, Centauren versöhnt mit Lapithen.
Doch es versuch' uns Schwächre dein Genius nimmer zum Wettflug,
Sondern erlös' uns nur von dem Erdengeschick auf Minuten:
Denn dein ist ja die Kraft, das Herz zu rühren, der Lorber,
Heiliger Vater! von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Und zu des Sophokles Tragödien macht er eine Bemerkung, welche zeigt, wie früh schon der Grundstein zum praktischen Theil seines Systems in seinem Geiste gelegt war:

„Nicht nur die Vernunft vom Belvedere der Speculation herab, auf das sie durch Schlüsse gestiegen, sondern ein lebendiges, doch nüchternes, uns viel näheres Gefühl sagt uns, daß alle unsere Noth, selbst die fürchterlichste, gar keine ist, da sie durchaus nur bedingt und leicht (immer wenigstens durch den Tod) zu lösen ist, sondern nur ein Bild eines nicht (wie es selbst) in der Zeit, sondern in der Ewigkeit vorhandenen wirklichen Uebels, das wir durch die innere Anschauung, vulgo Phantasie, erkennen oder uns erinnern. Aber wenn uns irdische Noth packt, sind wir als unsere eigenen Henker geschäftigt, ihr das Bild jenes entsetzlichen wahren Uebels unterzuschieben, und dann fühlen wir einen Beruf, zu rasen und zu jammern. Ausbildung der Vernunft läßt uns diese Täuschung erkennen und vermeiden: das wollten wohl die Stoiker, und da alle Poesie das Bild des Ewigen in der Zeit ist, wird auch durch Bilder des irdischen Unglücks die Idee jenes wahren unauflösbaren unbedingten Uebels erweckt und uns so das Bewußtsein der Ewigkeit beigebracht: das ist das Trauerspiel."

Schon war er zu der an sich richtigen und vollständigen ethischen Disjunction gelangt: entweder ist alles vollkommen, das Größte wie das Kleinste, keins dem andern geopfert, es sind in allem zum besten Zweck die vollkommensten Mittel, die wie die einzige gerade Linie zu ihm führen, vorhanden: dann müßte jedes Leiden, jeder Irrthum, jede Angst nicht etwa nothwendiges, durch andere Einrichtungen bedingtes und entschädigtes Uebel sein, sondern wirklich das unmittelbare, einzig rechte, beste Mittel, auch außer allem Zusammenhang mit dem übrigen; oder aber — und wer könnte denn angesichts dieser Welt bei jener Annahme stehen bleiben? — es sind nur zwei andere Fälle möglich: wir müssen — wenn nicht alles zum bösen Zweck annehmen — neben dem guten Willen einem bösen Willen Gewalt zugestehen, der jenen zu Umwegen zwingt, oder wir müssen diese Gewalt nur dem Zufall und also dem lenkenden Willen Unvollkommenheit in der Anordnung oder in der Macht zuschreiben. Daß er statt des ersten dieser zwei Fälle den letzten und zwar in der höchsten Potenz, da „der lenkende Wille" nicht allein blind ist, sondern sich selbst widerspricht, als wirklich statuiren und den danach allein übrigen Ausweg der Verneinung oder Abtödtung dieses Willens rücksichtslos lehren konnte, lag eben in der excessiven Energie, mit der er dem Einen Gedanken von dem Widerspruch und Jammer des Lebens nachhing, um ihn desto vollkommener auszuprägen. Die Blindheit des Willens ist in seinem System durchaus nothwendig und dieses wird nicht ergänzt oder verbessert, sondern verballhornt, wenn man mit Ed. v. Hartmann diesem Willen durch

eine unbewußte Allwissenheit (ein Messer ohne Klinge) aufhelfen will, indem man die ethische Wurzel, an welcher das Ganze hängt, übersieht.*

Wenn wir den zum humanen, aber kaltblütigen Freidenker erzogenen, innerlich bekenntniß- und glaubenslosen, noch durch keinen schweren sittlichen Conflikt hindurchgegangenen, zum vollen Genusse des Lebens befähigten und stark hinneigenden Jüngling über die Nachtseite der Welt so anhaltend und tief eindringend grübeln sehen, wie sonst wohl nur Solche, deren „Wille zum Leben" bereits gründlich gebrochen ist, so sind wir auf diese ethische Wurzel seiner Philosophie deutlich hingewiesen und die Schroffheit und Härte seines Charakters muß uns in besserm Lichte erscheinen. So schreibt er 1808 in Weimar: „Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe, was bleibt als eine lange Reihe trivialer Gedanken", und im folgenden Jahre: „Das Leiden, welches ich von mir weg und auf einen andern schiebe, wird dadurch vergrößert: darum die große Masse des Uebels auf der Welt, die entstanden ist, indem das ursprüngliche positive Uebel (die Schuld der Welt) durch dies egoistische Weiterschieben vermehrt wurde. Nur durch freiwilliges Aufladen und an sich Ziehen des Uebels wird es zur möglichsten, vielleicht unendlichen Verringerung gelangen, und so das Reich Gottes kommen." Von letzterm, das ihm später zum Nirwana wurde, eine positive Vorstellung zu gewinnen, ist ihm freilich weder theoretisch noch praktisch gelungen, ja unmöglich geschienen.

Alles was ihn wirklich ergriff, verfolgte er mit tiefeindringender Leidenschaft. So war er 1811 nach der Aufführung von Calderon's „Standhaftem Prinzen" in solchem Grade erschüttert, daß er die gewohnte Gesellschaft bei seiner Mutter verlassen und die Einsamkeit aufsuchen mußte. Zu jener Zeit tritt auch bereits die, wie es scheint vom Vater auf ihn vererbte, mit krankhaften

* „Die Macht, die uns ins Dasein rief, muß eine blinde sein; denn eine sehende, wenn eine äußerliche, hätte ein boshafter Dämon sein müssen; und eine innerliche, also wir selbst, hätte sehend sich nie in eine so peinliche Lage begeben. Aber reiner erkenntnißloser Wille zum Leben, blinder Drang, der sich so objectivirt, ist der Kern des Lebens." (Aus Schopenhauers Nachlaß, S. 441.) Wer am „Monismus" oder dem ἓν καὶ πᾶν festhält, kann dieser Consequenz nicht entrinnen.

Affectionen des Gehörnervs zusammenhängende Anlage zu plötzlichen Beängstigungen ohne ersichtlichen Anlaß, besonders in nächtlicher Stille, bei ihm hervor, eine Anlage, gegen die er zeitlebens zu kämpfen hatte. Damals schon hängte er scharfgeladene Waffen neben sein Bett, und dasselbe Motiv, dem wir in jenem 1808 in Weimar geschriebenen Sonette begegnen: „Die lange Winternacht will nimmer enden" („Parerga", 2. Aufl., II, 691), findet sich variirt in einem andern poetischen Fragment jener Tage, dessen Mittheilung nur durch das psychologische Interesse gerechtfertigt sein soll:

Mitten in einer stürmischen Nacht,
Bin ich mit großen Aengsten erwacht,
Hört' es sausen und hört' es stürmen
Durch Höfe, Hallen und an den Thürmen;
Ströme gossen von Dächern und Rinnen,
Platschten im Graben und peitschten die Zinnen;
Fenster klirrten und Wetterfahnen,
Eulengeschrei schien ängstlich zu mahnen;
Panzer scharrten im Rittersaal —
Aber kein Schimmer, kein schwächster Strahl
Konnte die tiefe Nacht durchreichen.
Als könnte vor keiner Sonne sie weichen,
Fest und undurchdringlich sie lag,
Daß ich glaubt', es käme nimmer kein Tag:
Da that gar große Angst mich fassen,
Fühlt' mich so bang, so allein und verlassen;
Wie lag der gestrige Tag so weit,
Mit seiner Lust und Herrlichkeit!
Suchte vergebens zurück es zu rufen,
Wie wir uns gestern Freude erschufen,
Als so lieblich glänzten die Becher,
Laut erschallte der Jubel der Zecher,
Hundert Kerzen erhellten den Saal,
Heller noch leuchtet der Augen Strahl u. s. f.
Aber jetzt war Alles verschwunden
In der Wetternacht Geisterstunden,
Lag so weit, so bleich wie im Traum:
Daß es gewesen, glaubt' ich kaum.
Kein Strahl brach durch der Finsterniß Grausen
Und kein menschlicher Ton durch das Sausen u. s. f.

Solchen Anfällen von Angst zu steuern, waren Luftschlösser weniger geeignet als — Polyhymnia, deren Dienst er eifrig ergeben blieb und welcher folgende Verse gelten:

Es bauet sich im unruhvollen Leben
Ein neues Leben voller Ordnung auf,
Der Menschen plan- und grenzenloses Streben,
Der Zeiten eisern schonungsloser Lauf,

Die bösen Geister, die uns rings umschweben
Und tückisch jedem Glücke lauern auf,
Das Alles ist gebannet und gewichen,
Durch einen Strohm von Wohllaut ausgeglichen.

Mit einigen seiner gothaer Freunde blieb er in Correspondenz, neue Jugendbekanntschaften dagegen knüpfte er während seines weimarer Aufenthalts nicht an, sondern er beschränkte sich auf den Umgang mit Männern wie Passow und Fernow, der jedoch, wie erwähnt, schon Ende 1808 starb. Goethen sah er zum öftern im Hause seiner Mutter, aber nur in größerer Gesellschaft, sodaß er ihm vorerst unnahbar blieb.

Nachdem er mit einundzwanzig Jahren großjährig geworden war und sein Abgang zur Universität bevorstand, lieferte ihm seine Mutter das väterliche Erbtheil aus. Infolge der seit der Verheirathung der Aeltern andauernden, auf der Vaterstadt besonders schwer lastenden Ungunst der Zeiten, infolge erheblicher Verluste in Rußland, Polen, Spanien und Frankreich, infolge des mehrfachen Domicilwechsels, endlich wohl auch infolge der vielen kostspieligen Reisen war das Gesammtvermögen bereits zur Zeit des Todes seines Vaters erheblich zusammengeschmolzen. Die an ein großes Leben gewöhnte Witwe trug diesem Vermögenstande nicht genügend Rechnung, sodaß ihre Ausgaben die Liquidatoren der Handlung ihres Mannes gleich anfangs mit Sorge erfüllten. Sie lebte als „reiche Witwe", wie sie Anselm von Feuerbach noch 1815 in Karlsbad mit Frau von Goethe in vornehmer Gesellschaft kennen lernte. Sie hielt in Weimar verheirathete Dienerschaft im Hause und eine Zeit lang sogar Equipage, trieb auch Luxus mit Kunstsachen, Toilette und Badereisen. Dessenungeachtet war das dem Sohne übriggebliebene Patrimonium nach dem damaligen Kapitalwerthe vollkommen ausreichend, ihm für seine Person zeitlebens ein bequemes Auskommen zu sichern.

„Es ist Zeit, lieber Arthur", schreibt seine Mutter, „daß ich dir von deinem väterlichen Vermögen Rechenschaft ablege. Mir ist es leichter, dies schriftlich als mündlich zu thun und du kannst es auch so besser übersehen und begreifen, was ich dir zu sagen habe . . . Es kommt mir überall wunderlich vor, so mit dir zu rechnen: ist unser Interesse nicht eins? Unser gegenseitiges Verhältniß kann nichts zerreißen, die Natur band es zu fest; fehlt mir je etwas, zu wem kann ich aufsehen als zu dir? und brauchst du die Mutter, so findest du sie immer wie bisher. Deshalb müssen wir aber dennoch alles verabreden. Aus Ganslandts (des Liquidators) Rechnung

A. Schopenhauer
aetatis anno
vicesimo primo.

Neutiquam Sabbam
capillitium rubicundum,
sed plane cinereum:
evanuit hic color viris
dis, rubicundo superz
inducto, cinereum
erubescat. 1856.

wirst du sehen, wie wir stehen. Die Verwickelung, in der dein Vater uns ließ, die traurigen Umstände bei seinem Tode, die uns zwangen geheimnißvoll und leise zu handeln, und die nachherigen bösen Zeiten tragen die Schuld, daß wir nicht reicher sind; doch haben wir genug, um anständig zu leben und können wohl zufrieden sein. Du siehst auf der Rechnung, wir besitzen jetzt baar 109,875 Mark Banco — hiervon kommt dir der dritte Theil."

Unter Einrechnung seines Antheils am Mobiliarvermögen rundete sie das auszuliefernde Erbtheil auf 19000 Thaler ab. Diese wurden solid angelegt bis auf 6000 Thaler, welche Schopenhauer der Großhandlung Muhl & Comp. in Danzig zu acht und später zu sechs Procent auf kündbare Wechsel lieh. Ungetheilt blieben Hof, Garten und Land in Ohra und Niederfeld, zum großväterlichen Nachlaß gehörig und im Jahre 1799 auf 40138 Gulden geschätzt. Diese Güter konnten damals nicht verkauft werden. Sie waren parcellenweise an Landleute verpachtet und wurden während der Belagerungen Danzigs 1807 und 1813 geplündert, niedergebrannt und unter Wasser gesetzt, später von den gänzlich verarmten Pächtern mit fremder Hülfe allmählich wieder urbar gemacht und bebaut. Die auf das Heinrich Floris Schopenhauer'sche Drittel entfallende Rente von 800 Danziger Gulden war bis dahin zur Unterstützung der gleichfalls in Dürftigkeit gerathenen Mutter Johannas verwendet worden. Arthurs Antheil vergrößerte sich im Jahre 1816 durch Beerbung seines Onkels Andreas, aus dessen Nachlaß ihm außerdem über zweitausend Thaler zuflossen. Er verfügte hiernach als Student bereits über eine Rente von mehr als tausend Thalern.

III.

1809—1813.

Im October 1809 bezog er, gelockt von dem akademischen Glanze der Georgia Augusta, die Universität Göttingen. Nicht zufolge einer getroffenen Berufswahl, sondern weil ihm das Studium der Naturwissenschaften vor allem unerläßlich schien, ließ er sich in die medicinische Facultät einschreiben und hörte zunächst Naturgeschichte und Mineralogie bei Blumenbach, einem von ihm zeitlebens hochgeschätzten Lehrer, Anatomie bei Hempel, Mathematik bei Thibaut und Staatengeschichte bei Heeren. Daneben setzte er die Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker sowie seine Fechtstunden eifrig fort. Im zweiten Semester hörte er Physik bei Tobias Mayer, Chemie bei Stromeyer und Botanik bei Schrader, auch nahm er lateinische Privatstunden bei Kirsten. Im dritten belegte er alte Geschichte bei Heeren, vergleichende Anatomie bei Blumenbach, nochmals Physik bei Mayer und als erstes Philosophicum Psychologie und Metaphysik bei G. E. Schulze, dem skeptischen Gegner Kants, der ihn zuerst über seinen Beruf aufklärte und dadurch veranlaßte, von nun an alle seine Studien für den Dienst der Königin der Wissenschaften einzurichten. Im Sommer 1811, seinem letzten göttinger Semester, hörte er Logik bei Schulze, Physiologie bei Blumenbach, Ethnographie bei Heeren und Reichsgeschichte bei Lüder. Daneben, als ob er an seiner Flöte nicht genug gehabt hätte, nahm er Guitarrestunden.

Der Verfasser des „Aenesidemus" ward für den Anfang der philosophischen Lehrzeit Schopenhauers von entscheidendem Einflusse; denn dieser befolgte gewissenhaft „den weisen Rath Schulzes, seinen Privatfleiß fürs erste ganz Platon und Kant zuzuwenden

und bis er diese bewältigt haben würde, keinen andern, namentlich nicht Aristoteles und Spinoza anzusehen". So berichtet er selbst in einem Briefe an Professor Erdmann, der ihn 1851 um Mittheilungen über seinen Bildungsgang gebeten hatte.

Gleichwohl glaubt der Student den Professor bereits zu übersehen und schulmeistert ihn an der Hand seines Compendiums der Logik in ergötzlicher Weise. Ein Beispiel möge gestattet sein. Schulze lehrte in seinen „Grundsätzen der allgemeinen Logik" § 107 gegenüber der Kant'schen Vernunftkritik: Wer die Einsicht zu besitzen vorgebe, daß die menschlichen Erkenntnisse von realen Dingen, entweder insgesammt oder einem Theile nach, durch die besondere Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens nach Form und Inhalt bestimmt seien, der könne ihnen insofern keine reine Wahrheit beilegen. Er müsse, was er davon denkt, für übereinstimmend mit dem Objekt dieses Denkens halten, oder er würde gestehen müssen, daß er etwas Unwahres von dem Ursprunge und dem Werthe der menschlichen Erkenntniß gedacht habe. Hierzu macht Schopenhauer die Glosse:

„Unser Sophist (dessen Vorlesung über diese tiefsinnige Paragraphe ich mir vornehme Morgen nicht zu hören) greift hier die großen Entdeckungen Kant's auf eine Weise an, die seinen übrigen Ausfällen gegen jenen scharfsinnigen Philosophen angemessen ist, nämlich durch das Sophisma mentiens (siehe Seite 135)*. Denn die Frage: Lügt Einer, indem er sagt: «Ich lüge»? ist von der nämlichen Beschaffenheit als (wie) die: Irrt Einer, wenn er sagt: «Ich irre»? Ganz dasselbe ist es, wenn Kant sagt: Wir haben keine objektive und wahrhafte Erkenntniß von irgend einem Dinge in oder außer uns: und Schulze (wie ein naseweiser Schuljunge) dagegen schreit: «Nicht wahr! Denn eben hiervon willst du uns deine Kenntniß beweisen.» Das Innewerden eines gänzlichen Mangels einer Erkenntniß, die uns ganz durch einen äußeren Gegenstand (d. h. nicht durch die Bedingungen unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes modificirt) gegeben und daher ihm völlig gleich wäre, selbst für ein solche Erkenntniß auszugeben, ist soviel als behaupten, daß das Wahrnehmen der Finsterniß ein Sehen sey. Wenn Sokrates als er sagte: «Ich weiß nichts», hinzusetzte: «außer eben diesem, daß ich nichts weiß», so war dieser Zusatz scherzhaft; denn es lag schon im Satze selbst. Die Verwickelung, die sich machen ließe, wenn der Zusatz wegbliebe, löst derselbe ebenso wie jenen Satz des Epimenides die Klausel «dies Eine

* An dieser Stelle handelt Schulze von den berühmten Trugschlüssen der Sophisten. Zu dem Sophisma mentiens schreibt Schopenhauer: „(Cic. Acad. IV, 20) Epimenides hatte gesagt: Alle Kreter sind Lügner. Er war selbst ein Kreter; sagte er also wahr, so war sein Ausspruch falsch ebendarum. War seine Aussage falsch, so bewährte sie eben dies. (Aristoteles ist sehr stutzig darüber geworden.) Schulze will, daß Epimenides sich selbst ausgenommen habe."

ausgenommen». Uebrigens kann Schulze selbst diesen Einwurf nicht einmal sich zuschreiben, denn er findet sich in Cicero Acad. Quaest. IV, 14."

Platons Genius war ihm durchaus homogen; dagegen lag er mit Kant, bis er sich von ihm angeeignet hatte, was seiner Natur zusagte, in hartem Kampf. Aus jener Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit beiden macht er Glossen wie diese:

„Die Kritik der reinen Vernunft könnte der Selbstmord des Verstandes (nämlich in der Philosophie) genannt werden. — Epikur ist der Kant der praktischen Philosophie, wie Kant der Epikur der speculativen. — Kants regulativer Gebrauch der Vernunft ist vielleicht die ärgste Mißgeburt des menschlichen Verstandes. — Es ist vielleicht der beste Ausdruck für Kants Mängel, wenn man sagt: er hat die Contemplation nicht gekannt. — Einer erzählt eine Lüge: ein anderer, der die Wahrheit weiß, sagt, dies ist Lug und Trug und hier habt ihr die Wahrheit. Ein dritter, der die Wahrheit nicht weiß, aber sehr scharfsinnig ist, zeigt Widersprüche und unmögliche Behauptungen in jener Lüge auf und sagt: darum ist es Lug und Trug. Die Lüge ist das Leben, der Scharfsinnige ist allein Kant, die Wahrheit hat mancher mitgebracht, z. B. Plato. — Wäre nicht mit Kant zu gleicher Zeit Goethe der Welt gesandt, gleichsam um ihm das Gegengewicht im Zeitgeist zu halten, so hätte jener auf manchem strebenden Gemüth wie ein Alp gelegen und es unter großer Qual niedergedrückt; jetzt aber wirken beide aus entgegengesetzten Richtungen unendlich wohlthätig und werden den deutschen Geist vielleicht zu einer Höhe heben, die selbst das Alterthum übersteigt."

Platon dagegen ist ihm von Anfang der göttliche, der „durchweg nach Einheit und ergründender Tiefe strebt und dem alle Dinge nur Buchstaben sind, in denen er die göttlichen Ideen liest". Ihn im Gegensatz zum Aristoteles zu charakterisiren, den er damals, obwohl er seine Werke (in der Ausgabe von Buhle) bereits besaß, erst oberflächlich kennen gelernt hatte, stellt er die beiden Aeußerungen zusammen: ὃ γὰρ πᾶσι δοκεῖ τοῦτ' εἶναί φαμεν* (was Allen zu sein scheint, davon sagen wir, es sei) und τοῖς πολλοῖς πολλὰ δοκεῖ** (die Menge meint mancherlei). Er bemerkt: Aristoteles bleibe stets auf der Oberfläche, er zähle unendlich viel Dinge auf, klassificire, sondere, ohne jedoch etwas anderes, als irgendeinen nüchternen, meist willkürlichen Verstandesbegriff zu Grunde zu legen; er habe es immer mehr mit Worten als mit Dingen zu thun, die wahre Tiefe weder ahnend, noch suchend. Vierzig Jahre später urtheilt er über beide noch ebenso in den „Fragmenten zur Geschichte der Philosophie" (§ 5).

---

* Aristoteles, Ethica ad Nicomachum, Lib. X, cap. 2, 1173.
** Plato, De Republica IX, 576,c. (Ed. Bip., p. 248).

Von welchem Standpunkte aus er in den Geist der Ideenlehre selbständig einzudringen suchte, davon fand ich in seinem Platon ein merkwürdiges Zeugniß.

„Der Unterschied, den viele geleugnet zwischen Platonischer Idee und abstractem Generalbegriff, scheint mir: Generalbegriffe können wir abstrahiren von Dingen, die ihre Existenz blos in der Relation haben und von Artefacten, also von Dingen, deren Begriff ursprünglich aus dem menschlichen Verstand stammt, sodaß dieser sein eigenes Geschöpf wieder in ihnen auffaßt, indem er das zu einem Behuf Wesentliche eines Dings zusammenstellt und vom Zufälligen aller Dinge dieser Gattung abstrahirt. Ideen aber hat er außer denen, die in ihm ohne allen sinnlichen Gegenstand liegen, nur von den Formen der Natur. Die Abstraction vom Unwesentlichen und Zusammenstellung des Wesentlichen nimmt er zwar auch bei Bildung der Ideen von Naturgegenständen vor: aber der Unterschied ist, daß diese Ideen ebenso, wenn auch ungleich vollkommener und nur als Theile einer größern Idee, in der Gottheit gelegen haben müssen bei der Schöpfung der Gattung und auf diese Weise die Gottheit ihre Idee dem Menschen mittheilt durch das Organ der Natur, welche als ihre Sprache anzusehen ist. Bildlich wird es deutlich, wenn man sagt: die Ideen sind Realitäten in Gott vorhanden. Die Körperwelt ist ein Concavglas, das die von den Ideen ausgehenden Strahlen zerstreut; die menschliche Vernunft ein Convexglas, das sie wieder sammelt und die ursprünglichen Bilder der Ideen wieder zeigt, wenn auch verundeutlicht durch den Umweg. Jene Ideen aber, die in uns liegen ohne einen Gegenstand in der Sinnenwelt zu haben, hat uns Gott also gleichsam unmittelbar mitgetheilt und nicht wie jene erstern durch die Sprache der Natur. Da wir aber in der Sinnenwelt so befangen sind, daß das in dieser Ausgedrückte uns, wenigstens in den meisten Augenblicken unsers Lebens, offenbarer scheint, als jene inwohnenden Ideen, da wir ferner uns einander nur sinnliche Gegenstände oder Ausdrücke für dieselben und für ihre Relationen mittheilen können, so versuchen wir, die Gottheit nachahmend, unsere inwohnenden Ideen ebenfalls durch die Sprache der Natur auszudrücken: aber da die Schöpfungskraft uns abgeht, können wir nicht neue Gegenstände schaffen, die den innern Ideen ganz entsprächen, wir versuchen also es durch die Zusammenstellung der schon vorhandenen Gegenstände der Natur. Diese nothwendig unvollkommenen Versuche sind die Philosophie, die Poesie und die Künste."

Diese damals von ihm zum Schlusse des sechsten Buchs der „Politeia" in der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Platon geschriebene Glosse enthält bereits alles Wesentliche der spätern Lehre über die Ideen, und ich gebe zu bedenken, ob sie außerdem nicht mehr enthält, was er nachmals als dogmatische Schlacken weggeworfen, was aber der platonischen Weisheit nicht allein, sondern auch der Wahrheit näher gestanden und eine solidere Grundlage hatte, als das im Zusammenhang seines Systems doppelt problematische dritte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung".

Wie leicht er es dagegen von Anfang mit der Platonischen

Naturphilosophie genommen, erhellt aus einer Anmerkung zum „Timäus“:

„Wenn Platon in seinen kosmogenischen Darstellungen bisweilen plötzlich anfängt zu rechnen, Zahlen aneinander zu reihen, von denen man nicht sieht, wo sie herkommen, wie sie zusammenhängen, was sie eigentlich für Größen bezeichnen oder welches Resultat sie geben, so schreibe ich dies dem zu, daß er erfahren hat, wie aus Berechnungen bisweilen Resultate erwachsen, die man vorher für nie erhaltbar angesehen hat und über welche man erstaunt, und daß er so glaubte, auch metaphysische Wahrheiten die eben, weil sie es sind, d. h. außer dem Raum und der Zeit liegen, für jede mathematische Betrachtung unerreichbar sind) durch Zahlen und Größen zu erklimmen. Da ich mir nicht vorstellen kann, daß er dabei etwas Deutliches gedacht habe, so kommt er mir vor, wie kleine Kinder, die, ehe sie einen Buchstaben kennen, ein Buch verkehrt nehmen und mit ernsthafter Miene daraus vorlesen.“ —

Mit Platons und Kants Werken, mit Sokrates Büste und Goethes Porträt, zogen damals bereits auch der Pudel und dessen Lager, das Bärenfell, in die Studierstube ein. Nach Lebensalter, Bildung und Sinnesart dem Studentenleben engern Sinnes schon entwachsen, lebte er doch nicht ungesellig; die cavaliermäßigen Gewohnheiten wurden vielmehr mit akademischer Ungebundenheit beibehalten und seine Liberalität dabei von den Commilitonen stark in Anspruch genommen. Auch die Disputirkunst entfaltete sich, der mütterlichen Antipathie zum Trotz, immer reicher und „die Manie Recht zu haben“ kostete ihn für verlorene Wetten manche Flasche Edelweins. Zum Theil war dies nur die leidige Folge seiner natürlichen Ueberlegenheit. So schreibt sein Studiengenosse Bunsen im Juli 1813 an Ernst Schulze: der Umgang mit Schelling habe ihm eine unbegrenzte Achtung vor dessen Geist und Verdiensten eingeflößt, aber „sein Disputiren ist rauh und eckig und sein Ton trotzig wie seine einzige Stirn, sein Absprechen im Eifer und seine Paradoxie furchtbar“.* Dies alles galt auch von Schopenhauer.

Jede Gelegenheit, Merkwürdiges zu sehen, vom Bauchredner bis zur nichtöffentlichen Hinrichtung, wird, wie während der Reisejahre, benutzt; überhaupt macht sich in seiner Lebensweise bereits jene Stetigkeit bemerkbar, durch die sie sich später auszeichnete. Neben seiner Tischgenossenschaft, zu welcher ein Baron Edgar von Schwerdtner, ein Garlieb und ein Siemerling aus Neustrelitz ge-

* Bunsen's Leben von Nippold, I, 40.

hörten, standen ihm aus der Gymnasialzeit E. A. Lewald und Friedrich Osann, mit denen er auch später in Briefwechsel blieb, näher. Als jüngerer Studiengenosse, von dessen Genie er Großes erwartete, schloß sich Chr. Karl Josias Bunsen besonders innig an ihn an. Um den Finanzen des Freundes aufzuhelfen, setzte Schopenhauer sogar für ihn in die Lotterie. Er selbst spielte, weil man dem Glück nicht die Thüre verschließen dürfe, mit kleinen Einsätzen zeitlebens. Im Frühjahr 1811 nahm er Bunsen auf seine Kosten mit nach Weimar, wo er ihn in die Welt einführte und regelmäßig das Theater für ihn bezahlte. So weit auch der äußere und innere Lebenslauf beider nachmals auseinander ging, so bewahrte doch Bunsen, wie wir sehen werden, das Andenken an die gemeinsam verlebten Jugendtage und die durch Schopenhauer erfahrene Förderung in dankbarem Herzen.

Auch mit den übrigen berühmt gewordenen Göttingern jener Zeit kam er in freundschaftliche Beziehungen, so mit dem jüngern philologischen Kreise, welchem außer Bunsen der Dichter Ernst Schulze, der Theologe Gottfried Chr. Fr. Lücke und der Philologe Karl Lachmann angehörten. Der jüngste Commilitone war das Wunderkind Karl Witte, der mit dem vollendeten zehnten Lebensjahre zur Universität hatte entlassen werden können.

Die Ferien wurden zu größern Ausflügen benutzt. So im Juni 1810 über den Meißner nach Kassel und im Herbst 1811 in den Harz. Dort schrieb er von Ellrich aus am 8. September:

„Die Philosophie ist eine hohe Alpenstraße, zu ihr führt nur ein steiler Pfad über spitze Steine und stechende Dornen: er ist einsam und wird immer öder je höher man kommt, und wer ihn geht, darf kein Grausen kennen, sondern muß alles hinter sich lassen, und sich getrost im kalten Schnee seinen Weg selbst bahnen. Oft steht er plötzlich am Abgrund und sieht unten das grüne Thal: dahin zieht ihn der Schwindel gewaltsam hinab; aber er muß sich halten und sollte er mit dem eigenen Blut die Sohlen an den Felsen kleben. Dafür sieht er bald die Welt unter sich, ihre Sandwüsten und Moräste verschwinden, ihre Unebenheiten gleichen sich aus, ihre Mißtöne dringen nicht hinauf, ihre Rundung offenbart sich. Er selbst steht immer in reiner, kühler Alpenluft und sieht schon die Sonne, wenn unten noch schwarze Nacht liegt."

Und was der feste Kern dieses himmlischen Lichts sei, hatte er schon erkannt:

„Einen Trost gibt es, Eine sichere Hoffnung, und diese erfahren wir vom moralischen Gefühl. Wenn es so deutlich zu uns redet, wenn

wir im Innern einen so starken Bewegungsgrund auch zur größten, unserm scheinbaren Wohl ganz widersprechenden Aufopferung fühlen: so sehen wir lebhaft ein, daß ein anderes Wohl unser ist, demgemäß wir so allen irdischen Gründen entgegenhandeln sollen; daß die schwere Pflicht auf ein hohes Glück deutet, dem sie entspricht: daß die Stimme, die wir im Dunkeln hören, aus einem hellen Orte kommt. — Aber kein Versprechen gibt dem Gebote Gottes Kraft, sondern sein Gebot ist statt des Versprechens . . . Diese Welt ist das Reich des Zufalls und des Irrthums: darum sollen wir nur nach dem streben, was kein Zufall raubt, und nur das behaupten und nach dem handeln, worin kein Irrthum möglich ist."

Von solchen Gedanken beseelt, besuchte er während der Ferien in Weimar den achtundsiebenzigjährigen Wieland, der ihn, wohl auf Betrieb seiner Mutter, zu sich bestellt hatte, und, auf die Wahl seines Studiums kommend, ihm abrieth, lediglich Philosophie zu studiren, was doch kein solides Fach wäre. „Das Leben", antwortete ihm Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Im Verlauf der Unterhaltung sagte Wieland mit Wärme: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das Rechte gewählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie." Kurz darauf war eine große Cour beim Herzoge. Goethe, Wieland und Johanna Schopenhauer waren dabei zugegen, letztere durch besondere Vergünstigung; denn als Bürgerliche hatte sie nur ausnahmsweise Zutritt bei Hofe. In dem Augenblicke, da Goethe mit ihr einige Worte wechselte, trat Wieland auf sie zu und sagte mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer! Wissen Sie auch mit wem? mit Ihrem Sohn! ah, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden."* Es war Schopenhauer nicht vergönnt, dem neidlosen Bewunderer fremder Größe sein Erstlingswerk zu überreichen; denn als er 1813 wieder nach Weimar kam, war Wieland kurz zuvor heimgegangen.

Mit Ende der Herbstferien siedelte Schopenhauer nach Berlin über. Fichte, damals noch immer von vielen als der legitime Thronerbe Kants angesehen — freilich am wenigsten in Göttingen, wo der ehrliche Meiners gegen Fichte und Schelling das Zeugniß

* Aus Schopenhauers Munde, nach einer Mittheilung von Dr. Karl Bähr in Dresden.

ablegen durfte: alle echten Verehrer Kants entrüste „die unleidliche Arroganz und der bübische Muthwillen der Nachfolger des großen Reformators“* — mußte vor allem gehört werden. Mit nicht geringen Erwartungen folgte Schopenhauer eine Zeit lang den abstrusen Vorträgen über „Die Thatsachen des Bewußtseins“ und die „Wissenschaftslehre“, disputirte auch mit Fichte in dessen Colloquien eifriger als man zu hören gewohnt war; bald aber wich „die Verehrung a priori“, wie er in der für die Encyklopädien bestimmten Skizze seines Lebens sagt, „der Geringschätzung und dem Spotte“, denen er dann seiner Art nach vollen Lauf ließ. Seine Handexemplare der Schriften Fichtes sind voll davon.

Er hatte kaum hundert Seiten der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ gelesen, als ihm schon das Fundament des Gebäudes verdächtig ward. „Fichte“, bemerkt er,

„stellt, wie mir scheint, das Bewußtsein (Ich) und das, was im Bewußtsein vorkommt (Nicht-Ich) einander gegenüber und bestimmt ihr Verhalten und Verhältniß gegeneinander nach den Gesetzen, die nur innerhalb der Erfahrung gelten, nach Causalität und Wechselwirkung, nach quantitativen Verhältnissen (Raum), während das Ich und Nicht-Ich doch die Factoren der Erfahrung sind, dasjenige, innerhalb welchem das Gebiet der Erfahrung liegt, für welches also die innerhalb dieser gültigen Gesetze nicht gelten können.“

Fichtes persönliche Erscheinung, die Art seines Kathedervortrags widerstrebte ihm in ebenso hohem Grade, wie dies, zur Zeit der jenaer Periode Fichtes, bei dem in seiner leidenschaftlichen Offenherzigkeit Schopenhauer wahlverwandten berühmten Criminalisten Anselm von Feuerbach der Fall gewesen. Den kleinen Mann mit dem rothen Gesicht, borstigen Haar und stechenden Blick, wie er vom Katheder herab durch hohles Pathos den Studenten imponirt habe mit Phrasen, wie: „das Ich ist, weil es sich setzt, und setzt sich, weil es ist“**, wußte er nachahmend noch in spätern Jahren aufs wirksamste zu verspotten. Durch diese schonungslose Kritik suchte er sich nach getäuschter Liebhaber Art für die verlorene Zeit und Mühe in Scherz und Ernst schadlos zu halten. So schrieb er zum Schlusse der „Wissenschaftslehre“:

---

* Chr. Meiners, Allgemeine kritische Geschichte der Ethik, I, xi (Göttingen 1800); und: Grundriß der Ethik, S. xxx (Hannover 1801).

** Zu diesem, auch von Hegel stark in Anspruch genommenen „Setzen“ pflegte Schopenhauer einen Stuhl zu zeichnen.

„Fichtes bleiernes Märchen in nuce: Passus sum mala magna in cruce. Es gibt ein Sein. Dieses ist gebildet aus dem Superlativ des Bewußtseins: denn das Bewußtsein ist für uns das Realste: das Sein aber soll noch viel tausend mal realer sein. Dies Sein bekommt Lust sich anzuschauen; ob aus Neugier oder aus Eitelkeit, wird nicht gemeldet. Diese Sichanschauung des Seins ist ein Zeugungsact, wobei zugleich ans Licht kommt, daß das Sein ein Zwitter ist. Es gebiert sogleich darauf das Wissen. Das Wissen nun bekommt ex nunc Lust, thätig zu sein, kanns nicht in Person, gebiert also dazu das Kindlein Ich, das Hände und Füße und den Titel Princip hat, als das Princip Ich). Dies nun, weil seine Mutter Wissen während ihrer Schwangerschaft mit Teufels Gewalt thätig sein wollte, hat als Muttermal davongetragen einen rastlosen Trieb zur Thätigkeit: damit es mit diesem nicht etwa Mutter und Großmutter zu Leibe gehe, wird ihm eine weiche Masse vorgeworfen (woher man sie nimmt, wird nicht gemeldet); dieselbe heißt Welt, ist blos da, damit Principchen Ich darauf beiße, und ist an sich ein gestaltloser Klumpen, der blos etwas wird durch das Beißen des Principchens Ich; dieses wiederum hat zum Gebiß den Trieb, welches Gebiß man nicht anders wahrnimmt, als durch seinen Abdruck in den weichen Klumpen Welt. Diese Wechselwirkung der beiden auf einander heißt die Synthesis der Weltanschauung und ist das kurzweiligste bei der ganzen Sache: denn hat das Ich eingebissen, so sieht der Klumpen anders aus als zuvor, das närrische queckfilberne Principchen Ich will ihn gleich wieder anders und beißt ihn zu einer andern Gestalt; diese will es gleich wieder anders und beißt sie nochmals um, und so in Einem fort. Nachdem aber Großmama Sein dem Dinge eine Weile zugesehen hat, wird sie grämisch und sieht, daß sie darein reden müsse, damit etwas Gescheutes daraus werde; sie selbst aber ist, wie leicht zu denken, das Gescheuteste in der ganzen Gesellschaft. Sie schickt also an das Principchen Ich den außerordentlichen Botschafter Sollen ab, der, beiläufig gesagt, wie die Botschafter pflegen, durch und durch Formalität ist. Dieser insinuirt dem Principchen, daß es nicht mehr so den Klumpen Welt zu allem beiße und forme, was ihm eben durch den Kopf führe, sondern daß es hübsch der Großmama ihr Conterfei herausknappere. Principchen Ich läßt gehorsamst vermelden, daß es sein Bestes thun werde, bittet auch ein paar mal zu grüßen und knappert weiter".

An derselben Stelle bemerkt er:

„Ueber welche Geduld des Publikums hatten diese Menschen (Fichte, Schelling, Hegel) zu gebieten, und wie haben sie solche gemißbraucht und vernichtet! Daß man nach Kants großen Entdeckungen nicht gesehen, daß diese Wissenschaftslehre entstanden ist aus der Bedrängniß des Verstandes, der, weil ihm die Anwendung seiner handfesten Begriffe (welche in der Erfahrung die ersten und ihre Stütze sind) gelegt ist, jetzt die feinern, abstractern, kaum noch verständlichen wählt, um ins Reich des Uebersinnlichen zu schiffen auf diesen Flößen, nachdem ihm seine Kriegsschiffe gescheitert sind — daß, sage ich, diese Wissenschaftslehre nicht in der Wiege erstickt ist, sondern groß geworden, und daß man über ihre innerlich erkannte Schwäche einen Schleier voll bunten Unsinns gedeckt hat, das zeugt, wie wenig man in Kants Geist gedrungen ist."

Die extremen, mehr durch ihre Rhetorik bestechenden, als besonnenen, und weniger auf Wahrheit als Effect berechneten Philosopheme Fichtes, der als Schriftsteller und akademischer Lehrer zu seinem Erfolge des damaligen Deutschlands bedurfte, reizten Schopen-

hauer auch gegen dessen nichtsystematische Schriften, die er gleichzeitig las, zu beständigem Widerspruch, obwohl ihn der idealische Flug der Gedanken, welchem Fichtes Schriftstellerei ihre bleibende Bedeutung in der deutschen Literatur verdankt, auch wieder lebhaft anregte. So schreibt er zu den Phantasmen Fichtes über die „Idee", in dessen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (S. 117 fg.) eine Erläuterung, die zugleich seinen damaligen ethischen Standpunkt bezeichnet. Fichte behauptet nämlich unter anderm für das Leben in der Idee gebe es keine Selbstverleugnung mehr und keine Aufopferung: das zu verleugnende Selbst und die Objecte des Opfers seien seinem Auge entrückt, seiner Liebe entschwunden u. s. w. Dazu Schopenhauer:

„Das ist wahr nur von der hellen, erhabenen Stunde. Kein Mensch, auch der göttlichste wohl nicht, hat ein Leben aus lauter solchen: keiner gleicht der galvanischen Säule, die das wundervolle Licht, die zauberwirkende Materie immerfort und unerschöpft ausströmt, sondern nur der Elektrisirmaschine, die sich entladet, ihre Kraft verliert und dann ein gemeines Glas ist. Fichte behauptet freilich, daß wir blos in jenen hellen Stunden, die er aber als permanent anzunehmen scheint, leben, übrigens todt sind: in gewissem Sinne ist auch das wahr, aber das äußere, das Scheinleben, hat für uns insofern Realität, als das, was mein scheinbares Ich Unrechtes thut, mein lebendiges wahres Ich nachher quält und dieses sich doch also, durch das äußere Scheinleben an jenes gebunden, mit ihm für eins erkennen muß; und es ist nicht so, wie Fichte in der Anweisung zum seligen Leben sagt: «Der Selige hat keine Reue über das Vergangene, denn insofern er nicht in Gott war, war er nichts». Auch dies wäre wahr, wenn dieses Nichtsein einmal beendigt und abgethan wäre und nie wiederkehrte, und die hohe Einsicht immer lebendig bliebe: aber ich sage, das kann nicht sein. Vielmehr ist, wie ich in Ellrich* geschrieben, das Leben des besten Menschen, dessen, der mit sich am zufriedensten sein kann, und daher der glücklichste ist, doch nur ein steter, langer, rastloser Kampf ohne Sieg; Vollendung, Ruhe, höchste unerschütterliche Einigkeit mit sich ist nicht zu finden: das Höchste, wozu der Mensch es bringt, ist, daß er den Arm nicht sinken läßt, sondern kämpft und kämpft bis an den letzten Athemzug. Was in der erhabenen hellen Stunde erkannt ist, in der dumpfen, trüben, thierischen auszuführen, das eben ist die Arbeit des Lebens. Nach dem im Augenblick der Erkenntniß der Wahrheit der hohen Einsicht, der wahrhaftigen Seligkeit Erkannten muß ich mir ein Gesetz machen, das ich in den dumpfen Augenblicken befolge, weil ich, obgleich ich dann in gewissem Sinn nicht da bin und lebe, doch mein Schein-Ich und was es dann thut, nachher nicht verleugnen darf, und mein, von mir selbst gebotenes Gesetz, mein ohne Anstrengung gefaßter Wille, mit dem ich ohne Wahl und Zaudern das allein Wünschenswerthe wollte, wird mir nun ein fremdes, starres, hartes Gebot, dem ich folgen muß, wenn auch noch so widerstrebend. Wenn der ganz in der Sinnlichkeit Befangene eine böse That zu thun im Begriff ist, schreit sein Gewissen dagegen, und wenn er sie auch vollbringt, begleitet sie dennoch

* Im Harz 1811.

ein schmerzendes, zu übertäubendes Gefühl. Auf diese Weise lebt er für den Augenblick wirklich und Fichte hat daher Unrecht zu sagen, daß alle solche nur ein Scheinleben und kein wahres hätten. Es dürfte nicht sein, aber sein kann es, daß Menschen nur auf diese schmerzliche Art Augenblicke des wahren Lebens haben. Ein solcher erkennt es nicht, wie der Selige frei und objectiv und hinstrebend, sondern subjectiv: es tritt zu ihm mit Weh."

Den gleichen Standpunkt, der dem, was er später über die Freiheit zu sagen hatte, entgegengesetzt zu sein scheint, indessen, beim Lichte besehen, doch sehr nahe rückt, bezeichnet eine längere Glosse zu Fichtes „Anweisung zum seligen Leben". Nimmt man die Schulbegriffe, die dem kaum geweckten abstracten Denken des Studenten noch anhängen, hinweg, so erkennt man, wie der Vogel werden wird.

„Er träumt von einem Normalvolke*, das nach einem Vernunftinstinct ohne Freiheit gehandelt habe, und prophezeit ein anderes, das nach der Vernunft mit Freiheit handeln werde. Mit jenem meint er eines, bei dem die Vernunftidee stets unmittelbar und nicht durch den Verstand wirksam gewesen, mit diesem eines, wo sie es nur nach ihrer Erstarrung zu Verstandesbegriffen sein werde. Wenn aber die Vernunft ohne Freiheit wirken soll, so ist es nicht genug, daß sie unmittelbar und stets gegenwärtig die Sinnlichkeit überstimme, sondern daß gar keine Sinnlichkeit dagewesen sei, und da müßte das Normalvolk nicht aus Menschen, sondern aus ganz andern Geschöpfen bestanden haben; sonst wirkt die Vernunft doch immer mit Freiheit, und zwar, wenn eine solche, stets gegenwärtige Uebermacht der Vernunft möglich wäre, wären durch sie die Menschen höchst beglückt, da nie ein Zwiespalt in ihnen entstände. Aber dies ist ebenso unmöglich, als Menschen ohne Sinnlichkeit. Bei jeder moralischen Handlung geben Sinnlichkeit und Vernunft beide ihre Stimmen. Daß beide dasselbe wollen, ist ein sehr seltener Fall. Daß die Vernunft allein den Willen bestimme, und die Sinnlichkeit, die dabei beeinträchtigt wird, gar nicht laut werde, halte ich mit Kant („Kritik der praktischen Vernunft", S. 149) für unmöglich: doch kann sie bald durch die Uebermacht der Vernunft beschwichtigt werden. Daß die Sinnlichkeit allein wirke, ist vielleicht auch nicht möglich: die Vernunft wird sich immer, wenn auch nur in einem machtlosen Tadeln und Murren äußern. Welche nun den Willen in jedem einzelnen Falle bestimmen wird, hängt ab: theils davon, welche durch den gegebenen Fall am meisten angeregt ist (darum geschehen schwarze Verbrechen selten und sind zu kleinen Tugendübungen Viele bereit), theils von der Stärke der sinnlichen Natur eines Menschen überhaupt. Von dem Verhältniß dieser letztern zur Vernunft hängt ab die natürliche Gutmüthigkeit und das Temperament des Menschen. In Anbetracht dieses Verhältnisses sagt Kant mit Recht, daß keiner den moralischen Werth eines andern, nicht einmal seiner selbst bestimmen kann. Den augenblicklichen, von außen so mannichfach modificirten Triebkräften der Sinnlichkeit und Vernunft nun ausgesetzt, ist der Mensch ohne Einheit, ohne Charakter, und unnützer Reue hinterher, wenn er der Sinnlichkeit nachgegeben, preisgegeben. Aber der Verstand ist das chemische Medium, in dem sich Sinnlichkeit und Vernunft beide auflösen,

* In den: Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters.

das gemeinschaftliche Archiv der Lehren der Erfahrung und der Beschlüsse der Vernunft. Die Lehren der Erfahrung, darin niedergelegt, machen den Menschen klug für das Leben, die Beschlüsse der Vernunft darin aufbewahrt, machen ihn weise für die Ewigkeit. Erst öftere Reue über seine Willensbestimmung durch die augenblickliche Uebermacht der Sinnlichkeit bringt ihn dazu, jenes Archiv zu benutzen, und dadurch zur Einheit und Selbstzufriedenheit zu gelangen. Schweigt die Sinnlichkeit und spricht die Vernunft allein, so sieht er, daß nur diese das einzige und höchste Gute erkennt, und diese Erkenntniß legt er nieder im Archiv des Verstandes als Gesetz, und darum sagt Platon mit Recht, alles Sündigen sei nur Irren, Mangel der rechten Erkenntniß (ἐπιστήμη). Daß die Vernunft in jedem Augenblick gleich thätig und mächtig und gegenwärtig sei, sodaß sie auch die stärkste Sinnlichkeit überwältige, halte ich für unmöglich; aber der Verstand ist immer gegenwärtig, d. h. der Mensch weiß immer was er thut und kann sich immer seiner Entschlüsse erinnern, und diese müssen sein die zu Verstandesbegriffen erstarrten hyperphysischen Ideen der Vernunft. Also: Vernunft und Sinnlichkeit wirken in allen Menschen sich entgegen und jedes tugendhafte Handeln geschieht mit Freiheit, einerlei, ob es nach lebendigen und gegenwärtigen, oder ob es nach erstarrten und bewahrten Aussprüchen der Vernunft geschehe. In Keinem kann die Vernunft zu jeder Zeit so stark sein, daß sie immer für den gegenwärtigen Fall sich gleichsam neugebärend den Willen bestimme. So bedürfen wir des Verstandes als eines Mittlers, der, das feste Gesetz der Vernunft hinhaltend, es uns möglich mache, selbst gegen das Bedünken und die Einsicht des Augenblicks, nach der Autorität eines hellern Augenblicks, in dem die Vernunft wirksam war, zu handeln. Dies letztere macht unsere Existenz zu Mühe und Arbeit, zu einer schmerzvollen und berechtigt uns zu der Hoffnung einer andern, die ohne Widerspruch sei: also ist kein seliges Leben vor dem Tode, wie Fichte will, möglich, und die Hoffnung eines bessern Lebens, die er tadelt, ist gegründet."

Kein Wunder, daß er in Fichtes „System der Sittenlehre", welches Herbart als dessen reifstes Werk betrachtete, nur ein System des moralischen Fatalismus fand und in sein Handexemplar schrieb:

„Ce livre est un tissu singulier de démonstrations affectantes une forme rigide, et développées, détaillées, expliquées jusqu'au suprême dégré de l'ennuyeux absolu; néanmoins ces mêmes démonstrations ne sont absolument fondées sur rien: le point d'attachement d'où elles partent sont quelques suppositions vagues, gratuites et même dépourvues d'un sens exact. Cependant ce livre doit en imposer singulièrement à ceux qui aiment à lire sans bien savoir de quoi il est question et qui alors se trouvent agréablement surpris de rencontrer de tems en tems ou quelque vérité triviale ou quelque paradoxe choquant qu'on leur fait croire être les résultats des démonstrations météorobates qui avaient précédé."

Die Wahl des Französischen zu dieser Kritik ist bezeichnend: er versetzte sich, einem Manne gegenüber, dessen Gedankenblitze ihn selbst einige Zeit lang verblüfft hatten, aus der Schulstube der deutschen Philosophie in die freie Luft des weltmännischen bonsens.

Aber er hatte doch nicht vergebens Fichtes Worten gelauscht, und insofern wird ihn die Nachwelt von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und des Undanks gegen seinen berühmten Lehrer vielleicht nicht freisprechen, mögen immerhin die berührten Eigenschaften des Fichteschen Philosophirens seinem eigenen reinen, brennenden Wahrheitseifer zur Entschuldigung gereichen. Wie Herbart schon an dem Titel der „Welt als Wille und Vorstellung" den Schüler Fichtes erkennen wollte, so mag man sagen: Schopenhauer habe von Fichte die Losung zu seinem System empfangen. Man vergleiche Schopenhauers Lehre von der Identität des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, „vermöge welcher nothwendig das Wort Ich beide einschließt und bezeichnet" — er nennt sie den „Weltknoten und daher unerklärlich" — mit den Demonstrationen Fichtes, wonach seine ganze Philosophie aufgebaut sei auf das nicht weiter zu erklärende Faktum des Bewußtseins, daß „das Wollen in ihm absolut erscheine und das für wahr Halten dieser Erscheinung" unsere einige (einzige) Wahrheit sei, „nach der alle andere Wahrheit beurtheilt und gerichtet werden müsse", und man kann nicht umhin anzuerkennen, daß Fichte gewisse zum Aufgehen fertige Keime auf den jüngern Zeitgenossen übertragen habe, ohne freilich um deßwillen genöthigt zu sein, müßige Prioritätsfragen aufzuwerfen, geschweige denn Schopenhauer des Plagiats zu beschuldigen. Es verhält sich damit zum guten Theil gewiß nur wie mit so vielen Ideen, die, wann ihre Zeit gekommen ist, gleichsam in der Luft liegen: mancher hascht danach, bis einer sie ergreift und verwerthet.

Schopenhauer hat sich selbst über das merkwürdige Zusammentreffen seiner Lehre mit einigen Stellen in Fichtes Sittenlehre gewundert, worauf bei der Betrachtung seines Hauptwerks und dessen Aufnahme zurückzukommen ist. Ihn gerecht zu beurtheilen, müssen wir stets im Auge behalten, wie nur die schroffe Einseitigkeit, die sein Denken von Jugend auf beherrschte, zugleich dessen erstaunliche Stetigkeit und Treue möglich gemacht hat. Nachdem die Lehrjahre einmal hinter ihm lagen, blieb sich die Art, wie er die Welt sah und das Leben nahm, nicht nur im allgemeinen, sondern ins einzelne hinein so auffallend gleich, daß er sich dessen im Vergleich mit den Metamorphosen seiner berühmten Antago-

nisten mit vollem Recht rühmen konnte. Freilich fehlte dafür auch alle eigentliche Entwickelung — ein Begriff, welchem Schopenhauer in Lehre und Leben mit eleatischer Verachtung — aber auch Blindheit aus dem Wege gegangen ist.

In Berlin 1811 bis 1813 belegte er, außer den Vorträgen Fichtes über dessen System, Schleiermachers über Geschichte der Philosophie zur Zeit des Christenthums und Böckhs über die Argumente der platonischen Dialoge, kein Philosophicum; dagegen betrieb er seine naturwissenschaftlichen Studien desto gründlicher und hörte Experimentalchemie bei Klaproth, Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, Geognostik bei Weiß, allgemeine Physiologie bei Horkel, Anatomie des menschlichen Gehirns bei Rosenthal, über Magnetismus und Elektricität bei Erman, über weißblütige Thiere, Ichthyologie, Amphibiologie, Ornithologie und über Hausthiere bei Lichtenstein, außerdem nordische Poesie bei Rühs. Bei Fr. Aug. Wolf hörte er über des Aristophanes Wolken und Horazens Satiren, sowie griechische Alterthümer und Litteraturgeschichte. Neben der fortgesetzten Beschäftigung mit den Alten, studirte er damals die Werke Kants, Lockes und der Nachfolger Kants, die er auch glossirte, las Montaigne und Rabelais sowie auf Heerens Empfehlung Johann von Müllers damals erschienene „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte".

Mit Beifall hatte er in Fichtes „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" gelesen, daß Fichte diejenigen tadelt, welche schriftliche Mittheilung philosophischer Gegenstände der mündlichen vorziehen; ja es gefiel ihm, von Fichte zu hören, das Zeitalter könne nicht mehr lesen und darum sei alles Schreiben vergeblich: man müsse von der einen Seite wiederum das Mittel der mündlichen Mittheilung ergreifen und diese zur Fertigkeit und Kunst ausbilden; von der andern Seite sich Empfänglichkeit für diese Art der Mittheilung zu erwerben suchen. Hierzu schrieb er: „Warum durchreist man schöne Gegenden gern zu Fuß? um halten zu können, wo man will, eilen oder zögern zu können, wo man will, eine Aussicht von mehrern Standpunkten sehen zu können. Im Postwagen muß man vorwärts, und zwar die große Straße, die für Lastthiere gebahnt ist. Dem gleicht der Vortrag vom Katheder. Der Dialog ist das Beste und gleicht der Extrapost, wo man halt

ruft, wo man will, auch Nebenwege einschlagen darf." Allein ihm selbst war es nicht beschieden, die Studenten im philosophischen Vortrage zu gewinnen und die Kunst der wissenschaftlichen Rede, die er doch in nicht geringem Grade besaß, in die ihrer würdigen Kreise zu tragen.

Damals schon begann die natürliche Reaction seiner Lebensweise auf seinen Charakter. Fragt man, wie er in Berlin gelebt, jetzt, da er in das Alter getreten war, in welchem Verhältnisse mannichfaltigster Art sich anknüpfen und für die Gestaltung des innern und äußern Menschen von Bedeutung werden, so ist zu bekennen, daß er außerhalb des Universitätsgebäudes jeden Umgang, der auf seine innere Entwickelung hätte Einfluß gewinnen können, gänzlich mied. Berlin bot bekanntlich gerade in jenen Tagen, vor dem Ausbruche der Befreiungskriege, in gesellschaftlicher Hinsicht wohl das Beste, was damals in Deutschland zu haben war, auch mochte nicht leicht ein zugereifter Student zum Eintritt in jene geistig hochgeweckten Kreise besser vorbereitet sein als Schopenhauer, dem nicht allein die Sprachen der gebildeten Welt, sondern diese selbst vertraut geworden, der schon auf der großen Reise mit den Aeltern fast an allen bedeutenden Plätzen die Gastfreundschaft der ersten Familien mitgenossen, sociale Beziehungen der freiesten, wie der gebundensten Art kennen gelernt, ja in Weimar an den höchsten Gaben edler Geselligkeit theilgenommen hatte. Aber dies alles gleitete mehr und mehr an ihm ab, je weiter er in der Erkenntniß seiner selbst fortschritt, und in dem Maße, wie er dem Hange zur Isolirung nachgab, wuchsen für ihn die Hindernisse und Schwierigkeiten des Anknüpfens mit Männern und Frauen, die mit ihm auf gleicher Bildungsstufe standen, und die Gefahren der Trennung des innern Menschen vom äußern, welchem letztern die Wahl der Mittel zu seiner Befriedigung weniger schwer fiel als jenem.

Er trat in kein höher stehendes Familienleben ein, besuchte keinen jener Vereinigungsorte der Männer, wo man vom Strom der Zeit getragen wird und die Interessen des Tages sich kreuzen — das alles war ihm unbequem und antipathisch, und seine sorgenfreie äußere Lage bot ihm keine Veranlassung, nach dem Genusse der freiesten Erziehung, seiner Natur einen Zwang auf-

zuerlegen, dessen Nutzen er nicht einsehen wollte. So versagten sich ihm allmählich die Menschen, weil er sich ihnen versagte, weil er den — allerdings mehr hohlen und unwahren als wesentlichen — Formen ihrer Gemeinschaft instinctiv widerstrebte. Er begann deshalb das Junggesellenleben engern Sinnes schon zu einer Zeit, in der sich andere ledige junge Leute an Familien anschließen, indem sie im Schooße der Familie ihre zukünftige Heimstätte so bestimmt voraussehen, wie Schopenhauer die seinige in der Einsamkeit seiner Studierstube, die sich nur für vorübergehende Besuche öffnete.

Die Nachtheile einer solchen Lebensweise für seine Gemüthsbildung — und wir athmen ja keine antike Lebensluft mehr — offenbarten sich nachmals, als er im reifen Mannesalter stand, da man als dienendes Glied in keine Familie paßt, vielmehr das Haupt einer solchen sein soll, und es ihm nicht allein an der Wärme des häuslichen Herdes, sondern auch an solchen Freunden gebrach, die das Beste mit ihm hätten theilen können, sodaß er sich Jahrzehende hindurch auf den Umgang mit bloßen Tischgenossen und sogenannten guten Bekannten beschränkt sah, bis dann allmählich ein kleiner Kreis solcher, denen er sein Bestes durch seine Werke mitzutheilen vermocht hatte, ihn zum Haupte einer geistigen Familie machte, die ihm für Kind und Kegel Ersatz bieten sollte.

Sein nachhaltiger Eifer im Studium der Naturwissenschaften, vor allem der Anatomie, Physiologie und in allen Zweigen der Zoologie, die zu jener Zeit, da die Mikroskopie noch in ihren Anfängen stand, viel trockener gelehrt wurde, als heute, war ebenso sehr das Verdienst seiner ausgezeichneten Lehrer als Folge seiner Geistesrichtung. Von Jugend auf galt ihm die Erscheinung des Lebens als das Problem der Probleme; keine Gelegenheit das Thierleben zu beobachten, wurde versäumt, Menagerien und zoologische Gärten zählten ihn zu ihren besten Kunden. Man mußte damals noch mit bescheidenen Hülfsmitteln arbeiten und wie das Material waren die Experimente im Vergleich mit den heutigen beschränkt, bis die Naturwissenschaft allmählich zum reichen Manne ward und die nämlichen Hörsäle unter einem Ehrenberg, Johannes Müller, du Bois-Reymond u. A. mit Leckerbissen besetzten Tafeln glichen.

Mehr noch als Blumenbach und Lichtenstein sollte er Fr. August Wolf, jenem Prototyp einer echten Gelehrtennatur verdanken, der ihn in der Liebe zum Alterthum bestärkte und ihm bei dem fortgesetzten Lesen der Klassiker bereitwillige Hülfe leistete. Das Collegium über Horaz ließ eine so hohe Verehrung für den Dichter bei Schopenhauer zurück, daß derselbe zum steten Begleiter unseres Philosophen wurde. Auch bei seinen philosophischen Studien ward ihm Wolf öfters zum Wegweiser und schenkte insbesondere seinen kritischen Glossen zu den Vorlesungen Schleiermachers über Geschichte der Philosophie in der christlichen Zeit Beifall, indem er ihm Schleiermachers Darstellung der Scholastik durch die Behauptung verdächtig machte, Schleiermacher habe die Scholastiker nicht gelesen. Nach Wolf hatte nur ein Einziger unter den Neuern diese Arbeit vollbracht, nämlich Dietrich Tiedemann. Erwägt man den enormen Abstand zwischen den ethischen und wissenschaftlichen Charakteren Schleiermachers und Schopenhauers, dazu die Verschiedenheit des erworbenen Standpunktes beider, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Schüler dem Lehrer nicht näher trat. Auch versäumte es Schopenhauer, durch den ersten Anstoß an dem Wesen eines Menschen für immer zurückgeschreckt, im persönlichen Verkehr mit dem dialektischen Virtuosen unsers Jahrhunderts — denn diese Ehre gebührt ihm, nicht Hegel — sein Urtheil zu berichtigen. Uebrigens wußte er köstliche Anekdoten von ihm zu erzählen, lobte seinen Witz und den Satz: auf Universitäten lerne man nur, was man nachher zu lernen habe. Solger dagegen, sprach er, wie Hegel, den Geist ab und nannte ihn einen süßen Herrn, in dessen Dialogen nur Eine, künstlich getheilte Person spreche. Savigny scheint er gar nicht gehört zu haben, wie er denn überhaupt die juridischen und theologischen Disciplinen vernachlässigte. Es ist auch nicht zu verkennen, daß sein Denken nach diesen Richtungen hin verhältnißmäßig mangelhaft ausgebildet blieb, obwohl ich damit keineswegs das verächtliche Kopfschütteln beschönigen möchte, welches mancher „jetztzeitige" Verehrer Schopenhauers für dessen politische und strafrechtlichen Grundsätze bereit zu haben pflegt. Denn wenn irgendwo, so hat Schopenhauer auf diesen Gebieten vorurtheilsfreie, im Geist der Alten gedachte, nüchterne, ja im wesentlichen die allein richtigen Anschauungen, mögen

sie dem modernen Liberalismus immerhin noch für lange hinaus veraltet, inhuman oder lächerlich erscheinen.

Zu jener Zeit besuchte er wiederholt die Charité, wo besonders zwei in der sogenannten melancholischen Station detinirte Unglückliche sein Interesse erregten. Sie waren sich ihrer Geistesstörung vollkommen bewußt, ohne darüber Herr werden zu können, und theilten Schopenhauer, in Erwiderung des von ihm werkthätig bezeugten tiefen Mitleids, Gefühle und Gedanken mit, welche die besondere Theilnahme des „Buddhisten" an ihrem Schicksale erklären. So der Eine ein Gedicht, in dem sich die Vorstellungen des Mitleidigen und des Bemitleideten echt indisch vermengen, mit der Ueberschrift:

Dem Edlen, welcher hold erscheint
Auch dem, der in der Zelle weint,
Der leidende Menschenfreund.

Der Andere, dem er auf sein Verlangen eine Bibel* geschenkt hatte, theilte ihm, um ihn von dem „unerschöpflichen Inhalt der Heiligen Schrift" zu überzeugen, einige Aufsätze mit, die für ihn gedenkliche Stellen enthielten.

Als daher Fichte vom Katheder herab dem „göttlichen Genie" den Wahnsinn als einen thierischen Zustand entgegensetzte, fand Schopenhauer diese falsche Antithese besonders anstößig: er berief sich auf das bekannte Wort des Aristoteles (Kein großer Geist ist ohne Beimischung von Wahnsinn) und argumentirte, schon als ~~geschworener~~ Kantianer:

„Ich denke, der gesunde, verständige Mensch ist in den körperlichen Bedingungen unsers Bewußtseins und Denkens (dieselben, welche Raum, Zeit und Verstandesbegriffe ihm schaffen) fest eingeschlossen, sie liegen ihm knapp an und passen und decken ihn wie ein wohlgemachtes Kleid: darüber hinaus kann er nicht (d. h. sich und die Dinge, ohne jene Bedingungen der Erfahrung, an sich erkennen) aber in ihnen weiß er vollkommen Bescheid. Vom Thiere gilt in seiner Gesundheit dasselbe, nur daß seine Erfahrungserkenntniß dumpfer, enger, sein Kleid gleichsam weniger bequem, einem Sack ähnlich ist. Das Genie, durch seine Kraft, die als etwas ganz Uebersinnliches nicht weiter bestimmt werden kann, sieht gleichsam durch jene Beschränkungen, welche Bedingungen der Erfahrungserkenntniß sind, hindurch, erkennt sein eigenes und der Dinge Wesen an sich und sucht sein Leben lang diese Erkenntniß mitzutheilen und handelt auch nach ihr. Man könnte

* Diese mit Schopenhauers Autograph versehene Bibel ist in Amerika wieder aufgefunden worden und jetzt auf der Stadtbibliothek in Frankfurt aufbewahrt.

jenem meinem Gleichnisse zufolge sagen: es ist seinem Kleide zu groß und sieht oben hinaus. Dem Wahnsinnigen sind eben die Bedingungen der Erfahrungserkenntniß zerrüttet; dadurch sind die Erfahrungsgesetze ihm zerstört, da sie nicht den Dingen angehören, sondern Anschauungsformen der Sinnlichkeit sind (was hier von neuem sich bestätigt); alles ist ihm verworren, dem Gleichniß nach ist sein Kleid zerrissen: aber eben deshalb sieht sein Ich, das keiner Zerrüttung unterworfen ist, zu Zeiten durch, und Wahnsinnige thun geniale Aussprüche oder würden sie wenigstens thun, wenn ihnen nicht die hohe Besonnenheit fehlte, die der Charakter des Genies ist".

Ein Bild genialen Wahnsinns war ihm König Lear, ein Bild wahnsinniger Genialität Goethes Tasso.

Auch der Zusammenhang des Wahnsinns mit dem Irrthum beschäftigte ihn viel. Er meinte, die Keime zu den Irrthümern lägen in uns wie das Blatterngift, nur mit dem Unterschied, daß sie als geistige Krankheit fast bei jedem andere seien. Das Leben sei eine lange Reihe solcher Krankheiten, die uns zugleich des Krankheitsstoffs entledigen, und sein Zweck kein anderer, als daß jene Stoffe alle hintereinander heraus kämen. Dem Menschen könne demnach kein größeres Unglück widerfahren, als daß irgendein Irrthum nie zur Aeußerung komme, d. h. das Gift in ihm unentwickelt bleibe. Man solle ihn also nicht zu ängstlich hüten und die Krankheit zu hemmen suchen, sondern ihre Entwickelung befördern. Schlage sie zurück, oder habe die Natur nicht die Kraft, sie nach Außen zu treiben, so erfolge der Tod, d. h. eine fixe Idee bringe ihn ins Tollhaus.

IV.

1813—1814.

Das große Jahr 1813 war gekommen. Auch Schopenhauer schafft sich ein neues Gewehr und einen „Schläger mit Gehenk" an, schenkt einem armen Commilitonen einen kostbaren Säbel und steuert reichlich für die Freiwilligen bei — aber selbst einzutreten, dazu fehlt ihm der innere Antrieb. Brave Leute, welche das, worin wir Alle gleich sein sollen, nicht genugsam erwägen, haben ihm dies sehr verargt; ja, Menschen, die selbst von Allem entblößt sind, was den Charakter des Mannes kleidet, mit dem Strom der Zeit schwimmende und zugleich mit sicherer Witterung der Gesinnungen Schopenhauers gegen sie begabte Literaten haben sich nach seinem Tode beeilt, ihm den Mangel an Patriotismus und Liberalismus ins Gewissen zu schieben. Er paßte zum Soldaten so wenig wie sie zur Würdigung seines Charakters. Seine Heimathlosigkeit — er war weder Hamburger noch Preuße — seine Erziehung im Auslande hatten zur Ausbildung seiner ohnedies schwachen Vaterlandsliebe nichts beitragen können; aber wäre diese auch gehegt und gepflegt worden, sie würde schwerlich stark genug gewesen sein, ihn von dem durch die Vorsehung ihm bestimmten Lebensweg abzulenken. Nur der bei modernen deutschen Lohnsudlern bemerkliche gänzliche Mangel an Anstandsgefühl kann sich an solche Dinge hängen, um unter solchem Vorwand einen Schriftsteller und Denker, welcher seiner Nation zur höchsten Ehre gereicht, vor dieser um deßwillen herabzuwürdigen, weil er sie selbst in tiefen Schatten stellt und das odi profanum ihnen gegenüber stets auf seiner Lippe schwebt. Wollten sie bei sich selbst anfangen, wo der Skandal zu Hause ist, es müßte ihnen bald ver-

gehen, die hohe Miene aufzusetzen und von Dingen zu reden, die sie nie besessen, ja kaum bei Andern, die zu hoch für sie stehen, deutlich gesehen haben.

Der Augenblick forderte andere Gaben als Schopenhauer verliehen waren. Für den Staat, als das äußere Gesetz, gegenüber dem Himmelreich als dem innern Gesetz, war er so wenig eingenommen, daß er damals bereits dem Fichte-Hegelschen Staatsgötzendienst seine negative „Maulkorbtheorie" gegenüberstellte, und von diesem Standpunkte aus beurtheilte er auch die Zeitereignisse. So schreibt er in Dresden 1814 über Napoleon:

„Die, welche eine Vergeltung nach dem Tode wähnen, würden verlangen, daß Bonaparte durch unsägliche Quaalen alle unzählbaren Leiden büßte, die er verursacht hat; aber er ist nicht strafbarer als alle Die, welche denselben Willen haben, nur nicht mit derselben Kraft. Dadurch, daß ihm diese seltene Kraft beigegeben ist, hat er die ganze Bosheit des menschlichen Willens offenbart: und die Leiden eines Zeitalters, als die nothwendige andere Seite davon, offenbaren den Jammer, der mit dem bösen Willen, dessen Erscheinung im Ganzen diese Welt ist, unzertrennlich verknüpft ist. Eben dieses aber, daß erkannt werde, mit welchem namenlosen Jammer der Wille zum Leben verknüpft und eigentlich Eins ist, ist der Zweck der Welt. Bonapartes Erscheinung trägt also viel zu diesem Zwecke bei. Daß die Welt ein fades Schlaraffenland sei, ist nicht ihr Zweck; sondern daß sie ein Trauerspiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und sich wende. Bonaparte ist nur ein gewaltiger Spiegel des Willens zum Leben".

Napoleon diente also zum praktischen Vorläufer seines Systems.

Als an eine ruhige Promotion in Berlin nicht mehr zu denken war, zog er sich, die begonnene Inauguraldissertation auszuarbeiten, im Mai nach Sachsen zurück. Auf der zwölftägigen Flucht nach Dresden war er mitten in das Kriegsgetümmel gerathen und beim Heranrücken französischer Truppen von dem Bürgermeister eines Städtchens als Dolmetscher in Anspruch genommen worden, wobei ihm seine Fertigkeit im Französischen vortrefflich zu statten kam. Anfangs Juni kam er nach Weimar, wo er Spinoza vornahm und, vermuthlich mit Rücksicht auf die beabsichtigte Promotion in praesentia, bei Lenz lateinische Sprechstunden hatte.

In der Abgeschiedenheit des friedlich ernsten Rudolstädter Thales vollendete er hierauf während jenes thatenreichen Sommers die „Philosophische Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". Der Umgang mit der einsamen Natur gereichte dem durch die gewaltige Zeit aufgeregten Jünglinge noch am ehesten zur Beruhigung. Er wohnte im Gasthause Zum Ritter,

zwei Treppen hoch, wo er sich mit den Worten: „Arth. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc conclave degit. Laudaturque domus, longos quae prospicit agros“ (Horat. Epist. I, 10) auf einer Fensterscheibe einschrieb, welche nach vierzig Jahren von einem Anhänger noch vorgefunden und ihm ins Gedächtniß zurückgerufen wurde. Die fertige Dissertation sandte er, nachdem er sich zur Promotion in absentia entschlossen hatte, an den Dekan der philosophischen Facultät, Professor Eichstädt in Jena mit folgendem in der Urschrift lateinischen Schreiben:

Hochverehrter Herr Dekan! Als zu Anfang dieses Sommers der Kriegslärm von Berlin, wo ich Philosophie studirte, die Musen verscheuchte und in ihren Hallen nicht mehr des Lehrers Stimme ertönte, zog auch ich, da ich einzig zu ihren Fahnen geschworen hatte, in ihrem Gefolge von dannen [nicht sowohl deshalb, weil ich, durch besondere Verkettung der Umstände überall fremd, nirgends Bürgerpflichten zu erfüllen hatte, als vielmehr, weil ich aufs tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß ich nicht dazu geboren sei, der Menschheit mit der Faust zu dienen, sondern mit dem Kopfe, und daß mein Vaterland größer als Deutschland sei], obwohl ungern, da ich damals gerade meine Bewerbung um den philosophischen Doctorgrad vorbereitete, mit dessen Erlangung ich meinen akademischen Studien ein Ziel zu setzen beschlossen hatte. Nunmehr aber, in der Nachbarschaft Ihrer hocherleuchteten berühmten Universität weilend, wende ich mich an Sie, hochverehrter Herr Dekan, und an Eine hochansehnliche philosophische Facultät mit der Bitte, Sie möchten nach Einsicht und Prüfung der diesem Schreiben beiliegenden Probe meiner gelehrten Studien in Berathung und Erwägung ziehen, ob ich des von Ihnen zu ertheilenden Doctorgrades würdig sei. Ich sende Ihnen eine Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, die ich der berliner Universität zu überreichen gedachte und nach deren Statuten, aber auch weil die lateinische Sprache zu philosophisch-kritischen Untersuchungen wenig geeignet ist, deutsch abgefaßt habe.

Ich füge eine kurze Nachricht von meinem Lebens- und Studiengange bei. Ich bin nicht so glücklich gewesen, von frühester Jugend auf in die Sprachen der Alten, die zur Höhe der Wissenschaften hauptsächlich den Weg bahnen, eingeweiht zu werden. In Danzig geboren, bin ich nämlich lange Zeit zu ganz Anderem als zur Gelehrtenlaufbahn bestimmt gewesen und habe meine Knabenzeit in verschiedenen Ländern Europas verbracht, wobei ich eine liberale Erziehung genoß, durch den bunten Wechsel der mir dargebotenen Dinge und Gegenden jedoch ebensowohl zerstreut als belehrt wurde. So geschah es, daß ich das Alter der Mannbarkeit schon erreicht hatte, als mein angeborener Hang zu den Wissenschaften, obwohl sich dieser von meiner Kindheit an ziemlich deutlich bemerkbar gemacht hatte, stark genug geworden war, mich zu bestimmen, meine frühere Laufbahn und Beschäftigung zu verlassen und mich gänzlich solchen Arbeiten hinzugeben, die den Kopf zur gelehrten Thätigkeit vorbereiten, besonders den alten Sprachen.

Von da an aber habe ich durch mehrjährige äußerste Anspannung meiner Kräfte, durch unausgesetzten Fleiß, und indem ich nicht mit dem Gelde zur Beschaffung der dem vorgesetzten Zwecke dienlichen Mittel, wohl aber mit der Zeit geizte, die Versäumnisse des vergangenen Lebens wieder gut gemacht und ausgeglichen. Und zwar brachte ich es dahin, daß ich sowohl in den alten Sprachen, als in den übrigen zur akademischen Vorbildung gehörigen

Kenntnissen den übrigen zur Universität abgehenden Jünglingen in jeder Hinsicht gleichstehend — obschon wegen der erwähnten Verspätung in reiferm Alter als heutzutage üblich ist, nämlich mit fast erreichtem zweiundzwanzigsten Lebensjahre — die Georgia Augusta beziehen konnte. Dort lag ich zwei Jahre lang dem Studium der Philosophie ob; anfangs zwar hatte ich mich als Mediciner einschreiben lassen, ohne jedoch andere als solche Vorlesungen, die auch dem Philosophen nützlich sind, zu hören, wie ich denn auch später nicht nur philosophische Collegien engern Sinnes, sondern auch historische, vor allem aber solche über die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft besuchte. Hierauf ging ich nach Berlin, wo ich die nämlichen Studien fortsetzte, die daselbst lesenden berühmten Philosophen hörte, nochmals den ganzen Cyklus der naturwissenschaftlichen Vorlesungen und außerdem die philologischen des berühmten Wolf durchmachte. Auch dort habe ich unter Einrechnung des unterbrochenen laufenden Semesters zwei Jahre lang studirt.

Sollte ich so glücklich sein, mit meiner Dissertation die Zufriedenheit Einer hochansehnlichen philosophischen Facultät zu erlangen, so werde ich alsbald für deren Druck sorgen, weshalb ich mir erlaube, eine Bitte hinzuzufügen. Da mir philosophisch gebildete Freunde hier gänzlich fehlen, so konnte ich die Abhandlung keinem mittheilen und hat deshalb noch Niemand sie gesehen. Unsere menschliche Schwachheit ist aber so groß, daß wir nicht einmal dessen, was wir vor Augen haben, wenn es nicht durch fremde Zustimmung bekräftigt wird, vollkommen gewiß sein können: noch viel weniger also darf man sich auf sein eigenes Urtheil in Sachen der Philosophie verlassen, rücksichtlich deren ohne Zweifel Viele behaupten, daß deren Wahrheiten von einer solchen Gewißheit am weitesten entfernt sind. Deshalb richte ich an die ebenso gelehrten als scharfsinnigen Philosophen Ihrer Facultät die dringende Bitte: sie möchten, falls meine Abhandlung zwar im allgemeinen ihren Beifall hat, Einzelnes aber ihnen nicht recht der Wahrheit entsprechend oder nicht hinlänglich klar oder zu weitläufig oder schon anderwärts auf ähnliche Weise gesagt zu sein scheint, mich dies wissen und mir dieserhalb nicht die geringste Schonung angedeihen lassen. Auch bitte ich, mir nicht zu verschweigen, wenn Ihnen etwas darin irgendwie als gehässig erscheinen sollte, wie ich dies z. B. von den auf den Titel geschriebenen Worten Senecas befürchte, obwohl dieselben dem Geist, in dem die ganze Dissertation geschrieben ist, vortrefflich entsprechen; denn sie läßt mehrfach gehässige Deutung zu, und nur Denen, die bereits in unerschütterlichem Ansehen stehen, ist es gestattet, „die böswillige Menge zu verachten". Auch die Vorrede dürfte vielleicht nicht ernst genug zu sein scheinen. Hauptsächlich aber wünschte ich zu erfahren, ob meine Kritik des Kant'schen Beweises des Causalitätsgesetzes keinen Vorgänger hat, ich wenigstens habe diese Streitfrage nirgends angeregt gefunden, ausgenommen, daß Herder in der „Metakritik" die Materie berührt, aber, wie das Meiste, nur sehr oberflächlich. Ueberdies wimmelt das Buch von zahllosen Fehlern und beweist überhaupt nichts, als daß Herder den großen Philosophen durchaus nicht verstanden hat, sodaß es Sache der Wenigsten ist, unter so vielen falschen Einwürfen den Einen richtigen herauszufinden, zumal auch dieser auf keine soliden Gründe gestützt ist. Aber nur den kleinsten Theil von der Masse der über Kants Philosophie erschienenen Schriften hatte ich Gelegenheit und Muße durchzugehen, zumal hier, wo mir keine Bücher zur Hand sind. Darum ersuche ich die so gründlich unterrichteten philosophischen Mitglieder Ihrer Facultät um gütige Auskunft in diesem Betreff, welcher Bitte ich die weitere beifüge, falls sich die hier unten aufgeführten Bücher* in Ihrer

* Hier waren folgende Schriften genannt: Jac. Sigm. Beck, Einzig möglicher Standpunkt, aus welchem die kritische Philosophie beurtheilt werden

öffentlichen oder in einer Privat-Bibliothek vorfinden sollten, mir die Freundlichkeit zu erzeigen, dieselben auf wenige Tage nur, jedoch sobald als möglich mir leihen und hersenden zu wollen, für welche Gefälligkeit ich Ihnen mich sehr verbunden fühlen werde.

Ihnen, hochgeehrter Herr Dekan, sowie Einer hochansehnlichen philosophischen Facultät mich empfehlend, bitte ich den Allmächtigen, Sie allezeit gesund und wohl zu erhalten und mit Glücksgütern zu segnen. Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Arthur Schopenhauer aus Danzig.

Hierauf erhielt er das am 2. October 1813 ausgestellte Doctordiplom. Auf seine übrigen Fragen scheint er keine Antwort erhalten zu haben. Die auf seine Kosten in Rudolstadt dem Druck übergebene Dissertation schickte er unter andern an Reinhold in Jena, an G. E. Schulze in Göttingen und an Schleiermacher in Berlin. An Reinhold schrieb er:

„Ew. Wohlgeboren werden sich wohl kaum erinnern, daß bei Ihrer letzten Anwesenheit in Weimar ich öfter das Glück gehabt habe, Sie bei meiner Mutter zu sehen. Auch geschieht es nicht, indem ich mich auf jene frühere Bekanntschaft berufe, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen beifolgende Abhandlung zu überreichen, sondern indem ich dadurch die schuldige Verehrung an den Tag legen will gegen den Mann, der durch die erste Anerkennung und Verbreitung der unsterblichen Lehren Kants sich ein bleibendes Verdienst erworben und auch nachher, mehr als irgendeiner die reinste Liebe und Hinstrebung zur Wahrheit, mit Hintansetzung aller andern Motive, bewiesen hat.

„Diese Abhandlung habe ich bei Gelegenheit meiner Promotion drucken lassen. Sie war für die Berliner Universität bestimmt, wo ich in den letzten zwei Jahren meine Studien vollendete: da mich aber die Kriegsunruhen von da vertrieben und die gehoffte Rückkehr zu lange unmöglich blieb, entschloß ich mich im October sie der Jenaischen Facultät zu übergeben. Wenn Ew. Wohlgeboren mich etwa der Mittheilung Ihrer sehr schätzbaren Meinung über die kleine Schrift würdigen wollten, würde mich dieses ungemein glücklich machen. Meine Mutter empfiehlt sich Ihnen bestens."

Man muß dieser Schrift, so wenig sie die Spuren der Jugendarbeit verbergen kann, das Zeugniß ex ungue leonem geben. Schopenhauer selbst hat sie als die Grundlage seiner Philosophie betrachtet und für diese seine „Wurzel" eine Zärtlichkeit bethätigt, die jener der schönen „Isabella von Aegypten" für die ihrige an Innigkeit gewachsen war, ein Vergleich, zu dem uns wohl der auf gleicher Stufe stehende verführt, dessen sich Schopenhauers Mutter nicht schämte, als ihr die „Vierfache Wurzel" überreicht wurde und sie fragte: das sei wohl etwas für Apotheker! Er entgegnete

---

muß (1796); Beck, System; (Glo. E. Schulzes) Aenesidemus (1792); Sal. Maimon, Versuch über die Transscendentalphilosophie (1790); Jac. Fr. Fries, Neue Kritik der Vernunft (1807).

ihr damals: man werde sie noch lesen, wann von ihren Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde, und sie gab ihm schlagfertig den Spott mit den Worten zurück: „Von den deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein."

Für lange Zeit hinaus sollte sie recht behalten; endlich aber behielt er recht. Die erste Auflage der „Vierfachen Wurzel" wurde gleich der des Hauptwerkes größtentheils Makulatur*; während Johannas Schriften den besten Absatz fanden. Noch 1833 konnte sie dem Sohne, der ihr von einer Recension der neuesten Kenntniß gegeben hatte, von Bonn aus schreiben:

„Also ein Hallischer Ritter hat für mich eine Lanze gebrochen? ich danke es ihm von Herzen, weiß aber sonst nichts weiter davon: denn seit vier Jahren lese ich keine einzige Recension; kein einziges Blatt der Art kommt über meine Schwelle: quand on le sait c'est peu de chose, quand on ne le sait pas ce n'est rien, und übrigens kann man doch durch dumme Recensionen leicht sich irren lassen und seine Sachen schlechter machen, als ohne dem geschehen wäre. Das habe ich zu meinem Schaden damals erfahren. Mein Thermometer sind einstweilen die Verleger und da steht es noch gut. Uebrigens sage ich mit Goethen, der auch keine Recension mehr las, «Und hat der Walfisch seine Laus, darf ich auch meine haben»."

Ihr Sohn war noch viel weniger als sie geneigt, sich durch das Urtheil der Bücherrichter irremachen zu lassen; aber er müßte kein Schriftsteller von Profession gewesen sein, wenn er nicht den ersten Stimmen, die seine Erstgeborene begrüßten, mit jener des delphischen Orakels würdigen Spannung angehender Autoren gelauscht hätte. Sie blieben auch nicht aus, diese Stimmen; über Ignorirtwerden konnte er damals nicht klagen. Aber bis zu der merkwürdigen Recension Herbarts (im dritten Stück des „Hermes", 1820, S. 131—149) fielen diese Urtheile, obwohl sie alle zugleich Lob spendeten, immer weniger befriedigend für ihn aus. Als Ereignisse in seinem damaligen Lebensabschnitte verdienen sie hier Erwähnung. Professor Schulze war der erste, der ihn durch zweifache Anerkennung ehrte. Am 20. Januar 1814 schrieb er an Schopenhauer:

„Sie haben, mein theuerster Herr Doctor, mit Ihrem Werke über das Princip vom zureichenden Grunde mir ein sehr angenehmes Geschenk gemacht und ich statte Ihnen den aufrichtigsten Dank für dasselbe und für das Vergnügen ab, welches mir dessen Lectüre gewährte. Vermöge unserer

* Schopenhauer erhielt nicht einmal das Geld dafür, weil der ganze Rest der Auflage durch Versehen zur Concursmasse der Rudolstädter Commissions-Buchhandlung gezogen wurde.

ehemaligen Verbindung hatte es für mich ein besonderes Interesse, und da mir aus jener Verbindung Ihr philosophisches Talent bekannt war, so fieng ich es mit nicht geringen Erwartungen zu lesen an. Aber diese Erwartungen sind bey weitem übertroffen worden. Sehe ich nähmlich bey Ihrer Schrift auf die Wichtigkeit des Themas für die ganze Philosophie, auf die Methode, die in der Untersuchung und Beantwortung der zum Thema gehörigen Fragen befolgt worden ist, auf den Scharfsinn und die Richtigkeit der Beobachtungen über manche Acte des menschlichen Geistes und auf die Consequenz im Denken, die sich darin aussprechen, auf die Bestimmtheit und das Anziehende des Vortrages, auf die Achtung der Verdienste anderer Philosophen, die darin an den Tag gelegt worden ist, endlich auf die Abwesenheit alles Bestrebens, nur etwas Neues und Eigenes zu sagen, obgleich vieles darin von einer neuen Seite dargestellt worden ist, so muß ich solche für eine recht erfreuliche Erscheinung halten, die vom Verfasser noch viel Ausgezeichnetes und Treffliches erwarten läßt. Sie wissen, wie wenig ich dazu Neigung habe, Ihnen Complimente zu machen, und ich brauche also nicht erst zu versichern, daß das obige allgemeine Urtheil über Ihre Schrift die reine Sprache meiner Ueberzeugung sey.

„Bey diesem Urtheile würde ich es bewenden lassen, wenn Sie mich nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hätten, auch von dem Eindrucke zu reden, den die Ausführung der Absicht Ihres Werkes auf meine Ueberzeugung gemacht hat. Doch hiervon nur so viel, als die engen Grenzen eines Briefes erlauben. Mehrmals habe ich mich (besonders in der «Kritik der theoretischen Philosophie» bei der Prüfung der Kantischen Ableitung des Princips der Causalität aus der Form der hypothetischen Urtheile) über den großen und innern Unterschied der idealen Gründe von den realen erklärt. In der Hauptsache wären wir also wohl miteinander einverstanden. Aber davon bin ich nicht überzeugt worden, daß das, was Sie §. 37 den Satz vom zureichenden Grunde des Seyns nennen, ein von dem logischen Princip des Grundes innerlich verschiedenes Princip sey. Vollkommen richtig und wahr ist freylich, was Sie S. 21 über die Verschiedenheit der Erkenntniß der Gleichheit der drey Seiten eines Triangels aus der Gleichheit der drei Winkel von aller Erkenntniß aus bloßer Vergleichung des Inhalts gewisser Begriffe anführen. Aber diese Verschiedenheit ist, wie es mir vorkommt, lediglich aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der mathematischen Erkenntnisse abstammend, welche mit bloßen Begriffen nicht zu Stande gebracht werden kann, sondern der Construction der Begriffe bedarf, wenn eine Einsicht von der Gleichheit oder Ungleichheit gewisser Größen entstehen soll. In dem, was Sie das Gesetz der Motivation genannt haben, finde ich gleichfalls nur Anwendung des Princips der Causalität auf eine besondere Classe von Objecten, nähmlich auf menschliche Entschließungen. Gleichwohl ist Ihre Bemühung, die Unterschiede der vier Anwendungen des Princips vom zureichenden Grunde deutlich zu machen, nicht überflüssig, sondern verdienstlich. Denn wenn auch diese Anwendungen nicht alle im gleichen Grade verschieden seyn sollten, so ist es doch lehrreich und wichtig, keine von den dabey vorkommenden Verschiedenheiten zu übersehen und dadurch die richtigen Anwendungen sicherer zu machen. Und der in der Aufsuchung des Verschiedenartigen bewiesene Scharfsinn hat den Wissenschaften weit mehr Vortheil gebracht, als der die Verschiedenartigkeit der Dinge verkennende und alles gleichmachende Witz. Die Bestimmung *mancher* Geistesacte in Ihrem Werke schien mir nicht allgemein genug gefaßt und angegeben. Aber ubi plurima nitent non in paucis est haerendum. Und wer, wie Sie, einen Plato, Aristoteles und Kant sich zu Mustern für die Bearbeitung der Philosophie gewählt hat, der ist auf dem Wege des Fortschreitens zu immer größerer Vollkommenheit. Ich nähre daher die frohe

Hoffnung, daß die Philosophie oder die Aufklärung der höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes Ihren Talenten und Ihrem Eifer dafür noch vieles zu verdanken haben wird, und ich bin mit vorzüglicher Hochachtung und aufrichtiger freundschaftlicher Gesinnung der Ihrige" etc.

Auch die erste öffentliche Besprechung der Inauguraldissertation in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" vom 30. April 1814 hatte seinen Lehrer zum Verfasser. Es folgten zwei ausführliche Recensionen, die eine anonym, im Juniheft der Marburger „Theologischen Annalen" von 1814, die andere unter der Chiffre M. A. in der „Jenaer Literaturzeitung", Juli 1814, Nr. 23. Die von dem Verfasser der erstern herausgefundene Absicht Schopenhauers „die Ethik zum Schlußstein der ganzen Philosophie zu machen", lag in Wahrheit damals bereits vor. Am Schlusse des in den spätern Auflagen gestrichenen, „Apologie über Phantasie und Vernunft" überschriebenen Paragraphen 58 heißt es:

„Was denn aber das innerste Wesen des Künstlers, das innerste Wesen des Heiligen sey, ob vielleicht Eines und dasselbe — darüber mich hier auszulassen, wäre gegen meinen Vorsatz, das Ethische und Aesthetische in dieser Abhandlung nicht zu berühren. Vielleicht aber könnte mir jenes einmal Gegenstand einer größern Schrift werden, deren Inhalt zu dem der gegenwärtigen sich verhalten würde, wie Wachen zum Traum. Der Mißdeutung dieses Ausdrucks gegen unsere nunmehr zu Ende gehende Betrachtung wollen wir mit Senekas Worten begegnen: Somnium narrare vigilantis est."*

Aus der Zeit vor Abfassung seiner Erstlingsschrift findet sich die Aeußerung:

„Unter meinen Händen und viel mehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als die Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmälich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes und nur ein solches kann leben."

Hierin lag denn auch die innere Nöthigung für ihn, sich jenes „Traums" in der „Vierfachen Wurzel des Satzes vom Grunde" bewußt zu werden, bevor er in der „Welt als Wille und Vorstellung" zum „Wachen" durchdrang.

„Die Philosophie", heißt es in seinen frühesten Studien, „ist so lange vergeblich versucht, weil man sie auf dem Wege der Wissenschaft, statt auf

* Epist. 53. Dieses war also das in dem Briefe an Eichstädt erwähnte Motto.

dem der Kunst suchte. Man suchte das Warum, statt das Was zu betrachten; man strebte nach der Ferne, statt das überall Nahe zu ergreifen; man gieng nach Außen in allen Richtungen, statt in sich zu gehen, wo jedes Räthsel zu lösen ist . . . Nach Weltanfang und Ende, Zustand vor und nach dem Tode u. s. w. zu fragen, worin der Zweck fast alles Philosophirens vor Kant bestand und wozu uns allerdings die bloße Vernunft treibt; dies ist das widersprechende Beginnen, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung erkennen zu wollen. Die Sonderung in der Erkenntniß beider ist die wahre Philosophie . . . Alle Philosophen haben darin geirrt, daß sie die Philosophie für eine Wissenschaft hielten und sie daher am Leitfaden des Satzes vom Grunde suchten . . . Der Satz vom Grunde in seinen vier Gestalten gleicht einem Sturm ohne Anfang und Ende, der Alles mit sich fortreißt: auch die Wissenschaft geht seinen Weg stolzirend, im Wahne eines Ziels; aber die Kunst gleicht dem ruhigen Sonnenlicht, das kein Sturm erschüttert und das den Sturm durchschneidet . . . Meine Philosophie soll von allen bisherigen (die platonische gewissermaßen ausgenommen) sich im innersten Wesen dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie jene alle, eine bloße Anwendung des Satzes vom Grunde ist und an diesem Leitfaden daherläuft, was alle Wissenschaften müssen. Daher sie auch keine solche sein soll, sondern eine Kunst."

Also dieses dem Philosophen als Künstler, der das Ganze der Erscheinungen durchschauen und sie in Eins schauen soll, so verhängnißvolle Erkenntnißprincip mußte vor allem analysirt und auf seinen speculativen Werth zurückgebracht werden. Deshalb war die Abhandlung eine nothwendige Grundarbeit für den Neubau seines Systems.

Censura perit scriptum manet! hatte Schopenhauer über die Recension in der „Jenaer Literaturzeitung" geschrieben. Dies konnte nicht von dem Urtheil eines Recensenten, der ihm an Scharfsinn gewachsen war, von Herbart gelten. Als dieser, auf Veranlassung des Verlegers der „Welt als Wille und Vorstellung", Schopenhauers Hauptwerk besprach, kam er, „seiner Schuldigkeit gemäß" auf dessen Inauguraldissertation zurück, wo er denn fand: Schopenhauer werde, wie er die Kategorien aufgegeben, dereinst noch die ganze Kantsche Synthesis, wodurch Objecte gemacht werden sollen, aufgeben müssen. Und was alsdann von seiner Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde übrigbleiben werde, sei leicht einzusehen: nichts weiter als das Andenken an eins jener sinnreichen, aber betrüglichen Spiele, da man wegen einer oberflächlichen Aehnlichkeit das zusammenstelle und entstelle — was seiner wahren Natur nach gar nicht zusammengehöre. Der Hauptsatz über die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde lautet bei Schopenhauer nach Herbart so: Unser Bewußtsein, soweit es als

Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft erscheint, zerfällt in Subject und Object und enthält, bis dahin, nichts außerdem. Object für das Subject sein und unsere Vorstellung sein, ist dasselbe. Alle unsere Vorstellungen sind Objecte des Subjects, und alle Objecte des Subjects sind unsere Vorstellungen. Aber nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes, kann Object für uns werden: sondern alle unsere Vorstellungen stehen in einer gesetzmäßigen und der Form nach a priori bestimmbaren Verbindung. Diese Verbindung ist diejenige Art der Relation, welche der Satz vom zureichenden Grunde allgemein genommen ausdrückt. Jenes über alle unsere Vorstellungen herrschende Gesetz ist die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Selbiges ist Thatsache und der Satz vom zureichenden Grunde ist sein Ausdruck. Allgemein aber, wie es hier aufgestellt ist, können wir es nur durch Abstraction gewinnen. Gegeben ist es allein durch Fälle in concreto. Die vier gegebenen Klassen sollen nun sein: die Causalität, die logische Verknüpfung von Gründen und Folgen, die Beziehungen in Raum und Zeit und die Motivation des Willens. Herbart meint:

„Dies alles hängt nun in der Kantischen Lehre ganz vortrefflich, an sich selbst aber gar nicht zusammen. Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft sind die Hirngespinnste einer falschen Psychologie.* Daß im Bewußtsein Subject und Object ursprünglich einander gegenüberständen, ist factisch unwahr, denn man kann sich in Objecte vertiefen und verlieren, auch kennt das Kind im frühesten Alter noch kein Ich; aber ein Subject läßt sich gar nicht isoliren, es bezieht sich nothwendig auf Objecte. Ferner hat dieser ganze Gegensatz nicht das mindeste zu thun, weder mit dem Begriffe der Causalität, der unmittelbar und einzig aus dem der Veränderung hervorgeht, — noch mit der logischen Verknüpfung der Urtheile zu Schlüssen, die einzig auf der Identität der Mittelbegriffe beruht, — noch mit den mathematischen Beziehungen, deren Grund Niemand einsehen wird, der Raum und Zeit für ursprünglich gegebene Anschauungsformen hält: — sondern allein die Motive des Willens befinden sich, wenn sie zum vollen Bewußtsein gelangen, in einer solchen Region des Denkens, worin sich das Subject von den Objecten nothwendig unterscheidet . . . Uebrigens ist der hier gemachte Fehler uralt; wer hat nicht die principia essendi, fiendi und cognoscendi in Einem Athem hersagen gehört, als ob das gleichartige Dinge wären, wiewohl das principium essendi ein Unding, die principia fiendi und

* Die drei Erkenntnißkräfte „Verstand, Vernunft, Sinnlichkeit" entsprechen bei Schopenhauer den drei Klassen der Objecte für das Subject und den darin herrschenden drei Gestaltungen des Satzes vom Grunde. Für die vierte Klasse, die nur Ein Object, nämlich das „Object des innern Sinnes" begreift, besteht keine besondere Erkenntnißkraft wegen der (unbegreiflichen) Identität des Subjects des Erkennens mit dem des Wollens.

cognoscendi aber Gegenstände von ganz verschiedenen, sehr weitläufigen und mühsamen Untersuchungen sind, von denen beim Verfasser nichts zu finden ist."

Die schwache Seite der Schrift, die Befangenheit in Kants subjectivem Idealismus legt Herbart mit gewohnter Schärfe bloß; im übrigen verräth seine Kritik eben nur jene, bei Herbarts eminentem Scharfsinn doppelt bedauerliche Flachheit in der Auffassung speculativer Probleme, welche in dem Mangel an Tiefsinn, der doch erst den Philosophen macht, begründet ist und Schopenhauer zu dem Witzwort veranlaßte, Herbart habe sich „seinen Verstand verkehrt angezogen". Die lex specificationis bis zum Exceß, der Begriffsspalterei treibend, leugnet er sogar den Zusammenhang der Causalität mit dem Satze vom zureichenden Grunde — ein Zusammenhang, der so alt als das Denken ist, wie denn die Scholastiker das innige Verhältniß beider bereits richtig erkannten, wenn sie das principium rationis sufficientis als den Grund nahmen, in welchen die Ursache sich einführt, als den Inhalt, welchen diese sich gibt. So sind z. B. Ursache und Natur einer Krankheit wohl zu unterscheiden, aber nicht zu trennen. Eine solche Trennung will Herbart mit der formalen Erklärung decken, der Begriff der Causalität gehe unmittelbar und einzig aus der „Veränderung" hervor; als ob nicht jeder Syllogismus eine Veränderung involvire, und zwar nicht nur theoretisch, in der Vorstellung, sondern auch thatsächlich, im Gehirn. Und ebenso äußerlich findet er das trennende Merkmal der logischen Verknüpfung der Urtheile zu Schlüssen, d. i. des principium cognoscendi in der Identität der Mittelbegriffe, als ob nicht aller Grund Mitte, alle Begründung Vermittelung, alle Vermittelung Aufhebung eines Gegensatzes wäre und der Satz vom zureichenden Grunde in der von Schopenhauer wenigstens in erkenntnißtheoretischer Hinsicht genial erfaßten allgemeinen Bedeutung als oberstes Gesetz der Verknüpfung unserer Vorstellungen etwas anderes besagte, als daß, wie schon Meister Eckhart lehrt, eine Causalität nur durch Vermittelung effectiv wird. Die zum Ziel führenden „weitläuftigen und mühsamen Untersuchungen" über Grund und Ursache, von denen bei Schopenhauer „nichts zu finden" ist, darf man auch bei Herbart nicht suchen: sie müssen weiter führen als der Gedankengang beider.

Ebenso flach scheint mir Herbarts Behauptung, der Gegensatz von Object und Subject habe mit den Begriffen von Ursache und Wirkung, Grund und Folge nicht das mindeste zu thun, sondern allein die Motive des Willens, und zwar nur wenn sie zum vollen Bewußtsein gelangen, befänden sich in einer solchen Region des Denkens, worin sich das Subject von den Objecten nothwendig unterscheide. Weil das Subject sich im Vorstellen noch nicht gefunden hat oder nicht gegenwärtig ist, sollen die Vorstellungen nicht Objecte für das Subject sein! Als ob es auf ein bewußtes Gegenüberstellen beider und nicht vielmehr darauf ankäme, daß wir, sobald wir auf eine Vorstellung als solche reflectiren, sie in diesem Gegensatze befangen finden, und somit nothwendig in Relation setzen, d. h. neue Vorstellungen mit ihr verbinden, in welcher Verbindung nach Schopenhauer der Satz vom Grunde eben sein Wesen hat. —

Im November 1813 kehrte Schopenhauer als Doctor der Philosophie nach Weimar zurück und nahm Pension bei seiner Mutter. Hier aber sollte er keine Heimat mehr finden. Schon als er von Dresden kommend bei ihr Zuflucht gesucht hatte, waren ihm häusliche Verhältnisse entgegengetreten, die ihm so sehr mißfielen, daß die auf sein späteres Leben einen langen düstern Schatten werfende Entzweiung mit der Mutter damals zuerst unausrottbare Wurzeln schlug. Er warf ihr vor, das Andenken seines Vaters nicht geehrt zu haben, glaubte auch, da sie diesen nicht geliebt habe, nicht an ihre über den Instinkt in die Jahre seiner Selbständigkeit hinausreichende Mutterliebe. Grund oder Ungrund dieser Beschuldigungen haben wir nicht zu untersuchen. Aber schon die Betrachtung der beiderseitigen Gaben führt zu der Ueberzeugung, daß beide nicht harmoniren konnten. Es lag zu Vieles zwischen ihnen, vor allem der auf den heterogensten Werthen beruhende Stolz eines jeden. Reich an Phantasie und Verstand, aber in allen Stücken verwöhnt, nach außen gerichtet, dem Scheine allzu weiblich ergeben und zur Verschwendung geneigt, brachte sie dem unbiegsamen, mißtrauischen, von Selbstgefühl strotzenden, heftigen Charakter des jungen Mannes weder rechtes Verständniß entgegen, noch wußte sie ihn nach ihrem geselligen Hange irgendwie zu ver-

werthen. Die nicht unbegründete Besorgniß des Sohnes, daß das väterliche Vermögen in den Händen der Mutter noch ganz zusammenschwinden und ihm, der sich zum Erwerb nicht befähigt fühlte, die Sorge für seine nächsten Angehörigen zufallen könnte, steigerte sein Mißtrauen und führte zu Auftritten zwischen Mutter und Sohn, welche die für ihre Gemüthsruhe, wie wir gehört haben, sehr besorgte Frau schon nach wenigen Monaten veranlaßten, dem Zusammenleben für immer ein Ziel zu stecken.

Von da an sind beider Wege nicht mehr zusammengetroffen, wenn auch im Laufe der Zeit ein milderes Urtheil der bessern Einsicht folgte und die zurückgedrängte mütterliche Liebe von Zeit zu Zeit wieder aufsprossen ließ. Gesehen haben sie einander, soviel mir bekannt ist, vom Mai 1814 bis zu dem am 17. April 1838 in Jena erfolgten Tode der Mutter nicht wieder, und wie Schopenhauer über sein Verhältniß zu ihr einem vertrauten Freunde gegenüber sich ausgesprochen haben mag, zeigt eine Stelle aus einem Briefe Heinrich von Lotzows, der ihm am 29. Juni 1838 schreibt:

„Die Nachricht von dem Tode Ihrer Mutter muß in Ihnen ein sonderbares Gefühl hervorgebracht haben. Wie Leute, denen ein Glied amputirt ist, nachher in Erneuerung des alten Schmerzes es empfinden können, als wenn es noch einen Theil ihres Leibes ausmachte. Ich hatte mir das viel schöner ausgedacht: Ihre Mutter würde Ihren anfangenden Ruhm erleben und so (würden) sich alte Bande wieder erneuern. Das hat nicht sein sollen."

In jener aufgeregten Zeit trafen, wie gesagt, besondere Umstände zusammen, ein besseres Einvernehmen Beider unmöglich zu machen. Im Januar 1814 war auf Schopenhauers Kosten dessen Universitätsfreund, Joseph Gans, herzugereist, der bis Mitte April bei ihm freie Aufnahme finden sollte. Da er sich in bedrängten Verhältnissen befand, so trug Schopenhauer nicht allein die Kosten seines Unterhalts — Gans wohnte mit ihm zusammen und ging mit ihm bei der Mutter zu Tisch — sondern versah ihn zugleich mit Kleidern, Büchern und Taschengeld. Auch den ins Feld Ziehenden wandte er fortwährend seine thätige Theilnahme zu. So stellte er einem Lieutenant Helmholtz* die Uniform und gab ihm „einen Sophokles" mit. Aber das Recht, sich für seine Person vom Kriegsdienst zu dispensiren und überhaupt den Krieg

* Schopenhauer vermuthete, es sei der Vater des berühmten Physikers gewesen.

von seinem höheren und kälteren Standpunkt aus zu sehen, suchte sich sein Selbstgefühl einem in jenen Tagen aufgekommenen patriotischen Zelotismus gegenüber zuweilen lauter zu wahren als nöthig und gut sein mochte. Vielleicht ergriff er auch diese Veranlassung zum Bruch mit einem Hausfreunde seiner Mutter, mit dem er sich bereits bei seiner vorjährigen Einkehr in Weimar überworfen hatte. Es war dies der schon erwähnte Friedrich Müller, nach seinem Oheim und Adoptivvater von Gerstenbergk genannt. Er war acht Jahre älter als Schopenhauer, seit 1813 als Regierungsrath dem Geheimen Archiv in Weimar zugetheilt, bewohnte den oberen Stock des Hauses am Theaterplatz, das Johanna Schopenhauer inne hatte, und nahm seine Kost bei ihr.*

Die große Wirthschaft wurde seiner damals bereits siebenundvierzigjährigen Mutter beschwerlich, besonders fand sie sich durch die beständige Gegenwart des jungen Gans in ihrer Freiheit beschränkt. Sie kündigte deßhalb im April 1814 dem Sohne die Pension, bei der sie überdies ihre Rechnung nicht gefunden hatte. Schopenhauer hielt sich dadurch für gekränkt und verlangte die sofortige Erhöhung der für ihn und seinen Freund bezahlten Beträge, worauf seine Mutter in einem längern Briefe** antwortete, dessen theilweise Mittheilung, nachdem nun einmal der leidige Proceß zwischen Mutter und Sohn vor die Nachwelt gebracht ist, als eine Pflicht gegen beide betrachtet werden muß.

* Dieser vieljährige Hausfreund spielte nicht nur in Schopenhauers Leben eine verhängnißvolle Rolle, sondern auch im Leben von dessen Schwester, welche 1822 den „Guignon ihres Geschicks oder die Ironie ihres Treibens und Lebens in Gerstenbergk personificirt" sah. Er scheint sein Spiel mit beiden Frauen getrieben und die Mutter auf den unglücklichen Ausweg gebracht zu haben, die Tochter mit ihm verbinden zu wollen; denn am 31. December 1820 schreibt Adele in ihr Tagebuch: „Sie wollten mich betrügen und betrogen sich, und betrübten mich bloß. Indeß, gebeugt zeigt der Bogen die Kraft – ich finde mich nun in dem tiefen, heimlichen Schmerz weit stärker als jemals. Gerstenbergk ist in Dresden! Und sie haben weit mehr überlegt, besprochen und ausgemacht, sie haben eigentlich mich nach und nach herumzubringen geglaubt, — jetzt sich verrathen!" Tagebücher der Adele Schopenhauer (Leipzig 1909), Bd. 2, S. 129. 68.

** Der schriftliche Verkehr mit dem Sohne war von ihr kurz zuvor mit den Worten eingeleitet worden: „Seit unserer letzten verdrießlichen Unterredung habe ich mir fest vorgenommen, lieber Arthur, nie wieder von Geschäften mündlich mit dir zu sprechen, weder von angenehmen noch von unangenehmen, weil meine Gesundheit dabei leidet, darum schreibe ich, so wenig ich sonst das Schreiben unter Leuten leiden kann, die einander alle Tage sehen."

„Die Einquartierung und mancherlei andere Hindernisse hielten mich ab, dir gestern zu antworten, wie ich mir doch fest vorgenommen hatte. Heute will ich es in möglichster Kürze der Reihe nach thun. Wie du es mit dem Gelde, das du für meine Mutter geben willst, einrichtest, ist mir recht . . . An die Erhöhung deiner Pension gehe ich ungern. Wie froh wär' ich, wenn ich dich und deinen Freund als meine Gäste betrachten könnte ohne alle Entschädigung! Ich sehe indeß, es ist dir ganz ein Ernst, daß ich keinen Schaden durch Euch leiden soll und ich will auch nicht eigensinnig oder albern generös erscheinen. Willst du mir also für Gans soviel geben als für dich, da er nicht weniger braucht, so denke ich jetzt, da manche Ausgabe wegfällt, oder doch geringer wird, auszukommen, genau läßt sich dergleichen nie berechnen. Ich schrieb dir wegen des Trinkgelds an meine Leute, weil ich mir bewußt bin, dir wenigstens stillschweigend freie Bedienung versprochen zu haben. Mit Thränen bat ich dich, bei mir zu wohnen, das ist wahr; ich wollte nicht im Zorn von dir mich trennen. Dann wollte ich auch, daß du meine Lebensweise näher und länger ansehen solltest, damit du keine falsche Idee davon mit dir nähmst. Ich dachte auch, es würde dir gut sein, wieder einmal in einer Familie zu leben. Jetzt weise ich dir nicht die Thüre; nie kann mir solch ein Gedanke kommen, du müßtest mich denn aufs Heftigste erzürnen. Ich schrieb dir aus keinen andern Gründen, als die ich dir meldete, was ich dir schrieb. Ich halte es nicht für gut, daß eine Mutter mit ihrem erwachsenen unabhängigen Sohne in Einem Hausstande lebt: es kommt für beide nie etwas Gutes dabei heraus. Dagegen, wenn der Sohn im Orte lebt, ist ein Besuch für beide eine Freude und Erholung.

„Ich sehe nicht ein, wohin du diesen Sommer gehen willst. In Dresden ist's traurig, in Tübingen oder Stuttgart ist's noch nicht recht geheuer, nach Berlin zurück magst du nicht. Ich würde dir rathen, dich hier einzurichten, wo du angenehmer leben und für dich studiren kannst, wie an jedem andern Orte. Vielleicht aber willst du nach Ilmenau, Rudolstadt oder in sonst eine schöne Gegend in der Nachbarschaft. Ist dies der Fall, so bist du mir, wie wir jetzt leben, willkommen und kannst bis Mitte oder Ende Mai bleiben, es wäre mir sogar lieb; denn ich würde dich ungern auf vierzehn Tage oder drei Wochen ohne Noth in einen Gasthof oder anderes Logis ziehen lassen. Auf mehrere Monate wär' es ein anderes. Die Gründe warum, habe ich dir geschrieben, wenn auch der, daß es mir zu viel kostet, jetzt wegfällt, so bleiben doch die andern; genug, ich wünsche, daß du nicht für wenige Wochen dir die Last und mir das Mißvergnügen machtest auszuziehen. Willst du dich auf längere Zeit in Weimar einrichten, so stehe ich gern bereit, dir mit Rath und That dabei zu helfen. Da mein Quartier mir, wenn du nicht bei mir wohnst, zu groß ist, so will Müller mir die Last der Miethe dadurch erleichtern, daß er mir die Hinterstuben abmiethet und sein Quartier vermiethet. Dies Quartier enthält fünf Stuben und ist nicht wohlfeil. Es ist uns auch nicht gleich, wer darin wohnt: eine Familie mit Kindern möchte ich ungern darin wissen. Daher ist's nicht wahrscheinlich, daß es vor Johanni vermiethet wird; sollte sich aber gegen Erwarten eine gute Gelegenheit dazu finden, ehe du verreist, so werde ich es dir sagen und wir suchen dann uns einzurichten so gut es gehen will. Ich kann dann auf kurze Zeit Gans mein Schlafzimmer geben, in meinem Cabinet schlafen und Müller zieht in Gansens Stube, oder wir sehen sonst uns zu helfen.

„Müller verdrängt dich nicht, er weiß nichts von dem, was wir jetzt miteinander verhandeln; denn es ist meine Art, nie von dem, was ich thue oder lasse ohne Noth zu sprechen. Ich spreche überhaupt fast nie von dir mit ihm, obgleich er nie sich so über dich ausdrückt, daß du es nicht selbst anhören könntest, weil er weiß, es würde mir weh thun, wenn er es

thäte . . . Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen dir und Müllern haben wir so viel gesprochen, daß es endlich genug sein könnte. Ich war damals mit dir nicht zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben, bat mich um Vergebung und die Sache war zwischen mir und meinem Freunde abgethan. Er war fest entschlossen, nie wieder in den gleichen Fehler zu fallen; aber es gieng nicht: Ihr seid ein paar einander so entgegengesetzte Elemente, daß es knallen und brausen muß, wenn ihr zusammenkommt, ohne daß jeder deshalb an sich schlechter wäre. Das sah ich deutlich, Ihr könnt nicht nebeneinander existiren, daher traf ich die Einrichtung, nach welcher wir jetzt ganz friedlich leben und uns wohl dabei befinden. Müller hat jetzt keinen Grund, dich fern zu wünschen. Er haßt dich nicht, wie du ihn, er ist darin gerechter als du. Das Alleinessen Mittags ist ihm recht, da er jetzt viel zu thun hat, und es ist möglich, daß diese Einrichtung bleibt, selbst wenn du fort bist; im Uebrigen genirst du ihn gar nicht. Dein Treiben und Wesen gefällt mir freilich nicht immer und ganz. Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind, wie du, zu aburtheilend ohne Noth und predigst mir zuweilen zu viel. Deswegen aber wünsche ich nicht, daß du ein tüchtiger Husar wärst, wenn auch deine Weise zu sehen und dein Eifer Andern diese Ansicht aufdrängen zu wollen, mir nicht gefällt. Ich weiß, dies ist die jetzige Art der jungen Welt, ich ertrage sie und denke, die junge Welt wird auch einst alt.

„Besonders aber verdrießt es mich, wenn du auf die schimpfst, die, ergriffen von der großen Zeit, in der wir leben, das Schwerd zur Hand nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte. Du solltest Anderen ihre Weise lassen, wie man dir die deine läßt, denke ich. Gans ist dann froh, seine angeborene Feigheit hinter dir zu verbergen und pappelt dir nach, ohne deinen Geist zu haben. Das ist gar nicht erfreulich zu hören: lieb wär's mir, wenn du solche Unterhaltung in Zukunft vermiedest.

„Warum unser Familienband dir zerrissen scheint, begreife ich nicht. Laß nur Gelegenheiten zur Theilnahme kommen, du wirst sie bei mir und Adelen nicht vermissen. Schon unsere Bereitwilligkeit, deinen israelitischen Freund aufzunehmen, sollte dir ein Beweis davon sein. Wollte ich dir meinen Freund opfern, weil Ihr Euch nicht miteinander vertragt, so thäte ich Unrecht an ihm und mir. Du hast mir oft bei andern Gelegenheiten mit Recht gesagt: wir beide sind zwei — und so muß es auch sein. Genug, ich habe dafür gesorgt, daß Ihr einander wenigstens nie in den Weg treten könnt; da ich die Unmöglichkeit einsehe, daß Ihr Euch je erkennen könntet. Ich aber kenne Euch beide, jeder ist mir lieb nach seiner Art und keiner thut dem andern bei mir Eintrag, keinen werde ich dem andern opfern. Da ich aus Gründen, die ich einsah, eh' ich Müllern kannte, weiß, daß wir beide nie in einem Haushalt auf die Dauer leben können, da ich weiß, daß du selbst dies nie wünschtest, warum soll ich mich von einem Freunde losreißen, der mir treu ist und helfend, so wie's Noth thut, der mir meine Existenz angenehmer macht und den ich und viele achtungswerthe Menschen für gut und rechtlich anerkennen? Bloß weil er sich, hingerissen von Zorn, Empfindlichkeit und Hitze unartig gegen dich betrug, der auch nicht artig war? Besonders da ich die natürliche Antipathie zwischen Euch anerkenne, für welche Ihr beide nicht könnt. Da wäre ich sehr ungerecht gegen mich und ihn. Laß ihn nur immer wo er ist, er thut dir keinen Eintrag. Sei mild, gut, theilnehmend gegen mich und Adelen, sitze nicht immer auf dem Richterstuhl uns gegenüber und du wirst sehen, ob wir dich lieben. Antworte mir nicht, es ist unnöthig. Wenn du deine Abreise bestimmt hast, so sag' es mir, doch das eilt nicht, ich brauch' es nicht lange vorher zu wissen."

Johanna Schopenhauer.

Nach einem Portrait aus der Zeit von 1820.

Wenn man diese Briefe liest, dazu voraussetzt, es sei weiter nichts vorgefallen, als worüber sie handeln, so ist man versucht, dem Sohne allein die Schuld des Zerwürfnisses beizumessen. Ja wenn man aus dem Munde solcher Personen, die ganz zu ihr paßten, Zeugnisse über sie hört, so scheint es, als könne man nicht zweifeln, Johanna Schopenhauer gebe in den mitgetheilten Briefen das Bild eines Charakters, den sie wirklich besessen und von dem man nicht begreife, wie der Sohn damit sich nicht habe zurechtsetzen können. Ich will nur Eines erwähnen, freilich aus späterer Zeit, aber auch die frühere beleuchtend. Anfangs 1828 kam auf einer „Kunstreise" Karl von Holtei nach Weimar. Er hielt dort deklamatorische Vorträge und die damals einundsechzigjährige Hofräthin Schopenhauer gehörte, trotz ihrer beschränkten Verhältnisse, noch immer zu den Hauptstützen solcher Gäste. Nachdem er erzählt, daß er im Hause Ottiliens von Goethe sehr bald heimisch geworden sei, fährt er fort:

„Noch mehr wurd' ich es bei Johanna Schopenhauer. Diese herrliche Frau, die mich wie einen ältern Sohn behandelte und mir vom ersten Tage näherer Bekanntschaft bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung und Trennung Trotz bietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Daseins. Gleichviel, ob sie, mich zu erfreuen, eine kleine Schaar kluger und lustiger junger Männer um ihren Theetisch versammelte und uns jeden Uebermuth gestattete, mochten wir noch so wild toben und lärmen, — oder ob sie in geweihten, feierlichen Abendstunden geistiger und gemüthlicher Sammlung mit mir allein bis tief in die Nacht sitzend, meine klagenden Selbstbekenntnisse vernahm, beruhigend und ermunternd mir einredete, über literarische Entwürfe sprach, keinen Tadel verhehlte, jede Spur von Talent anerkannte und immer mild, schonend, empfänglich, theilnehmend, edel blieb. Ihr langer vertrauter Umgang mit Goethe, dessen steter Verkehr in ihrem Hause erst aufgehört hatte, seitdem er das seine nicht mehr verlies; die vielen Spuren seiner bei ihr verlebten Abende, die in unzähligen, während des Gespräches leicht hingeworfenen Handzeichnungen und Schriftproben vorhanden waren; die lebhafte Erinnerung an alle Goetheschen, Schillerschen, Wielandschen, Herderschen und überhaupt Weimarschen Zustände, die sie entweder aus eigenem Miterlebniß oder aus beredtem Munde anschauender Zeugen anführen konnte, dies im Verein mit ihrer productiven Kraft, ihrem ächt weiblich gebliebenen Talente der Darstellung, machte sie zu einem unerschöpflichen Quell belehrender Unterhaltung. Dabei war ihre Einrichtung so zierlich und sauber, alles so sorgsam gehalten, die Räume so friedlich und traulich, die Wände mit schönen Gemälden, zum Theil ihr Werk, geziert, über sie und ihre Umgebung ein so wohlthuender Friede verbreitet, daß jene Dämonen des irdischen Taumels und der unersättlichen Gier nach Lebenslust, die störend in mir tobten und mich in manchen Sumpf geführt, schüchtern entwichen, sobald ich nur bei ihr eintrat. Aber ihr durft' ich alles bekennen, alles erzählen, mein Herz vor ihr ausschütten, und ohne Heuchelei erschien ich bei meiner Freundin als der wahre, wirkliche Mensch in seiner ungeschmückten Natürlichkeit.

Und so mag mirs nun geglaubt werden oder nicht: sei mir die Wahl gestellt — heute — zu jeder Stunde — ob ich den glücklichsten Abend, den süßeste Liebe mir je gegeben, oder ob ich einen solchen ernsten, wehmüthigen, traulichen Abend bei meiner alten, verkrummten Freundin noch einmal durchleben will — ich wähle den letztern."*

Und doch erschien dieselbe Johanna Schopenhauer nicht immer und in jedem Verhältnisse so mild und harmlos, wie sie sich in den Briefen an den Sohn und später in den Augen eines Holtei darstellt. In einem Schreiben ihrer, in dürftigen Verhältnissen lebenden Schwester Julie an sie, aus dem Jahre 1814, beschwert sich diese in ihrem eigenen und in der Mutter Namen aufs heftigste über „ungerechte Anklagen und Beschuldigungen" Johannas und schließt mit den Worten: „Sollten wir mehrere solcher Briefe von dir erhalten, die Mutter und ich würden zu Grunde gehen." In den Erinnerungen der Malerin Luise Seidler (herausgegeben von H. Uhde, Berlin 1874), welche Johanna Schopenhauer im Fromannschen Hause in Jena kennen lernte, finden sich wiederholt Klagen über diese. Obwohl sie Johanna Schopenhauer zu dem Kreise ihrer „intimeren Freunde" zählt, schreibt sie an ihren Freund Schröder am 4. Januar 1811 über ihr Zusammensein im Sommer 1810 in Dresden:

„Man hat mir oft sehr wehe gethan, besonders die Schopenhauer: kein Tag verging, wo sie mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken suchte. Goethe erschien mir da als rechter Schutzengel und Rächer; er brachte zehn Tage in Dresden zu und übersah mit Einem Blick meine Lage. Oder wollte er die andern demüthigen? Ich weiß es nicht, aber er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütigster Freund, der mich in allem auszeichnete ... Ach, wenn man so allein steht, ist jedes freundliche Wort so viel werth, und nun, nach so vielen Kränkungen sich so entschädigt zu sehen!"

So viel ist aus dieser Aeußerung mit Sicherheit zu entnehmen, daß jener hochfahrende Ton, der uns von einem Jugendbekannten Johannas bezeugt ist, durch die Erfolge, deren sich ihre Talente gerade damals und in den folgenden Jahren erfreuten, nicht herabgestimmt worden war.

Im Gegentheil wurde dadurch ihr mehr nach außen als nach innen gerichteter Sinn, die Sucht durch Geist und Wissen zu glänzen genährt und gesteigert. Auf so hochgeartete, fein fühlende Naturen wie das Wilhelm von Humboldtsche Ehepaar machte sie

* Karl von Holtei, Vierzig Jahre (Breslau 1845), V, 49.

einen geradezu antipathischen Eindruck. Im November 1808 besuchte Wilhelm von Humboldt den kranken Fernow und schreibt darüber an Caroline von Humboldt: „Seine Frau ist vor einem Jahre gestorben. Sie hat das traurigste Schicksal gehabt, sie war ganz fremd in Deutschland geblieben und auch ihr Mann hatte sie sozusagen verlassen, da er den ganzen Tag bei einer Madame Schopenhauer war, bei der er auch jetzt wohnt, und die eine von den Damen sein soll, die alle Wissenschaften schlingen wollen." Am 9. Jan. 1809 schreibt er weiter über Johanna Schopenhauer: „Mir ist sie durch Figur, Stimme und affektirtes Wesen fatal; aber Goethe versäumt keinen ihrer Tees, die sie zweimal alle Wochen gibt. Nur die Wolzogen und ich haben ihn ein paar mal untreu gemacht." Am 22. Februar 1809 antwortet seine Frau: „Die Madame Schopenhauer hasse ich ordentlich. So eine breite gelehrte Dame ist ein Greuel." Humboldt hatte seiner Frau auch mitgetheilt, daß Riemer, der „ganz eigentlich der Famulus des großen Mannes" sei, Sonette mache, die Goethe unendlich protegire und die „vielfältig in den artigsten Phrasen auf Madame Schopenhauer gehen".*

Goethes Gunst verdankte sie dem von ihr beim Eintritt in die Weimarer Gesellschaft klug benutzten Umstand, daß sie die erste und geraume Zeit fast einzige Dame war, die Goethes Gattin gesellschaftsfähig machte. Noch 1809 nannte diese ihn in Gegenwart dritter „Sie"; während er sie natürlich „Du" nannte.

Noch bevor Schopenhauer die Wohnung seiner Mutter verließ, kam es zum Bruche. Auf deren Scheidebrief schrieb er die Worte

---

* O. L. B. Wolffs allbekannter „Poetischer Hausschatz" enthält als Musterstücke einen Sonettenkranz und drei Cancionen Riemers, z. B. das Cancion:

Was vor andern Frauen allen
Dich, nur dich, so einzig schmückt,
Was an dir uns so entzückt,
Will dir selbst nicht mehr gefallen?

Laß den Andern die Begierde,
Kleiden sie sich gern nach dir,
Nicht der Schmuck ist deine Zier,
Du bist ja des Schmuckes Zierde!
Und was du vor andern allen
Mehr geschmückt, als dich es schmückt,
Laß es auch, weil's mich beglückt,
Laß es länger dir gefallen.

des Livius: Veritatem laborare nimis saepe ajunt, exstingui nunquam (die Wahrheit, sagt man, habe oft einen schweren Stand, vernichtet werden könne sie nie), und das Horazische: Turpe putant parere minoribus (für schimpflich halten sie's, den Jüngeren zu gehorchen).

Bei dem unleugbaren Anstoß, den das Verhältniß des Sohnes zur Mutter gibt, dürfen wir, abgesehen von der Abnormität seines Charakters, der eine tiefere Prüfung erheischt, nicht vergessen, wie die auf ihren Höhepunkt gesteigerte, einseitig ästhetische Existenz jener Kreise, in denen Johanna Schopenhauer sich bewegte, seinem Geiste eine ebenbürtige Concurrenz am Theetische bieten wollte, in welche einzutreten er sich für zu gut hielt. Daß eine Frau von dem Verstande Johanna Schopenhauers im Gepränge mit dem Flitterglanze des Almanach-Esprit, den außergewöhnlichen Werth ihres Sohnes so bedeutend unterschätzen und dessen empfindliches Ehrgefühl von sich abstoßen konnte, erklärt sich, abgesehen von dem was ihr an Herz und Seele fehlen mochte, aus ihrem mit literarischer Bildung übersättigten Kreise. Und doch glänzte nur Einer neben dem jungen Genie, der ihn verdunkeln durfte, wie die mit Lichteffecten bunter Art sich neigende Sonne den aufgehenden Abendstern. Wenn Goethe den Salon seiner Mutter betrat, dann hatte Schopenhauer weder Auge noch Ohr für die Andern. Der Dichter war damals in seiner verschlossensten Periode; nur die „Farbenlehre", wegen deren Verkennung er grollte, vermochte ihm den fast vierzig Jahre jüngeren und wie er selbst sagt, „schwer zu erkennenden jungen Mann" näher zu bringen. Seine Aufmerksamkeit zog Schopenhauer zuerst auf sich durch das Kapitel vom „Seynsgrund" in der „Vierfachen Wurzel", welches (in § 40 der ersten Auflage) die Demonstration der geometrischen Sätze durch bloße Anschauung erörtert. Erfreut, einem Selbstdenker zu begegnen, nahm er das gänzlich vorurtheilsfreie Interesse des jungen Schopenhauer alsbald für sein von den Naturforschern mißachtetes Schooskind in Beschlag, schickte ihm den größeren Theil seines optischen Apparats und lud ihn zu sich ein, um ihm die verwickelteren und schwierigeren Experimente selbst vorzumachen.

Schopenhauer nahm auf solche Art das Studium der Optik zunächst lediglich aus Verehrung für den großen Dichter, dessen

persönlichen Umgang er diesem Experimente dankte, mit dem gleichen Eifer auf, den er seiner Zeit den klassischen Sprachen entgegengebracht hatte, ohne zu ahnen, daß ihn jene wunderbare Schicksalsfügung, welche den Lebenslauf jedes Menschen beherrscht, mit diesen scheinbar abseits liegenden Forschungen gerade den zur Vorbereitung seiner Lebensaufgabe zunächst nothwendigen Schritt thun ließ, der ihm mit Berkeleys und Kants Hülfe seine eigenthümliche Erkenntnißtheorie erschließen sollte. Wenn je, so war hier der Schüler des Lehrers werth. Das aufkeimende Genie des Philosophen ordnete sich anfangs willig unter. Seit Goethes erster Begegnung glaubte er zu wissen, daß dessen vornehmstes Gebot sei: Du sollst keine andern Götter haben neben mir! Die Wahrheit aber — jene eine und einzige, auf die er es allein abgesehen hatte, und von der er überzeugt war, daß sie sich von jedem Punkte aus finden lasse — galt ihm viel zu viel, als daß ihn selbst ein so mächtiger Geist aus der Bahn, die ihm die Natur vorgezeichnet, hätte ablenken können. In der Stille ließ er sich von ihm befruchten und setzte die lebendigen Keime nachher ausgetragener Ideen im ernsten Ringen mit dem für ihn scheinbar undankbaren, in Wahrheit dankbarsten Stoffe an. Denn wie die Wankelmüthigkeit der Farbe dem Philosophen von jeher zum Verdrusse gereichte, sodaß nach Goethe ein alter Scribent sagt: „hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, so wird er wüthend, aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von der Farbe spricht, fängt an zu rasen", so ist sie eben dadurch am besten geeignet, tiefern Aufschluß über das Wesen aller anschaulichen Erkenntniß zu gewähren.

Daß Goethe die Entstehung der sogenannten physischen Farben richtig erkläre, war ihm bald zur Gewißheit geworden, aber ebenso auch, daß dessen Lehre die Stelle einer allgemeinen optischen Theorie, die weder physikalisch noch chemisch, sondern physiologisch erfaßt werden müsse, nicht vertreten könne. Dem Philosophen konnten die von Goethe zusammengestellten „Data zur Farbenlehre", so lebhaft er auch von deren Wahrheit und Nothwendigkeit überzeugt war, nicht genügen; obwohl Goethe in der Einleitung zu seiner Farbenlehre sagt: „Vom Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht, die Phänomene bis zu ihren Ur-

quellen zu verfolgen, bis dorthin, wo sie bloß erscheinen und sind und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt.“ Denn eine solche Meinung konnte nur der ganz in der Anschauung lebende und wirkende Dichter haben, der ja auch gesagt hat: „Das Höchste wäre zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.“

Wie prächtig diese zwei so grundverschiedenen großen Geister aufeinander platzen mußten, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man aus Schopenhauers Munde darüber hört: „Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subject vorgestellt werden. Was, sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe“ (Frauenstädt, „Memorabilien“, S. 222). Wahrlich ein schönes und erhabenes Wort, homogen dem andern von der Sonnenhaftigkeit des Auges! Die eine Seite der Wahrheit war von ihm mit solcher Kraft und Klarheit erfaßt, daß er für die andere keinen Sinn mehr hatte. Dasselbe war aber bei Schopenhauer der Fall, der mit Angelus Silesius zu denken gelernt hatte:

> Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
> Werd' ich zunicht, er muß von Noth den Geist aufgeben;

während der „mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde“ stehende Dichter stets an die „Grenzen der Menschheit“ erinnert wird und wenn er auch, mit dem Instinkte des Genies, Schopenhauers Weisheit anticipirt, daß „der Kern der Natur Menschen im Herzen“ liegt, doch nie vergißt, wie alles menschliche Schauen und Thun nur ein abgeleitetes sein kann, und deßhalb seinen jungen Widersacher ähnlich zurecht weist, wie Baader den Cartesius: cogitor ergo cogito! (ich bin gedacht, deßhalb denke ich). Du wähnst, die Welt wäre nur, weil und wie du sie siehest? nein, du bist, wirkst und erkennst nur als theilhaft des Wesen- und Sonnenhaften, als gewollt, gewirkt und durchschaut!

Zunächst galt es, den Metaphysiker an einer bestimmten Klasse von Objecten des edelsten Sinns in der richtigen Beobachtung zu üben, und hierbei kam ihm Goethes Naturblick trefflich zu statten. Außer Schiller wüßte ich keinen zu nennen, an dem Goethes persönlicher Umgang, wenn man die Kürze der Zeit erwägt, in diesem Grade fruchtbar geworden wäre. Mitten unter den Spielen der Laune und des Witzes, die sich in jenen kunstsinnigen und kunstseligen Dilettantenkreisen um den Abend des reichen Dichterlebens wie leichte Blumenkränze wanden, verfolgte der Jüngling seinen großen Zweck. Im Winter 1813 auf 1814 empfing Schopenhauer auch den vollen Eindruck von Goethes Größe, an dem er sein ganzes Leben hindurch mit der höchsten Bewunderung festgehalten. Auch blieb der Gewinn wesentlich auf seiner Seite; Goethe, im Speculiren von Jugend auf mäßig, war zu alt, in seiner Bildung zu fertig, um neue philosophische Gedankenkreise in sich aufzunehmen, und als ihm sein junger Freund vier Jahre später die Antwort auf seine inhaltschwere Frage: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?“* erwartungsvoll zusandte, interessirte er sich zwar lebhaft dafür, ging ihm aber nachher nicht weiter darauf ein und scheint das anfangs mit Eifer ergriffene Werk nicht durchgelesen zu haben; wenigstens hatte ihn Schopenhauer in diesem Verdachte. Er sah in Goethe den vollkommenen Menschen und konnte sich nicht in die Entdeckung finden, daß auch dieser Saiten hatte, die keinen Ton gaben. Goethe aber war sich seiner Stellung zu ihm und zur Philosophie wohl bewußt. So gab er in der Zeit, als Schopenhauers Farbentheorie gedruckt vor ihm lag, gelegentlich das bezeichnende Urtheil ab:

„Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeit lang sich in Weimar aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unsern Unterredungen irgend einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten, worüber wir uns besprächen, da ich in der intellectuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege sein, wo es sich ohnehin von selbst gibt. Nun ist dieser junge Mann, von meinem Standpunkte ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelstimmung dieser Differenz habe ich auch wohl die Formel, doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln.“**

* Aus Goethes Gedicht zum Jubiläum des Geheimeraths Voigt, das zuerst 1816 in der Jenaischen Literaturzeitung erschien.

** Briefwechsel mit Staatsrath Schulz (herausgegeben von Düntzer 1853), S. 149.

So mag es ihm denn auch zu schwer gefallen sein, die Mittelstimmung zur „Welt als Wille und Vorstellung" aus seinem Formelschatz herauszufinden.

Wie er übrigens von Schopenhauer dachte, zeigt auch eine in dem, beiden Familien nah befreundeten Fromannschen Hause zu Jena erhaltene Anekdote, nach welcher Goethe zu den am Theetische über Schopenhauer, der, „in mürrischer Absonderung am Fenster stand", kichernden Mädchen gesagt haben soll, „Kinderchen laßt mir Den dort in Ruhe, der wächst uns allen noch einmal über den Kopf".* In den „Tag- und Jahresheften" findet sich unter „1816" die, auch auf den Winter 1813—1814 zurückzubeziehende Notiz: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend miteinander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher miteinander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen."

Als Schopenhauer im Mai 1814 Weimar für immer verließ, schrieb ihm Goethe nach damaliger Sitte ein Stammbuchblatt, welches das einzige in dessen Stammbuch bleiben sollte. Es lautet:

„Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.

Weimar den 8. May 1814. Goethe."

Vortrefflich! wenn die Welt besser nicht wäre, fehlte auch der Antrieb es ihr zu offenbaren. Aber selbst noch kurz vor seinem Tode schrieb Schopenhauer in seinen letzten Studienband Senilia: „Die Welt ist, wie Figura zeigt: ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat." Also auch nachdem er gelernt hatte seinem Leben den allerhöchsten Werth zu verleihen, wollte er dem Pessimismus nicht untreu werden.

* Hm. Fromann, Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen (Jena 1872).

Nächst dem großen Dichter wurde ihm Fr. Majer, von welchem in demselben Jahre, in dem „Die Welt als Wille und Vorstellung" das Licht erblickte, die Schrift „Brahma oder die Religion der Inder" herausgegeben wurde, durch die Einführung in die Heiligthümer des Orients von providentieller Bedeutung. Persönlich angezogen aber fühlte er sich nur von Einer Person, außer Goethen, von der Schauspielerin Karoline Jagemann. „Dieses Weib", gestand er einst seiner Mutter, in deren Kreis der gefeierte Liebling Karl Augusts nicht fehlen durfte, „würde ich heimführen und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände." Uebrigens war sie zehn Jahre älter als er. Sein einziges Liebesgedicht, aus dem Winter 1809, war von ihr eingegeben. Sie hat ihn, als Frau von Heygendorf noch in Frankfurt besucht, bei welcher Gelegenheit er ihr die damals (1834) eben erfundene Parabel von der Gesellschaft Stachelschweine (Parerga II, § 413) mittheilte, woran sie große Freude gehabt habe. Sie war, wie er meinte, die letzte aus der großen Weimarschen Periode. Aber es lebten damals noch verschiedene Andere, z. B. Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen.

V.

1814—1818.

So vielseitig ihn das Leben in Weimar anregte, so sehr zerstreute es ihn auch und lenkte ihn unwillkürlich von seinem Wege ab. Es war deshalb nicht allein das Zerwürfniß mit der Mutter, das ihn bestimmte, gegen Ende Mai 1814 nach dem ihm von mehrmaligem Besuch in besonders freundlichem Andenken gebliebenen Elb-Florenz überzusiedeln; sondern das Bedürfniß, sich ganz und ausschließlich selbst anzugehören und dabei die Vortheile der Großstadt zu genießen. Er trug, wie wir gesehen haben, die Bausteine seines Systems bereits mit sich. In diesem und dem folgenden Jahre stellten sich alle seine Dogmen, selbst die untergeordneten, fest. Seine Philosophie erhob sich damals, wie er sagt, aus dem Gärungsprocesse seines Denkens „wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend". In die vier Jahre seines ersten Dresdener Aufenthalts drängen sich so Entwurf und Ausführung der „Welt als Wille und Vorstellung" und damit der wesentliche Inhalt seines Lebens zusammen. Als weitere erkenntniß-theoretische Einleitung dazu erschien zur Ostermesse 1816 die Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben", bei dem Verleger der „Kritik der reinen Vernunft", J. Fr. Hartknoch in Leipzig. Bereits im Herbst 1815 hatte er das Manuscript an Goethe geschickt, der es längere Zeit behielt, indem er es auf seiner Rheinreise mit sich führte.

An die Farbenlehre knüpfte sich der für beide großen Männer überaus charakteristische Briefwechsel aus den Jahren 1814 bis 1818. Er beginnt am 8. Januar 1814 mit der Einladung Goethes zu chromatischen Versuchen. Einige Zeit darnach fragt

Schopenhauer an, ob er ihm wohl „diesen Abend aufwarten" dürfe, um ihm das mitgetheilte vortreffliche Manuscript selbst zurückzustellen und ihm zu sagen, wie es ihm seit jenem lehrreichen Morgen mit der wieder vorgenommenen Farbenlehre gehe. Anfangs Juli 1815 sendet Schopenhauer sodann von Dresden aus die Handschrift seiner Abhandlung „Ueber das Sehn und die Farben" mit einem bisher nicht aufgefundenen Briefe, in dem er Goethen die Bitte und Erwartung aussprach, das dessen Farbenlehre gegen die Neutonsche rechtfertigende Schriftchen unter seiner Empfehlung hinausgehen zu lassen. Am 3. September bittet Schopenhauer um die erbetene Empfangsanzeige des Manuscripts. Am 7. desselben Monats meldet Goethe von der Gerbermühle bei Frankfurt aus, wo er bei Geheimerath von Willemer und dessen Gattin weilte, daß er die Sendung zu guter Stunde in Wiesbaden empfangen habe, indem er sein Schweigen mit Zwischenfällen der Reise entschuldigt. Am 16. desselben Monats theilt Schopenhauer Goethen einen Experimentalbeweis der Herstellung des Weißen aus jeglichem Farbenpaar, auf den er erst kürzlich gerathen sei, mit und erklärt das Wesen der Polarität an der Hand Platons, welcher für deren bedeutungsvollste Erscheinung den treffendsten Ausdruck gefunden habe.*

Am 23. October schreibt Goethe, er durchgehe den Aufsatz nochmals und müsse „loben und bewundern, wie ein selbstdenkendes Individuum sich so treu und redlich mit jenen Fragen befasse und das was gegenständlich daran sei, rein im Auge behalte, indem es sie aus seinem Innern, ja aus dem Innern der Menschheit zu beantworten suche. Das Eingehen auf die streitigen Punkte aber lehnt er ab und spricht als seinen „größten Wunsch" aus, daß Schopenhauer sich mit Dr. Seebeck, dem er auf seiner Reise begegnet, über diese Fragen ins Benehmen setze, und daß beide gemeinschaftlich wirkten, bis er „von seinen wunderlichen Geistes-

* Schopenhauer citirt griechisch die Stelle Conviv. p. 204, ed. Bip., wo Platon den Aristophanes über den Ursprung des Eros fabuliren läßt: Der ursprünglich androgyne d. i. mannweibliche, mit doppelten Organen versehen gewesene Mensch sei wegen seines Uebermuths von Zeus in zwei Hälften getheilt worden. Infolge dessen sehne sich nun jede Hälfte nach der anderen und so kämen sie zusammen. Denn der ursprüngliche Mensch sei vollkommen gewesen, nicht wie jetzt Halbmensch, als Hermaphrodit, schimpflicher Zwitter.

reisen, auf denen er jetzt hin und her gezogen werde (Es war die Zeit des West-östlichen Divans) wieder glücklich in die harmonisch farbigen Regionen zurückkehre". Zu diesem Zweck wolle er Dr. Seebeck die Abhandlung und die Briefe Schopenhauers schicken.

Hierauf folgt am 11. Nov. 1814 ein prächtiger ausführlicher Brief Schopenhauers voll treffender, ja, um einen Ausdruck Herbarts über seine Kantkritik zu gebrauchen, stechender Wahrheit. Zunächst schreibt er:

„Besonders erfreulich ist es mir, daß Sie in Ihrem Lobe meiner Arbeit mit der Ihnen eigenen Divination gerade wieder den rechten Punkt getroffen haben, indem Sie nämlich die Treue und Redlichkeit rühmen, mit der ich gearbeitet habe. Nicht nur was ich in diesem beschränkten Felde gethan habe, sondern Alles was ich in Zukunft zu leisten zuversichtlich hoffe, wird einzig und allein dieser Treue und Redlichkeit zu danken sein. Denn diese Eigenschaften, die ursprünglich nur das Praktische betreffen, sind bei mir in das Theoretische und Intellektuale übergegangen: ich kann nicht rasten, kann mich nicht zufrieden geben, solange irgend ein Theil eines von mir betrachteten Gegenstandes noch nicht reine deutliche Kontour zeigt."

Schließlich aber lehnt er Goethes Vorschlag entschieden ab, bei dem ihm sogleich die Tochter des Pfarrers von Taubenhayn eingefallen sei, welche Ansprüche auf die Hand des gnädigen Herrn mache, der ihr hingegen seinen wackern Jäger zudenke; ebenso J. J. Rousseau, den in seiner Jugend eine vornehme Dame, die er besuchte, zum Essen zu bleiben einlud, der aber nachher erst merkte, daß man ihn mit der Dienerschaft speisen zu lassen gedachte. Er beharrt darauf zu verhoffen, daß Goethe auf die Sache eingehen und seine Abhandlung in die Oeffentlichkeit einführen werde, indem er die Differenz zwischen der beiderseitigen Anschauung als eine nebensächliche betrachtet wissen will.

Am 16. November 1815 antwortet Goethe sehr gnädig, Schopenhauer über dessen Besorgniß beruhigend, daß er das Manuscript Seebeck oder sonst Jemandem könne mitgetheilt haben. Er habe Seebeck nur mit ihm in Rapport setzen wollen, um Seebeck auch für die physiologische Abtheilung und das allgemeine Theoretische zu interessiren. Zunächst habe er sich sodann über seine unüberwindliche Abneigung zu erklären, gegenwärtig auch nur den mindesten öffentlichen Antheil an dem Streite über die Farbenlehre zu nehmen.

„Sodann aber glaube ich Ihnen schuldig zu seyn, über Ihre Arbeit selbsten, welche ich wieder mit Aufmerksamkeit betrachtet, meine Ansichten zu eröffnen. Wer selbst geneigt ist, die Welt aus dem Subject zu erbauen, wird die Betrachtung nicht ablehnen, daß das Subject, in der Erscheinung, immer nur Individuum ist und daher eines gewissen Antheils von Wahrheit und Irrthum bedarf, um seine Eigenthümlichkeit zu erhalten. Nichts aber trennt die Menschen mehr, als daß die Portionen dieser beiden Ingredienzien nach verschiedenen Proportionen gemischt sind."

Damit schließt der Brief. In der Beilage führt er nur die Gründe auf, die ihn zu seiner „Vorstellung vom Violetten" bestärken, und erklärt er: „Was die Herstellung des Weißen aus der Herstellung (lies Wiederherstellung) der getheilten Augesthätigkeit betrifft, nächstens." Bei dieser Vertröstung ist es geblieben. Ein „langer Brief" Schopenhauers an ihn vom 3. December 1815 ist verloren gegangen. Am 23. Januar 1816 erbittet sich Schopenhauer das Manuscript zurück. Goethe sendet es am 28. desselben Monats und schreibt, er habe ihn in den Wintermonaten oft hergewünscht und sich in Jena zwei Tage damit beschäftigt nachzusehen was über die Farbenlehre in den letzten acht Jahren im In- und Auslande zu Sprache gekommen, um darauf die Unterhaltung mit ihm gründen zu können.

„Dieser löbliche Vorsatz aber brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor; denn ich sah nur allzu deutlich, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung vollkommen einig sein können, daß sie aber über Ansicht, Ableitung, Erklärung niemals überein kommen werden, selbst diejenigen nicht, welche in Principien einig sind; denn die Anwendung entzweit sie sogleich wieder. Und so sah ich denn auch nur allzu deutlich, daß es ein vergebenes Bemühen wäre uns wechselseitig verständigen zu wollen. Idee und Erfahrung werden in der Mitte nie zusammentreffen; zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und That."

Schopenhauer antwortet am 7. Februar 1816:

„Ew. Excellenz haben es gesagt in Ihrer Biographie: «so ist doch immer das Finale, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird». Auch ich muß jetzt schmerzlich aufseufzen: ich trete die Kelter allein! — Ich kann es nicht verhehlen, daß es mich sehr geschmerzt hat, so gar keine ernstliche Theilnahme, Rückwirkung, Erwiederung von Ihnen erhalten zu haben. Die Erfüllung meiner ersten Bitte hoffte ich viel zuversichtlicher, als ich mir merken lassen mochte: ich war der lebhaftesten Theilnahme gewiß. Diese sanguinischen Hoffnungen erblaßten allmählig: aber nach so langer Zeit, so vielem Schreiben, auch nicht einmal Ihre Meinung, Ihr Urtheil zu erfahren, nichts, gar nichts als ein zögerndes Lob und ein leises Versagen des Beifalls, ohne Angabe von Gegengründen: das war mehr als ich fürchten, weniger als ich hoffen konnte. Indessen bleibe es ferne von mir, gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesammten Menschheit, der lebenden und kommenden, so Vieles und Großes geleistet, daß Alle und Jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie, mit als Schuldner begriffen sind, daher kein Einzelner in

irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, mußte man Goethe oder Kant sein: kein Anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen.

Sonderbar nun scheint es mir selbst, daß die verfehlte Theilnahme bei Ihnen statt meine gute Meinung von meiner Arbeit zu schwächen und meinen Muth niederzuschlagen, beide fast erhöht zu haben scheint. Ich bin fest überzeugt, daß meine Theorie vollkommen wahr, neu und so weit der Gegenstand es zuläßt, wichtig ist. Ich bin eifriger als je, die Entdeckung meinem Namen zu vindiciren, und habe mich kurz entschlossen, die Schrift noch nächste Woche herauszugeben. Fast ist es, als ob ich von Ihrer Aufnahme appelliren müßte, nicht an die des absurden Haufens, sondern an das Urtheil der einzelnen Denkenden und urtheilsfähigen unter jenen Millionen, die hin und wieder und in weiten Zwischenräumen der Zeit und des Orts zerstreut erscheinen, und die es eigentlich sind, was man Nachwelt nennt: denn das Ganze der Nachwelt ist so verkehrt als die Mitwelt. Ich weiß, wie das Pack, welches Katheder und Literaturzeitungen innehat, gegen mich bellen wird; aber seit ich Ihnen meine Schrift schickte, habe ich in der Menschenverachtung neue und so starke Progresse gemacht, daß ich bereit bin im Thun und im Denken die Meinung des ganzen Menschenhaufens nöthigenfalls für nichts zu achten."

Der weitere Briefwechsel bis zum Briefe Goethes vom 9. Aug. 1818, mit dem er eine Empfehlungskarte an Lord Byron sendet, hat kein besonderes Interesse mehr.

Nach Schopenhauers Rückkunft aus Italien, fand dessen letzte persönliche Begegnung mit Goethe statt. In dessen „Annalen" findet sich 1819 die Bemerkung: „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung."

Ueber den Empfang, der ihm ward, berichtet Dr. Karl Bähr nach Schopenhauers Erzählung. Goethe saß im Garten im Gespräch mit einem Herrn und empfing ihn mit der kühlen Frage, wie er, den er noch in Italien vermuthet, so plötzlich aus dem Stegreif hier erscheine, zugleich bat er, etwa nach einer Stunde wieder zu kommen, da er augenblicklich beschäftigt sei. Schopenhauer empfand dieß tief als eine Zurücksetzung und konnte seine schmerzliche Bewegung nicht unterdrücken, als er eine Stunde später seinen Besuch wiederholte, worauf Goethe, den Geheimerath ablegend, ihn umarmte. Im Tagebuch vom 19. und 20. August 1819 bemerkt er:

> Kam Dr. Schopenhauer, brachte mit demselben den Abend zu. Ueber seine Studien, Reisen und nächste Vorsätze. Dr. Schopenhauer die entoptischen Erscheinungen vorgewiesen.

Mit Recht hat Schopenhauer in der 1854 erschienenen zweiten Auflage seiner Abhandlung geltend gemacht, daß seine treue Anhängerschaft in der Farbenlehre bessere Würdigung von seiten Goethes verdient hätte, als daß ihn dieser schließlich einfach für seinen Gegner erklärte, ihn, der von der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Goethes Lehre „im furchtlosen Widerspruch mit der gesammten gelehrten Welt, deren Fahne ganz allein hoch emporgehalten". Schopenhauer bemerkt hierüber nach seiner Art: „Goethe verlangte die unbedingteste Beistimmung, und nichts darüber noch darunter. Daher er, als ich durch meine Theorie einen wesentlichen Schritt über ihn hinausgethan hatte, seinem Unmuth in Epigrammen Luft machte, wie:

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden;

und

Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern."

Das Blut, das in beider Adern rollte, war doch zu verschieden um sich wohlverwandt zu vermischen.

Aber Schopenhauer fand in der Sache selbst seinen schönsten Lohn; denn seine, in jener Abhandlung zuerst aufgestellte und später in der zweiten Auflage der „Vierfachen Wurzel", § 21, mit überzeugender Klarheit ausgeführte Lehre von der Intellectualität aller Anschauung, ist noch bei seinen Lebzeiten und mehr noch nach seinem Tode durch die Ergebnisse der Physik und Physiologie bestätigt worden. Gegen diese für die idealistische Grundansicht Schopenhauers so wichtige Lehre, hat sich Herbart mit besonderer Schärfe gewendet; allein seine Einwendungen verfehlen ihr Ziel. Denn wenn er selbst sagt, daß unser Unmittelbares allein in dem „Einfachen der Empfindung" besteht und daß dieses für sich allein keine Objecte darstellt, so möchte ich wissen, wie mit diesem Einfachen der Empfindung, wenngleich nur „in allmählicher Ausbildung", die Vorstellung von Objecten überhaupt zu Stande kommen soll, ohne daß das Subject sie zu dem macht, was sie (in der Vorstellung) sind. Geben die Sinnesempfindungen des Getasts und Gesichts — und sie allein liefern Data für den, die objective Welt construirenden Verstand — an und für sich

noch keine Anschauung, da ja ihr „Einfaches" nach Herbart selbst erst durch Beziehung aufeinander (Complexion) zur Wahrnehmung wird, ist also die Wahrnehmung uns nicht unmittelbar „gegeben" (Kant), sondern durch unsere Thätigkeit, und wär' es die bloße Reaction oder „Selbsterhaltung", erzeugt, so frage sich Jeder, ob diese Thätigkeit auf einen Mechanismus beschränkt sein könne, wie Herbart mit seinen „Störungen" sich ihn denkt, wobei das erkennende Subject noch nicht einmal zum Instrument erhoben ist, dem zwar die Töne durch bloße Erschütterung entlockt werden, aber doch nur vermöge seines complicirten Baues. Herbart fragt, wie es denn in die von Schopenhauer angenommene Kantsche Lehre von den aprioriſchen Grundformen der Anschauung hineinpasse, „daß das Kind in den ersten Wochen seines Lebens zwar mit allen Sinnen empfindend und mit Zeit, Raum und Causalität vollständig ausgerüstet", dennoch nach Schopenhauer nicht anschaue, nicht apprehendire, sondern „dumm in die Welt hineinstarre". Wo die Bedingungen und Gründe eines Ereignisses vollständig gegeben seien, müsse das Ereigniß sogleich erfolgen, nicht wochenlang zögern. Allein die Bedingungen sind eben noch nicht vollständig gegeben! Diese Umdeutung der idealistischen Theorie in eine mechanische, mag im Geiste Herbarts unvermeidlich sein: im Sinne Schopenhauers handelt es sich nicht um fertige Schablonen, in welche die Dinge hineinfallen, sondern um intellectuelle Vermögen, welche unbeschadet ihrer Apriorität nur an der Erfahrung in Gebrauch gesetzt, nur durch die Erfahrung geübt werden können. Aus demselben Grunde fehlt dem Neugeborenen noch die Fähigkeit, diese Formen der Anschauung aufeinander zu beziehen. Sehr bald aber stellt sie sich ein, sobald nämlich, als sie erfordert ist, wie sich die Fähigkeit zum Gebrauch jedes Organs nicht eher einstellt, als nachdem das fortschreitende Leben seiner bedarf. Aehnlich verhält es sich mit Herbarts übrigen Einwürfen; ihre Widerlegung aber, so wichtig und interessant sie ist, würde mich zu weit von meiner Aufgabe entfernen. —

Obwohl die angeborene Aristokratie seines Charakters Schopenhauers Umgang auch in Dresden sehr beschränkte, so lebte er doch nicht eingezogen, sondern verkehrte mit den Ortsgenossen und wußte

seine, ihr Recht fordernde Jugend, soweit es der höhere Zweck, die souveräne Macht seiner Bestimmung zuließ, als Mann von Welt zu genießen. Den Antheil, den er an dem Dresdener Schriftstellerleben jener Tage nahm, war ganz eigenthümlich. Ungeachtet des oft beißenden Spottes und der stolzen Ueberhebung, zu der ihn seine Ueberlegenheit leicht fortriß, war er beliebt und geachtet. Die tiefinnerliche Redlichkeit seines ganzen, jeder gemeinen Absicht, jedem äußern Vortheil fremden Wesens, lehrte die verletzende Seite übersehen und verzeihen. Mit beschränkten und hartköpfigen Naturen freilich, wie sie leider oft die Mehrzahl bilden, war der Verkehr bald abgebrochen. Als Freund der Familie stand ihm der geistvolle Kunstkenner Joh. Gottlob von Quandt näher, der ihm, wie wir sehen werden, bis zu seinem Ende treu ergeben blieb; obwohl Schopenhauers Sarkasmen ihn sowenig verschonten, daß der liebenswürdige philosophische Dilettant, bei Besprechung des Systems seines Freundes nach vielen Jahren ihm scherzend ins Gedächtniß rief, wie dieser von jeher auf sein Urtheil nicht viel gehalten und ihn immer, wenn er einen leidlich gescheiten Einfall gehabt, gefragt habe, wo er es gelesen, „als wenn er seine Gedanken im Kehricht der Literatur aufläse".

Dieselbe Erfahrung machte ein anderer, ebenso gutmüthiger, bescheidener, treuer und würdiger Freund, der phantasiereiche Zeichner, Maler und Schriftsteller Ludwig Sigismund Ruhl, seit 1832 Director der kurhessischen Kunstsammlungen in Cassel. Dieser hat noch im hohen Alter Schopenhauers Andenken in einer biographischen Skizze gefeiert, die er einer Novelle („Eine Groteske". Cassel 1882) als „Note" einverleibte. Darin wird der Freund folgender Maßen apostrophirt:

„Jetzt aber will ich dich, mein guter Arthur, der Welt keineswegs so zeigen, wie du endlich bei der Erkenntniß ihres Elendes und ihrer unsäglichen Leiden bitter geworden bist. Gerad das Gegentheil habe ich im Sinn; meine Erinnerung führt mich vielmehr zu dem jungen, noch allerlei hoffenden Doctor Schopenhauer zurück, so wie ich ihm hinter der Kreuzkirche wieder begegnete, wo wir dann von da ab, trotz täglichen Streitens unzertrennliche Gefährten wurden.

„Wie viel ich deinem Umgange verdanke, habe ich erst Jahre lang nachher so recht einsehen lernen. Vielleicht auch daß du mir nichts hättest lehren können, wäre ich nicht für das Contagium deines Pessimismus schon vorher reif und prädestinirt gewesen.

„Ich sehe dich noch im Geist unter all den Figuren auf der Brühlschen Terrasse, hinter deren Erdendasein Zeit und Vergessenheit auch die letzte

Spur schon verwehte. Du stehst wieder vor mir mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatirenden Pupillen, aus welchen gegen Kuhn und Kind, gegen Theodor Hell und Langbein, Streckfuß e tutti quanti der damaligen Dichtergrößen, die in Dresden le haut du pavé hielten, zerschmetternde Blitze fuhren. Ich war ganz Ohr bei euren Disputen, die mich zugleich ergötzten und unterrichteten. Dein Wissen zwang mich oft, den langen Weg aus der Pirnaschen Vorstadt über die Elbbrücke bis zum schwarzen Thor hin und zurück zu machen. Wir saßen dann in deinem Zimmer, du mir vordocirend von dem und jenem, von den Erwartungen auf den Erfolg deiner Philosophie, von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, worüber deine Mutter dich verspottend fragte, ob es eine Anweisung für Apotheker wäre. Wenn ich dann dir als Idiot meine Ansicht sagte, fiel das Quecksilber im Barometer deiner Achtung oft sichtbar tief, und ebenso stieg es wieder zum Verwundern rasch, wenn ich dann und wann mit etwas herausblitzte, woraus du Veranlassung nahmst mir die eifervolle Frage vorzulegen: woher hast du das? dann aber nicht minder schnell und unbefangen die Antwort erhieltest: von wem wohl als von mir selbst? Jedenfalls war das sehr unberufen und naseweis von mir; denn dieses Selbst kannte ich so wenig, wennschon ich wie jeder es mit mir unter Schmerzen herumtrug. Ich gewann sehr bei dir wegen meines Grübelns ob der drei Fragen: Wer bin ich? Warum bin ich? Und wäre es nicht besser, ich wäre gar nicht? Ja als ich einstmals den Gedanken vom Stammbaum und der Säge mir auslegte, blieb es mir nicht verborgen, wie du dir an deinem Schreibtische sogleich eine Notiz machtest. Dieser Gedanke, nun Wahrheit geworden, hat uns von der Schuld befreit die Last des Lebens auch noch auf Andere zu übertragen."*

Ein sonderbares Spiel des Zufalls wollte, daß unser Philosoph in Dresden mit den drei beliebtesten deutschen Romanschreibern jener Tage persönlich bekannt wurde: es waren dies Karl Gottlieb Samuel Heun (H. Clauren), welcher damals als Commissar der preußischen Regierung bei der Ausgleichungscommission der sächsischen Angelegenheiten thätig war, Friedrich August Schulze (Fr. Laun) und Friedrich Gustav Schilling. Alle drei waren älter als Schopenhauer, gute Menschen und vortreffliche Gesellschafter, weshalb man zur Erklärung dieser Gesellschaft nicht nöthig hat, zu der sublimen Auffindung eines preisgekrönten Kritikers Schopenhauers seine Zuflucht zu nehmen, daß dieser im Grunde seines Wesens selbst ein Belletrist gewesen sei. Mit demselben Rechte nennt der auf Schopenhauers Schultern stehende Philosoph des „Unbewußten" Schopenhauer den „dilettantischsten aller namhaften Philosophen", er, der sein speculatives Talent durch dilettantenhaften fachwissenschaftlichen Aufputz seines Systems bei allen Sachkundigen um den Credit gebracht hat.

* Ludwig Schemann, Schopenhauer-Briefe, S. 469 fg.

Nach Laun führte Schopenhauer in jenem Schriftstellerkreise den Namen des Jupiter tonans. Laun half Schopenhauer aus einer galanten Affaire, deren dieser nachmals als eines seltenen Beispiels gedachte, daß bei der Einen Angelegenheit vier durchaus ehrliche Menschen concuriert hätten. Schillings Erzählungen fand er wegen ihres unerschöpflichen Humors so vortrefflich, daß er bedauerte, sie über ungleich schlechteren Productionen der späteren Zeit in Vergessenheit gerathen zu sehen.

Daß er die Schätze der Dresdener Sammlungen zu seinem umfassenden Zwecke vielfältig benutzte, daß ihn die reizende Umgebung oft ins Freie lockte, bedarf kaum der Erwähnung. Von Jugend auf überließ er sich gern dem einsamen Verkehr mit der Natur, und je älter er wurde, desto unentbehrlicher ward er ihm. An den Ufern der Elbe wandelnd, sammelte er seine besten Gedanken, die er oft mit einem einzigen Stichwort in der Brieftasche fixierte, um alsdann in jenem heftigen Schritt, der ihn, noch im Greisenalter, schon aus der Ferne erkennen ließ, nach der stillen Werkstätte zurückzueilen. Die größeren Ausflüge wurden seltener, jemehr ihn seine Arbeit in Anspruch nahm. Nur im Sommer 1816 unternahm er einen neuntägigen Ritt nach Teplitz und im Sommer 1817 einen fünftägigen Ausflug in die Sächsische Schweiz.

Nachdem er die Frucht seiner optischen Studien eingeheimst hatte, wandte er sich mit täglich wachsender Inspiration zur Entwickelung seines Systems, dessen Elemente „gewissermaßen ohne sein Zuthun, strahlenweise wie ein Kristall zu einem Centrum convergirend zusammenschossen". Zu dessen Verständniß ist die Versicherung Schopenhauers wichtig, daß außer Kant, dessen Philosophie er nur ausgedacht zu haben bekennt, in seiner intellectuellen Entwickelung besonders Helvetius und Cabanis Epoche gemacht. Die Werke beider gaben, neben Kants „Kritik" und Anquetil Düperrons «Oupnek'hat», seinen Grundgedanken die hauptsächlichste Nahrung. Von Helvetius und Cabanis rühmte er, daß sie ihm die Augen über die secundäre Natur des Intellects, deren speculative Begründung ihm, trotz aller Gebrechen, der Modephilosophie seiner Zeit gegenüber zum unvergänglichen Ruhme gereicht, und die er selbst als den Brennpunkt und das wesentliche Ver-

dienst seiner Lehre hervorhebt. Anders freilich, als unter den Händen der französischen Sensualisten, gestaltete sich diese Erkenntniß in dem Kopfe des deutschen Denkers, den die Nachwelt gewiß, trotz aller Vorgänger, von Clemens Alexandrinus bis Crusius, als deren Entdecker anerkennen wird.

„Die Zerlegung des Ich in Willen und Erkenntniß", sagte er später, „mag so unerwartet sein, als die des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff: sie ist der Wendepunkt meiner Philosophie, und nächst ihr ist dies die strenge Sonderung der anschauenden und denkenden Erkenntniß. Im Willen, als dem Wesen der Dinge, sah er den Gegensatz des Idealen und Realen, dieses Kreuz der Philosophen, trotz der „gänzlichen Diversität" beider, an der er festgehalten hat, insofern begründet, als der Wille durch seine eigenste ethische Natur gezwungen werde, sich im Intellect einen Spiegel zu schaffen. Dabei ist er zeitlebens stehen geblieben: denn eine Erklärung der Identität des Subjects des Wollens und Erkennens im Ich hielt er, wie erwähnt, für unmöglich, und er rechnete es seiner Philosophie als großen Vorzug an, daß sie „alle Transscendenz, alle Hypostasen, alle mythische oder historische Auffassung der Welt" von sich ausschließe. Denn seine mit Begeisterung erfaßte Idee der Philosophie als einer Kunst ließ ihn ihren Character und ihr Material, die Begriffe, keinen Augenblick übersehen. Er bezeichnet selbst den hohen Grad von Besonnenheit, der es ihm möglich mache, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten abstracten Reflexion zu übergießen und es dadurch aufzubewahren, als den specifischen „Kunstgriff" seines Geistes. Wenn er seine Gedanken in Worte bringen, d. h. gleichsam die freien einfangen und einkerkern, oder die lebendigen tödten und einbalsamiren solle, um sie Andern mittheilbar zu machen, so gehe er ungern an dies undankbare Geschäft; denn das Beste lasse sich nicht sagen. Aber das Beste, was gesagt werden könne, zu sagen, sei die Aufgabe der Philosophie. Sie zu lösen, sollten wir streben; aber nicht aus Verzweiflung, daß die Rede das Beste nicht fasse, sie in Phantasmen, oder gar sinnlosen Gallimathias verwandeln. Darum solle das Gesagte vor allem dem Verstand faßbar sein und zum Zweck der

Philosophie nur soweit streben, als die Verständlichkeit, ohne die es nichts sei, es zulasse. Darum waren ihm jene, durch Fichte in Aufnahme gebrachten aller Anschauung nicht nur, sondern oft der Verständlichkeit baren Wortgespinnste ein Greuel und, wie Kant selbst, wies er alle Gemeinschaft mit dieser Art des Philosophirens von sich ab.

Er trug das ungetrübte volle Bewußtsein seiner genialen Kraft von Anfang an in das merkwürdige Buch hinein. So etwas, sagte er als Greis, könne man nur in der Jugend und nur mit Eingebung schreiben; jetzt staune er sein Werk, besonders das vierte Buch, wie das eines ganz andern Menschen an. Es war im Frühling 1818, als er mit diesem beschäftigt, aus der in einem Blütenmeer prangenden Orangerie des Zwingers ganz berauscht heimkehrend, von seiner Hauswirthin, die eine Blüte an seinem Rocke sah, mit den Worten empfangen wurde: „Sie blühen, Herr Doctor!" „Ja", sagte er, „wenn die Bäume nicht blühen, wie sollten sie Früchte tragen." Mit Berufung auf Cabanis bemerkt er („Welt als Wille", II, 88): die zwanziger und die ersten dreißiger Jahre, seien für den Intellect was der Mai für die Bäume: „nur jetzt setzen sich die Blüten an, deren Entwickelung alle spätern Früchte sind: die anschauliche Welt hat ihren Eindruck gemacht und dadurch den Fonds aller folgenden Gedanken des Individuums gegründet." So lebhaft wie Lord Byron fühlte er in jener Blütezeit, dem „Thaue gleich" auf sich

des Herzens Frische fallen,
Die aus den holden Dingen, die wir sehen,
Gefühle auszieht, neu und wonnevoll:
Die Brust bewahrt sie, wie die Zell' den Honig.
Denkst du, der Honig sei der Dinge Werk?
Ach nein, nicht sie, nur deine eigne Kraft
Kann selbst der Blume Süßigkeit verdoppeln.*

Es war jene Zeit, von der er nachmals, ähnlich wie Goethe von seinen zwanziger Jahren, rühmen konnte, daß in ihr sein Geist, auf seinem Culminationspunkte stehend, in Augenblicken der höchsten Spannung des Gehirns Offenbarungen zu ihm geredet habe, sein Auge habe treffen mögen, auf welchen Gegenstand es wollte. Kein Wunder, daß er in solchem Zustande der Ekstase seiner

* Schopenhauers Uebersetzung, a. a. O.

Umgebung wie sich selbst oft wunderlich vorkam und auf die Frage eines Aufsehers im Gewächshause, der die Geberden des in die Physiognomie der Pflanzen Vertieften beobachtet hatte: wer er sei, mit Humor antworten konnte: „Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig."

Will man solche Selbstbespiegelung als Zeichen eines krankhaft gesteigerten Selbstgefühls betrachten, so muß man wenigstens anerkennen, daß daneben bei dem jungen Manne eine gleich abnorm tiefe ethische Erkenntniß herging. Schon als Student hatte er bei der Lektüre eines Moralisten folgende Reflexion niedergeschrieben:

„Der simple Philister will dem Leben eine Art von Unendlichkeit, eine Unbedingtheit beilegen und sucht es zu betrachten und durchzuführen, als lasse es nichts mehr zu wünschen übrig. Der gelehrte Philister thut dasselbe an Grundsätzen und Methoden: er legt einigen von diesen unbedingte Vollkommenheit und objective Gültigkeit bei, sodaß ihm, nachdem diese gefunden sind, nichts übrigbleibt, als alles, was vorkommt, nach ihnen zu messen und dann zu billigen oder zu verwerfen. Aber das Glück und die Wahrheit sollen und können hier nie erhascht werden. Bloß ihre Schattenbilder sind uns gesandt, damit wir uns rühren. Der gewöhnliche Mensch verfolgt die des Glücks unermüdet und unverdrossen; der denkende ebenso die der Wahrheit. Beide haben, wenn auch nur Schattenbilder, doch in diesen soviel sie zu fassen vermochten. Das Leben ist eine Sprache, in der uns eine Lehre gegeben wird. Könnte diese Lehre uns auf eine andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht. Nie werden daher Weisheitssprüche oder Klugheitsregeln die Erfahrung ersetzen und so ein Surrogat für das Leben selbst sein. Doch sind sie nicht zu verwerfen, denn sie gehören eben mit zum Leben; vielmehr sind sie hochzuachten und anzusehen als die Hefte, die Andere jener großen Lehre des Weltgeistes nachgeschrieben haben, die aber ihrer Natur nach unvollkommen sein mußten und nie jene wahrhafte viva vox ersetzen konnten. Um so weniger konnten sie es, da jene Lehre (das Leben) jedem anderes sagt, weil jeder anderes bedarf, und den am Pfingsttage predigenden Aposteln gleicht, die, die Menge unterrichtend, jedem in seiner Zunge zu reden scheinen."

Und so sagte es auch ihm, da er sich so hochstehend fühlte, gar ernste Dinge. Wer „das metaphysische Bedürfniß des Menschen" mit Novalis „als Heimweh, als Trieb überall zu Hause zu sein", in sich empfindet, wird dem Autor der „Welt als Wille und Vorstellung" das Zeugniß nicht versagen können, daß dieser der Befriedigung dieses Bedürfnisses mit einer Innigkeit obgelegen, welche sein Werk — ganz abgesehen von dem Mehr oder Weniger seines Wahrheitsgehalts — zu einer unvergleichlichen Gedankenanregung macht. Als solche, als die klarste und zeitgemäßeste, weil dem Zeitgeist widersprechendste Paränese, war mir

das Werk erschienen, als ich Schopenhauer vor Jahren näher trat, ohne weder die Grundlagen noch die Resultate seiner Philosophie anzuerkennen. Daß man, auf entgegengesetzten Seiten, dies unverständlich gefunden und nicht gelten lassen will, obwohl bereits Herbart, Jean Paul und Baader „Die Welt als Wille und Vorstellung", trotz hoher Würdigung von Grund aus verworfen, beweist eben nur die Unfähigkeit, inner- und außerhalb der Mauern, zur Vermittelung so weit klaffender Gegensätze, wie sie in Schopenhauers Ideengängen sich aufthun, die rechte Formel zu finden, ja nur das rechte Bedürfniß zu fühlen. Ich kann mich hierüber nicht besser deutlich machen, als indem ich, der ich gewissermaßen selbst für Schopenhauer in die Posaune gestoßen und seinen Erfolg natürlich gefunden habe, diesen auf seine eigentliche Bedeutung und seinen wahren Werth zurückzuführen suche. Ich habe meine Aufgabe auf die Darstellung seines Lebens beschränkt und will deshalb keine Darstellung und Kritik seiner Lehre geben; aber Bedeutung und Erfolg seiner Werke gehören eben zu dem Leben eines Gelehrten und Schriftstellers, und dürfen deshalb in seiner Biographie nicht unbesprochen bleiben.

Ich knüpfe dabei an das unzweifelhaft zum Besten, was Schopenhauer geschrieben, gehörige siebenzehnte Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" über „das metaphysische Bedürfniß des Menschen" an, wo er mit scharfer Waffe der „absoluten Substanz" zu Leibe geht, nachdem er darauf hingewiesen, daß der Mensch allein von allen Wesen, welchen das Dasein sich so sehr von selbst verstehe, daß sie es nicht bemerken, über sein eignes Dasein sich verwundern könne, und daß aus dieser Verwunderung, wie schon Aristoteles erkannte, die Philosophie ihren Ursprung nehme.

„Diesem könnte nicht so seyn, wenn die Welt im Spinozischen, in unsern Tagen unter modernen Formen und Darstellungen als Pantheismus so oft wieder vorgebrachten Sinn ein schlechthin nothwendiges Wesen wäre. Denn dies besagt, daß sie mit einer so großen Nothwendigkeit existire, daß neben derselben jede andere, unserm Verstande als solche faßliche Nothwendigkeit wie ein Zufall aussehen müsse: sie wäre nämlich alsdann Etwas, das nicht nur alles wirkliche, sondern auch alles irgend mögliche Daseyn dergestalt in sich begriffe, daß, wie Spinoza eben auch angiebt, die Möglichkeit und die Wirklichkeit desselben ganz und gar Eins wären, dessen Nichtseyn daher auch die Unmöglichkeit selbst wäre, also Etwas, dessen Nichtseyn oder Andersseyn völlig undenkbar sein müßte, welches mithin sowenig sich wegdenken

ließe, wie z. B. der Raum oder die Zeit. Indem ferner wir selbst Theile, Modi, Attribute und Accidenzien einer solchen absoluten Substanz wären, welche das Einzige wäre, was, in irgend einem Sinne, jemals und irgendwo daseyn könnte, so müßte unser und ihr Daseyn, nebst der Beschaffenheit desselben, weit entfernt, sich uns als auffallend, problematisch, ja als das unergründliche, uns stets beunruhigende Räthsel darzustellen, sich im Gegentheil noch viel mehr von selbst verstehen, als daß 2 mal 2 vier ist. Denn wir müßten gar nicht anders irgend zu denken fähig seyn als daß die Welt sey und so sey wie sie ist: mithin müßten wir ihres Daseyns als *solchen*, d. h. als eines Problems zum Nachdenken, sowenig uns bewußt werden, als wir die unglaublich schnelle Bewegung unsers Planeten empfinden."

So gut dies alles die *pantheistische* absolute Substanz, jetzt Monismus genannt, trifft, sowenig trifft es darüber hinaus. Aber Schopenhauer selbst weist uns, und dies ist die Hauptsache, auf den richtigen Weg, indem er jenen erhabenen platonischen Affect der Verwunderung, der „das Problem, welches die edlere Menschheit jeder Zeit und jedes Landes unabläßig beschäftigt und ihr keine Ruhe läßt, in seiner ganzen Größe erfaßt", auf seine zwiefache Wurzel zurückführt. Die Welt und unser Daseyn verstehen sich nämlich nicht nur nicht von selbst, sondern

„was mehr ist, wir fassen sehr bald die Welt auf als Etwas dessen Nichtseyn nicht nur denkbar, sondern sogar ihrem Daseyn vorzuziehen wäre: daher unsere Verwunderung über sie leicht übergeht in ein Brüten über jene *Fatalität*, welche dennoch ihr Daseyn hervorrufen konnte, und vermöge deren eine so unermeßliche Kraft, wie zur Hervorbringung und Erhaltung einer solchen Welt erfordert ist, so sehr gegen ihren eigenen Vortheil geleitet werden konnte. Das philosophische Erstaunen ist demnach im Grunde ein bestürztes und betrübtes: die Philosophie hebt, wie die Ouvertüre zum «Don Juan», mit einem Mollakkord an. Hieraus ergiebt sich, daß sie weder Spinozismus noch Optimismus seyn darf".

Diese Beschaffenheit des Erstaunens, welches zur Philosophie treibt, entspringt offenbar „aus dem Anblick des Uebels" und dessen Klimax, des Todes, sowie „des Bösen in der Welt", in welchem Schopenhauer an derselben Stelle tiefsinnig nur das von sich auf einen Andern geschobene Uebel erkennt. Dieses also ist das punctum pruriens der Metaphysik, das Problem, welches die Menschheit in eine Unruhe versetzt, die sich weder durch Skepticismus noch durch Kriticismus bewichtigen läßt. Schon hieraus ergibt sich — ganz abgesehen von dem auf Kant gestützten *theoretischen* Nachweise der Unmöglichkeit des Ersatzes der Metaphysik durch eine die subjectiven Bedingungen des Erkennens ignorirende „absolute Physik", wie sie dem Naturalismus vorschwebt — der solidarische Zusammenhang des Problems der Philosophie mit dem Selbst-

bewußtsein. Aus ihm allein können die letzten und wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Dinge geschöpft werden.

„Die letzten Grundgeheimnisse trägt der Mensch in seinem Innern, und dieses ist ihm am unmittelbarsten zugänglich; daher er nur hier den Schlüssel zum Räthsel der Welt zu finden und das Wesen aller Dinge an Einem Faden zu erfassen hoffen darf. Das eigenste Gebiet der Metaphysik liegt also in dem, was man Geistesphilosophie genannt hat." — „Dem Vorwurf des Atheismus liegt der dunkle Begriff einer absoluten Physik ohne Metaphysik zu Grund; denn von der Erkenntniß, daß die Ordnung der Natur nicht die einzige und absolute Ordnung der Dinge sei, hängt die Moralität ab. Daher kann man als das nothwendige Credo aller Gerechten und Guten dieses aufstellen: Ich glaube an eine Metaphysik."

In diesem Glauben ging er an sein Werk. Er that dies in einer Zeit, deren Genius eben die Segel aufzog, um ins offene Meer des Naturalismus hinauszutreiben; obwohl die literarische Sonderexistenz Deutschlands noch bis ins fünfte Decennium unsers Jahrhunderts, auf der Oberfläche betrachtet, den entgegengesetzten Eindruck bieten konnte. Deshalb war seine Zeit noch nicht gekommen, als „Die Welt als Wille und Vorstellung" erschien, aber sie kam später um so gewisser und durchgreifender. Das Bedürfniß einer Philosophie nämlich, welche an die Stelle des Glaubens treten konnte, machte sich erst geltend, nachdem nicht allein das heilige Feuer dieses Glaubens in der gebildeten Gesellschaft erloschen war, sondern auch der an dessen Stelle getretene, von Schopenhauer als „Barbiergesellen- und Apothekerlehrlingsphilosophie" stigmatisirte moderne Materialismus sein Pulver wirkungslos verpufft hatte.

Siehe, da war ein fast vergessener Autor, welcher, statt des „Evangeliums der Natur", den Kern der Natur predigte, welcher Fausts Gebet:

Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen — —
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich —

zu deuten wußte, indem er in der Selbsterkenntniß des Willens „die sichre Höhle" vor den Schrecken und Qualen des Lebens fand, indem er Kants petitio principii, daß die Erfahrung nicht die Quelle der Metaphysik sein könne, verwerfend, nachwies, daß vielmehr deren eigenthümliches Problem gerade darin bestehe, die äußere Erfahrung an der rechten Stelle mit der innern Erfahrung

in Verbindung zu setzen und diese zum Schlüssel jener zu machen; indem er das von Kant für schlechthin unerkennbar gehaltene Urbild oder Ansich jener schattenhaften „Reihen der lebendigen" und unlebendigen Dinge an einer Stelle fixirte, wo Kant die Fährte bereits aufgedeckt hatte, nämlich am menschlichen Willen und an dessen, neben seiner empirischen Nothwendigkeit bestehenden intelligibeln Freiheit*, und indem er endlich von dieser Freiheit des menschlichen Willens Gebrauch machte, die endlose Kette der Ursachen und Wirkungen, an welcher, als dem Grunde alles Uebels, der Wille im Reiche der Erscheinungen angeschmiedet liege, abzubrechen und damit zu jenem Frieden, den die Welt nicht hat, für immer einzugehen.

Gesetzt, es wäre so, dann leuchtet ein, daß eine solche Philosophie von Vielen als rettende That begrüßt werden konnte, nachdem das letzte Ideal, welches den Menschen in seiner, durch den Tod ad absurdum geführten „Würde" erhalten zu können schien, mit der Vergötterung des „Stoffs" bankerott geworden. Gesetzt aber auch, es wäre anders, Schopenhauers Lehre wäre mit fundamentalen und unheilbaren Fehlern behaftet, wie dies meine Ansicht ist, so werden wir gleichwohl urtheilen dürfen, daß, wie nach der aristotelischen Regel die Glieder jedes Gegensatzes einander fordern, die Wirkung einer den Gegenpol des modernen Bewußtseins darstellenden wissenschaftlichen Weltanschauung nicht ausbleiben konnte. Die echten und gewissen Kinder „unserer herrlichen Zeit" haben sich denn auch von dem abenteuerlichen Gedanken bei hellem europäischen Tageslicht die asiatische Nacht über uns hereinzuführen, von Anfang an mit Spott und Entrüstung weggewendet. Aber die unzähligen Anderen, die sich bei dem neuen Glauben an die „Herrlichkeit des Alls" und eines sich selbst genügenden Lebens noch nicht zur Ruhe gesetzt; die nach einem bessern Trunke lechzten als jenem Theewasser, das an D. F. Straußens Musikabenden gereicht wird: griffen mit Begierde nach einem Halt in der allgemeinen rastlosen Jagd nach Gewinn und Genuß, in der trostlosen Flucht dieses irdischen Daseins. Und ein solcher schien in der von jeder confessionellen Färbung freien Speculation

* Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, § 53.

Schopenhauers dargeboten. Hier konnten sie in schärfster Beleuchtung die abschreckende Nachtseite dieses „Alls" sehen und die Nothwendigkeit irgendeiner Abkehr davon, wäre es auch nur zur Vorbereitung höherer Einsicht, ahnden.

Die große Predigt des vierten Buchs der „Welt als Wille und Vorstellung": wir sind nicht da zum Genießen, unser Leben und die Welt mit diesem hat nur einen moralischen Zweck, alles Uebel in der Welt ist unsere Schuld, die wir durch Leiden und Tod büßen — so uralt sie war, so neu klang sie in der neuen Fassung an moderne Ohren.

Eine solche Stauung des breiten Culturstromes, wer hätte sie für möglich gehalten? nur ein abnorm organisirter, aus Orient und Occident gemischter Geist konnte sie unternehmen. Er selbst, als Voltairianer auferzogen, als Kantianer geschult, begriff sein eigenes Werk, soweit eben nicht Erziehung und Schule, sondern Genie es erzeugt, nur in Momenten der Inspiration. Deshalb konnte er später versichern, er staune es selbst an, wie das eines ganz anderen Menschen; deshalb stand ihm später dieses vierte Buch zuweilen fast fremd gegenüber. Derselbe tiefe Eindruck fand sich, nachdem seine Zeit gekommen war, bei vielen Anderen. Darum liegt der Grund des Erfolgs wie der Bedeutung seines Werks in dessen ethischer Tiefe. In einer Zeit, welcher unsere allgemeine geistige Verflachung und sittliche Abstumpfung, die vollständige Desorientirung in Zweck und Ziel des menschlichen Lebens bewußt zu werden begann, mußte seine Lehre als ein neuer Leitstern aufgehen.

Damals, als er dies Werk seinen Zeitgenossen zum ersten mal darbot, mochte das sichere Vorgefühl dieser seiner Stellung zum Zeitgeiste nicht wenig zu seiner Erwartung eines unmittelbaren großen Erfolgs beitragen. Aber er vergaß, daß gerade in jenen Tagen der nationalen Erhebung nach längerm Drucke „die Bejahung des Willens" in nie zuvor gekannter Kraftentfaltung den Edeln ein Bedürfniß und den Gemeinen eine Wohlthat war; er vergaß, daß diejenigen, die überhaupt zum Verständnisse seines Werks die nöthige Bildung besaßen, bei der noch immer andauernden Abundanz speculativer Theorien und Phantasiesprünge aller Art sich längst gewöhnt hatten, dem Heterogensten und Un-

gleichwerthigsten, wenn es Bücher waren und nichts weiter, ein und dasselbe sogenannte rein literarische Interesse entgegenzubringen. Erst die nächstfolgenden Jahrzehende waren bestimmt, mit diesem allmählich bei uns aufzuräumen, während anderwärts auf beiden Hemisphären der praktische Charakter der neuen Zeit rascher zur Entwickelung gelangte. Der Philosoph aber, der keine historische Ader hatte, der seine Zeit gänzlich ignorirte, hatte sich nur schwer darein finden können, von ihr ignorirt zu werden. —

Anfangs März 1818 schrieb der mit Schopenhauer in Dresden bekannt gewordene Freiherr von Biedenfeld an den mit ihm in Verbindung stehenden Verlagsbuchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig, dieser möge den Artikel über Farbe und Farbenlehre im „Conversations-Lexikon" von jemand unter Schopenhauers Aufsicht umarbeiten lassen: es sei darin zwar Newtons Lehre recht anschaulich dargestellt, nicht aber die Goethes und Schopenhauers, und dennoch sei es gerade Schopenhauers Lehre, welche über Newton den Sieg davonzutragen und Goethes Werk zu krönen beginne.

„Schopenhauer", fuhr er fort, „dieser höchst interessante Kopf, welcher vielleicht an Denkkraft, ernstem Willen und Tiefe des Studiums von keinem Lebenden überboten wird, hat nun auch ein größeres umfassendes philosophisches Werk in der Arbeit, welches im Juli fertig zur Abgabe wird. Noch hat er keinen Verleger gesucht, macht auf großes Honorar keinen Anspruch, da er Vermögen hat, und wünscht einen großen Buchhändler zum Verleger. Wäre dies nicht ein Ihrer würdiges Unternehmen? Einige Zeilen an Schopenhauer würden Sie ohne Zweifel ganz darüber au fait setzen und zweifelsohne ein Werk hervorbringen, welches Epoche machen, zerstören und mächtig aufbauen wird. Hiermit habe ich gethan, was Freundes Pflicht erheischt — Sie müssen nun thun, was Erfahrung und Klugheit Ihnen rathen."*

Brockhaus, mit Johanna Schopenhauer schon länger in freundschaftlichen und literarischen Beziehungen, erklärte sich gern bereit, mit Dr. Schopenhauer, den er bereits durch das Zeugniß mehrerer Freunde als einen ausgezeichneten Kopf kenne, in Verbindung zu treten, und erhielt hierauf folgenden Brief Schopenhauers vom 28. März 1818:

* Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen, geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. II (Leipzig 1876), 349.

„Da mir Hr. von Biedenfeld gesagt hat, daß Sie, auf eine vorläufige Anfrage, nicht abgeneigt wären, ein Manuscript von mir zu drucken; so nehme ich mir die Freiheit Ihnen näher anzugeben, wovon die Rede ist.

„Ich will nämlich zur nächsten Michaelis-Messe ein philosophisches Werk erscheinen lassen, an welchem ich hier seit 4 Jahren unablässig gearbeitet habe. — Es wäre nun einerseits sehr am unrechten Ort, dem Verleger gegenüber als Schriftsteller den Bescheidenen spielen zu wollen: andererseits ist es überall unrecht den Charlatan zu machen. Daher will ich Ihnen zugleich offen und gewissenhaft über mein Werk dasjenige sagen, woran Ihnen meines Erachtens gelegen seyn kann. Zugleich aber nehme ich Ihnen, als einem Mann von Ehre, hiermit das Versprechen ab, das Gesagte streng zu verschweigen, sogar den Titel des Buchs, welchen Niemand früher als aus dem Meßkatalog erfahren soll.

„Mein Werk also ist ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinn des Worts: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie Andern verständlich mitzutheilen ausgeführt habe, wird, meiner festen Ueberzeugung nach, eines von denen seyn, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden. Jene Gedankenreihe war, dem Wesentlichen nach, schon vor 4 Jahren in meinem Kopfe vorhanden: aber um sie zu entwickeln und sie durch unzählige Aufsätze und Studien mir selber vollkommen deutlich zu machen, bedurfte es ganzer 4 Jahre, in welchen ich mich ausschließlich damit und mit den dazu gehörigen Studien fremder Werke beschäftigt habe. Vor einem Jahre fing ich an, das Ganze in zusammenhangendem Vortrag für Andere faßlich zu machen, und bin damit eben jetzt fertig geworden. Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule und vom breiten platten Geschwätze der Periode vor Kant: er ist im höchsten Grade deutlich faßlich, dabei energisch und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit: nur wer ächte eigene Gedanken hat, hat ächten Stil. Der Werth, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als die ganze Frucht meines Daseyns. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagirt, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehn: alles Spätere sind nur Entwickelungen und Variationen desselben. Ist nun diese Reaktion, dieser Gedanke, ein vom gewöhnlichen, wie er sich täglich in Millionen Individuen wiederholt, verschiedener und wirklich eigenthümlicher, so kann auch das Werk, in welchem er sich ausspricht und mittheilt, sogleich vollendet werden, sobald nur ein günstiges Geschick die Muße, die innere und äußere Ruhe dazu giebt. — Dies ist nun, wie ich glaube, mein Fall gewesen. Wollte ich demnach, gemäß dem Werthe, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen. Sogar aber wenn ich auch nur nach dem Werth, den, meines Erachtens, das Manuscript für den Verleger haben wird, die Forderungen machen wollte, würden sie schon stark sein. Allein auch dieses werde ich nicht, weil ich nicht verlangen kann, daß Sie alles Gesagte mir ganz auf mein Wort glauben, sondern Sie natürlich argwöhnen müssen, ich sei durch Eigenliebe bestochen. Dies annehmend bequeme ich mich von der Rücksicht auszugehen, daß mein Name noch sehr wenig bekannt und daß ein philosophisches Werk, solange es keinen Ruhm erlangt hat, vor's Erste kein großes Publikum findet, wiewohl nachher ein desto größeres. Hierauf also gründen sich folgende höchst billige Forderungen" — —

Er nennt hierauf den Titel des Werks und verlangt für eine bis zur Michaelismesse fertig zu stellende Auflage von „allerhöchstens 800 Exemplaren" das „kaum nennenswerthe Honorar von einem Dukaten für den gedruckten Bogen", welches gleich bei Ablieferung des Manuscripts, von dem er zwei Drittel auf Mitte Juli, den Rest auf Anfang September verspricht, bezahlt werden müsse: „denn ich reise, sobald ich es übergeben, nach Italien ab, welche Reise ich bloß dieser Arbeit wegen um zwei Jahre verschoben habe". Er erbittet sich „eine ganz entschiedene Antwort ohne Aufschub", lehnt jede Mitarbeit am „Conversations-Lexikon" und „Kunstblatt" ab, da er „nie an Zeitschriften arbeiten würde", und bemerkt zum Schlusse: daß er sich nicht etwa dazu verstehen werde, das Manuscript theilweise früher abzuliefern als zur angegebenen Zeit. Die Vollendung, die er dem Werke geben wolle, erlaube das durchaus nicht. In Wahrheit war es ihm vor allem darum zu thun, daß die ungedruckte Handschrift nicht länger als unbedingt nothwendig in fremder Hand bleibe.

Brockhaus antwortete sofort am 31. März:

„Ew. Wohlgeboren Antrag ist mir ebenso schmeichelhaft als ich die Stipulationen, womit Sie ihn begleiten angemessen und billig finde und nehme ich ihn daher ohne weiteres an. Sobald ich die bestimmten zwei Drittel des Manuscripts in Händen habe, soll das festgesetzte Honorar gleich erfolgen. Wünschen Sie, daß noch ein besonderer formeller Contrakt darüber abgeschlossen werde, so will ich ihn entwerfen und an Ew. Wohlgeboren einsenden. Fänden Sie Zeit und Lust die Artikel meines Lexikons über Farbe und Farbenlehre, die ich hier beilege, zu ergänzen und zu erweitern, so würde ich Ew. Wohlgeboren dafür sehr verbunden seyn.

„Ew. Wohlgeboren können übrigens auf meine Discretion vertrauen und empfehle ich mich denenselben auf das Ergebenste. Brockhaus."

Der Contract wurde am 8. April geschlossen. Da jedoch der, wegen der mildern Censur, in Altenburg bewerkstelligte Druck des Werks anfangs langsam von statten ging, so ließ Schopenhauer im August 1814 wiederholte Mahnbriefe an seinen Verleger ergehen, in denen er nach seiner ebenso unpraktischen wie ungestümen und schroffen, gleich Schlimmes fürchtenden und Schlechtes argwöhnenden Art, je länger die Verzögerung dauerte, desto verletzender auftrat.

So heißt es in einem Briefe vom 31. August:

„Sie haben nicht nur den Kontrakt nicht gehalten, sondern auch seitdem mich mit fortdauernden Versprechen und Versicherungen zum Besten gehabt, was mich doppelt aufbringt. Sie haben mich ermahnt doch ja zum

Anfang September den Rest fertig zu haben, weil sonst das Werk nicht zur Messe fertig sein könnte: ich habe gearbeitet wie ein verhungerter Abschreiber, und sehe nun daß es nichts hilft. Sie wissen, wie wichtig mir die Erscheinung meines Werkes ist und können daraus schließen, wie ich gegen Sie gesinnt bin. Mit welcher Zuversicht daß mein Werk erscheint, soll ich jetzt nach Italien gehen? Alles ist zu meiner Abreise bereit und nichts hält mich, als Sie: weil mir mein Werk meiner Person weit vorgeht. Es ist nichts schrecklicher für mich, als mit Leuten zu thun zu haben, deren Worte keinen Glauben verdienen. Ich weiß nicht woran ich bin und werde es nicht wissen, nach Allem, was Sie mir jetzt auch schreiben mögen: denn wie soll ich Ihren Worten trauen?

„Ich will jetzt das Honorar haben: hauptsächlich zum Beweise daß es Ihnen Ernst ist zu drucken: sodann weil ich zur Reise alle Gelder einziehen muß, die mir zukommen.

„Obgleich dies Honorar nicht der zehnte Theil ist, von dem was der Sache angemessen wäre: so muß ich, nach Ihrem bisherigen Verfahren, fürchten, daß Sie auch dessen Auszahlung verzögern werden; was mich in diesem Argwohn bestätigt, ist Ihr Schweigen über diesen Punkt, so oft ich ihn berührte, und zudem höre ich von mehreren Seiten, daß Sie mit Bezahlen des Honorars meistens warten ließen, auch wohl überhaupt Anstand nähmen. Von Ihnen hätte ich dies am wenigsten erwartet, nach den Grundsätzen, die Sie in Ihrer Broschüre gegen Maklot äußern: bedenken Sie nur, daß so ein Nachdrucker auch nichts weiter will, als das Honorar umgehen, und daß Ihre gute Sache es allein durch den Umstand ist, daß Sie wirklich Honorar bezahlen.

„Was ich von Ihnen, nach meiner eignen Festsetzung, zu fordern habe, ist so bitterwenig, daß ich nicht ein Wort daran wenden würde; wäre es nicht, daß ich von Ihnen das Honorar so fordre, wie man vom Veturino sich einen Thaler geben läßt, um sicher zu seyn, daß er wirklich fährt, und zweitens weil ich die Reise vor mir habe. Sie können es, nach dem was ich Ihnen vorgestellt, mir selbst nicht verdenken, wenn ich in diesem Punkt mich nicht wieder dem Hinhalten und Aufhalten durch Sie aussetzen, sondern sicher gehen will. Daher ersuche ich Sie mir das Honorar für wenigstens 40 Bogen zu schicken: denn da ich jetzt sehe, daß die zweite Absendung von MS grade soviel als die erste betragen wird (vielleicht 4 geschriebene Bogen weniger) so ist gewiß, daß selbst bei dem engen Druck, mehr als 40 Bogen herauskommen: aller Billigkeit nach sollten Sie, zumal bei dem engen Druck, mir auch die Bogen bezahlen, die über 40 sind: doch will ich, wie gesagt, es Ihnen selbst anheimstellen. — Wollen Sie mir das Honorar nicht vorher übermachen, so will ich das MS Jemandem in Leipzig senden, der es Ihnen gegen das Honorar einhändigt; auch muß ich ihm dann den Kontrakt schicken, damit falls Sie den Druck noch ferner verzögern, er Sie gerichtlich dazu anhalten kann. Denn es ist ja, beim Himmel, kein anderer Weg möglich. Um indessen das letzte Extrem und ein entschieden feindliches Verfahren, womöglich, zu vermeiden, will ich Ihnen noch einen Vorschlag thun, der so ist, wie ihn Ihr bisheriges Verfahren noch keineswegs verdient. Ich will in acht Tagen den Rest des MS an Sie absenden, wenn Sie in Ihrem nächsten Brief mir unumwunden Ihr festes Ehrenwort geben, am Tage nach Empfang des MS das Honorar für wenigstens 40 Bogen zu übersenden und zugleich mit aller Ihnen möglichen Aufrichtigkeit zu melden, wann der Druck beendigt seyn wird. — Wenn Sie auch diesem sich durch Umschweife entziehn, so muß ich, wie gesagt, Jemanden in Leipzig die Sache zu betreiben übergeben. Messen Sie übrigens es sich selbst bei, daß meine Geduld, wie Sie sehn, zu Ende ist. Arthur Schopenhauer."

Nunmehr war umgekehrt Brockhaus' Geduld zu Ende. Bis dahin hatte dieser, die ihm wohlbekannte Ungeduld junger Autoren berücksichtigend, sich auf die Versicherung beschränkt, daß er, soviel an ihm selbst liege, alles gethan habe, den Vertrag zu erfüllen. Jetzt sendet er Schopenhauer alsbald Abschriften der zwischen ihm und dem Factor der Altenburger Druckerei gewechselten Briefe, weist die ihm gemachten Vorwürfe zurück und schließt mit den Worten:

„Was das Honorar betrifft, so können Sie solches (und zwar 40 Ducaten) dem Contract gemäß bey der Ablieferung des Rests vom Ms. in Empfang nehmen, nehmen lassen, oder von mir eingesandt erhalten. Dem wahren Manne von Ehre genügt das Wort, das einfache. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es vorzüglich nur Windbeutel sind, die etwas «bei ihrer Ehre» oder «auf Ehre» betheuern.

„Wenn Sie anführen, daß Sie allgemein dort hörten, ich lasse auf das Honorar (doch gegen Contract) warten, so werden Sie mir erlauben, daß solange Sie mir nicht wenigstens einen einzigen Autor namentlich aufführen, den ich darüber zur Rede stellen kann, ich Sie für keinen Ehrenmann halte. Das «allgemein» will ich Ihnen ersparen. Dies zur Antwort auf Ihren Brief. Brockhaus."

Schopenhauer sandte hierauf den Rest seines Manuscripts an Dr. Wiesand in Leipzig, den er zur Empfangnahme des Honorars bevollmächtigte, und dieses wurde am 18. September ausbezahlt. Darauf erst schrieb Schopenhauer am 22. September wieder an Brockhaus. In diesem nachträglich wiederaufgefundenen und von Schemann a. a. O. S. 110 fg. veröffentlichten Briefe läßt er sich über die vermeintliche Unthunlichkeit aus, das Werk, wie Brockhaus wollte, in zwei Bänden erscheinen zu lassen, übergeht dagegen die Drohung des gekränkten Verlegers mit Stillschweigen. Dieser entgegnete deßhalb am 24. September:

„Mein Herr! Ich hatte in Ihrem Briefe vom 22. vor allem andern einen Beweis für Ihre injuriösen Behauptungen in Ihrem früheren Briefe oder einen Widerruf derselben erwartet, und da sich weder das Eine noch das Andere darin befindet, und ich Sie nach meiner Erklärung also fortan für « keinen Ehrenmann » halte, so kann deshalb auch künftig kein Briefwechsel weiter zwischen uns stattfinden, und werde ich daher Ihre etwaigen Briefe, die ohnehin in ihrer göttlichen Grobheit und Rusticität eher auf einen Vetturino als einen Philosophen schließen lassen möchten gar nicht annehmen, wenn ich Ihre Handschrift auf der Adresse erkenne, und auf alle Fälle den Inhalt gar nicht beachten. Was ich zu thun habe, weiß ich selbst und bedarf ich dazu keiner Erinnerung, die in den sackgroben Formen, worin Sie solche kleiden, ohnehin immer entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung, an Ihrem Werke blos Makulatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde."

Größtentheils ist diese Befürchtung mit der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" in der That in Erfüllung gegangen. Brockhaus suchte zunächst seine übrigen Verpflichtungen gegen Schopenhauer ebenso gewissenhaft zu erfüllen, wie er es in Betreff der Auszahlung des Honorars gethan hatte; er drängte die Altenburger Druckerei und äußerte dabei einmal, noch vor dem vollständigen Bruche mit Schopenhauer: «Ich muß mich mit diesem Menschen sehr zusammennehmen, weil er ein wahrer Kettenhund ist.» So konnte das Werk, wenn auch nicht im Oktober, doch noch vor Ende des Jahres 1818 erscheinen. Schopenhauer erhielt durch J. G. von Quandt die letzten Aushängebogen, sowie die Freiexemplare, als er sich bereits in Rom befand. Zu Ende September war er über Wien nach Italien abgereist.

VI.

1818—1819.

Die Hast, mit der er nach längst gefaßtem Entschlusse kurz vor dem Erscheinen des Werks Deutschland den Rücken kehrte, trägt etwas von dem eiligen Rückzug dessen an sich, der soeben den Zunder an ein großes Feuerwerk gelegt hat. Das stolze Gefühl, der Welt seine Schuld abgetragen zu haben, begleitete ihn über die Alpen. Gleich seinem großen Vorbilde Goethe brachte er die gediegenste Vorbereitung zum Genusse des klassischen Bodens mit. Damals schämte man sich in Deutschland noch, diesen unwissend zu betreten; eine Schüchternheit, welche die Kraft des Dampfes längst überwunden hat. Die Dresdener Sammlungen hatten sein Verlangen nach den Quellen aufs Höchste gesteigert. Des Italieni schen war er durch Privatunterricht und Lektüre bereits so weit mächtig, daß er sich verständlich machen konnte. Später lernte er selbst die Dialekte sprechen. Die Herrschaft über ihre besondere Mundart ist bekanntlich der Schlüssel zu dem Herzen der Italiener: ihm sollte sie dort auch die besten Fremdenkreise eröffnen, wo er mit seinen Sprachkenntnissen in mancher Lage ganz unentbehrlich wurde. Der erste längere Aufenthalt galt Venedig, das ihn freilich nicht in der Gestalt des deutschen Stubengelehrten sah.

Am 1. Nov. 1818 schreibt er dort in sein „Reisebuch“:

„Wer plötzlich in ein ganz fremdes Land oder Stadt versetzt wird, wo eine der seinigen sehr verschiedene Lebensweise, wohl gar auch Sprache herrscht, dem ist zuerst wie dem, der in kaltes Wasser gestiegen: ihn berührt plötzlich eine von der seinigen weit verschiedene Temperatur, er fühlt eine gewaltsame, überlegene Einwirkung von Außen, die ihn beängstigt. Er ist in einem ihm fremden Element, in dem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegen kann: obendrein fürchtet er, weil ihm Alles auffällt, eben so Allen aufzufallen.

Aber sobald er sich etwas beruhigt, sich in die Umgebung gefunden und von deren Temperatur ein wenig angenommen hat, wird ihm, wie dem im kalten Wasser, außerordentlich wohl: er hat sich dem Element assimilirt, er hört sodann auf, sich mit seiner Person beschäftigen zu müssen und wendet seine Aufmerksamkeit rein auf die Umgebung, der er, eben durch die objective, antheilslose Betrachtung jetzt sich überlegen fühlt, statt vorhin von ihr gedrückt zu werden."

Mit diesem Wohlgefühl trat er ins Land der Schönheit. Zum Pedanten war er weder geschaffen, noch erzogen. „Schopenhauer n'est pas un philosophe comme les autres; c'est un philosophe qui a vu le monde", sagte nachmals die „Revue contemporaine" von dem Schriftsteller: auch der Mensch war insoweit ein Mann von Welt, als er seine Jugend genossen hat, wie zur selben Zeit in derselben Stadt der, im äußern Leben freilich weit günstiger gestellte andere berühmte Pessimist, der Dichter des „Kain". Ein fast unbändiger „Wille zum Leben" mußte beide durch dessen Höhen und Tiefen treiben, wie hätten sie sonst es darstellen können, wie sie es dargestellt haben.

Beide erlebten damals ihre „venetianischen Geschichten". Byron, der um dieselbe Zeit jenes Werk schuf, von welchem Goethe sagte, es sei „grenzenlos genial, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend", schreibt am Ende der Carnevalszeit an Th. Moore: „I will work the mine of my youth to the last veins of the ore, and then — good night. I have lived and am content." So hätte auch Schopenhauer, jener Zeit gedenkend, die Worte seines Göttinger Studiengenossen Ernst Schulze gebrauchen können: „Wahrlich ich habe gelebt — fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Sein." Noch im späten Alter überkam ihn eine ihm sonst ganz fremde weiche Stimmung, wenn er von Venedig sprach, wo die Zauberarme der Liebe ihn eine Zeit lang umstrickt hielten, bis die innere Stimme ihm gebot, sich loßzureißen und seinen Weg allein weiterzuwandeln.

Lord Byron ließ sich im Winter 1818 — die nächtlichen Gondelfahrten und Redouten, wo er maskirt blieb, ausgenommen — an öffentlichen Orten nicht sehen und wich neuen Bekanntschaften von Distinction bis zur Unhöflichkeit aus: gab er doch der Gräfin Benzoni, als diese im April 1819 ihm seine nachmals so heiß geliebte Teresa, Gräfin Guiccioli-Gamba vorstellen wollte, anfangs

eine abschlägige Antwort und fügte sich zuletzt nur aus Verbindlichkeit gegen die ältere Freundin. Er pflegte aber, wenn das Wetter es irgend erlaubte, nach dem Lido zu fahren, wo er in dem Fort seine Pferde stehen hatte, um seinen täglichen Ritt längs dem Strande bis Malamocco zu machen. Bei einer solchen Gelegenheit traf Schopenhauer im November mit ihm zusammen, eine Begegnung, welche dieser um so besser in der Erinnerung behielt, als seine venetianische Freundin — sie hieß auch Teresa — durch ihr lebhaft ausgesprochenes Wohlgefallen an Byrons glänzender Erscheinung seine Eifersucht erweckte. Aus diesem Grunde unterließ er auch, Goethes Empfehlung zu benutzen, was er dann bitter bereute.

Auch den, zehn Jahre jüngern edeln Dichter Leopardi, dessen Lyrik an Reinheit und Tiefe die Byrons übertrifft und den Pessimismus auf den höchsten poetischen Ausdruck gebracht hat, sollte Schopenhauer, obwohl beide 1823 gleichzeitig in Rom waren, nicht persönlich kennen lernen. So gingen damals drei congeniale Geister in nahen Bahnen aneinander vorüber. Ja um dieselbe Zeit befand sich Chateaubriand in Italien, sodaß die vier großen „Weltverächter" Gelegenheit gehabt hätten, neben dem Congreß von Verona einen Pessimisten-Congreß abzuhalten.

In der zweiten Hälfte des November reiste er über Bologna nach Florenz und Rom, wo er den Winter über blieb. Die italienische Literatur nahm er eifrig zur Hand. Sein Liebling, dessen Geist ihm Fernow zuerst erschlossen hatte, blieb, hauptsächlich wegen seiner prosaischen Schriften, Petrarca. Die Lehrhaftigkeit Dantes war nicht nach seinem Geschmack. Ariost und Boccaccio fand er nur amüsant und der weltgeschichtliche Ruhm des letztern blieb für ihn immer ein Anstoß. Tasso und Alfieri gestand er nur untergeordneten Werth zu. Im Gebiete der Kunst wandte er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die antike Architektur und Plastik. Für die Malerei besaß er einen weniger scharfen Sinn, als seine Untersuchungen über die Farben vielleicht voraussetzen lassen. Ueberhaupt war sein ästhetisches Gefühl technisch nicht in dem Maße begabt, wie es viele seiner Leser vermuthen. Die Schwerkraft seines Geistes lag so ganz auf einer andern Seite, daß es vielmehr zu bewundern ist, wenn er auch nur in einzelnen Gebieten der Kunst — abgesehen von dem der Philosophie näher

verwandten poetischen -- technischen Sinn verräth. Die reichen Anschauungen, die ihm sein Leben bot, darf man hierbei nicht in Betracht ziehen; denn was nicht in dem Menschen liegt, kommt durch Anschauen schwer in ihn hinein. Leben doch unzählige inmitten der größten Kunstwerke und bleiben stumpf, wie sie geboren sind. Das Talent dagegen, im elendesten Dorfe vergraben, trägt die Welt von Schönheit, die es erfüllt, auch ungeweckt in sich; und fehlt der Sinn, so hilft selbst der höchsten Geisteskraft die Anschauung wenig. Dies zeigt vielleicht keiner schlagender als Lord Byron, der für die größten Meisterwerke der bildenden Künste unempfänglich geblieben ist.

Schauspiel und Oper besuchte er fast regelmäßig. Seine Vorliebe für Rossini stammt aus Italien, wo er mit der italienischen Oper auf jene leichte Art bekannt wurde, die durch unausgesetzte Wiederholungen auch den Laien allmählich ein Urtheil gewinnen läßt. Sein geselliger Verkehr beschränkte sich meist auf den Umgang mit gebildeten Reisenden, namentlich Engländern, wodurch ihm allmählich englische Sprache und Sitte so vertraut wurden, daß er nach der Rückkehr von der zweiten italienischen Reise sein Leben auf englischen Fuß stellte, indem er mit sich selbst englisch sprach, sein Rechnungsbuch englisch führte, englische Zeitungen las und sich mit englischen Utensilien umgab.

Dieser sein Umgang mit jungen Ausländern trug viel dazu bei, seine Lebensweise in Italien ungeregelter zu gestalten, als sonst in seiner Art lag. Als erregendes Centrum eines bald größern, bald kleinern Kreises nahm er auch theil an dessen Excentricitäten. In höhern italienischen Familienkreisen Eintritt zu suchen, war ihm nicht bequem und lohnend genug; die mittlern aber stießen ihn, so viel die Männer betrifft, durch ihren Charakter eher ab, als daß er sich angezogen gefühlt hätte. Man muß sich erinnern, daß dem Mittelstand in Italien zu Anfang des 19. Jahrhunderts das nationale Ehrgefühl fast ausgegangen war, um zu verstehen, was Schopenhauer damals über den italienischen Nationalcharakter sagen konnte:

„Der Hauptzug ist vollkommene Unverschämtheit: diese besteht darin, daß man eines Theils sich für nichts zu schlecht hält, also anmaßend und frech ist; andern Theils sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer Scham hat, ist für einige Dinge zu blöde, für andere zu stolz. Der Italiener

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRA...

ist weder das eine, noch das andere, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend."

Ueber Schopenhauers ersten römischen Aufenthalt können wir einen noch lebenden Zeitgenossen, den trotz seiner Frühreife altersfrischgebliebenen Karl Witte hören. Er war, wie erwähnt, schon mit zwölf Jahren Schopenhauers Commilitone in Göttingen, und theilt über sein Verhältniß zu diesem Folgendes mit:

„Als ich in Rom mit ihm zusammentraf, war ich achtzehn Jahr alt. G. E. Schulzes Logik, die ich einige Jahre zuvor gehört, hatten nicht vermocht, meine leider geringe philosophische Begabung zu wecken. So fehlte mir denn nur allzu sehr die Fähigkeit, Schopenhauers damals noch so wenig anerkannte hohe Bedeutung selbständig zu würdigen. Wir trafen uns wiederholt beim späten Mittagessen in der von Deutschen wenig besuchten trattoria dell' Armellino, woraus sich dann gemeinsame Beschauungen von Alterthümern und Kunstwerken entwickelten. Ungünstige Urtheile über ihn waren von Weimar aus in der römisch-deutschen Colonie, aber auch in Berlin, wo meine Eltern wohnten, verbreitet. Ich mag nun von meinem Umgang mit Schopenhauer nach Hause geschrieben haben und von dort aus gewarnt worden sein. Tagebücher führte ich nicht, dagegen hat sich ein vom 19. Februar 1819 datirter Brief an meine Mutter erhalten, aus dem ich Folgendes entnehme: «Mit Schopenhauer bin ich viel umgegangen. In der ganzen Zeit bemerkte ich nichts Schlechtes an ihm. Seine religiösen Ansichten würde ich nur dann so bezeichnen können, wenn sie auf sein Leben einen nachtheiligen Einfluß hätten. Dagegen habe ich viele Tugenden an ihm gefunden, unter denen seine unbeschränkte Wahrheitsliebe nicht die kleinste ist. Dagegen war sein Umgang in vielen Beziehungen lehrreich, in anderen interessant. Hier bestehen viele Vorurtheile gegen ihn, namentlich in Bezug auf das Verhältniß zu seiner Mutter, die ich möglichst zu widerlegen gesucht habe. Wie die Deutschen hier nun einmal sind, hat er sie sich fast Alle durch seine Paradoxien zu Feinden gemacht und ich bin wiederholt vor dem Umgang mit ihm gewarnt worden. Ich habe ihm daraus kein Hehl gemacht, und da ich allmählich mehr in Künstlerkreise gezogen ward, hörte unser Umgang auf, ein so ausschließlicher zu sein, wie anfangs. Daraus erwuchs eine Verstimmung, die schließlich wegen einer Kleinigkeit zum Bruche führte. Gewiß thut mir das recht Leid, und wo er zu vertheidigen ist, trete ich noch immer für ihn ein; doch ist die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern. Ich wünschte sehr, zu erfahren, wie man in Deutschland über Schopenhauers eben erschienenes Buch: Die Welt als Vorstellung und Willen, urtheilt.» — Darauf, worin die erwähnte Kleinigkeit bestanden, kann ich mich schlechthin nicht mehr besinnen. Ich weiß nur noch, daß ein Billet Schopenhauers, durch das ich mich verletzt fühlte, den Ausschlag gab. Eines Tages hatte er im Café greco den für die antike Kunst so günstigen Umstand hervorgehoben, daß der Kreis der olympischen Götter den Künstlern die Aufgabe gestellt hätte, für die verschiedensten Individualitäten den leiblichen Ausdruck zu finden. Einer aus dem anwesenden Künstlerkreise, mich dünkt, es sei der Bildhauer Eberhard gewesen, warf ein: dafür haben wir ja die zwölf Apostel! Welches Entsetzen Schopenhauers Antwort: Gehn Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem! hervorrief, kann man sich denken."

Die deutsche Colonie in Rom war im Winter zuvor durch die Anwesenheit des Kronprinzen Ludwig von Baiern auf den Gipfel

ihrer Herrlichkeit gehoben worden. Nun muß man jene im Grunde unwahre und impotente, aus dem zweideutigen Boden der Romantik herausgewachsene neudeutsche Kunst mit den Augen ihrer Meister und Mitläufer sehen, um deren Enthusiasmus für diesen Kreis zu theilen; einem Schopenhauer konnte die phantastische Exaltation, die träumerische Verschwommenheit jener „guten Geister", in deren Spitzen sich, auf der einen, talentvollen Seite große Unbildung — mit Ueberbildung und Verbildung auf der andern, talentlosen berührten, am wenigsten imponiren. In der ersten Zeit seines römischen Aufenthalts besuchte er die geselligen Abende im Café greco und in der Sabina, gerieth daselbst aber bald mit Convertitenthum und Teutschthümelei in Conflikt. Kein Wunder bei einem Manne, dem alle historische Religion ein Unding war und der über sein Vaterland dachte, wie es in einem Fragmente des Euripides heißt:

Der ganze Himmel ist des Adlers Bahn,
Die ganze Welt des Edlen Vaterland.*

Dem durch eine verkehrte Erziehung noch engherziger und kopfscheuer, als er von Natur war, gewordenen, nach seinem Tode von Johannes Janssen über Gebühr aufgebauschten Historiker und nachmaligen Stadtbibliothekar Joh. Fr. Böhmer scheint er die Galle besonders erhitzt zu haben; denn dieser äußerte sich damals mit Bezug auf Schopenhauer: man müsse zum Wohl des Volks die gesammte Sippe dieser undeutschen und religionslosen Philosophen einsperren lassen. Und ein Biograph will über jene deutsche Gesellschaft im Café greco wissen: Schopenhauer habe mit seinen mephistophelischen Witzen eine Zeit lang „ein störendes Element unter den Genossen" gebildet und eines Tags durch die Behauptung, die deutsche Nation sei von allen die dümmste, habe aber gleichwohl ein Uebergewicht über die andern erlangt, weil sie gar keine Religion besitze, unter den Anwesenden einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, sodaß mehrere Stimmen mit Hinauswerfen gedroht hätten.**

* Schon in einem demokritischen Spruche heißt es: Dem Weisen steht jedes Land offen; denn die Heimath einer edeln Seele ist die ganze Welt.

** Joh. Fr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften, I, 56, II, 41. Vgl. auch Dr. Adolf Cornill, Joh. Dav. Passavant. Ein Lebensbild (Frankfurt 1864), S. 67.

Völlig aus der Luft gegriffen ist, was Ch. Bartholmèß beiläufig in seiner „Kritischen Geschichte der religiösen Doctrinen der neueren Philosophie" (Paris 1855, II, 443) über Schopenhauers Lebensweise in Rom und Neapel vorbringt: „En voyageant, en méditant au milieu des trésors d'art et des beautés naturelles dont brillent Dresde, Rome et Naples, en évitant partout les hommes avec hauteur, les femmes avec mépris, et cela tandis qu'il faisait consister le lien et le bonheur social dans une mutuelle et universelle commisération, il combinait un systeme propre." Dieses „reine Phantasiestück", wie es Schopenhauer in einem Briefe an Frauenstädt charakterisirt, ist nichts als ein Ausschnitt aus dem Gewebe von Oberflächlichkeiten, wie sie in Frankreich selbst ein Mitglied des Instituts zu Markt bringen darf. Gleicher Art ist die Causerie, die Challemel-Lacour über Gespräche mit Schopenhauer im Herbst 1859 veröffentlicht hat.

Im März 1819 reiste er nach Neapel, wo er den ersten warmen Gruß aus der Heimat empfing. Es war ein Brief seiner damals zwanzigjährigen Schwester Adele, der uns die fehlenden Reiseberichte in etwas ersetzen kann. Das Zerwürfniß mit der Mutter hatte leider auch nachtheilig auf sein Verhältniß zur Schwester eingewirkt, sodaß er Jahre lang außer Verkehr mit ihr geblieben war.

Luise Adelheid Schopenhauer hatte im Aeußern wenig Aehnlichkeit mit Mutter und Bruder. Sie war hoch und schmalschulterig gewachsen, hatte stark vortretende blaue Augen, volles weiches braunes Haar und glänzend weiße, hinter der kurzen Oberlippe leicht sichtbare Zähne. Sie besaß eine ungemein seelenvolle weiche Stimme und entzückte in ihrer Jugend durch ihren Liedervortrag. Sie war einer von Goethes erklärten Lieblingen, an welche auch mehrere in seine Werke aufgenommene Gedichte gerichtet sind, und mit seiner Schwiegertochter, Ottilie von Pogwisch, innig befreundet. Ihre vielseitigen Talente fanden von Kindheit auf die reichste Nahrung. Sie war geistvoll, schrieb und erzählte vortrefflich, zeichnete, malte und schnitzte. Den ihr angeborenen Kunstsinn bildete sie unter Goethes Leitung und im Verkehr mit den Koryphäen der Kunstbestrebungen ihrer Zeit bis zu einer hohen Stufe aus. Ihre

Urtheilskraft schätzte Goethe so, daß er sich über Bücher aller Art, die ihm zugeschickt waren, von ihr Bericht erstatten ließ. Alle diese ihre geistigen Vorzüge wurden aber von jener unverwelklichen Schönheit eines wahrhaft hochgeborenen Charakters überstrahlt, welche Freud' und Leid eines prüfungsreichen Lebens zuletzt friedlich verklärte. In den Tagen des Glücks hatte ihre edle Natur es verschmäht, in eine oder die andere sie nicht befriedigende Ehe zu treten, wozu ihr Gelegenheit geboten war; aber auch nachdem sie Vermögen und Gesundheit verloren hatte, blieb ihr die Liebe Aller, die sie kannten, und sie trug den Schmerz eines unbefriedigten Lebens mit dem schweigenden Heroismus, dessen edle Weiblichkeit fähig ist. Ihre Bildung war, wie die geistige Atmosphäre, in der sie groß geworden, eine klassisch humane, ebenso frei von nationalen, religiösen und socialen Vorurtheilen, als rein und durch sittliche Schönheit geadelt. Sie hing besonders in jüngern Jahren mit inniger Liebe an dem Bruder und ihre Schuld war es nicht, wenn seine Misanthropie auch sie nicht verschonte.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß nicht nur die Charakterverschiedenheit Beider und seit dem Vermögensverluste die beständige Besorgniß Schopenhauers, Mutter und Schwester könnten ihm infolge des unökonomischen Lebens der Mutter zur Last fallen, ein dauerndes Zusammengehen ausschloß; sondern daß auch die einseitig schöngeistige Erziehung und Lebensführung Adelens diese an einem tieferen Verständniß der hochüberragenden Bedeutung des Bruders hinderten; wie sie denn sein Hauptwerk auch nach dessen Ergänzung mit einem air de critique aufnahm, der ihn litterarisch neben sie zu stellen schien. Und doch fehlte es ihr nicht an Selbsterkenntniß. In ihrem Tagebuch von 1822, also mit 25 Jahren, schreibt sie gelegentlich des Wiedersehens einer, längere Zeit von ihr getrennt gewesenen Freundin: „In zehn Minuten war alles wie ehemals, ihr Geist war noch origineller und frischer, ihre Lebendigkeit noch klarer worden. Ich schämte mich meines Geistes; sie weiß viel weniger, aber sie ist viel mehr als ich. In ihr leuchtet ein eigenes angeborenes Licht; ich habe mit geistreichen Menschen gelebt, das ist's allein."

Wie frühe auch sie den Ernst des Lebens erfahren, ist zwischen den Zeilen des sonst heiteren Briefs deutlich zu lesen.

„Tausend Dank, lieber Arthur, weil du über den Zauberton Rom mein Andenken nicht überhörtest, sogar noch an die längst vergangene Zeit dachtest und so freundlich schriebst. Seit langen langen Zeiten hat mich nichts so durchaus erfreut, wie dieser Brief, wie diese Schilderung deines Treibens und Lebens. Wir gewöhnen uns, Rom und Italien, weil es uns unerreichbar ist, unerreichbar fern zu glauben, und so konnte ich selbst nicht begreifen, wie du und das ersehnte Land mir plötzlich so überraschend nah gerückt sein könnten, daß ich nun genau wisse, wie es dort um dich stehe.

„Ich begreife dein Gefühl ganz, wie dir der erste Eintritt dennoch vielleicht nicht genügte und du nichtsdestoweniger nachher alles genießen konntest, wie es sich bot, ohne schwärmerische Aufwallung mit reiner betrachtender Ruhe, ohne dich mit Vergleichungen deiner Phantasiebilder zu martern; wie dir die Vergangenheit, in der du so viel lebst, wie zur Gegenwart verwirklicht wird, und wie dich das Alles immer im Bezug auf dein Werk doppelt erfreut und interessirt. Auch die wunderbar weiche Stimmung mit der du Venedig nennst, ist mir gar nicht fremdartig, mag nun die Zauberei sein wie sie will. Ich dachte, es käme immer schöner, schreibst du — ach es gäbe beinah gar keine Traurigkeit, wenn man das nicht eben so gar oft denken müßte! Es geht mit dem Leben ja ebenso, und wir müssen am Ende Alle damit enden, uns den Irrthum zu gestehen, und den Blick von uns weg auf Alles um uns her zu richten. Schön ists, daß man denn doch auch manchmal zurücksieht, recht weit zurück, noch weiter als von Rom — nach Venedig; nicht wahr?

„Da du mir nicht freiwillig erzählst, so frage ich: kennst du Thorwaldsen, Canova, und was hast du dort gesehen? kennst du Kestner in Rom? warst du bei der Humboldt? Niebuhr ist ein Esel, ich fand noch nicht Gelegenheit dem Goethe die Geschichte zu erzählen; warum, nachher. Ohne Zweifel ist Bunsen schuld, mir thut es leid, es war so der erste Anflug von Gefühl, was ich einmal für ihn empfand, ich war eben vierzehn Jahr und nun wird mir der Schlingel ein Philister! Magnus (?) ist noch in Italien, schwerlich aber in Rom. Was du über deinen Freund Ruhl schreibst, hat mich innigst erfreut. Ja, wohl liegt etwas unaussprechlich rührendes in der wunderbaren Geschichte. Als Maler ist er längst mein Augenmerk, ich sah sehr brave Sachen von ihm, nur zu wild, zu sehr nach der neuen Teutschheit schmeckend. Den Pinsel hat er sehr in seiner Gewalt; vielleicht dankt dir die Kunst in ihm noch viel, denn du mußt ja Gewalt über ihn haben bei solcher Liebe. Es ist recht, daß du ihm gleich geschrieben, er ist doch ein seltner Mensch und verdient wohl, daß du kleinliche Rücksichten seinethalben übersiehst. Erhalte dir den Freund, ihm das Gefühl, man hat es wohl nicht oft im Leben. Möge dir das Glück immer so treu sein und die Mißverständnisse alle so schön lösen — jede andere Versöhnung läßt einen Stachel zurück, diese bringt euch näher als ihr je war't, es ist ein Finden, kaum ein Wiederfinden zu nennen.

„Nun laß uns von deinem Werke reden. Ich erhielt es vor kurzem. Quandts Vater ist todt, daher die Verzögerung. Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel* und ließ sagen: Er danke dir sehr und glaube daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Darum sende er die Nummern,

* Er enthält die Notiz: „pag. 320. 321. 440. 441. Goethe." (3. Aufl., S. 261 fg. und 360 fg.)

daß du nachsehen könnest was er meine. Bald gedenkt er dir selber weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl soviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinen abgienge. In diesem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung und der Schreibart, obschon deine Sprache von der der Andern abweiche, und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vortheil erlangt und wisse: daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl — nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruh, und er bildete sich glücklich ein, das Werk bestehe in zwei Theilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen; vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise mit diesem Ernste liest; das, dünkt mich, muß dich freuen. Wir, Ottilie und ich, fingen dann auf gut Glück an; die Vorrede erschreckte mich und ich wollte sogleich bei dem von dir bezeichneten Theil beginnen. Ottilie bestand auf dem Anfang, ich fand später zu viel fremde Worte und Andeutungen, die ich nicht verstehen konnte, freute mich aber sehr mir einbilden zu können, die ersten Seiten wirklich verstanden zu haben. Laß mich aber erst weiter lesen — etwa das, was du mir vorschlägst. Wenn ich einen Freund hätte, der mir's erklärte, läse ich wohl das ganze Buch. Traust du es etwa Quandten zu? Hier habe ich Niemand, als Häser, meinen Lehrer der italienischen Sprache. Ein gründlich gebildeter Mann, doch wollte ich lieber gestehen das sittenloseste Buch gelesen zu haben als ein Werk der Art — du kennst die Narren nicht, mit denen ich lebe. Häser könnte mich verrathen und ich wäre geliefert. Ich weiß wenig, doch zeige ich das schon nicht gern — und es ist auch gut so; denn uns Frauen kleidet vieles Wissen schlecht.

„Meinem innern Leben ist dagegen etwas Ernst nöthig, darum lerne ich wo ich kann und weiß, doch da ichs im äußeren nicht brauche, laß ichs ganz tief darinnen hausen und leben. Goethen sah ich sehr viel, der Kaiserin Aufenthalt führte Feste herbei, unter ihnen eine Redoute. Goethe erhielt den Auftrag die Werke der vier Schriftsteller, die hier ehemals vereint waren, im Zug wo möglich einzuschalten, insofern sie sich personificiren ließen. Er faßte die Idee auf und schrieb eine Reihe höchst wunderbarer schöner Gedichte, die drei junge Mädchen, als Epos, Tragödie und Nacht den Zug erklärend, vor der Kaiserin sprachen. Der Zug selbst bestand nun aus seinen, Schillers, Herders und Wielands Werken in buntester Mannichfaltigkeit und großer Pracht aneinander gereiht. Wo es nöthig war, sprachen die vorgestellten Personen selbst, außerdem Epos und Tragödie als Herolde des Festes. Die Nacht hatte den größten Theil des Prologs und Alles auf die Kaiserin unmittelbar sich beziehende. Die Charakteristik jedes Dichters gieng seinen Gaben voran, die Ilm erklärte Goethen selbst. Der Tag schloß, von den Wissenschaften unterstützt, das ganze Fest. Wie mich dies ganz wunderbare Vorüberführen von Weimars längst vergangener Herrlichkeit ergriff, wie begeistert ich unter Goethes Leitung als Tragödie auftrat, kannst du leicht denken. Wir brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und der Ueberredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen. Du wirst

das, wenn es erst gedruckt ist, erhalten wenn du willst, und dich wundern, daß dies mit einer Probe geleistet, in zehn Tagen gelernt werden konnte. So wie er einen Theil der Verse vollendete, gab er ihn her, weigerte aber das Ganze dem B. zum Druck, da er es selbst für zu ernst hielt, um es ungefeilt dem Publicum zu übergeben. Seitdem nun ging ich oft mit Julie Eglofstein zum Goethe, um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studirte uns Paleophron und Neoterpe ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu, wir lernen dabei weit mehr als man glaubt, denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres. Nebenbei amüsirt es ihn selbst, es erinnert ihn an seine Jugend, an Wolffs etc. etc. In diesem Augenblick habe ich ihn zwar lange nicht gesehen, das heißt acht Tage. Und weil ich im Erzählen bin, so laß mich gleich meinen Winter-Bericht hinzufügen. Nach der Kaiserin Abgang trat Trauer und Stille ein, und man gewann Zeit seine eigentlichen guten Stunden zu genießen. Ich habe viel in meinem engern Kreise gelebt. Die Mutter schreibt einen Roman, der uns einen Theil der Abende beschäftigt. Sie liest ihn vor, er kommt mir ausgezeichnet vor und ich glaube, gerade Romane schreiben Frauen am besten. Da ich anfange, die Stimme zu verlieren, habe ich mich aufs Clavier verlegt und treibe es mit großem Eifer. Nebenbei habe ich mir das Studium des Vasari auferlegt, weil ich nach Dresden (auf vier Monate) gehe und die Gallerie dort mit etwas gescheuterem Blicke als sonst sehen möchte. Lieber Freund, schlucke die bittere Empfindung wieder hinunter: ich weiß wahrhaftig wohl, wie weh es thut, daß ich jetzt nach Dresden gehe — doch habe ich das Versprechen, dich bei deiner Rückkehr zu sehen. Ich reise nach Leipzig und du kommst hin oder läßt mich holen; wenn ich in Dresden bin, will ich das schon vorbereiten. Ich hätte dir den Schmerz ersparen können, aber seit vier Jahren sehne ich mich nach einer Gelegenheit etwas Rechtes zu lernen. Du wirst mich entschuldigen! nicht wahr? Größten Theils danke ich der Mutter Erlaubniß, dich gewiß zu sehen, Quanden. Ich wußte es wohl, daß du ihn nicht liebtest; wir fühlen beide das Peinliche einer ganz unvollkommen gebliebenen Ausbildung und Richtung seines Wesens, es ist etwas ganz ungeordnetes, wildes in seiner Fantasie wie in seinem ganzen Leben. Mich ängstigte er früher oft ganz unbeschreiblich — dagegen rührte mich seine himmlische Güte des Herzens, seine Treue, seine Hingebung. So wird es dir auch oft ergehen. Er zieht nach Dresden, dort werde ich ihn jeden Tag sehen, er wird mich fragen ob du ihn liebst — ich will ihm sagen, was wahr ist, daß du ihm sehr gut bist; aber betrügen kann ich ihn nicht, denn er glaubt jedem meiner Worte. Ehe ich nach Dresden gehe, erwartet mich noch eine große Freude: die Wolff kommt auf einige Wochen. Du kannst mein Glück dir denken. Das Glück hat sich mir überhaupt wieder recht treu gezeigt, es drohte mir das Schlimmste was mir begegnen kann. Unser Hausgenosse schien sich nach Süden begeben zu wollen, die Mutter, die ohnehin hier ungern lebt, wäre sicher auch fortgezogen. Eine Reihe der wunderlichsten Zufälligkeiten stellt mich für dies Jahr noch ganz sicher.

„Was du mir über mein Gefühl in der Schweiz schreibst, ist mir höchst erfreulich. Du hast also doch verstanden, was ich eigentlich wollte. Außer dir aber auch noch Niemand. Es ist wunderbar wie in uns doch dieselbe Natur aus allen Verschiedenheiten, die uns Geschlecht, Erziehung und Leben aufdrang, hervorblickt. Nur in deinem ungemäßigten Stolze finde ich mich nicht, und doch begreife ich, wie du dazu kommst. Zugeknöpft! sagst du — und es thut mir weh, daß auch ich dir sagen muß: zuknöpfen ist das einzige Mittel dich ruhig zu erhalten. Aber wie dich auch das Schicksal oder deine Seele treibe gegen mich immer wahr? nicht so, mein Freund?

„Da schreibst du närrischer Mensch, außer mir hättest du nie eine Frau ohne Sinnlichkeit geliebt. Ich habe sehr gelacht. Möchte aber fragen, ob du mich denn wohl, wenn ich nicht deine Schwester wäre, hättest lieben können; denn am Ende giebt's Frauen genug, die höher stehen als ich. Wenn also mein eigentliches Wesen und nicht der Schwestername mir deine Neigung gab, könntest du eine Andre lieben, fast — sieh', ich sage fast, ebenso lieben. Das Mädchen, die du nennst, jammert mich sehr, ich hoffe zu Gott du hast sie nicht betrogen; denn du bist ja gegen Alles wahr, warum denn gegen so ein armes schwaches Ding nicht? Was du für Kleinigkeiten von deiner Frau forderst! Nur eben Alles, wie Alle. Doch wäre, dünkt mich, sehr leicht ein Mädchen zu finden, die einem großen Theil deiner Wünsche entspräche, der Zufall walte nur — ihr findet eher zehn Frauen als wir einen Mann. Häusliches Glück ist wohl das Schönste, was uns dies Dasein giebt, und die Meisten gehen stumm, ohne Klage hin und haben es nicht und dürfen es nicht einmal suchen. Ich habe es auch nicht; mich drängt, mich quält fremde Einwirkung, mich treibt mein Stolz oft zu Unfreundlichkeiten gegen Gerstenbergk, gegen die Mutter. Aber ich kann auch nur hier und dort wieder halten was von meinem Glücksbau fällt, stützen und verdecken, mich zurückzuhalten streben und mich selbst in Schlaf singen, wenn mich der Schmerz zu heftig angreift. Und das thue auch du.

„So eben erhalte ich noch eine Nachricht von deinem Werke. Minister Gersdorf hat es gelesen und ist sehr davon erbaut. Gerstenbergk hat mich danach gefragt, ich möchte es ihm aber nicht gern geben. Ottilie sammelt immer alle Nachrichten dich betreffend ein, wahrhaftig du kannst stolz auf ihre Neigung zu dir sein! Ueberhaupt fragen mich oft die Leute, besonders Egloffsteins nach dir. Tinnette Reizenstein ist als Philosophin und Betschwester hier, auf einige Wochen, angelangt. Was sie mit all den Grazien angefangen haben mag, die ihr sonst günstig gewesen! Mich dünkt, du warst auch ihr Anbeter? Uebrigens Alles beim Alten, Fremde von Bedeutung sehen wir nicht; ich nehme die früher genannten Theaterkünstler aus. Pückler und Haugwitz sind nicht gekommen. So begnügt man sich mit den alten wenigen Freunden; Froriep und Könneritz sind am meisten bei uns. Letzterer muß mir immer den Commentar zu dem von dir Gesagten liefern, er hat Kunstsinn und Geschmack und erzählt sehr hübsch. Von der Fackelnbeleuchtung der Antiken haben wir schon oft gesprochen. Nebenbei lese ich Krysalides Reise durch Italien, kann also immer im Geiste dir folgen.

„In Venedig hast du Byron nicht gesehen. Das ist mir höchst fatal und unerklärlich; denn wenig Dichter haben mich so angesprochen, wenigere haben mir den Wunsch sie zu sehen gegeben. — Lebe wohl! mein Brief ist ein Buch worden — und ein neumodisches, ohne inneren Zusammenhang der Einzelheiten. Es hängt darum doch Alles in mir ganz ordentlich zusammen; aber mein Leben bringt es mit sich, daß ich bald den Speisekammerschlüssel, bald die Palette, den Federhut und die Schreibfeder wechselnd ergreifen muß. Ich glaube zwischen den Zeilen dieses Briefes liegen wohl zwanzig Sorten von Stimmungen und Geschäften. Anfang und Ende aller ist meine herzliche Liebe zu dir. Adio! deine Adele."

In den folgenden Monaten kehrte er über Rom und Florenz nach Venedig zurück. Im Mai 1819 antwortet ihm die Schwester wieder auf einen inhaltreichen Brief. Da heißt es unter anderm:

„Sehr seltsam ist mir's von dir vorgekommen, daß du vom Sterben, von Testiren sprichst — du fühlst dich doch nicht kränker? Wie wunderbar

in dir Mißtrauen und Glauben, das Hohe und Niedere sich vereinen, spricht sehr in diesem Briefe sich aus" (der Brief enthielt ein Geständniß des Bruders) „du vertraust mir unbedingt und weiß Gott, du sollst dich nie in mir, in meiner Liebe täuschen — — drei Monate warst du in Rom! Mein Byron nennt sie die Niobe der Nationen. Mich hat das immer unbeschreiblich ergriffen und das Eine Wort hat mir die Idee des Empfindens mit dem ich Rom einst sehen werde*, gegeben. Die üble Wirkung, die der schneidende Contrast des Neuen und Alten, des Gemeinen, schmutzig Widrigen mit dem Edleren und Hohen macht — so wie du sie mich errathen lässest, so habe ich sie mir immer gedacht. Dein Urtheil über Canova befremdet mich, man gibt ihm Spielereien mit seiner Kunst schuld und unter Allem erträgt der wahre Genius dies am wenigsten — — Ueber deine Westennoth und Visitenplage bei der Humboldt habe ich gelacht. Ist der Zweck dem Maß der Arbeit entsprechend, so thue ich was erforderlich. Sintental nun eine Weste sehr schnell angezogen ist, hätte ich sie vertauscht und in der einen Secunde vielleicht einen erfreulichen Abend gewonnen. — Halb scherzend berührst du den übeln Ruf" (als Ungläubiger und Atheist „den du nach Rom gebracht und dort leider reisend hinter dir ließest. Es ist mir ein unaussprechlicher Schmerz, wenn ich etwas der Art höre. Im Nothfall tritt das Urtheil mit Füßen: aber ich beschwöre dich, mache dir's nicht zur Lust. Die Anklagen, die du mir nennst, konnte ich errathen. Laß dir gestehen, daß ich mit aus Feigheit dein Buch oft bei Seite lege, wenn ich irgend etwas Einzelnes darin lese. Eure philosophischen Ansichten sind mir nicht ganz fremd, und ob ich gleich nichts weniger als bigott, nicht einmal ganz echt christlich bin, wie man es jetzt wenigstens so nennt, so fürchte ich doch: dein Glauben, deine Meinung widerspricht der meinen, und ich scheue den Schmerz dieser Verschiedenheit. Nie kann ich mit dir darin übereinstimmen, daß du dir aus der Verachtung der Menschen nichts machst: reiße wie du willst an der Lebenskette, die uns Alle verknüpft, du reißest dich doch nicht los, und es ist eine große Frage, ob nicht Stunden kommen, wo du die Menschen brauchst, über die du dich jetzt stolz erhebst. Gesetzt aber es wäre dann möglich gewesen zu vollbringen, was du für nöthig fandest, ohne diesen Haß auf dich zu laden, es fände sich gar, daß diese kleinen Mißhelligkeiten, die zu großen führen, mit deinem Werk in gar keiner Verbindung ständen? wie dann? Ich bin fest überzeugt, der Uebermuth, den die innere Kraft auch mir zuweilen giebt, der ists, der dich treibt, immer mehr und mehr gegen dich zu stellen: je größer der feindliche Haufe, je größer der Sieg, je größer der Stolz — aber, am Ende, war's der Mühe werth? ist etwa der ganze Sieg gar unnöthig und kämpftest du mit Windmühlen, die zu umgehen viel leichter, sicherer und klüger war? — — Dein Schimpfen über Teutschland sollte mir geläufige Sprache sein: die meisten geistreichen Männer unserer Zeit führen sie: ich aber hafte zu

* Es geschah 27 Jahre später an der Seite ihrer Freundinnen, der kunstsinnigen Sibylle Mertens Schaaffhausen und Ottiliens von Goethe. Am 13. Dec. 1847 schreibt sie dem Bruder von Neapel aus: „Deine Prophezeihung, lieber Arthur, daß mich Rom langweilen werde, ist an mir zu Schanden geworden: ich habe fast zwei Jahre mit stets sich erneuerndem Interesse dort gelebt und sogar hier weiß ich noch wie schön es ist — — Ottilie behauptet, Bilder ersetzten mir die Menschen. Sehr möglich. Das Gefühl der Schönheit ist ein sanftes Glück und in der Kunst bleibt es ungetrübt. Ueber Italien werde ich wohl niemals viel reden, ich fühle den sehr großen Einfluß, den es auf meine ganze Seele gehabt: es hat mich von mir selbst gelöst und ganz fremde, ganz andere Interessen und Ideen mir geweckt. Daß mir die Kunst soviel gewähren könne, wußte ich nicht."

fest am vaterländischen Boden, um etwas anderes als immer wachsenden Schmerz zu empfinden. Mein Freund, zur Ruhe kommst weder du noch einer der Andern, so bald wenigstens. Mir scheint das Ende dieser momentanen Ausruhn-Ruhe schon ziemlich nah, und vielleicht müssen wir unsere eigentliche Spektakelzeit erst noch erleben. Doch du sitzest ruhig in Italien und hast bei manchem großen Vorzug auch noch den, daß du nicht jede Zeitung lesen oder erzählen und überhaupt nicht viel Politik hören mußt. — — Goethen habe ich von dir erzählt. Deine sechzehn Engländer belustigten ihn sehr. — Die Sandische Geschichte hat ihn ungewöhnlich ergriffen, er spricht fast immer Politik und scheint im Innersten tief verwundet, obgleich er immer äußert, er habe vorausgesehen, daß es so kommen müsse . . . als unvermeidliche Folge der gewaltthätig eingreifenden Rohheit — es ist traurig diese Andeutungen zu hören, er spricht sich nur selten in einzelnen Worten aus, doch seine Meinung ist klar. — — Wo magst du sein? In Mailand oder Bologna oder gar im geliebten Venedig? Deine Geschichte daselbst fängt an, mich zu interessieren, möge sie glücklich enden — die Geliebte ist reich, sie ist von Stande gar, und doch meinst du, sie werde dir folgen wollen? Wunderlich, dazu gehörte Liebe! hättest du die wirklich gefunden, dann thätest du gar wohl, sie zu erhalten . . . Am Ende sitzest du auch wohl bereits in Venedig?" (Es war in der That der Fall) „Und ökonomisch willst du sein und verliebt dabei? Und triste raison! ausrufen und von zerstörten Träumen reden? Es giebt doch Träume, die lange dauern, darum schreie ich mich nicht selbst wach, ich versuche sie zu halten. Und am Ende — bist du auch in Venedig. Ach ich mache dumme Späße und doch thut mir's innerlich recht weh, daß in deinem einen Briefe zwei Liebesgeschichten sind ohne Liebe und Alles dies doch nicht ist, was ich dir gewünscht hätte. —

„Nun wie ich lebe? In Saus und Braus, seitdem alles gesund ist; wir fahren viel aus, ich bin fast den halben Tag mit meinen Freunden in der freien Luft und halte diese Zeit nicht für verloren, weil ich mich viel gesunder fühle. Goethen sehe ich alle Mittwoch, wo wir Abends bei ihm essen. Er hat mir ein sehr schönes Blumenstück von Seger zum Copiren gegeben. Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir, Ottilie fehlt mir, aber ich gönne ihr ihr Glück in Preußen zu sein, da sie's Jahre lang wünschte. Die Mutter ist unendlich freundlich und gut, die Freunde kommen viel, alles um mich her ist mir eben recht — — adio caro, behüte dich dein guter Geist vor Venedig! denke meiner oft und bleibe mir recht treu und gut. Deine Adele."

Noch war dieser Brief nicht in seiner Hand, als ein anderer nachgeschickt wurde, der mit den Worten begann: „Vielleicht erhältst du diesen Brief zwei Tage später als den andern — in diesen zwei Tagen liegt die Umwälzung meines ganzen Erdengeschicks." Er brachte die Unglückspost von dem Sturze des Danziger Handelshauses A. L. Muhl & Comp., welchem Johanna Schopenhauer den Rest ihres eigenen und fast das ganze Vermögen ihrer Tochter anvertraut hatte. Auch der Sohn, durch hohe Zinsen verleitet, hatte sich überreden lassen, über achttausend Thaler, dabei die Erbschaft aus dem Nachlasse seines Oheims Andreas Schopenhauer, bei dem der Familie befreundeten, in großem Ansehen und

Vertrauen gestandenen, aber in den für Danzigs Handel furchtbaren Kriegsjahren herabgekommenen Hause gegen Solawechsel stehen zu lassen.

Man vergegenwärtige sich den jähen Umschlag in dem Leben seiner Mutter und Schwester. Nur der kleinste Theil von Adelens Vermögen wurde gerettet, während der Mutter eigene Kapitalien durch die kostspielige Lebensweise, durch die Kriegslasten und einen großen Verlust in Rußland damals bereits so weit aufgezehrt waren, daß vom Ersatze des infolge ihrer unvorsichtigen Verwaltung verloren gegangenen Erbtheils der Tochter nicht mehr die Rede sein konnte; aber Adele ertrug ihre plötzliche Verarmung würdig.

„Mein Weg ist rauh und hart", schreibt sie dem Bruder am 14. Januar 1820, aber meine Seele ist klar, und gewiß, mein Freund, ich werde nicht unglücklich sein. Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann! Dazu lasse er mir alle meine Freunde und ich werde zufrieden sein. Auch dich bitte ich innigst, traue mir mit der alten Liebe, verhärte dein Herz nicht gegen mich, selbst wenn ich zuweilen unbedacht heftig dir wehe that. Niemand auf der Erde liebt dich, wie ich, bedenke wohl was das heißt, und halte das Herz fest, was nicht leicht zu gewinnen war."

Die erfolgreiche Schriftstellerei Johannas ermöglichte ein anständiges Weiterleben; aber der Contrast ihrer frühern und spätern Existenz war doch so groß, daß Adele nachmals im Februar 1836 an den Bruder schreiben konnte: „Ich habe jahrelange Qual erduldet; denn mein Vermögensverlust hat alle edleren, schöneren Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend und doch nicht heirathen konnte aus Armuth und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge."

Durch den vorerwähnten Brief Adelens, der ihn im Juni 1819 in Mailand erreichte, erhielt Schopenhauer die erste Kunde von dem gemeinsamen Unglück. Das Nächste war, daß er der Schwester schrieb: das Wenige, was ihm geblieben, sei er bereit mit ihr und der Mutter zu theilen, von welchem Anerbieten jedoch niemals der geringste Gebrauch gemacht worden ist. Auch wurde es nicht wiederholt. Irgendeine Geldverlegenheit erwuchs ihm durch die Zahlungseinstellung seiner Schuldner nicht; denn sein Creditbrief war bis zu seinem Austritte aus Italien honorirt worden, und noch in Mailand erhob er darauf eine größere Summe.

Er faßte sofort den Entschluß, sich als Privatdocent zu habilitiren und zwar in Heidelberg, wo er anfangs Juli anlangte. Nachdem er über einen Monat dort verweilt, begab er sich zur Ordnung seiner Angelegenheiten über Weimar nach Dresden, wo er den Winter über verblieb. Mit seinem Jugendfreunde, dem Philologen E. A. Lewald in Heidelberg ging er über die dortigen Verhältnisse zu Rath. Am 24. November 1819 schreibt ihm dieser unter anderm:

„Deine Vorstellung von dem Zustande unserer Universität sowie von dem Geist der Studirenden in Deutschland überhaupt ist etwas zu düster. Zum Theil ist es wahr, daß sie αφιλοκαλοι und sehr aufs Brotstudium erpicht sind; doch sind sie keineswegs durchgängig und in dem Grade, wie du denkst, für alles Andere unempfänglich, noch weniger unfähig für das Edlere geweckt zu werden. Mit dem Beispiel A. W. Schlegels, welches du anführst, mag es wohl seine Richtigkeit haben; doch er selbst ist, wie man weiß, durch sein affektirtes Wesen ein wenig schuld daran, daß seine Vorträge nicht den verdienten Beifall finden. Es kömmt, wo nicht alles, doch sehr vieles auf die Art an, wie die Sachen gelehrt und betrieben werden. In der Philosophie ist hier wirklich eine von Vielen anerkannte Lücke, und abgesehen von dem Werth deiner schriftstellerischen Arbeiten wird es solchen erwünscht sein, einen jungen Mann hier auftreten zu sehen, der das Interesse der Zuhörer zu wecken im Stande ist."

Trotzdem kam er, wie mich dünkt nicht zum Vortheil seines Lebenszwecks, von Heidelberg ab. Zur selben Zeit schrieb ihm Adele von Danzig, wo sie seit dem Ausbruche des Muhlschen Bankerotts mit der Mutter weilte:

„Warum du nach Heidelberg gehst, da die Universität sinkt und nicht nach Bonn, wo ein neues Leben sich öffnet, ist mir räthselhaft. In Heidelberg ist in geselliger Hinsicht unangenehm leben. — Ueber dein Buch las ich eine Recension im neuen litterarischen Wochenblatt Kotzebous. Ich denke fast, sie ist aus Weimar, etwa von Riemer. Ich freute mich, eine Ansicht des Ganzen daraus zu erhalten; doch ist sie zu zierlich und leicht, zu damenmäßig für ein so ernstes Werk. Dennoch ist der Schreiber gescheut und Manches hat mich sehr frappirt, Einiges mir als wahr in die Augen leuchten wollen. Lob und Tadel kann dir jetzt vom Einzelnen beinah gleich gelten; die Hauptsache bleibt, daß dein Werk bekannt werde, damit dadurch dir neuer Lebensstoff erwachse; denn die Gegenwart hält ja auch dich! für kommende Jahrhunderte arbeiten ist groß, erhebend schön; gearbeitet haben läßt eine peinigende Leere zurück. Darum wünsche ich dir sogar einige Kämpfe mit den Zeitgenossen, Niederlage und Sieg, wie's kommt. Das ist ja das Band, das dich ans Leben knüpft."

Und neben dieser schönen Paräneſe an den Bruder sagt sie, nach der Mittheilung ihrer Plane für die Zukunft, über sich selbst:

„Mein Herz ist schwer, aber mein Sinn ist klar, ich weiß was ich will und was ich soll. Ich bin heiter; denn die Natur hat mir unendlichen

Trost gegeben. Danzig liegt in einem Paradiese: wie ein Stammbuch der Welt gemahnt es mich oft, wenn ich umherstreife. Von allen Ländern findest du Proben: oft begrüßt mich mein herrlicher Rhein, oft Schwaben, oft sogar ein Eckchen Schweiz. Ach Arthur, wie oft denke ich auch, ich wollte es wäre ein Traum! Wem gab nicht das Schicksal eine schaukelnde Gondel der Thorheit und wer verließe nicht gern das feste Land der Wirklichkeit, der harten Nothwendigkeit, um wieder eingewiegt zu werden von den schmeichelnden Wellen? Nur, glaube ich, denken wir über Nothwendigkeit sehr verschieden: ich ließe vielleicht an deiner Stelle den Traum nicht los, denn wenn es möglich ist, glücklich zu sein, so soll man genießen. Beides, Entbehren und Genießen ganz und rein, ohne Umschränkung, wie es das Leben giebt! Darum wer weiß ob ich nicht nach Venedig eilte! Ich wüßte gern wie dir dort das Herz gebunden ward, denn nie habe ich eine solche Leidenschaft in dir für möglich gehalten. Geht es aber nicht, so schweige nur fort . . . So sehr ich zuweilen die Blutsverwandtschaft zwischen dir und mir empfinde, wenn du plötzlich so aus meiner tiefsten Seele heraus denkst, so sehr schmerzt es mich, wenn ich so betrachte, wie dir doch noch alle Hauptschlüssel zu meinem Wesen fehlen, wie du sie gleichsam immer aus der Hand fallen lässest, in die ich sie lege."

Wir sehen hieraus, wie hart der Kampf war, den Schopenhauer damals zwischen Herzensneigung und erkanntem Beruf mit sich auszufechten hatte. Kein Wunder, daß ihn die schlimme Wendung in seiner und der Seinigen Vermögenslage, obwohl sie gerade wieder im rechten Augenblick eingetreten war, ihm das Losreißen von Venedig zu erleichtern, damals in gereizten Zustand versetzte, sodaß er das ihm angeborene Uebermaß von Mißtrauen selbst der Schwester gegenüber nicht zurückzuhalten vermochte. Dieselbe rücksichtslose Energie, mit welcher er seines Herzens Wünschen, so bald sie ihn von der Verfolgung seines Lebenszieles abzulenken drohten, zu widerstehen wußte, entwickelte er auch zur Erhaltung der dazu nothwendigen Mittel, und da er den von seiner Mutter im Danziger Schiffbruche unternommenen Rettungsarbeiten gegenüber seine eigene Taktik festhielt, so lag die Gefahr nahe, durch Vereitelung des versuchten Nachlaßvertrags das Unglück für beide Theile zu vergrößern. Ihn ließ die Furcht nicht los, daß Adele gleich ihrer Mutter nach Weiber Art in Vermögensfragen leichtsinnig und übereilt handeln könne. Ja er mochte in seinem krankhaften, ihm manchmal nützlichen und deshalb durch sein ganzes Leben nur bestärkten Argwohn sogar durchblicken lassen, Mutter und Schwester betrieben den von Muhl seinen Gläubigern angebotenen Accord um deswillen, weil Adelen mit Rücksicht darauf, daß ihr Vermögen dem Gemeinschuldner zur Zeit ihrer Minderjährigkeit anvertraut worden war, von diesem eine vorzugsweise

Deckung durch nicht zur Masse gezogene Ländereien gewährt werden sollte. In Wahrheit war, wenn mit dem Ausbruche des Concurses nicht das ganze mütterliche und schwesterliche Vermögen riskirt werden sollte, eine vergleichsweise Verständigung mit den Gemeinschuldnern geboten.

Deshalb schließt sie einen Brief vom 22. November 1819 mit den Worten:

„Du fühlst meine entsetzliche Lage, verarge mir also nicht wenn ich jetzt außer Stand bin, mehr zu schreiben. Gieb mir bald Nachricht von dir — doch bitte ich dich ernstlich, reize mich jetzt nicht durch Mißtrauen. Ich bin so wund, gedrückt und habe so verschiedene schmerzliche Losreißungen mit mir selbst in der Stille abzumachen, daß ich nichts weiter ertragen kann. Argwohn hat noch nie zu dem gehört, was ich erduldet, auch die leiseste Andeutung tritt scheidend zwischen uns. Ich habe deine Festigkeit, aber ich habe auch deinen Stolz, das vergiß nicht."

Diese Warnung fruchtete nichts; er scheint ihr vielmehr vorgeworfen zu haben, daß sie ihm nur halbes Vertrauen entgegenbringe; denn am 9. December schreibt sie weiter:

„Deinen gestern empfangenen Brief eile ich zu beantworten: er lastet auf meiner Seele. Und wie käme ich zu halbem Vertrauen? Kennst du mich oder kennst du mich nicht? Und wie käme die gemeine berechnende Klugheit in meine Seele, die Gott Lob nie kleinlich erschien? . . Du wirst mich immer gleich finden, aber ich will nicht in einem fort in den Himmel erhoben und dann verdammt werden; fasse endlich eine klare Idee meines Wesens — wo nicht, gieb mich auf . . . Deine Scherze verwunden mich gar nicht, ich selbst bin oft heiter, lustig sogar; denn was geschehen soll, es wird geschehen. Deine Recensionen kann ich nicht lesen, ich habe nichts als die Danziger Anzeigen und die Berliner Zeitung. Ueber Venedig bleibt mir nur eine Note zu machen: ich schrieb «vielleicht» und dies Vielleicht ist eben die kleine Erklärung, daß ich's könnte, ich sage ganz kühn Alles für Alles, nichts für die Hälfte! Genießen oder Entbehren ganz. Denn im Unrecht, in dem Verbotenen oder als schädlich Erkannten liegt meine Unmöglichkeit des Genusses, und es bleibt bei gänzlichem Entbehren und wo möglich bei einem ruhigen obendrein. Ginge ich nach Italien und bliebe, so richtete ich mich ein, ich würde genug zum Leben haben ohne das tragische Ende zu bedürfen und wüßte ganz genau ob und wie ich wagte. Folglich paßt die Antwort nicht auf meinen Charakter. Es ist zwischen uns mancher Unterschied, darum habe ich bloß nicht bedacht, daß dein Glücklichsein das Opfer deiner ganzen Zukunft fordert, mein Glück* hingegen mir in der Zukunft vielleicht Schmerzen bereiten würde, denen ich kluger Weise entgehen konnte; aber meinem Beutel schwerlich schwindsüchtige Auszehrung zuzöge. Endlich bleibt noch zu bemerken, daß ich als Mann mich nicht einmal vom Stuhl viel weniger von einer Brücke stürzte, weil ich kein Geld hätte. Adio, es gehe dir gut, besser als mir."

---

* Dessen Erwägung sie zur Zurückweisung von Heirathsanträgen vermocht hatte, die er ihr mißliebig in Erinnerung gebracht.

Als sie heftiger in ihn drang, seinerseits den Nachlaßvertrag mit Muhl anzunehmen, und er sich nicht dazu entschloß, wurde die leidige Angelegenheit schließlich zum Anlasse eines mehr als zehnjährigen Zerwürfnisses der Geschwister.* Sechzehn Jahre später schreibt Adele über diese Entzweiung: „Ich riß mich los von dir, weil mich dein Mißtrauen erschreckte! Es ist eine traurige Geschichte; Vorwürfe verdiene ich aber nicht; ich habe in aller Unschuld gefehlt."

Schopenhauer selbst führte seine Sache, wenn man erwägt, daß er von Natur zu nichts weniger als zum Geschäftsmann angelegt war, mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Consequenz zu Ende. Indem er fest bei seinen Solawechseln stehen blieb, ohne in den Accord einzutreten, aber dessen Zustandekommen durch die Zusicherung, warten zu wollen, möglich machte, gelang es ihm schließlich, seine ganze Forderung zu retten. Muhl hatte ihm, wie er diesem später in Erinnerung brachte, noch 1817 sein Kapital nur „durch die Versicherung abgerungen, daß er nicht das Geringste zu befürchten habe", und sich überhaupt bei den verschiedenen Versuchen ihn für den Beitritt zum Accord zu gewinnen, arge Blößen gegeben. Diese waren von Schopenhauer scharf aufgefaßt worden und ermuthigten ihn, nachdem die dem Vergleiche beigetretenen Gläubiger, darunter auch Mutter und Schwester, mit 30 Procent ihrer Forderungen abgefunden waren, seine Wechsel in kurzen Zwischenfristen zu kündigen und deren Einlösung mit fünf Procent Zinsen, statt der bedungenen zwei drittel Procent Monatszinsen, zu erzwingen, sodaß seine Gesammtforderung von 9400 Thalern binnen zehn Monaten abgetragen wurde.

Freilich hatte er hierbei sein Interesse von dem der übrigen Gläubiger trennen müssen; aber es ist, billigermaßen, zu bedenken, daß die Erhaltung seines väterlichen Erbtheils für ihn und seine Bestimmung geradezu eine Lebensfrage war; während seine Mutter sich als leichtsinnige, ja verschwenderische Vermögensverwalterin erwiesen hatte, welcher ein erheblicher dauernder Vortheil

* Bei der Heimreise aus Danzig kam es am 1. Juli 1820 in Berlin noch zu einem kurzen Zusammensein Adelens mit dem Bruder, worüber sie in ihr Tagebuch schreibt: „die martervolle Stunde ging glücklich vorüber". Tagebücher der Adele Schopenhauer II, S. 54.

für ihre und der Tochter Existenz auch dann nicht erwachsen wäre, wenn er die geretteten siebenzig Procent mit ihnen getheilt hätte.

Die Entfremdung des Sohnes von der Mutter war längst eingetreten: ihr Charakter, ihre Lebensführung stießen ihn geradezu ab, und wir haben gesehen, wie sie von ihrer Schwester und vorurtheilslosen Männern und Frauen ungünstig beurtheilt worden ist. Danach muß uns sein Verhalten der Mutter gegenüber in milderem Lichte erscheinen. Das Benehmen der Schwester gegenüber zeigt ihn von der Schattenseite. Seit dem Verluste ihres Vermögens scheint ihn die Besorgniß, sie könne ihm zur Last fallen, beeinflußt zu haben. Diese Furcht hätte schon der, seinem eigenen Charakter homogene Stolz Adelens ausschließen sollen. Der Vorwurf des Mangels an Vertrauen war völlig unbegründet, und an schwesterlicher Liebe hat es ihr, mindestens in jüngeren Jahren, weit weniger gefehlt, als ihm an brüderlicher.

Wie seine Feder bei diesem und ähnlichen Anlässen zum Schutze des gefährdeten Patrimoniums thätig ward, ist charakteristisch und nicht ohne allerhand Humor.* Mancher seiner Schachzüge ist des gewandtesten Advocaten würdig; dahinter aber lugt fremdartig die des praktischen Zwecks unwillkürlich vergessende „objective Ansicht" hervor. Abgesehen von dem großen Interesse, das seinen Scharfsinn in Bewegung setzte, half ihm hier sein außerordentlich sicheres und starkes Rechtsgefühl im engern, d. i. juridischen Sinn. Den nach Analogie des Kampfs ums Dasein von Ihering in Mode gebrachten „Kampf ums Recht" hielt auch Schopenhauer für Pflicht. In einem 1835 geschriebenen Briefe, mittels dessen es ihm glückte, eine ihm mit seiner Mutter und Schwester gemeinschaftlich zustehende alte Forderung ohne den angesonnenen bedeutenden Abzug beizutreiben, heißt es: „Der Ausgang des Prozesses könnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. In meinen Augen wäre es deshalb unverzeihlicher Kleinmuth, wenn ich den Antrag annehmen wollte: wer nicht bereit ist, sein Eigenthum, eben weil es sein ist, erforderlichen Falls zu vertheidigen, verdient nicht es zu besitzen."

* Es sei hier auf die in der 2. Auflage veröffentlichten Briefe Schopenhauers verwiesen.

VII.

1819—1820.

Bevor sich Schopenhauer für Berlin entschied, schrieb er im December 1819 von Dresden aus an Professor J. Fr. Blumenbach in Göttingen:

„Verehrter Herr Obermedicinalrath! Seit mehr als drei Jahren hatte ich keinen Anlaß Ihnen mit einem Briefe beschwerlich zu fallen, obgleich ich in der Zeit unzählige Male mit Verehrung Ihrer gedacht und erwähnt habe. Ich habe Ihnen daher noch einen zwar verspäteten aber darum nicht weniger aufrichtigen Dank abzustatten für gewisse litterarische Notizen, welche Sie damals die Güte hatten mir mitzutheilen und die ich zu meinem Zwecke benutzt habe. — Seit der Zeit, wie überhaupt seit 1814 bin ich ununterbrochen in diesem Teutsch-Florenz gewesen, bis ich im September vorigen Jahres abreiste um auch das wahre Florenz nebst Rom und Neapel bis Poseidonia (Paestum) zu besuchen, von welcher zu vieler Belehrung und mancher Freude vollbrachten Reise ich Ende Augusts wieder hier eintraf. — Seitdem beschäftigt mich nun der Plan und die Vorbereitung zu einem Eintritt ins praktische Leben, soweit das einem so theoretischen Menschen wie es der Natur gefallen hat aus mir zu machen möglich ist, und das ist nur möglich durch Lehren und Docirem. Früher fand ich mich dazu noch keineswegs berufen: denn ich war noch nicht genug mit mir selbst im Reinen. Zwar hatte mich schon vor sechs Jahren die Jenaische Facultät zum Doctor gemacht; allein ich selbst konnte diesem Ausspruch noch keineswegs meine Bestätigung hinzufügen: vielmehr blieb ich in meinen Augen nach wie vor Student, nur daß ich zugleich mein eigner Professor ward, der theils ex ingenio theils mit Hülfe der hiesigen, nur der Göttinger nachstehenden Bibliothek seinen Schüler docirte, von welchem Lehrcursus die dabei geschriebenen Hefte, während Lehrer und Schüler im heiligen Latium die Ferien durchbrachten, der gelehrten und denkenden Welt überreicht wurden, damit sie solche einmal, wenn sie gerade Zeit und Lust hat, sie betrachte: denn ich habe von Ihrem trefflichen Lichtenberg gelernt, daß wenn man ein Buch in die Welt schickt, man nicht etwa meinen muß, nun würde sogleich Jeder seine Pfeife weglegen, oder auch sie anzünden, um es zu lesen. Ein Buch muß daher, wie Göttinger Zwieback, so eingerichtet seyn, daß es sich eine gute Weile halten kann, darf aber doch nicht so trocken seyn. —

„Nachdem nun besagtermaßen die Lehrjahre und auch die Wanderjahre vorüber sind, glaube ich mir nunmehr den Doctorgrad auch selber bestätigen zu dürfen und fange an zu meinen, daß jetzt wohl Einer und der Andre Manches von mir möchte lernen können. Daher ist jetzt mein Plan mich

auf einer Universität zu habilitiren, um denen die es etwa hören möchten, spekulative Philosophie nach meiner Weise vorzutragen. Meine Absicht schwankt zwischen Göttingen, Berlin und Heidelberg; jedoch neigen meine Wünsche sich am meisten nach Göttingen: es ist die würdigste, vielleicht die erste Universität in der Welt: die Zahl der Studenten wird hoffentlich jetzt, nach überstandener fataler Katastrophe, bald wieder die Zahl von 1300 erreichen, der Fleiß, die Lust am Lernen ist nirgends so groß als dort, man hat den Gebrauch der ersten aller Bibliotheken, und die Nähe der gelehrtesten Männer in allen Fächern, unter welchen Ihr Umgang, mein verehrter Lehrer, mir, wie Sie wissen, von jeher der schätzbarste war.

„Sonach ist jetzt meine Bitte an Sie, daß Sie mir recht aufrichtig sagen, was Sie von meiner Absicht halten, ob Sie meinen, daß man mir im Ganzen nicht abgeneigt sein würde und ob zu vermuthen steht, daß ich einige Zuhörer fände. Zugleich bitte ich, hinzuzufügen welche specimina meine Habilitation erfordert, an wen ich meine förmliche Anzeige deshalb und wie ich sie zu machen habe, auch wie bald dies spätestens geschehn muß: denn ich wünsche schon Ostern in die neue und solange vorbereitete Laufbahn einzutreten. Ich stelle es ganz Ihnen anheim mit der Facultät und mit wem Sie wollen darüber Rücksprache zu halten. Ihre mir so oft bewiesene Zuneigung und Gefälligkeit macht mich so kühn, gerade Ihnen mit dieser Bitte beschwerlich zu fallen, deren gütige Erfüllung, da es einen mir sehr wichtigen Schritt betrifft, ich mit der größten Dankbarkeit erkennen werde.

„In der jetzigen wunderlichen Zeitperiode möchte es wohl nicht überflüssig seyn zu versichern, daß ich von nichts weiter entfernt bin, als jemals irgendwie einen Einfluß auf die politischen Meinungen der Zeit zu gewinnen: meine Schrift zeugt hievon hinlänglich. Zudem versichere ich Sie, von dem Gefühl durchdrungen zu seyn, daß das Streben und Denken des eigentlichen Gelehrten auf die Menschheit im Ganzen, zu allen Zeiten und in allen Ländern gerichtet seyn müsse, wenigstens würde ich es für eine Herabwürdigung meiner selbst halten, eine so enge und kleinliche Sphäre als die gerade gegenwärtige Zeit und ihre Umstände zum Wirkungskreise meines Geistes zu nehmen. Ich denke außerordentlich gering von jenen soit-disant Philosophen, die zu Publicisten geworden sind, und die eben dadurch, daß sie auf die Zeitgenossen als solche unmittelbar wirken wollen, das Bekenntniß ablegen, daß sie keine Zeile schreiben können, die einst ein Nachkomme zu lesen würdigt.

„Sie haben, verehrter Herr Obermedicinalrath, mein Anliegen. Von Ihrer Güte die Erfüllung desselben hoffend verharre ich mit der innigsten Hochachtung" etc.

Die Antwort des alten Herrn lautete:

„Göttingen den 15. December. Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihren lieben Brief und besonders für die Freude, die mir Ihr Vorsatz macht Sich dem academischen Leben zu widmen. Die Fragen, die Sie mir deshalb in Rücksicht auf Göttingen vorlegen, sind meist leicht zu beantworten. Ob ich meyne daß man im Ganzen Ihnen hier nicht abgeneigt seyn werde? Zuverlässig nicht. Dafür bürgt schon der vortreffliche Charakter unserer beiden mit so allgemeinem Beyfall lesenden Philosophen, Bouterweck und Schulze, welcher letztere jetzt Decanus seiner Facultät ist. Die zu prästirenden Prästanda reduciren sich bloß auf eine öffentliche Disputation pro facultate legendi und circa 30 Thaler für die Nostrification. Diese Fragen sind also gar bald abgethan. Nicht aber so die über die zu vermuthenden Zuhörer, als worüber ich mir durchaus nie etwas vorauszusagen getraue, selbst nicht im Falle einer Lücke in einem Fache. Nur so viel recht auf-

richtig, (wie Sie es ausdrücklich von mir verlangen, daß ich hier nicht höre, daß man etwa einen andern Vortrag der Philosophie vermisse was mir hingegen neuerlich von Heidelberg gesagt worden· und daß es dem letzten jungen Philosophen, der es mehrere Jahre bey uns versuchte, Dr. Stiedenroth, nicht gelingen wollte. So viel über diesen Punkt nach meiner — vielleicht irrigen — Ansicht, aber so aufrichtig als ich mit Herz und Mund beharre Ihr ganz ergebenster Blumenbach."

Gleichzeitig hatte sich Schopenhauer mit folgendem Schreiben an Professor M. H. C. Lichtenstein in Berlin gewandt:

„Geehrtester Herr Professor! Die Güte und Geneigtheit, welche Sie in früheren Zeiten mir vielfältig bewiesen haben, macht mich so kühn Ihnen mit einer Bitte beschwerlich zu fallen. Nachdem ich Ende Augusts von einer Reise nach Italien zurückgekehrt bin, auf welcher ich elf Monate zugebracht, bin ich seitdem ernstlich mit dem Vorhaben beschäftigt, mich auf irgend einer Universität zu habilitiren, um endlich doch, soweit ein theoretischer Mensch wie ich es kann, ins praktische Leben zu kommen. Den Plan hierzu habe ich immer gehabt: jedoch war ich bis zu meiner Abreise nach Italien viel zu sehr mit meinen eigenen Studien und Gedanken und mit dem Resultat derselben, der vor einem Jahr von mir erschienenen Schrift beschäftigt, als daß ich mich hätte durch irgend eine praktische Beschäftigung stören und zerstreuen mögen. Auch werde ich erst diesen Winter das zwei- unddreißigste Jahr zurückgelegt haben.

„Was ich zu lehren wünsche ist, wie leicht zu ermessen, nichts Anderes als spekulative Philosophie, die ich nach meiner Weise vorzutragen gedenke, von der, wer das Nähere darüber wissen will, sich aus meiner Schrift im Allgemeinen einen Begriff verschaffen kann. Die neue Laufbahn wünsche ich nächste Ostern endlich anzutreten, aber über die Universität, zu der ich mich wenden werde, bin ich noch unschlüssig: Berlin, Göttingen und Heidelberg haben in Hinsicht auf meine Zwecke und Verhältnisse jede Manches für sich und Manches wider sich. Was nun Berlin betrifft, so ist zuvörderst mir, der ich seit 1814 hier in Dresden wohne, diese Universität unter jenen dreien die nächste, was wegen des Transports meiner Bücher und Effekten und auch in mancher andern Hinsicht in Betracht kommt. Gründe von größerem Gewicht sind aber diese: daß ich dort wohl mehr als irgendwo ein Publikum fände wie es meinen Vorträgen angemessen ist, nämlich ein schon reiferes und gebildetes. Auf der dortigen Universität pflegen junge Leute ihre Bildung zu vollenden, nachdem sie auf anderen Universitäten den Grund gelegt haben: manche, besonders Mediciner studiren dort noch nach der Promotion fort, manche andere, die Vermögen haben und mit ihren Studien nichts als allgemeine höhere Ausbildung bezwecken, wählen Berlin, weil es in dieser Hinsicht jeder anderen Universität weit vorzuziehen ist, und zugleich um die Annehmlichkeiten der Residenz zu genießen: ja es kommt hierzu noch, daß die höhere Geisteskultur, welche Deutschland heutzutage vor anderen Ländern auszeichnet, nirgends so sehr und so allgemein zu Hause ist als gerade in Berlin, weshalb ich in dieser großen Stadt, bei Vorträgen der Art wie ich sie zu halten gedenke, und bei der Gabe eines sehr eindringlichen und lebendigen mündlichen Vortrags, die ich zu haben vermeine, wohl noch auf manche Zuhörer, die lange nicht mehr Studenten sind, mir Hoffnung machen dürfte.

„Was mich nach solchen Betrachtungen allein noch Anstand nehmen läßt, nicht Berlin unbedingt zu erkiesen, ist bloß zweierlei: daß nämlich der Ort selbst wegen Eigenschaften die allen sehr großen Städten gemein sind und wegen der fatalen Lage in der Sandwüste mir nie gefallen hat, und sodann

die Theuerheit des Aufenthalts, vermöge welcher ich dort beträchtlich mehr ausgeben würde, als etwa in Göttingen oder gar in Heidelberg, welches jedoch durch ein volleres Auditorium leicht compensirt werden könnte.

„Nun kommt endlich noch dieses in Betrachtung, daß durch Solgers Tod theils eine Lücke in den philosophischen Vorträgen entstanden und folglich auszufüllen ist, theils eine Professur erledigt worden, auf welche ich gestehe, mir Hoffnung zu machen, falls nicht ein Würdigerer, sie zu besetzen, gefunden wird.

„Meine Bitte an Sie, geehrter Herr Professor, ist, daß Sie die Güte haben, mir zuvörderst über dieses Alles aufrichtig Ihre Meinung zu sagen, insbesondere ob Sie glauben, daß ich in Berlin auf eine mäßige Anzahl Zuhörer rechnen dürfte, ob Ihnen vielleicht hin und wieder Urtheile über meine Schrift zu Ohren gekommen sind, ob Sie endlich glauben, daß die Fakultät mir nicht abgeneigt sein würde. Ich stelle es Ihnen ganz anheim, mit wem Sie wollen, davon vorläufig zu reden. Zugleich bitte ich mir anzuzeigen, welche Specimina meine Habilitation erfordern würde, ob etwa meine Schriften als ein Theil derselben gelten können, an wen und wie ich die förmliche Anzeige deshalb zu machen hätte, auch wann dieses spätestens geschehen müßte. Endlich würde es mir lieb seyn, die jetzige Anzahl Ihrer Studenten zu erfahren.

„Von ganzem Herzen bitte ich Sie zu verzeihen, daß ich Ihnen mit einer so weitläuftigen Angelegenheit Langeweile mache und so viel Mühe zumuthe. Es ist Niemand in Berlin, zu dem ich in jeder Hinsicht ein so großes Zutrauen hegte als zu Ihnen, und der mir so viele Freundlichkeit bewiesen hätte als Sie. Da es einen für mich sehr wichtigen Schritt betrifft, so werden Sie durch eine vollständige und baldige Erfüllung meiner Bitte mich zur dauerndsten Dankbarkeit verpflichten.

„In dem sehr wunderlichen gegenwärtigen Zeitpunkt möchte es wohl nicht überflüssig seyn zu versichern, daß mir nichts fremder ist als irgend eine politische Tendenz oder auf die Zeitgenossen in deren eigenen Angelegenheiten irgend einen Einfluß zu gewinnen, wovon meine Schriften ebenfalls ein Zeugniß ablegen. Was mich jetzt ebenso wie von jeher beschäftigt, ja mich, wie ich von Natur bin, allein beschäftigen kann, sind Dinge, welche die Menschheit zu allen Zeiten und in allen Ländern auf gleiche Weise betreffen, und ich würde es für eine Herabwürdigung meiner selbst halten, wenn ich die ernstliche Anwendung meiner Geisteskräfte auf eine mir so klein und eng erscheinende Sphäre richten sollte als die eben gegenwärtigen Umstände irgend einer bestimmten Zeit oder Landes sind. Ja ich bin sogar der Meinung, daß jeder Gelehrte im höheren Sinn des Worts dieser Gesinnung seyn und das Ausbessern der Staatsmaschine den Staatsmännern überlassen sollte, wie diese ihm das höhere und vollkommenere Wissen. Ganz außerordentlich gering aber denke ich von jenen soit-disant Philosophen, die zu Publicisten geworden sind und die eben dadurch, daß sie unmittelbar in und auf ihre Zeitgenossen eine Wirkungssphäre suchen, das deutlichste Bekenntniß ablegen, daß sie keine Zeile zu schreiben fähig sind, die einst auch ein Nachkomme zu lesen würdigte.

„So viel, geehrter Herr Professor, von meiner Angelegenheit, die mich gezwungen hat, sehr viel von mir selbst zu reden. Von Ihrer Güte hoffe ich mit Zuversicht die Erfüllung meiner Bitte. Mit vieler Theilnahme habe ich vor einem Jahre in Rom Ihre Verheirathung vernommen und bitte meinen verspäteten aber herzlichen Glückwunsch zu genehmigen. Mit aufrichtiger Hochachtung" etc.

Lichtenstein erwiderte ihm:

„Ihre werthe Zuschrift mein hochgeschätzter Herr Doctor, erheischt eine baldige Beantwortung und da will ich sie Ihnen lieber ein wenig unvoll-

ständig als verspätet geben. Ich bin nemlich von manchen Dingen in diesem Augenblick nicht genau unterrichtet, da ich eben erst nach achtmonatlicher Abwesenheit von England und Frankreich heimkehre.

„Unsere Universität hat eine ziemliche Zahl Studenten, man rechnet zwischen 1000 und 1100. Seit Hegel hier ist, scheinen die philosophischen Studien mehr Freunde zu finden, als leider bisher der Fall war, denn Solger hatte nie soviel Zuhörer und soviel Beifall, als seitdem, obgleich Hegel doch wohl ein zahlreicheres Auditorium hatte. Es sind eine große Menge zum Theil noch sehr junger Docenten im philosophischen Fache hier, von denen einige z. B. Fichte, Ritter, Stiedenroth ein verdientes Glück bei den Studenten zu machen scheinen. Doch scheinen sie davon allein noch keineswegs leben zu können, indem das Ministerium mit freiwilligen Gratificationen (statt der Besoldung) von Zeit zu Zeit zutritt, um sie der Universität zu erhalten. Meistens lesen sie auch publica, um sich erst bekannt zu machen und sich nach und nach ein Auditorium zu bilden. Ueberhaupt glaube ich schwerlich, daß man auf einen großen Ertrag an Honorar bei diesen Vorlesungen rechnen dürfte. Es ist der ärmere Theil der Studenten, der sie besucht. Von dieser Seite kann ich Ihnen daher die Aussichten nicht sehr lachend darstellen. Dagegen werden Sie von Seiten der Facultät alle mögliche Bereitwilligkeit und Gefälligkeit finden. Es kommt bloß darauf an, daß Sie Ihre im Druck erschienenen Schriften als specimina, nebst lateinischem curriculo vitae und Doctordiplom, bei dem ebenfalls lateinisch zu verfassenden Gesuch um Zulassung als Privatdocent einsenden, um ohne Fehl sogleich die zustimmende Antwort zu erhalten. Dann würde nur noch eine deutsche Vorlesung in consessu facultatis, worüber nach Befinden nachher ein colloquium gehalten wird, so wie nachmals bei Anfang der Vorlesungen eine kleine lateinische Einführungsrede zu halten sein. Die Kosten betragen 10 Thaler Gold. Decan der Facultät ist jetzt Herr Professor Boeckh, an ihn ist das Gesuch einzusenden, doch an die Facultät zu richten. Es würde mir am zweckmäßigsten erscheinen, erst hierher zu kommen und dann alle diese Schritte zu thun, denn das Hin- und Herschreiben in solchen Angelegenheiten verzögert das Ende gewaltig.

„Bestimmt ausgesprochene Urtheile über Ihre Schriften sind mir nicht gegenwärtig, doch können Sie darauf rechnen, daß man sie hier nach ihrem Werth schätzt. Solger nahm mir das Exemplar Ihrer Schrift über die vierfache Wurzel etc., das Sie mir schenkten gleich ein Paar Tage nachdem ich es erhalten mit fort und ich muß es mir jetzt erst noch aus seinem Nachlaß zurückfordern.

„Sollten Sie sich nach diesem Allem entschließen bei unserer Universität Ihre akademische Laufbahn zu beginnen, so würde ich mich dessen ganz besonders freuen und Sie bitten, unser altes vertrauliches Verhältniß wieder eintreten zu lassen. Sein Sie meiner ganzen Hochachtung und Freundschaft versichert.

Berlin 8. Dec. 1819. Lichtenstein."

Schopenhauer schrieb hierauf am 13. December:

„Geehrtester Herr Professor! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die so baldige Beantwortung meiner Fragen, welche Ihrer gewöhnlichen Güte gegen mich ganz entsprechend ist. Mein Plan nach Berlin zu kommen ist zum Entschluß gereift, theils dadurch daß, indem ich Ihnen die dafür überwiegenden Gründe auseinandersetzte, mir selbst das ganze Gewicht derselben erst recht fühlbar geworden ist und nachgewirkt hat; theils durch die Versicherung die Sie mir geben, daß ich von Seiten der Fakultät alle Gunst zu gewärtigen habe, woran mir vor Allem liegt. Von Seiten der Frequenz und Einnahme der Vorlesungen machen Sie mir keine glänzenden

Versprechungen. Ich vertraue aber in dieser Hinsicht ganz auf mich selbst und will mir schon ein Auditorium schaffen. Uebrigens fällt es mir nicht ein, vom Ertrag meiner Vorlesungen leben zu wollen. Ich habe bis jetzt immer von den Zinsen meines Erbtheils höchst bequem und anständig gelebt. Durch einen Bankerott in Danzig werden diese jetzt beträchtlich geringer werden: jedoch werden sie für das eigentlich nöthige noch hinreichen. Sollte der Ertrag meiner Vorlesungen mir den eingetretenen Abgang ersetzen, so ist das Alles was ich wünsche: wo nicht, so müßten nöthigenfalls die Kapitalien herhalten und das können sie eine sehr lange Weile. Mir liegt hauptsächlich daran, persönlich wirksam zu werden, endlich eine bürgerliche Existenz zu haben, miteinzugreifen: obgleich der Hauptzweck meines Lebens in meinem letzten Werk völlig erreicht ist.

„Mit einer Frage und der Bitte um Antwort darauf, nur mit zwei Worten, muß ich Ihnen aber noch beschwerlich fallen. Daß Sie so sehr bald antworteten, läßt mich vermuthen, daß die Anbringung meines Gesuchs bei der Fakultät Eile hat, obgleich Sie darüber Nichts sagen. Da ich einen entscheidenden Schritt nicht gern eher thue als bis es seyn muß, auch mein curriculum vitae mit gehöriger Sorgfalt abfassen möchte, bitte ich mir anzuzeigen, wann spätestens das Gesuch u. s. w. daseyn muß. Ich mache schon jetzt Anstalt. Ueber die nähere Bestimmung der zu haltenden Vorlesung u. s. w. werde ich sodann Böckh als Dekan selbst befragen. Ist keine Petition an das Ministerium nöthig? — Vor der Zeit nach Berlin zu kommen und meinen alten Lieblingsaufenthalt Dresden zu verlassen, bin ich nicht gesonnen. Da die Sache so einfach ist, wird sie sich ja wohl auch aus dieser Entfernung vorbereiten lassen.

„Bei meinem Aufenthalt in Berlin wird mir nichts erwünschter seyn als die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Geneigtheit, da ich stets gegen Sie die aufrichtigste und innigste Hochachtung gehegt habe. Allezeit verharrend" etc.

Nach erhaltener Antwort richtete er sodann am 31. December folgendes Schreiben an Böckh:

„Ew. Wohlgeboren als dem gegenwärtigen Dekan der Fakultät habe ich die Ehre die Beilagen zu übersenden aus welchen Sie mein Anliegen hinlänglich ersehen werden. Es liegt mir sehr viel daran in den Lektionskatalog zu kommen, da es sonst ja fast unmöglich ist, daß ich Zuhörer erhalte. Herr Prof. Lichtenstein zeigt mir an, daß ich, um dessen gewiß zu seyn, schon am 12. oder 14. Januar in Berlin seyn müsse, um die Habilitation zu vollenden. Das ist mir nicht möglich. Da jedoch auf anderen Universitäten dieser Punkt gar keine Schwierigkeit hat, z. B. in Heidelberg, wo man (wer man auch seyn möge) zur Habilitation sogar eine eigene Dissertation schreiben und über solche disputieren muß, es dennoch sich von selbst versteht, daß man vorläufig im Katalog angezeigt wird, ja sogar erst ein ½ Jahr nach Anfang seiner Vorlesungen" (die Disputation) „halten kann, — so glaube ich von der Billigkeit der Universität erwarten zu dürfen, daß sie nach meinen eingesandten Schriften mir gleichsam auf Kredit eine vorläufige Stelle im Katalog einräumen wird. Gesetzt daß meine nachherigen Habilitationsleistungen den Erwartungen nicht entsprächen, so habe ich gar nichts dagegen, daß die Universität in allen Litteraturzeitungen, wo der Lektionskatalog abgedruckt gewesen, nachher anzeige, daß ich nicht lesen dürfe, weil ich den Leistungen nicht genug gethan. Dergleichen ist aber eigentlich unmöglich, weil gerade der mündliche Vortrag meine stärkste Seite ist. Was ich im Uebrigen kann, mögen Sie aus beifolgenden Arbeiten sehn. Wenn übrigens Ew. Wohlgeboren etwas dazu beitragen können, daß

meinem Wunsche in dieser Hinsicht willfahrt werde, so werde ich solches mit dem aufrichtigsten Dank erkennen.

„Im Katalog wünschte ich so angezeigt zu werden: Arthur Schopenhauer privatim senis per hebdomadem horis universam tradet philosophiam i. e. doctrinam de essentia mundi et mente humana. Im Teutschen: Arthur Schopenhauer wird die gesammte Philosophie d. h. die Lehre vom Wesen der Welt und des menschlichen Geistes vortragen: 6 mal wöchentlich. Die Stunde bitte ich nach Ihrem besten Dafürhalten auszuwählen: am passendsten ist wohl die, wo Herr Professor Hegel sein Hauptkollegium liest: doch möchte ich in keinem Fall zwischen 1 und 4 lesen.

„Herr Prof. Lichtenstein schreibt mir, daß außer den beifolgenden speciminibus nur noch eine Vorlesung in consessu facultatis, über welche nach Befinden nachmals ein Colloquium gehalten wird, und sodann beim Anfang der Vorlesungen eine kleine lateinische Einführungsrede zu halten sei. Ew. Wohlgeboren werden mir die Bitte nicht abschlagen mir folgende Fragen zu beantworten: 1) Ob jene Vorlesung über einen aufgegebenen oder einen von mir gewählten Gegenstand zu halten sei. 2) Ob solche nur eine Stunde oder auch länger dauern dürfe. 3) Ob das Colloquium lateinisch oder teutsch gehalten wird. 4) Welchen Gegenstand u. Form ungefähr die Einführungsrede haben muß. Endlich wann ungefähr die Vorlesungen nach Ostern ihren wirklichen Anfang nehmen.

„Ich habe vor sieben Jahren mit viel Vergnügen Ihren öffentlichen Vorlesungen über die Argumente der Platonischen Dialogen beigewohnt: die Darstellung erfreute mich um so mehr als mir die Materie schon bekannt war.

„Ew. Wohlgeboren mich und meine Angelegenheit bestens empfehlend und Ihnen ein heilbringendes neues Jahr wünschend verharre ich mit aufrichtiger Hochachtung."

Durch Vermittelung eines jüngern Freundes Schopenhauers, des damals in Berlin habilitirten Philologen Friedrich Gotthilf Osann aus Weimar (geb. 1794, gest. 1858 in Gießen, ertheilte Böckh die gewünschte Auskunft.

Das lateinische Schreiben an die philosophische Facultät, nebst dem Curriculum vitae, welche Schopenhauer hiernach in sehr kurzer Zeit abgefaßt und dem Briefe an Böckh beigelegt hatte, lauten übersetzt*:

Hochverehrter Herr Decan! hochangesehene Herren Räthe und Beisitzer der Philosophischen Facultät! Hiermit richte ich an Sie die ergebenste Bitte mir die Berechtigung und Erlaubniß ertheilen zu wollen, auf Ihrer Universität in der Philosophie und deren sämmtlichen Zweigen Lehrvorträge zu halten. Damit Sie in Berathung und Erwägung ziehen können, ob ich zu diesem Berufe befähigt und solcher Ehre würdig sei, lege ich Ihnen die bis jetzt von mir veröffentlichten Schriften vor, nämlich die Dissertation über die Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, die Ab-

* Der Text des Curriculum vitae, in der 2. Auflage nach Schopenhauers Concept gegeben, ist in der folgenden Uebersetzung nunmehr mit dem in den Berliner Universitätsakten aufbewahrten Original in Uebereinstimmung gebracht. Die Abweichungen und Zusätze sind geringfügig und zumeist nur Verbesserungen in der Diktion.

handlung über das Sehen und die Farben und die Bücher über die Welt oder das System der Philosophie. Ebenso füge ich das Diplom über den mir von der hochansehnlichen philosophischen Facultät der Universität Jena ertheilten Doctorgrad diesem Schreiben bei. Um Ihnen auch einen Einblick in meine Lebensführung zu geben, lasse ich den üblichen Abriß meiner Laufbahn folgen, der wegen meines schon mehr vorgerückten Alters und der mannichfaltigen Windungen meines Lebenswegs weitläufiger als gewöhnlich ausfallen mußte.

Wenn Sie mich der erbetenen Befugniß und Ehre würdig finden sollten, werden Sie mich damit zu ewigem Danke verpflichten. Wollten Sie zudem Ihre Gewogenheit mir durch eine besondere Vergünstigung bezeigen, so würden Sie mir zugleich gütigst gestatten, daß die im bevorstehenden Sommerhalbjahre von mir zu haltenden Vorlesungen in dem demnächst erscheinenden Lectionskatalog eingerückt werden, da ich, durch unabweisliche Umstände hier zurückgehalten, nicht vor März nach Berlin kommen und dann erst die übrigen mir von Ihnen noch aufzugebenden Leistungen werde erfüllen können. In der festen Zuversicht, daß ich im Stande sei, diesen Auflagen Genüge zu leisten, ersuche ich Sie dringend, Ihrem Wohlwollen und Ihrer Güte gemäß mir auch in diesem Betreff willfahren zu wollen.

Ihrem Wohlwollen, hochverehrter Herr Decan, sowie der Gewogenheit Einer hochansehnlichen philosophischen Facultät mich angelegentlich empfehlend, bitte ich den Allmächtigen, Sie im bevorstehenden und vielen folgenden Jahren gesund und wohl zu erhalten und Sie mit allen Glücksgütern segnen zu wollen. Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Arthur Schopenhauer.

Lebenslauf
des Doctors der Philosophie Arthur Schopenhauer.

Treibe die Natur mit der Heugabel aus,
sie kommt doch immer zurück.
(Horaz, Briefe 10,24.)

Die Aufgabe, über meinen Lebenslauf zu berichten, bringt mir Vieles mehr, dessen zu erwähnen ist, vor die Erinnerung, als bei der gleichen Arbeit Anderer wohl der Fall zu sein pflegt. Es rührt dies daher, daß mir den Beruf, dem ich folge, die gelehrte Thätigkeit, der ich mich hingegeben habe, nicht wie den Meisten der Zufall entgegengebracht noch die berechnende Fürsorge Anderer angewiesen, sondern die eigene freie Wahl allein zugetheilt hat, und daß mir der Weg, auf welchem ich dahin, wo ich bin, gelangte, nicht allein nicht gebahnt und geebnet, sondern behindert und versperrt gewesen, ja daß ich ihn anfangs nicht einmal kannte.

Ich stamme aus Danzig, wo ich am 22. Februar 1788 das Licht erblickte. Mein Vater war Heinrich Floris Schopenhauer, meine noch lebende, durch eine Reihe von Schriften bekannte Mutter ist eine geborene Johanna Henriette Trosiener. Wenig aber fehlte, so wäre ich Engländer geworden; denn erst da ihre Niederkunft schon nahe bevorstand verließ meine Mutter England, um in die Heimath zurückzukehren. Mein vortrefflicher Vater war ein wohlhabender Kaufmann und Königlich polnischer Hofrath, obwohl er nie gestattete daß man ihn so nannte. Er war ein gestrenger heftiger Mann, aber von tadelloser Unbescholtenheit, Rechtlichkeit und unverbrüchlicher Treue, dabei in Handelsgeschäften mit vorzüglicher Einsicht begabt. Wie viel ich ihm verdanke, vermag ich kaum in Worten auszudrücken: denn, wenn auch

die Laufbahn, die er mir zu eröffnen beschlossen hatte, in seinen Augen freilich die beste, meinem Geiste nicht angemessen war, daß ich frühzeitig in nützliche Kenntnisse eingeweiht wurde, daß mir dann die Freiheit, die Muße und alle Hülfsmittel zur Verfolgung des Ziels, für das allein ich geboren war, zur Gelehrten-Ausbildung nicht fehlten, daß mir endlich auch später, in reiferen Jahren, ohne mein Zuthun Vortheile zu Theil wurden, deren die Wenigsten meiner Art und Anlage sich zu erfreuen gehabt haben, nämlich freie Zeit und eine vollkommen sorgenlose Existenz, kraft deren es mir gestattet war, eine Reihe von Jahren hindurch Studien, die in Hinsicht auf Gelderwerb die unfruchtbarsten sind, Untersuchungen und Meditationen der allerschwierigsten Gattung ausschließlich nachzuhängen und zuletzt, was ich erforscht und durchdacht, durch nichts abgezogen oder gestört, niederzuschreiben — das Alles danke ich einzig jenem Manne:

Denn kein Kaiser hat uns diese Muße bereitet.

Deshalb werde ich, so lange ich lebe, diese unaussprechlichen Verdienste und Wohlthaten des besten Vaters immer im Herzen bewahren und dessen Gedächtniß heilig halten.

Als im Jahre 1793 der König von Preußen, des wohlregierenden allerhöchster Vater, die Stadt Danzig seiner Herrschaft unterwarf, ertrug mein Vater, dessen Herz nicht weniger warm für die Freiheit als für die Vaterstadt schlug, den Anblick des Untergangs der alten Republik nicht: wenige Stunden vor der Besetzung der Stadt durch die preußischen Truppen verließ er deshalb diese mit Weib und Kind, blieb die Nacht über in seinem Landhause und reiste am folgenden Tage in Eiltouren nach Hamburg ab. Aber nicht ohne große Vermögenseinbuße kaufte er sich allein mit den Seinigen von dem Geschicke Danzigs los: denn abgesehen von dem für den Kaufmann höchst nachtheiligen Ortswechsel und der in so ungünstigem Zeitpunkt nicht ohne Schaden zu bewerkstelligenden Veräußerungen mußte er auch noch den zehnten Theil seiner gesammten Habe dem Fiscus abgeben, wogegen er dann von jeder Verbindlichkeit gegen die Stadt frei und entbunden erklärt wurde. So ward ich schon in zarter Kindheit, ich stand damals im fünften Jahre, heimathlos; auch habe ich seitdem eine neue Heimath niemals erworben. Denn wenn schon mein Vater von jener Zeit an bis zu seinem Ende seinen Wohnsitz in Hamburg hatte und daselbst eine Handlung betrieb, so wollte er doch nie unter die Zahl der Bürger aufgenommen werden, sondern wohnte dort nach dem daselbst gültigen Rechte der Ausländer als Beisasse.

Ueber mich aber, seinen einzigen Sohn und damals alleinigen Erben, meine Schwester ist zehn Jahre nach mir geboren, hatte er beschlossen, daß ich ein tüchtiger Kaufmann und zugleich ein Mann von Welt und feinen Sitten werden sollte. Zu diesem Zweck hielt er vor allem nöthig, daß ich vollkommen französisch lernte. Als er daher 1797 eine Vergnügungsreise nach Frankreich und England antrat, nahm er mich, der ich damals im zehnten Jahre stand und bis dahin in einem Privatinstitut in den üblichen Fächern Unterricht genossen hatte, mit sich. Nachdem wir Paris gesehen, führte er mich nach Havre, wo er mich, damit aus mir wo möglich ein ganzer Franzose werde, bei einem Geschäftsfreunde zurückließ. Dieser, ein lieber guter sanfter Mann, hielt mich ganz wie seinen zweiten Sohn und ließ mich mit seinem eignen mir gleichalterigen Sohne gemeinsam erziehen. So wurden wir von zu uns kommenden Privatlehrern in allen, jenem zarten Lebensalter angemessenen Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, so daß ich neben der französischen Sprache vieles Andere dort lernte, auch einige Anfangsgründe im Lateinischen, diese jedoch mehr, damit davon die Rede sein könne, und überhaupt nur in der Absicht, damit ich, wenn mir einmal ein lateinisches Wort aufstieße, nicht ganz befremdet sei. In jener freund-

lichen an der Seinemündung und der Meeresküste gelegenen Stadt verlebte ich so den weitaus frohesten Theil meiner Kindheit.

Nach einem mehr als zweijährigen Aufenthalt vor Vollendung meines zwölften Jahres fuhr ich allein zu Schiff nach Hamburg zurück. Unbändig freute sich mein guter Vater, als er mich plaudern hörte wie wenn ich ein Franzose wäre: die Muttersprache dagegen hatte ich dermaßen verlernt, daß man sich darin mir nur mit größter Schwierigkeit verständlich machen konnte. In Hamburg nun kam ich in eine von den Söhnen der höherstehenden und vermögenderen Hamburger besuchte Privat-Erziehungsanstalt, deren Vorsteher Dr. phil. Runge, auch Verfasser einer pädagogischen Schrift, war. Unter der Leitung dieses vortrefflichen Mannes sowie der anderen in dessen Anstalt thätigen Lehrer lernte ich Alles gründlich was einem Kaufmanne von Nutzen ist und dem Gebildeten wohl ansteht. Dem Lateinischen aber wurde nur eine einzige Stunde in der Woche und auch das nicht ernstlich, nur zum Schein gewidmet. Diesen Unterricht genoß ich fast vier Jahre lang. Lange vor Ablauf dieser Zeit jedoch erfaßte mich eine starke Neigung zur Gelehrtenlaufbahn, und ich ging meinen Vater mit inständigen Bitten an, mir in dieser Beziehung den Willen zu thun und mich nicht Kaufmann werden zu lassen. Dieser aber hegte hiergegen den größten Widerwillen und ließ sich, da er, nach seinem Dafürhalten einzig meinen Vortheil im Auge hatte, nicht erweichen. Da ich jedoch, durch keine Fehlbitte abgeschreckt noch ermüdet, ihm stets mit dem nämlichen Anliegen in den Ohren lag, und auch Dr. Runge mir das Zeugniß gab, daß ich andere und höhere Geistesfähigkeiten besitze, als welche der Kaufmann braucht, so wurde endlich der überaus feste Sinn meines Vaters soweit gebrochen, oder doch wankend gemacht, daß er sich, obwohl widerstrebend, einzuwilligen geneigt zeigte und davon sprach, mich dem Gymnasium zu übergeben. Da seiner väterlichen Liebe mein Wohl vor allem am Herzen lag und in seiner Ideenverbindung die Begriffe Gelehrtenthum und Dürftigkeit unzertrennlich verknüpft waren, so glaubte er vor Allem dafür sorgen zu müssen, daß dieser drohenden Gefahr bei Zeiten vorgebeugt werde. Er beschloß deshalb, mich zum hamburger Canonicus zu machen und begann sich mit den dazu erforderten Bedingungen zu beschäftigen. Indem er jedoch über die, in der That hohe Einkaufssumme nicht sofort einig wurde, verzögerte dies die ganze wegen der Veränderung meines Lebensplans zu treffende Entscheidung. Aus diesem Aufschube schöpfte mein Vater neue Hoffnung mich von meinem Gedanken abzubringen. Daß er dies nicht mit Gewalt durchsetzte, davon hielt ihn die ihm angeborene Achtung vor der Freiheit jedes Menschen zurück. Aber mich mit List zu versuchen nahm er keinen Anstand. Er wußte daß ich sehr begierig war die Welt zu sehen sowie daß ich mich lebhaft sehnte, wieder einmal nach Havre und zu meinen theuren Freunden dort zu kommen. Deshalb eröffnete er mir, daß er im nächsten Frühjahre mit seiner Frau eine länger andauernde Vergnügungsreise durch einen großen Theil von Europa unternehmen werde und daß ich diese herrliche Tour, auf der ich Gelegenheit haben würde, auch Havre wiederzusehen, mitmachen könne, wenn ich ihm nur versprechen wolle, mich nachher ganz dem Kaufmannsstande zu widmen; wolle ich dagegen auf dem Vorhaben der Gelehrten-Laufbahn bestehen, so müsse ich, um Lateinisch zu lernen, in Hamburg bleiben. Die Wahl stehe bei mir.

Einer solchen Versuchung widerstand das jugendliche Herz nicht: nachdem ich mir seinem Verlangen gemäß die Sache überlegt hatte, leistete ich das Versprechen. So verließ ich im Frühling des Jahres 1803, nachdem ich das sechzehnte Jahr angetreten hatte, mit den Eltern Hamburg. Wir sahen zuerst Holland und fuhren dann von Frankreich nach England hinüber. Nachdem wir in London einen Aufenthalt von anderthalb Monaten

gemacht hatten, setzten meine Eltern die Reise in das Innere von England und nach Schottland fort, während ich bei einem in der Nähe Londons wohnenden Geistlichen zurückgelassen wurde, damit ich die englische Sprache gründlich erlerne, was ich in den drei daselbst verlebten Monaten gut zu Wege brachte. Nach der Rückkehr meiner Eltern nach London schloß ich mich ihnen wieder an und nachdem wir nochmals anderthalb Monate daselbst zugebracht hatten, fuhren wir wieder nach Holland, von wo wir uns durch Belgien nach Paris begaben, um daselbst den größten Theil des Winters zu verweilen. Von dort besuchte ich auch Havre wieder. Darauf sahen wir Bordeaux, Montpellier, Nimes, Marseille, Toulon und die Hierischen Inseln. Nachdem wir auch Lyon besucht hatten, traten wir in die Schweiz ein. Als diese ganz durchreist war, gingen wir nach Wien, von dort nach Dresden und Berlin, endlich nach Danzig. Nachdem wir so auch die alte Heimath wiedergesehn, kehrten wir in den ersten Tagen des Jahres 1805 nach fast zweijähriger Abwesenheit nach Hamburg zurück.

Es leuchtet ein daß mir durch diese lang andauernde Reise zwei Jugendjahre, welche sonst zur Erlernung der klassischen Lehrfächer und Sprachen verwendet zu werden pflegen, in dieser Hinsicht gänzlich nutzlos verstrichen, und dennoch zweifle ich heute noch, ob nicht eine Frucht jener Reise mir zu gut gekommen ist, die jenen verlorenen Vortheil vollständig ausgleicht, ja überwiegt. Denn gerade in den Jahren der erwachenden Mannbarkeit, in welchen die menschliche Seele sowohl Eindrücken jeder Art am meisten offen steht, als nach der Aufnahme und Erkenntniß der Dinge am stärksten verlangt und neugierig ist, wurde mein Geist, nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit leeren Worten und Berichten von Dingen, von denen er noch keine richtige und sachgemäße Kenntniß haben konnte, angefüllt und auf diese Weise die ursprüngliche Schärfe des Verstandes abgestumpft und ermüdet; sondern statt dessen durch die Anschauung der Dinge genährt und wahrhaft unterrichtet und lernte daher, was und wie die Dinge seien, früher als er die über ihre Beschaffenheit und Veränderung fortgepflanzten Meinungen in sich aufgenommen hatte. Besonders erfreue ich mich dessen, daß mich dieser Bildungsgang frühzeitig daran gewöhnt hat, mich nicht mit den bloßen Namen von Dingen zufrieden zu geben, sondern die Betrachtung und Untersuchung der Dinge selbst und ihre aus der Anschauung erwachsende Erkenntniß dem Wortschalle entschieden vorzuziehen, weshalb ich später nie Gefahr lief, Worte für Dinge zu nehmen.

Somit lasse ich mir diese Reise mit nichten leid sein. Es blieb mir danach jedoch ein viel schlimmerer, in Wahrheit zu beklagender Nachtheil. Denn, nach Hamburg zurückgekehrt mußte ich Wort halten und mich ohne Ausflüchte dem kaufmännischen Beruf widmen. Ich kam deshalb zu einem angesehenen hamburger Kaufmanne und Senator in die Lehre. Nie aber hat es einen schlechteren Handlungsbeflissenen gegeben als mich. Meine ganze Natur widerstrebte diesen Geschäften; immer auf Anderes gerichtet, vernachlässigte ich meine Obliegenheiten und war Tag für Tag nur darauf bedacht, Zeit zu gewinnen, die ich zu Hause den Büchern widmen oder in der ich mich wenigstens an Gedanken und Phantasien weiden könne. Auch hatte ich auf dem Comptoir immer Bücher versteckt, an denen ich mich, sobald ich unbewacht war, ergetzte. Als der berühmte Stirnschauer und Urheber der Schädellehre, Gall, in Hamburg Vorlesungen hielt, hinterging ich, um dessen Vorträge fleißig hören zu können, meinen Lehrherrn täglich mit List und Betrug. Außer diesen Tugenden machte eine tiefe Niedergeschlagenheit mich unfügsam und für Andere beschwerlich, theils weil an die Stelle der fortwährenden Zerstreuungen, an welche mich die lange Reise gewöhnt hatte, nunmehr eine verhaßte Beschäftigung und die schlimmste Knechtschaft getreten war, theils weil ich mehr und mehr zur Einsicht kam, daß ich einen

verkehrten Lebensweg eingeschlagen habe — ein Fehler, den wieder gut machen zu können ich gänzlich verzweifelte.

Zu diesem meinem Unglück kam bald der schrecklichste Schicksalsschlag: mein geliebter bester Vater wurde mir durch einen jähen, von Ungefähr eingetretenen blutigen Tod plötzlich entrissen. Infolge dieses Trauerfalls steigerte sich die Verdüsterung meines Gemüths so sehr, daß sie von wirklicher Melancholie wenig mehr entfernt war. Obwohl ich sozusagen schon mein eigner Herr war, und meine Mutter mir in nichts im Wege stand, fuhr ich fort, meine Stelle bei dem Kaufherrn zu versehen, theils weil der übergroße Schmerz die Energie meines Geistes gebrochen hatte, theils weil ich mir ein Gewissen daraus machte, die Beschlüsse des Vaters alsbald nach seinem Tode wieder aufzuheben, endlich weil ich bereits in einem zu weit vorgeschrittenen Alter zu stehen glaubte um die alten Sprachen noch erlernen zu können. Daß das Schicksal mit mir, wie einst die Sibylle mit dem Tarquinius verfahre, ahndete ich nicht. Fast zwei Jahre verbrachte ich bei jenem Kaufmanne, die mir ohne irgend welchen Nutzen gänzlich verloren gingen. Endlich gegen das Ende dieser Zeit, als ich, von unerträglichen Gemüthsleiden gequält, in den Briefen an meine bereits in Weimar wohnende Mutter mich in jämmerlichen Klagen ergoß über den vereitelten Lebenszweck, über den unersetzlichen Verlust der auf nichtige Arbeit vergebens verwendeten Kräfte und Jugend, endlich über mein vorgeschrittenes Lebensalter, das mir nicht mehr verstatte, die gewählte Laufbahn zu verlassen und eine neue zu beginnen — da geschah es daß der berühmte Fernow, ein Mann von wirklich ausgezeichneten Geistesgaben und meiner Mutter damals eng befreundet, Einsicht von diesen Briefen nahm und dadurch, obwohl ich ihm übrigens unbekannt war, bewogen ward, sich mir gegenüber schriftlich zu äußern, indem er mir klar machte, daß die bis dahin verlorene Zeit noch ersetzbar sei, dies durch sein eignes Beispiel sowie dasjenige Anderer, selbst der bedeutendsten Gelehrten, welche erst spät die gelehrte Laufbahn angetreten hätten, bewies, und mir rieth, Alles im Stich zu lassen, um mich auf die Erlernung der alten Sprachen zu werfen. Als ich diesen Brief gelesen, brach ich in heftiges Weinen aus und auf der Stelle stand in mir, dem sonst jede Wahl Qual machte, der Entschluß fest. Nachdem ich meinem Lehrherrn gekündigt, reiste ich sogleich nach Weimar. Es war dies zu Anfang des Jahres 1807, als ich eben das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte.

Auf Fernows Rath begab ich mich sodann ohne Verzug nach Gotha, wo ich in dem daselbst blühenden berühmten Gymnasium als Schüler Aufnahme fand. Jedoch konnte ich wegen meiner gänzlichen Unkenntniß der alten Sprachen nur an den Unterrichtsstunden theilnehmen, die in meiner Muttersprache gegeben wurden. Der rühmlichst bekannte Director des Gymnasiums, Döring, aber gab mir täglich zwei Privatstunden, in welchen er mich die Anfangsgründe des Lateinischen lehrte; denn so groß war meine Unwissenheit in dieser Sprache, daß ich erst declariren und conjugiren lernen mußte. Bald aber, meiner unglaublich raschen Fortschritte halber prophezeite mir Döring für die Zukunft das Beste und Rühmlichste, infolge dessen ich aus jener Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit nach und nach wieder emporgerichtet neue Hoffnung faßte und das mir vorgesteckte Ziel mit großer Frische und Spannkraft verfolgte.

Aber, o neues Mißgeschick! noch hatte ich nicht gelernt, mich gefährlicher Scherze zu enthalten, was mich zu Fall brachte. Ein Gymnasialprofessor Namens Schultz, den ich meines Erinnerns nie gesehen, hatte sich in einem Tagesblatt nachtheilig über die Selecta, der auch ich für die deutsch gehaltenen Lehrstunden angehörte, ausgesprochen, und diese in die Oeffentlichkeit getretene Aeußerung zog ich bei Tische mit etlichen Witzen durch. Meine Verwegenheit wurde ihm hinterbracht und hatte zur Folge, daß mir Döring

den Privatunterricht aufsagte. Zugleich jedoch gab er mir die Versicherung, daß es ihm zu besonderem Genusse gereicht habe, mich zu unterrichten, daß er aber sein gegebenes Wort halten müsse; auch sprach er den Wunsch aus, ich solle im Gymnasium bleiben und bei jemand Anderem Privatstunden nehmen, was ich jedoch nicht wollte. Mit Ablauf des Semesters verließ ich deshalb Gotha und begab mich nach Weimar, wo der rühmlichst bekannte Passow, jetzt Professor an der Universität zu Breslau, mir im Lateinischen und bald auch im Griechischen Privatunterricht ertheilte. Später beschränkte er sich aufs Griechische, während ich bei dem ausgezeichneten, in der lateinischen Redekunst wohl unübertrefflichen Weimarer Gymnasialdirector Lenz lateinische Conversationsstunden hatte. Beiden vortrefflichen, um mich hochverdienten Männern bleibe ich zum größten Dank verpflichtet. Von Wissensdurst getrieben war ich meinestheils nun angestrengt ja ängstlich bestrebt mit unermüdlicher Emsigkeit, höchstem Eifer und unverdrossener Arbeit die Schäden der vergangenen Lebenszeit zu ersetzen und durch späten Fleiß die verlorene Frucht so vieler Jahre auszugleichen. Nicht mit dem Gelde zur Anschaffung von Hülfsmitteln jeder Art, aber mit der Muße geizend saß ich einen Tag wie den andern bis in die Mitternacht so emsig hinter meinen Büchern und Papieren, als hätte ich mich für des Leibes tägliche Nahrung und Nothdurft abzuquälen. Auch wohnte ich nicht bei meiner Mutter sondern mit Passow in demselben Hause, so daß ich den Lehrer stets bei der Hand hatte. Weitaus am meisten beschäftigten mich die alten Sprachen; außerdem trieb ich, nur mit Hülfe von Büchern, Mathematik und Geschichte, in deren Elemente ich schon früher eingeweiht worden war. So verbrachte ich zwei Jahre in Weimar, nach deren Ablauf meine Lehrer mich für die Universität reif erklärten, und der Wahrheit gemäß darf ich, obwohl es Wunder nehmen mag, bekennen, daß ich damals in dritthalb Jahren allen aus der früheren Versäumniß erwachsenen Schaden wieder gutgemacht habe. Den erfreulichen Beweis davon habe ich später daraus entnommen, daß ich auf der Universität bei dargebotener Gelegenheit öfters in Erfahrung brachte, wie ich in der Kenntniß der alten Sprachen den anderen Studirenden nicht allein gleichstand, sondern die allermeisten und zuweilen sogar die Philologen übertraf. Es ist dies wenigstens theilweise daraus herzuleiten, daß ich, zum größten Theil Autodidakt, weit mehrere alte Klassiker gelesen hatte, als es die in Gymnasien Aufgewachsenen vermochten, wo alle nur zusammen in der Heerde und schrittweise vorwärtskommen. Dieses unablässige Lesen der griechischen und römischen Klassiker habe ich auch später während meiner ganzen Universitätszeit gewissenhaft fortgesetzt, indem ich ihm täglich zwei Stunden widmete.* Hieraus sind mir besonders die folgenden Vortheile erwachsen: zunächst wurde ich mehr und mehr in das Alterthum eingeweiht und gewann allmählich die Einsicht in dessen Vorzüglichkeit und Eigenart, die sich mir freilich am meisten erst offenbarte, als ich in diesem nun zu Ende gehenden Jahre das Glück hatte, in Italien die ehrwürdigen herrlichen Denkmäler des Alterthums vor Augen zu sehen und selbst aus den geringsten Ueberresten des klassischen Zeitalters dessen eigenthümlichen Geist zu erfassen. Sodann wurde durch dieses andauernd fortgesetzte Lesen der alten Autoren, besonders der griechischen Philosophen meine deutsche Schreibart, mein Stil wesentlich gefördert, verbessert und gereinigt; endlich verhinderte dieses beharrliche Lesen, daß mir die so schnell erworbene Kenntniß der alten Sprachen nicht ebenso schnell

* Er legte sich frühzeitig Verzeichnisse der von ihm gelesenen lateinischen und griechischen Autoren an, die er im Laufe der Jahre ergänzte. Sie bezeugen den großen Umfang und die zweckmäßige Auswahl und Beschränkung seiner Lektüre. Vgl. den wortgetreuen Abdruck dieser Verzeichnisse, Anhang II.

wieder verloren gegangen ist, vielmehr so tief in mir Wurzel geschlagen hat, daß sie bis heute, nachdem doch so viele und verschiedenartige Studien dazwischengetreten, nicht geschwunden ist und jüngst selbst das anhaltende Italienischsprechen, obwohl nichts für die Fähigkeit des Lateinsprechens und Schreibens Nachtheiligeres gedacht werden kann, mir nicht geschadet hat. Zur Beglaubigung dessen versichere ich in allem Ernste, daß ich dies Alles hier ohne irgend eines Sterblichen Beihülfe niederschreibe und, ehe ich es nach Berlin sende, Niemanden zeigen werde: indem, obwohl ich weiß, daß auch ich der Rede fehlen kann, dies, wenn es vorkäme, doch nur menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit, nicht meiner Unwissenheit zuzuschreiben wäre. Daß ich aber solches Alles vorbringe, möge einem Menschen verziehen werden, der erst in seinem neunzehnten Jahre das Wort «mensa» dekliniren lernte; denn sonst wäre dies die eitelste Großsprecherei und zwar in unbedeutender Sache.

Gegen Ende des Jahres 1809, mit erreichter Volljährigkeit, erhielt ich von der Mutter mein Erbe d. h. den dritten Theil des vom Vater hinterlassenen Vermögens, soviel davon noch übrig war, womit mir ein genügender Lebensunterhalt gesichert wurde. Darauf bezog ich die Universität Göttingen, wo ich mich als Mediciner einschreiben ließ. Nachdem ich aber mich selbst und zugleich die Philosophie, wenn auch nur oberflächlich so doch einigermaßen kennen gelernt hatte, änderte ich meinen Vorsatz, gab die Medicin auf und widmete mich ausschließlich der Philosophie. Die Zeit, welche ich auf das Studium der ersteren verwendet, war jedoch keineswegs verloren, weil ich nur erst solche Vorlesungen gehört hatte, die auch dem Philosophen nützlich ja nothwendig sind. Während zweier in Göttingen verlebter Jahre lag ich mit dem anhaltenden Fleiße, an welchen ich bereits gewohnt war, den wissenschaftlichen Studien ob, von denen mich der Umgang mit den anderen Studenten durchaus nicht abzuhalten oder wegzulocken vermochte, weil mein reiferes Alter, meine reichere Erfahrung und mein grundverschiedenes Naturell mich jederzeit zur Absonderung und Einsamkeit führten. Infolge dessen blieb mir, obgleich ich den Vorlesungen regelmäßig beiwohnte, doch noch viele Zeit zum Bücherlesen übrig, die ich vorzugsweise Platon und Kant widmete. Im Laufe dieser zwei Jahre besuchte ich G. E. Schulzes Vorlesungen über Logik, Metaphysik und Psychologie, hörte bei Thibaut reine Mathematik, bei Heeren alte und neuere Geschichte sowie die Geschichte der Kreuzzüge und Ethnographie, bei Lüder deutsche Reichsgeschichte, bei Blumenbach Naturgeschichte, Mineralogie, Physiologie und vergleichende Anatomie, bei Hempel Anatomie des menschlichen Körpers, bei Strohmeier Chemie, bei Tobias Maier Physik und physicalische Astronomie, bei Schrader Botanik. Dankbar erkenne ich den mir aus dem Unterrichte dieser ausgezeichneten Männer erwachsenen großen Gewinn. Im Herbst des Jahres 1811 zog ich nach Berlin, wurde auch dort in die Zahl der Studirenden aufgenommen und war nach Kräften bemüht in der Schule der berühmten Lehrer, an welchen diese Universität so reich ist, Geist und Gemüth höher auszubilden. So hörte ich Wolfs Vorlesungen über griechische und römische Dichter, griechische Alterthümer und griechische Literaturgeschichte; Schleiermachers Geschichte der Philosophie und, mit hohem Genuß, Ermans öffentliche Vorträge über Magnetismus und Elektricität; ferner durch drei Semester hindurch Lichtensteins sämmtliche zoologischen Collegien, zum zweitenmal Chemie, bei Klaproth, ebenso Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, Geognosie bei Weiß, allgemeine Physiologie bei Horkel, Anatomie des menschlichen Gehirns bei Rosenthal. Der großen Verdienste dieser ausgezeichneten Männer um mich werde ich stets dankbaren Sinnes eingedenk bleiben. Auch Fichten, der seine Philosophie vortrug, folgte ich, um sie nachher um so gerechter beurtheilen zu können, aufmerksam; einmal stritt

ich in der von ihm seinen Zuhörern gegebenen Sprechstunde lange mit ihm — eine Disputation, deren sich die dabei zugegen Gewesenen vielleicht noch erinnern werden. Auch in Berlin würde ich zwei Jahre lang geblieben sein, wenn mich nicht während des letzten Halbjahres, 1813, die Kriegsunruhen vertrieben hätten, was ich umsomehr zu beklagen hatte, als ich mich gerade damals rüstete, bei der hochansehnlichen philosophischen Facultät der berliner Universität den Doctorgrad im verordneten Wege zu erlangen. Zu diesem Zweck hatte ich, nachdem ich von dem berühmten, mir stets besonders wohlwollenden Lichtenstein über die Bedingungen und Erfordernisse dazu belehrt worden war, die Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde zu schreiben begonnen und zwar den Statuten hochlöblicher Facultät gemäß in deutscher Sprache.

Da jedoch infolge des ungewissen Ausgangs des Treffens bei Lützen die Stadt Berlin bedroht schien und Alle, denen es frei stand, die Flucht ergriffen, die meisten nach Frankfurt oder Breslau, ich meines Theils aber es für das Beste hielt, dem Feind entgegenzugehen, so richtete ich meinen Weg nach Dresden, wo ich nach mancherlei Zwischenfällen und Gefährden endlich am zwölften Tage ankam. Ich hatte im Sinn gehabt dort zu bleiben; da mich jedoch von den dieser Stadt bevorstehenden Gefahren eine Ahndung überkam, ging ich weiter nach Weimar. Hier aber, wo ich in der Wohnung meiner Mutter abgestiegen war, mißfielen mir gewisse häusliche Verhältnisse so sehr, daß ich, einen anderen Zufluchtsort suchend, mich nach Rudolstadt zurückzog, wo ich im Gasthause, als dem in jenen unruhvollen Zeiten für einen heimathlosen Menschen passendsten und eigens angemessenen Aufenthaltsort, den übrigen Theil des Jahres verlebte. Uebrigens war ich damals gemüthlich wiederum tief leidend und niedergeschlagen, hauptsächlich weil ich mein Leben in eine Zeit gefallen sah, die ganz andere Gaben erforderte, als zu welchen ich das Zeug in mir fühlte. In meiner Rudolstädter Zurückgezogenheit indessen fesselten mich die unaussprechlichen Reize der dortigen Gegend. Meiner ganzen Natur nach dem Militairwesen abhold, war ich glücklich, in dem nach allen Seiten hin von bewaldeten Bergen umhegten Thale jenen ganzen kriegerischen Sommer hindurch keinen Soldaten zu sehen und keine Trommel zu hören, und lag in tiefster Einsamkeit, durch nichts zerstreut oder abgezogen, ununterbrochen den abgelegensten Problemen und Untersuchungen ob. Mit Büchern ging mir die Weimarische Bibliothek an die Hand.

So vollendete ich dort meine Dissertation über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, immer in der Hoffnung nach Berlin zurückkehren zu können, wo ich promoviren wollte. Da es aber nicht dazu kam, indem die Wege weder während des Waffenstillstandes noch während des darauf gefolgten Krieges frei wurden, der Doctortitel mir aber damals von großem Nutzen war, so richtete ich an die verehrliche philosophische Facultät der Universität Jena, die mir die nächste war, unter Einsendung der Dissertation mit Sendschreiben die Bitte: mir den philosophischen Doctorgrad zu ertheilen, was mir deren Güte auch gewährte.

Mit hereinbrechendem Winter, der mir in meinem ländlich abgesonderten Zufluchtsort, welcher zudem damals Militair hatte, gar zu traurig erschien, wandte ich mich wieder nach Weimar, wo ich den ganzen Winter zubrachte. Damals aber, zum Troste in solchen Leiden, ward mir zu Theil, was ich zu den erfreulichsten und glücklichsten Ereignissen meines Lebens zähle: denn jener in Wahrheit hohe Schmuck unseres Jahrhunderts und der deutschen Nation, der große Goethe, dessen Namen alle Zeiten im Munde führen werden, würdigte mich seiner Freundschaft und seines vertrauten Umgangs. Bis dahin nämlich war ich ihm bloß von Ansehen bekannt und pflegte er mich nicht anzureden; nachdem er aber in meiner Abhandlung

geblättert hatte, kam er aus eignem Antriebe mir entgegen und fragte ob ich seine Farbenlehre studiren wolle, indem er versprach, mir mit allen dazu dienenden Hülfsmitteln und Erläuterungen Beistand zu leisten, so daß dieser Gegenstand den Winter über unseren öfteren Unterhaltungen, möge ich nun seinen Sätzen Zustimmung geben oder opponiren, Stoff bieten könne. Wenige Tage darauf schickte er mir seinen eigenen Apparat und die zur Herstellung der Farbenerscheinungen nöthigen Instrumente, und später zeigte er mir selbst die schwierigeren Experimente, hocherfreut daß mein von keinerlei vorgefaßten Meinungen geblendeter Sinn die Wahrheit seiner Lehre anerkannte, welcher freilich bis auf den heutigen Tag, aus Ursachen, deren Erörterung nicht hierher gehört, Zustimmung und schuldige Anerkennung von den Meisten versagt werden. Als der große Mann sodann den ganzen Winter hindurch mich häufiger kommen ließ, blieb die Unterhaltung keineswegs auf Fragen, welche die Farbenlehre betrafen, beschränkt, sondern unsere Gespräche wurden auf alle möglichen philosophischen Gegenstände gelenkt und spannen sich viele Stunden lang fort. Aus diesem vertrauten Umgange habe ich überaus großen, unglaublichen Nutzen gezogen.

Mit Beginn des Frühjahrs 1814, nachdem die allgemeine Ruhe hergestellt war, begab ich mich nach Dresden zur weiteren Fortsetzung meiner Studien, besonders aber zur Begründung des Systems der Philosophie, das mir damals bereits im Kopfe lag. Es gewährten mir hierzu dort vor allem die vorzügliche königliche Bibliothek, sodann die berühmte Gemäldegallerie und die Sammlungen antiker Bildwerke, in Originalen und Gypsabgüssen, endlich die vorzüglichen naturwissenschaftlichen Apparate die reichsten Hülfsmittel. In jener reizenden Stadt lebte ich ungestört fünfthalb Jahre, ausschließlich mit vielfältigen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, hauptsächlich aber mit der Lesung aller je dagewesenen Philosophen d. h. derer, die ihre eignen Gedanken vorgetragen, nicht jener, die nur, was Andere gedacht, erläutert und wieder aufgekocht haben.

Zwischen diesen Studien sann ich im Jahre 1815 eine neue Farbentheorie aus. Als zweifellos hatte ich erkannt, daß Goethe nur das Wesen und die Entstehung der sogenannten physischen Farben gefunden, dagegen keineswegs eine allgemeine Farbentheorie gegeben habe, die nach meiner Ansicht offenbar weder eine physicalische noch chemische, sondern eine rein physiologische sein mußte. Ueber diese meine Farbentheorie nun, die ich damals Goethe im Manuscript zusandte, verhandelte ich mit ihm, Briefe wechselnd, ein ganzes Jahr lang; ihr Beifall zu schenken versagte der große Mann jedoch beharrlich, obwohl er mir nie auch nur den geringsten Grund dagegen eingewendet hat; nur deshalb, weil meine Theorie, wie sie der Neutonschen in *allen* Stücken widerstreitet, so in einigen Einzelheiten auch mit der Goetheschen nicht im Einklange steht. «Die Einsicht aber,» wie Bacon von Verulam sagt, «ist nicht trocknen Lichts, sondern vom Willen und von den Affekten beeinflußt.» Diese Abhandlung über die Farben gab ich im Jahre 1816 in die Oeffentlichkeit, nicht zweifelnd, daß ich als der Erste erstanden sei, der Goethen zugestimmt. Uebrigens bin ich fest und fester überzeugt, daß die darin entwickelte Theorie die richtige, die allein richtige sei; auch ist mir nicht bange, daß sie nicht in Bälde Anerkennung finden werde, indem ich meine Beruhigung darin finde, daß weder böswilliges Verschweigen noch hartnäckiges Ableugnen die Wahrheit zu verdrehen oder zu unterdrücken vermag. Denn um mich der Worte des Livius zu bedienen, die Wahrheit, sagt man, hat oft einen harten Stand; vernichtet werden kann sie nie.

Im Jahre 1818 endlich brachte ich mein philosophisches System, an dem ich fünf Jahre lang anhaltend gearbeitet hatte, zum Abschlusse. Dann aber, nach elfjähriger fortgesetzter wissenschaftlicher Thätigkeit, beschloß ich

mich durch Reisen zu erholen. Ich begab mich über Wien nach Italien, sah Venedig, Bologna, Florenz und kam endlich nach Rom, wo ich fast vier Monate verweilte und mich an der Betrachtung der Denkmäler des Alterthums wie der neueren Kunstwerke weidete. Ich sah Neapel, zollte Pompeji, Herculanum, Puteoli, Bajä und Cumä meine Bewunderung und kam bis Pästum, wo ich im Angesicht der uralten herrlichen, im Laufe von fünfundzwanzig Jahrhunderten nicht erschütterten Tempel der Poseidonstadt mit Ehrfurchtsschauer daran dachte, daß ich auf dem Boden stehe, den vielleicht Platons Fußsohle betreten. Darauf verweilte ich wieder fast einen Monat in Florenz, besuchte zum zweiten mal Venedig, ging dann Padua, Vicenza, Verona und Mailand zu sehen und trat endlich über den St.-Gotthardberg in die Schweiz ein. Nachdem ich so elf Monate auf Reisen zugebracht, kehrte ich im August dieses Jahres nach Dresden zurück.

Nun aber ergriff mich, den bis dahin nur die Begierde zu lernen getrieben hatte, auch das Verlangen zu lehren. Es befriedigen zu dürfen, darum habe ich die hochansehnliche Philosophische Facultät der Universität Berlin angegangen.

VIII.

1820—1825.

Aber war dies der Mann, der auf dem philosophischen Katheder einer deutschen Universität seiner Zeit Erfolg erwarten durfte? Er selbst rühmte von sich, wie wir gehört haben, daß der mündliche Lehrvortrag seine starke Seite sei, und wir haben keinen Grund dies zu bezweifeln: denn seine Rede floß noch im Greisenalter lebendig, klar und gefällig, auch hatte er den wahren Begriff des akademischen Lehrers und brachte wirklichen innern Beruf dazu mit — nannte er sich doch noch in seinem letzten Lebensjahre den doyen der deutschen Philosophen, in demselben Athem, der die „Philosophieprofessoren" mit der schärfsten Lauge seines Spottes übergoß! Aber schon, wenn wir den Inhalt seiner Lehre betrachten, müssen wir sagen, daß er so wenig öffentlich lehren konnte wie Spinoza. Aeußerte er doch selbst, noch als Greis, nachdem dem Privatdocenten Kuno Fischer in Heidelberg (obendrein auf Schenkels Betreiben!) das Katheder verboten worden war, es sei ihm recht geschehen, weil er Spinozas Ethik, welche die Macht mit dem Recht vertauschte, den Studenten angepriesen habe: das könne man nicht dulden. Dazu kam der bei Beginn seines Lehramts bereits merklich gesunkene philosophische Wärmegrad und die für den Anfänger so überaus mißliche Concurrenz Hegels und Schleiermachers, welche beide, von entgegengesetzten Enden ausgegangen, bereits das ganze Terrain der höheren wissenschaftlichen Interessen ihrer Tage erobert hatten. Nebenher ging die zähe Mittelmäßigkeit genieloser Zunftgenossen, die ihn nicht allein ignorirten, sondern auch instinktmäßig anfeindeten und bei Gelegenheit mit gefährlichen Seitenhieben zu treffen suchten.

Gleich bei der unter Böckhs Vorsitz stattgehabten Disputation pro venia legendi vor versammelter Facultät stieß er Hegel vor den Kopf. Dr. Karl Bähr theilt darüber aus Schopenhauers Munde Folgendes mit. Das von diesem selbst gewählte Thema waren die vier Arten der Ursachen. Hegel stellte, wie Schopenhauer meinte, um ihn in Verlegenheit zu setzen, die Frage: wenn ein Pferd sich auf der Straße hinlege, was da Motiv sei. Schopenhauer antwortete: der Boden, den es unter sich finde, im Zusammentreffen mit seiner Müdigkeit, einer Gemüthsbeschaffenheit des Pferdes. Stünde das Pferd an einem Abgrunde, so würde es sich nicht niederlegen. Hegel warf ein: „Sie rechnen die animalischen Funktionen gleichfalls zu den Motiven? also der Schlag des Herzens, der Blutumlauf u. s. w. erfolgen auf Anlaß von Motiven"? In dieser Frage offenbarte der summus philosophus seinen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen: Schopenhauer mußte ihn belehren, daß man nicht diese unbewußten organischen Verrichtungen, sondern die bewußten Bewegungen des thierischen Leibes animalische Funktionen nenne. Er berief sich auf Hallers Physiologie. Doch Hegel war unvorsichtig genug, Recht behalten zu wollen. Da stand unter den anwesenden Professoren ein Mediciner von Fach, Professor Lichtenstein, auf und unterbrach Hegel mit den Worten: Sie verzeihen, Herr College, wenn ich mich hier ins Mittel legen und dem Herrn Dr. Schopenhauer in diesem Falle Recht geben muß: unsere Wissenschaft bezeichnet allerdings die in Rede stehenden Funktionen als die animalischen. Hiermit wurde die Disputation geschlossen. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, hatte er seinen auf eine volle Stunde berechneten Vortrag nicht bis zu Ende gehalten.

In der, den Werth und die Bedeutung der Philosophie behandelnden öffentlichen Probevorlesung nahm er keinen Anstand, nachdem er der außerordentlichen Verdienste Kants gedacht hatte, zu sagen: das durch diesen für die Philosophie erweckte heilige Feuer sei von denen wieder erstickt worden, welche berufen gewesen wären, es zu nähren. Sophisten seien aufgetreten, welche invita Minerva, durch unentwirrbare Wortgeflechte, mit Geräusch und Gezänke zuerst die Aufmerksamkeit ihrer Zeit ermüdet, dann von dem Studium der Philosophie abgeschreckt und diese in Mißcredit

gebracht hätten. Es sei indessen nicht zu befürchten, daß nicht wiederum ein Rächer erstehe, der mit besserer Kraft ausgerüstet, die Philosophie in alle ihre Ehren restituire. Die Zeit dieses seines Rächeramts war indessen noch lange nicht gekommen; vielmehr folgte zu Ende der zwanziger Jahre und nach Hegels Tode erst die eigentliche Blütezeit unserer modernen Sophistik, in welche diese zur preußischen Staatsangelegenheit heranwuchs und damit für jene Philippiken reif wurde, die Schopenhauer in seinen späteren Schriften, besonders 1840 in der Vorrede zu den „Grundproblemen der Ethik", dann 1850 in den „Parergen", im Kapitel über die „Universitätsphilosophie", endlich in der Vorrede zur zweiten Auflage der Schrift „Ueber den Willen in der Natur" wider sie geschleudert.

Die Zeit, in der „Die Welt als Wille und Vorstellung" Aufmerksamkeit in seinem Vaterlande erregt haben konnte, war, als er den öffentlichen Lehrstuhl bestieg, bereits um; wenigstens hatte er schon bei seiner Heimkehr aus Italien die Erfahrung Ciceros gemacht, als dieser nach Ablauf seiner Quästur aus Sicilien zurückkam und ganz Rom, das er ein Jahr lang durch Getreidesendungen vor Hungersnoth bewahrt, von seinen Verdiensten erfüllt zu finden hoffte: bei Puteoli ans Land steigend und einigen vornehmen Römern begegnend, wurde er nach dem Neuesten aus Rom gefragt, sie wußten also noch nicht einmal, daß er in der Provinz gewesen war. — Daß sein Werk damals ganz ohne Anerkennung geblieben sei, kann man nicht sagen. Namhafte Fachgelehrten zollten sie ihm, und zwar in längeren Recensionen: Fr. Ast in den „Jahrbüchern für Litteratur" 1819, Bd. 6, S. 201 bis 229, und Wilh. Traugott Krug in der „Leipziger Litteraturzeitung" 1821 Nr. 21 u. 22. Im dritten Stück der Zeitschrift „Hermes" 1820 aber war Herbarts eingehende Kritik erschienen, deren hervorragende und bleibende Bedeutung für Schopenhauers Lebenswerk eine nähere Betrachtung an diesem Orte rechtfertigt.

Gleich die Einleitung der Recension war nicht geeignet, Schopenhauers gerechte Ansprüche zu befriedigen; denn wenn Herbart ihn sehr hoch zu stellen glaubte, indem er ihm in der Nachfolge eines Lessing oder Lichtenberg den Beruf zuerkannte, dem Bedürfnisse nach geistreicher philosophischer Unterhaltung zu genügen, ohne

darum zur Seichtigkeit der sogenannten Lebensphilosophie herabzusinken, so fragt man billig nach der Berechtigung des Recensenten, alles was nicht in sein System paßt, aus dem Bereiche der Wissenschaft engern Sinnes hinauszuweisen. Er sagt, Schopenhauer gehöre in die Klasse Derer, welche von der Kantschen Philosophie ausgehend, sich bemühen, diese nach ihrem eigenen Geiste zu verbessern, während sie von deren Lehrsätzen sich weit entfernen. Unter diesen sei Reinhold der erste, Fichte der tiefsinnigste, Schelling der umfassendste, aber Schopenhauer der klarste, gewandteste und geselligste. Wer sich durch Fichtes und Schellings Dunkelheiten durchgearbeitet und sie überwunden habe, werde das Bild, dessen Züge er sich zuvor mühsam zusammensetzen mußte, in Schopenhauers klarem Spiegel vereinigt und von der Individualität jener befreit sehen — wäre es auch nur, um sich vollends zu überzeugen, daß diese idealistisch-spinozistische Philosophie in allen Wendungen und Darstellungen immer gleich irrig sei und bleibe.

Zum ersten Theil des Werks bemerkt Herbart, daß der Satz „die Welt ist meine Vorstellung" d. h. „Ich denke die Welt" keine absolute und ursprüngliche Wahrheit, sondern „ein psychologisches Ereigniß" bilde, welches „einer Erklärung aus viel tiefer liegenden Gründen ebenso bedürftig als fähig" sei; denn alle Relation, also auch die zwischen Object und Subject, sei dem wahrhaft Realen fremd und zufällig. Es tritt hier der Herbartsche Begriff des Realen zu Tag, wonach Einheit und Mannichfaltigkeit nicht zusammen gedacht werden können, während doch die Einheit als Totalität eines Realen weder abstrakte Zahleinheit noch leere Einerleiheit ist. Darüber kann schon jeder Kreis mit Mittelpunkt und Umkreis belehren, der in seiner Einheit eine unendliche Vielheit von Verhältnissen enthält. Ebenso ist das Zusammensein und Füreinandersein von Object und Subject, d. i. Extensivität und Intensivität, dem Realen keineswegs fremd und zufällig; aber es ist — und darin hat Herbart Recht — eine Thatsache des Bewußtseins, die um deßwillen, daß sie dessen unerlaßliche Bedingung bildet, noch nicht, wie der einseitige subjective Idealismus will, jeder weitern Erklärung spottet. Als Thatsache (factum) selbst schon deutet jenes „Ich denke" auf ein hinter ihm liegendes

Thun, d. h. wir sind uns bewußt, zwar mit allem unserm Denken nicht aus uns herauskommen zu können; aber weit entfernt, damit einen absolut selbständigen Anfang zu machen, aus welchem ein nicht weiter abzuleitendes Urphänomen demonstrirt werden könnte, sind wir uns vielmehr zugleich bewußt, daß dieses unser Vorstellen seinen Grund hinter sich hat, insofern es, wie Schopenhauer selbst auf das Schönste entwickelt, nur eine secundäre Thätigkeit (des Gehirns) ist, deren Zusammenhang mit einer ihre Voraussetzung bildenden primären factio und deren Factor eben das Problem der Philosophie ausmacht. Bei der Frage nach dem Grunde jener Relativität unseres Erkennens, wie diese in dem Satze „die Welt ist meine Vorstellung" ausgedrückt ist, fängt deßhalb, wie Herbart richtig bemerkt, die Aufgabe der Philosophie erst an und zwar in weiterm Sinne als bei Schopenhauer, sodaß allerdings schon von hier aus die Wege auseinandergehen. Herbart bestreitet die transscendentale Wahrheit des Satzes selbst, indem er den von Schopenhauer adoptirten Hauptresultaten der „Kritik der reinen Vernunft" widerspricht. Uebrigens erkennt er an, daß Schopenhauers Kritik der Kantschen Philosophie „an scharf treffenden oder doch scharf stechenden Bemerkungen außerordentlich reich" sei und niemand, der sich für oder wider Kant interessire, sie ungelesen lassen dürfe.

Wir kommen zum zweiten Theil: „die Welt ist mein Wille". Daß der Leib nur Erscheinung des Willens sei, soll bereits Fichte gelehrt haben. „Ich, als Princip einer Wirksamkeit in der Körperwelt angeschaut, bin ein artikulirter Leib. Die Unterscheidung des Willens vom Leibe ist nur eine Ansicht von zwei Seiten, der subjectiven und der objectiven" (Fichtes „Sittenlehre", S. XVI fg.). Somit ist das Ich die Einheit des realen Selbstbestimmens und Bestimmtwerdens. Was ist da noch, fragt Herbart, der Unterschied zwischen Fichte und Schopenhauer? Er meint: der ältere Denker verhalte sich zum jüngern „nicht anders als wie eine alte Sprache zu der daraus durch Corruption und Abkürzung entstandenen neuern", da Schopenhauer „mit absoluten Sprüngen" zum Ziel komme, wo Fichte „mit einem in der That undankbaren, doch aber achtungswerthen Fleiße den langsamen Gang eines nothwendigen Denkens wenigstens gesucht" habe.

Schopenhauers schroffe Verwerfung von Fichtes Lehre und Charakter verwunderte Herbarten so sehr, daß er annahm, vermuthlich trage die „Wissenschaftslehre" die Schuld, wenn Schopenhauer sich um Fichtes reifere Werke nicht bekümmern zu dürfen geglaubt habe; denn die „Sittenlehre" scheine er in der That nicht zu kennen. Das Handexemplar Schopenhauers weist aber zahlreiche Randglossen aus früher wie aus späterer Zeit auf, aus welchen zu ersehen ist, wie die, zum Theil sogar dem Wortlaute nach, seinen eigenen Hauptlehren zuvorkommenden Stellen dieses Buchs ihn frappirt haben. Schon zu Seite VII, wo es heißt: „Ist ein Bewußtsein gesetzt, so ist die Trennung von Subject und Object gesetzt und es ist ohne sie gar kein Bewußtsein möglich" schreibt Schopenhauer „bene". Ebenso daselbst zu Fichtes Folgerung, daß das Ich als ursprüngliche Einheit von Object und Subject auf keine Weise zum Bewußtsein kommen könne. Gegen Fichtes Demonstration des „unmittelbaren Objects" bemerkt Herbart, er habe bisher immer großen Anstoß genommen an den Schlußfehlern, durch welche Fichte („Sittenlehre", S. 14 fg.) das Object im Ich, das in der That darin mangele, herbeischaffe, indem er die Identität des Objects und Subjects (das Ich) erst in Einerleiheit des Handelnden und Behandelten und diesen (höheren) Begriff wiederum in Einheit des realen Selbstbestimmens und Bestimmtwerdens umstempele; letzteren Begriff aber alsdann kurz und gut dem Wollen gleichsetze und hiermit gerade so aus Wille und Intelligenz sein Ich — d. h. das Urwesen der Welt, den Urgrund der Individuen zusammensetze wie Schopenhauer. Zu derselben Stelle bemerkt dieser: Fichtes Marotte, daß Denken ein Handeln sei, werde aus dem Begriffe „Thätigkeit" erschlichen. „Kann denn", glossirt er, „überhaupt das Ableiten der ersten Thatsachen des Bewußtseins aus weiten abstrakten Begriffen, welche zu den letzten Thatsachen des Bewußtseins gehören, etwas anderes sein als Windbeutelei?"

Bei Fichte ist der Begriff der absoluten Thätigkeit solidarisch verbunden mit den Geistesfunktionen des Denkens und Wollens: die Vermengung des Sittengesetzes mit dem Naturgesetz ist dabei nur eine scheinbare. In diesem Sinne deducirt er gleich im Eingange seiner Sittenlehre (S. 20 fg.): „Wenn eine Stahlfeder sich

selbst anschauen könnte, müsse in ihr das Bewußtsein eines Willens entstehen", und S. 165: „Wenn die Pflanze wächst, würde ihr, wenn sie reflektiren könnte, wohl sein." Schopenhauer setzt ein „Merkwürdig" dabei; jedoch zugleich die Verwahrung gegen Fichtes Priorität: „daß er aber dergleichen hingeschrieben hat ohne deutliche Erkenntniß und wie im Traum s. p. 207." Denn gleichzeitig lehre er, der Wille sei der Naturkraft absolut entgegengesetzt, und: das erste und höchste, wenngleich nicht das edelste im Menschen, der Urstoff seines ganzen geistigen Lebens sei die Erkenntniß: S. 465; ja er lehre eine todte Natur S. 158 fg. Das Ich (als reflektirter Trieb) sei unterschieden von allen anderen Naturproducten durch das Gefühl eines Bedürfnisses, das man selbst nicht kennt, durch ein Sehnen; während der Trieb in jenen entweder Befriedigung wirke, wenn die Bedingungen da sind, oder nichts. „Man wird nicht im Ernste behaupten, daß bei trocknem Wetter in den Pflanzen ein Sehnen sei, das vom Mangel der Feuchtigkeit herrühre." Und vollends: „der Mensch wird durch den Naturtrieb gar nicht getrieben" (S. 159).

Man ersieht hieraus den Grundunterschied in beider Anschauung: für Fichte ist der Wille eine rein geistige Potenz, bei Schopenhauer ist er Naturpotenz. Imgleichen ist hieraus zu ersehen, wie in Fichtes Philosophie zugleich Schelling und Hegel vorgebildet waren: Fichte wollte Kanten überbieten, Schelling Fichten und Hegel Schellingen. Schopenhauer aber riß die Schlußkette abstrakter Begriffe ab.

Die Hauptfrage bleibt, ob in der That, wie Schopenhauer lehrt, zwischen Willensact und Leibesaction keine Causalverbindung sondern unmittelbare „Identität" besteht, indem, wie schon Fichte behauptet hatte, die scheinbare Verschiedenheit beider allein daraus entsteht, „daß hier das Eine und Selbe in zwei verschiedenen Erkenntnißweisen, der innern und der äußern wahrgenommen wird".

Wie wird uns der Wille als solcher bekannt? Schopenhauer sagt: wir werden dessen, was Wille ist, unmittelbar inne. Wohlverstanden, nicht dessen was jeweilig gewollt wird. Für Herbart, obwohl er bewußte und unbewußte Motive unterscheidet, hat diese Frage keinen Sinn, weil er einen für sich bestehenden Willen nicht kennt. Was heißt aber bei Schopenhauer: „Was Wille ist, ist

mir intim bekannt, ich werde dessen unmittelbar inne"? Es heißt einfach: der Wille ist ein vom Individuum als höchst eigene, innerste Action *Erlebtes*, also kein bloßes X in der Formel, wie das Kantsche Ding an sich, geschweige denn bloße Negation, auch keine *leere* Form und kein Vexirbecher, der nur gefüllt wird um wieder auszulaufen, wie jenes „Unbewußte"; sondern etwas seinem *Wesen* nach Erfahrenes — aber, wohlverstanden, bloß in der Zeit, also doch nur in der „Erscheinung". „Daher wird im Selbstbewußtsein der Wille nicht als das bleibende Substrat seiner Regungen wahrgenommen, mithin nicht als beharrende Substanz angeschaut; sondern bloß seine einzelnen Acte, Bewegungen und Zustände, dergleichen die Entschließungen, Wünsche und Affekte sind, werden successiv und während der Zeit ihrer Dauer, unmittelbar jedoch nicht anschaulich erkannt" (Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., Bd. 2, S. 280). Unmittelbar, der sich stets gleichbleibenden wesenhaften *Form* nach*, nicht dem wechselnden *Inhalte* seiner einzelnen Acte nach. Denn dieser *Inhalt* wird nach Schopenhauer nur durch Vermittelung des Intellects erkannt.

Was nämlich auf diese Weise im unmittelbaren Innewerden seiner successiven Regungen als Wille erfaßt wird, dasselbe stellt sich nach Schopenhauer äußerlich in den Formen von Raum, Zeit und Causalität als organischer Leib dar, dessen einzelne Bewegungen die vorübergehenden Acte, dessen Theile und Formen die bleibenden Bestrebungen, den Grundcharakter des individuell gegebenen Willens veranschaulichen. Ob ihm die *Nachweisung* dieses nach seiner eigenen Erklärung nicht zu *beweisenden* Satzes gelungen sei, ob insbesondere die Irritabilität, die durch den Reiz der Nerven nicht erklärt wird, da ja auch galvanische, chemische, ja mechanische Reize dieselben Bewegungen zur Folge haben, nur durch das Selbstbewußtsein sich als Wille entschleiere — ist hier nicht auszumachen. Aber Herbart behauptet, Schopenhauer verwickele sich „in den handgreiflichsten aller Widersprüche", indem er den Willen als Ding an sich, „das als solches nimmermehr Object ist", erkannt haben

* Das kann nur das sogenannte Selbstgefühl, die Empfindung des Lebens sein, welche Schopenhauer als bloße Modification des Willens erklärt.

wolle und doch zugleich als „die deutlichste, am meisten entfaltete, vom Erkennen unmittelbar beleuchtete seiner Erscheinungen" bezeichne. Und dieser Vorwurf hat, wenn man das leidige Ding an sich beim Wort nimmt, seinen guten Grund; aber Schopenhauer verwahrt sich ja ausdrücklich dagegen, eine positive Lösung des Räthsels der Welt geben zu wollen: er will nur die Welt als das Ganze der Erscheinungen beleuchten und — „welche Fackel wir auch anzünden und welchen Raum sie auch erleuchten mag, stets wird unser Horizont von tiefer Nacht umgrenzt bleiben" (a. a. O., S. 206). Die Welt als Wille und Vorstellung ist die Manifestation des Dings an sich, ihre Deutung weist auf ein sich Manifestirendes; was dies aber an sich sei, können wir nach Schopenhauer nicht wissen, nur sofern sein Wesen seiner Manifestation entspricht, ist es Wille. Nur aus seinem für uns unauflöslichen Verhältnisse zur Erscheinung, kann das Ding an sich erschlossen werden. Seine Einheit gehört nach Schopenhauer schon zu einer Erkenntniß, welche nicht auf den Funktionen unsers Intellects beruht und daher „mit diesen nicht eigentlich zu erfassen" ist.

Insofern die Forderung dieser Einheit gleichwohl unabweisbar ist, muß sie nach Schopenhauer aus der bloßen Analogie geschlossen, muß die Vielheit der Erscheinungen so verstanden werden, daß sie das hinter diesen Erscheinungen verborgene Wesen als ein in seinem letzten Grunde mit sich einiges offenbart. Die Unabweisbarkeit dieser Forderung aber folgt bei Schopenhauer nicht, wie bei den meisten Idealisten vor ihm und neben ihm, aus der sogenannten Einheit des Selbstbewußtseins, aus der Vorstellung, aus dem Denkgesetz, aus dem Satz vom Grunde, sondern aus der Erkenntniß des Willens selbst. Dies ist auch der eigentliche Sinn seiner wichtigen Lehre vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein, deren Tiefe und Klarheit man am besten einsieht, wenn man sie im Verhältnisse zur Philosophie Fichtes betrachtet, welcher gleichfalls bei Kant ansetzt und der Intention nach auf dasselbe Ziel hinarbeitet, ohne es zu erreichen.

Von den wunderbaren Eigenschaften, mit welchen Schopenhauer den Willen begabt, dünkt Herbart die merkwürdigste, „die gewiß niemand in der innern Wahrnehmung seines eigenen Wollens zu entdecken vermocht hätte und die man mit der Transsubstantiation

zum mindesten in gleichen Rang stellen" müsse, daß dieser Wille sich in Stufen objectivirt, deren jede ihren Ausdruck in zahllosen Individuen findet. Daß für diesen Willen die Zahl der Individuen, in welchen irgendeine Stufe seiner Objectivität ausgedrückt sei, sie mögen nach- oder nebeneinander da sein, völlig gleichgültig sein, daß ihre unendliche Zahl ihn nimmer erschöpfen soll und daß eine Erscheinung in Hinsicht auf seine Sichtbarwerdung so viel als tausende leisten soll — dies ist dem großen Rechenmeister das Aergste! Seine Vorstellung von dem Wesen der Kraft ist ebenso eine zu enge, wie die Schopenhauers von unserer Willenskraft eine zu ausgedehnte. Herbart weiß überhaupt nichts von einer „Magie des Willens", deßhalb ist sein Spott wohlfeil; Schopenhauer weiß von keinem stärkern und bessern Willen als dem menschlichen, deßhalb muthet und traut er diesem zu viel zu.

Der dritte Theil der „Welt als Wille und Vorstellung", „die Platonische Idee: das Object der Kunst" konnte hiernach von Herbart „als ein, Schelling nachgeahmtes Gemenge des Platonismus mit der Fichteschen und Spinozistischen Lehre ganz überschlagen" werden. In Wahrheit aber ist Schopenhauers Ideenlehre nicht sowohl Spinoza, Fichte und Schelling entlehnt, als vielmehr derjenigen des Platon, Plotin, Thomas von Aquino und Meister Eckhart verwandt, wofür Herbart das Verständniß fehlt.

Im vierten Theil findet er „die eigentliche Kehrseite des ganzen Buchs", da der Wille hier „sich selbst widerspricht". Dabei ist ihm „aus der Seele geschrieben, was Schopenhauer gegen das Schellingsche Absolute und dessen Geschichte sagt"; aber er meint: mutato nomine de te narratur fabula! Auch bei Schopenhauer finde sich ein „Urgrund oder Ungrund sammt dem dazu gehörigen Werden, dem Anfang und dem Ziel". „Was ist denn sein Wille? ein unaufhaltsamer Drang, und dieser Drang wäre kein Princip des Werdens?. es wäre keine Richtung, keine Geschwindigkeit, keine κινησις (Bewegung), kein ἑτερον (Anderes) dabei gedacht? es würde hier keine Geschichte erzählt, stehe nichts vorn, nichts hinten und man könnte so gut von dem Individuum ausgehen und von ihm auf den Einen, einzigen Grundwillen kommen, als umgekehrt? Und wenn dies alles ihn nicht zur Einsicht bringen sollte, so wird er doch begreifen, daß ein Wille, der sich erhebt bis zu jener

gepriesenen Selbstverneinung, etwas anderes ist als ein ursprüngliches Nichtwollen und Nichtswollen."

Man sieht, was alles in der Schule Herbarts dem Absoluten verboten ist. Von einem lebendigen „Realen" kann da freilich nicht mehr die Rede sein; denn alles Leben ist Bewegung. So versteht Herbart den Protest Schopenhauers gegen die Verfälschung der Philosophie durch Fabel und Geschichte, so aber auch rächt sich bei Schopenhauer die ungründliche Bearbeitung der Begriffe von Leben, Gliederung und Entwickelung.

Herbart weist darauf hin, daß „die Kantsche Freiheitslehre bei Schopenhauer eine große Rolle spielt und zu den Grundgedanken gehört, von denen er ausgegangen ist". Kants kategorischer Imperativ nämlich ist in seinem letzten Grunde nichts anderes als die geforderte höchste Einheit, vermöge deren die transscendentale Freiheit mit der empirischen Nothwendigkeit zusammenbesteht. Im Wesen des Willens liegt es, daß er in letzter Instanz nur Eines wollen kann und die Unbedingtheit dieser Forderung, als Selbsterkenntniß des Willens, nennt Kant eben das moralische Gesetz in uns, den kategorischen Imperativ. Schopenhauer verwarf diesen, weil ein Wollen-Sollen der Aseität des Willens widerstreite und ein hölzernes Eisen sei. Dagegen folgte er Kant in dessen Lehre vom intelligibeln Charakter, nach welcher die Freiheit des Willens transscendental, der Welt der Erscheinungen fremd ist. „Die strengste, redlich und mit starrer Consequenz durchgeführte Nothwendigkeit und die vollste, bis zur Allmacht gesteigerte Freiheit", sagt er von dieser Lehre, „mußten zugleich und zusammen in die Philosophie eintreten: ohne die Wahrheit zu verletzen, konnte dies aber nur dadurch geschehen, daß die ganze Nothwendigkeit in das Wirken und Thun (operari), die ganze Freiheit hingegen in das Sein und Wesen (esse) verlegt wurde. Dadurch löst sich ein Räthsel, welches nur deßhalb so alt ist wie die Welt, weil man bisher es immer gerade umgekehrt gehalten hat und schlechterdings die Freiheit im Thun, die Nothwendigkeit im Sein suchte" (a. a. O., II, 365).

Herbart behauptet nun, diese Lehre stehe und falle mit der vom kategorischen Imperativ, aus welchem von Kant die Freiheit, als diejenige Beschaffenheit des Willens, die allein jener Unbedingt-

heit des Sittengesetzes entspreche, abgeleitet werde. Ich meine: umgekehrt, durch seine Beseitigung wird sie erst ins rechte Licht gesetzt; denn das absolute Soll steht außer und über dem Willen des Einzelwesens, sobald dagegen die Freiheit als unser wahres Wesen, als unser eigenstes Sein erkannt wird, schwindet das Hinderniß der Motivation und damit die letzte Ausflucht des Determinismus. Ja erst dadurch, daß die Aseität des individuellen Willens auf die Grundlosigkeit des Urwillens zurückgeführt wird, ist die Möglichkeit einer widerspruchslosen, wenn auch falschen*, Erklärung des Bösen gegeben. Aber bei Schopenhauer, wie Herbart treffend hervorhebt, verliert die individuelle Selbstbestimmung des intelligibeln Charakters ihre wahre Bedeutung, indem die Individuation ihm nur Schein ist und in dem Einen untheilbaren Wesen des Willens mit dessen Verneinung begraben wird. Sie ist das, wovon jeder durch sein Leben zurückgebracht werden soll. Bei Kant, sagt Herbart, gab es eine Menge freier Wesen, deren jedes sich seinen intelligibeln Charakter selbst bestimmte; bei Schopenhauer dagegen ist nur der Eine Urwille frei, die ethische Zurechnung fällt ganz und untheilbar in ihn hinein, das Wollen der Individuen ist sein ausschließliches Werk. Die transscendentale Freiheit kann nicht allein möglich sein, sie muß wirklich werden. Wie geschieht dies? So, daß sie, welche sonst, als nur dem Ding an sich zukommend, nie in der Erscheinung sich zeigen kann, „in solchem Falle auch in dieser hervortritt und, indem sie das innere Wesen der Erscheinung aufhebt, während diese selbst in der Zeit noch fortdauert, einen Widerspruch der Erscheinung mit sich selbst hervorbringt und gerade dadurch die Phänomene der größten Heiligkeit und Selbstverleugnung darstellt." Es ist dies die Lehre von der „Verneinung des Willens zum Leben", in welcher eine große, durch die Geschichte der Menschheit laufende Thatsache des Bewußtseins zum ersten mal nicht mystisch noch mythisch, nicht historisch noch theologisch, sondern rein philosophisch demonstrirt wird.

Aber Herbart hat wohl recht, es widersprechend zu finden, daß das innere Wesen der Erscheinung soll aufgehoben sein und

* Weil auf einer Vermengung des Creaturwillens mit dem ewigen, schöpferischen Willen beruhenden, nämlich auf der All Einslehre.

gleichwohl diese in der Zeit fortdauern. Vielmehr werden wir sagen müssen: das Wesen kann nicht aufgehoben sein, wenn seine Erscheinung nicht aufhört; und sehen wir von der individuellen Erscheinung als einer bloßen Täuschung (des Intellects) ab, so führt uns die Verneinung des Einen untheilbaren Willens, der in jedem Individuum ganz gegeben ist, zur Aufhebung der Erscheinung im Ganzen und das Individuum löst durch seine That die solidarische Aufgabe der Welt für alle. Dieser Einwand kehrt, wie wir sehen werden, zu verschiedenen Zeiten seines Lebens wieder, und er begegnete ihm mit scharfsinnigen Gründen, deren hauptsächlichster war: daß bei diesem Schlusse wegen der Amphibolie des Begriffs Wille, welcher einmal, als individueller, an die Erscheinung gebunden, das andere mal, als Ding an sich, frei, gedacht werde, die Anwendung des Causalitätsgesetzes schon eine mißbräuchliche sei. Indem er für den in der Verneinung begriffenen Willen die durch die Erfahrung constatirte negative Folge nachweist, glaubt er die äußerste Grenze, zu welcher unsere Fassungskraft reiche, berührt zu haben; was darüber liege, sei in der Erfahrung nicht mehr nachzuweisen. Für unsere Fassungskraft sei die Folge der Verneinung des Willens eben gleich nichts. Allein eben diesem Nichts widerstreitet ja die Erfahrung, indem die vollkommene Negation nach der Verneinung des Willens nicht allein nicht eintritt, sondern sogar eine neue Position, die „vollendete Heiligkeit der Gesinnung", welche als solche in der erscheinenden Welt fortwirkt, wennschon in einer von der „Bejahung des Willens zum Leben" grundverschiedenen Weise. Wie der sich „bejahende" Wille in seinen „Objectivationen" sein Wesen zeigt, so auch der sich „verneinende" in seiner Selbstverleugnung; ja besser, denn an die Stelle des Scheines, der Maja, tritt nunmehr sein wahres Wesen: der Eingang in seinen tiefern Grund und der Aufgang (nicht adnihilatio, sondern in deminutione adlevatio) zu einer höhern Existenz — gleichwie die Wurzel absterbt, wann der Same reift und dieser verwesen muß, wenn er keimen soll, welches aber ohne Hülfe (sublevatio) von Licht und Wärme, Luft und Wasser nicht möglich ist.

Wir können uns, um in so ernster Sache trivial aber drastisch zu reden, nicht am eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen; dazu

bedarf's eines Halts außer und über uns. Schopenhauer zeigt dem modernen Bewußtsein den Eingang zum Heiligthum deutlicher als irgendeiner; hineinführen aber kann er nicht. Mit bewunderungswürdigem Tiefblick weiß er den Schleier, der die „Natur" als Bejahung des Willens zum Leben verhüllt, zu lüften und den Mangel des Ethos in ihr schonungslos aufzudecken. Der Stand des Abfalls (status corruptionis) dieser Welt und die Diabolie der „Natur"* zu dessen Beschönigung und Vertuschung — beide das Hauptthema der Mythologie und Religion aller Völker und Zeiten — tritt uns in der „Welt als Wille und Vorstellung" zum ersten mal frei von jeder dogmatischen Färbung als nüchterne klare Vernunfterkenntniß entgegen. Aber den Grund des Uebels sucht er schlechthin im Wesen des Willens, dem der Selbstwiderspruch eingeboren sei, anstatt ihn im Mißbrauche der zur Erreichung des Zwecks alles Lebens nothwendigen Freiheit zu suchen.

Fester noch als dem gewöhnlichen Sterblichen scheint dem Genie seine Grenze gesteckt zu sein. Die Energie seines Denkens geht bis zu einem gewissen Punkte, und es ist sich dessen bewußt. Die Individualität, lehrt Schopenhauer, inhärire zwar zunächst dem Intellect, der, die Erscheinung abspiegelnd, der Erscheinung angehöre, welche das principium individuationis zur Form habe; aber sie inhärire auch dem Willen; nur in seiner Bejahung, nicht in seiner Verneinung („Welt als Wille", II, 698). In dieser Bejahung liege die metaphysische freie That, welche den intelligibeln Charakter begründe. Die Individualität sei also „nicht durch und durch bloße Erscheinung", sondern sie wurzele im Ding an sich, im Willen des Einzelnen: sein in der Zeit erkannter intelligibler Charakter selbst sei individuell. Wie tief aber hier ihre Wurzeln gehen, gehöre zu den Fragen, deren Beantwortung er nicht unternehme („Parerga", Bd. 2, § 116).

„Ich habe den Unterschied des guten und bösen Charakters darin gefunden, daß dieser im andern nur «Nicht-Ich», jener «Ich noch einmal» erkennt. Dies alles ist aber nur das Phänomen; wenn auch an der Wurzel gefaßt. Aber daran knüpft sich das schwerste aller Probleme: woher, bei der Identität und metaphysischen Einheit des Willens als Ding an sich, die himmel-

* In Wahrheit des hinter und unter dieser materiellen Natur Fassung suchenden Bösen; denn nicht „die Elemente" sind es, die „das Gebild von Menschenhand hassen".

weite Verschiedenheit der Charaktere? . . woher eine eben solche Verschiedenheit bei der Thierspecies, ja in den höhern Geschlechtern bei den thierischen Individuen? offenbar ist das Princip der Bosheit im Thiere dasselbe wie im Menschen. Vielleicht wird nach mir Einer diesen Abgrund beleuchten und erhellen" (Aus dem handschriftlichen Nachlaß, S. 397 fg.).

Es wird, dünkt mich, Keinem gelingen, der von der All-Einslehre, dem „Monismus" befangen sein wird. Diese, von Schopenhauer nicht erfundene, sondern ererbte Lehre verkennt eben das Wesen der Individuation; denn dieses führt in Wahrheit in einen, der spekulativen Beleuchtung bedürftigen Abgrund (βύθος), als den Anfang der Dinge, den schon die Gnostiker gelehrt. In Anquetil Düpperons Commentar zum Oupnekhat (Bd. I, S. 395) findet sich, unter Anführung der Stelle bei Irenäus (Gegen die Häretiker I, 1) bemerkt, daß das griechische Wort aus dem Sanscrit Bhout stamme, wozu Schopenhauer die Glosse schrieb: aus dieser „Fabel" (der Valentinianer) hätten Böhme und Schelling ihre Dogmen gebildet, die er ja als „Gefasel" beiseite warf. Aber was ist Schopenhauers Wille Besseres, als das grundlose Naturprincip, die ewige Natur in Gott, das centrum naturae, welches Jakob Böhme als zur Manifestation und „Schiedlichkeit" nothwendig zu erkennen gelehrt hat?

Die Formen des Lebens, ja alles Daseins, je höher sie steigen, desto individueller werden sie: nicht allein die Erkenntniß, sondern auch der Wille haftet nur am concreten Leben, dergestalt daß auch der „Wille an sich", von dem er lehrte, daß er seinem Grunde und Wesen nach unerfaßbar sei, dies nur sein kann vermöge der unergründlichen Tiefe und unerschöpfbaren Fülle seiner Ichheit und Eigenheit, nicht aber kraft seiner in sich ununterschiedenen All-Einheit. Deßhalb wird bei Schopenhauer das „Ding an sich", als höchste Einheit, wider Willen zum absoluten Abstraktum, während es vielmehr ein absolutes Concretum sein sollte; die wahre Realität der Welt entgeht ihm, sein Weltwille wird, wie er sich auch dagegen verwahren möge, zum bloßen Gedankending, und der ethische Realismus Kants, den er tiefer zu begründen gedachte, wird in seiner Lehre wiederum transscendent und fatalistisch.

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Dieser Abgrund ist in der That das Hic Rhodus hic salta! des Philosophen: die Zwiespältigkeit der Natur als ebensowohl schaffendes, gestaltendes und erhaltendes, fruchtbares und wohlthätiges wie als tödtendes, zerstörendes, vernichtendes, explosives, unheimliches, bösartiges, dem Leben feindliches, es stets bedrohendes Princip, ist seit Alters her der Gegenstand der staunenden Betrachtung gewesen. Er wird aber nicht aufgeklärt, indem man, wie z. B. Bahnsen, den Widerspruch auf den Thron setzt.

Die „Schnödigkeit und Bosheit" seines Dinges an sich (des Willens) fand Schopenhauer schon gelehrt im Oupnekhat, Bd. I, S. 395, wonach alles Gute daran nur in seiner Selbstverleugnung besteht, also für eine positive Heilsordnung, ja schon für eine positive Ästhetik im Grunde nichts Wesenhaftes übrig bleibt.

Bei Jacob Böhme aber ist jener Abyssos als negatives Naturprincip in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit dem positiven unterworfen und dienstbar gemacht. Die Hölle ist verschlossen und das Geburtsrad (Jak. Kap. 3, Vers 6) in Umlauf gebracht.

Für die ethischen Tiefen der „Welt als Wille und Vorstellung" fehlte Herbart der Blick: ist doch in seiner Hand aus der Ethik eine moralische Aesthetik geworden! In Schopenhauers Abscheu vor der optimistischen Weltanschauung sieht er nur die Unfähigkeit, „die Stange neben die Bohne zu stecken"! Die physischen Leiden der Menschen findet er „sehr erträglich"; das eigentliche Unglück liege „in den geselligen Verhältnissen". Es sei „leicht zu bemerken, wie wenig im Grunde dazu gehört, einen Haufen von Menschen so zu leiten, daß bei ihm die Fröhlichkeit neben der Gesundheit einheimisch sei". Brav gedacht, aber flach.

Noch vor Herbarts Recension hatte „Die Welt als Wille und Vorstellung" eine besondere Gegenschrift hervorgerufen, die unter dem Titel: „Was der Wille des Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag und was er nicht vermag" 1819 in Leipzig erschien. Der Verfasser war der Gymnasiallehrer Joh. Gottlieb Rätze in Zittau, der schon 1794 mit Betrachtungen über Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" debütirt, auch neuestens eine „Blumenlese aus Jakob Böhmes Schriften" herausgegeben und dem deßhalb Schopenhauers Werk doppelt nahe gelegen hatte. Denn „die Idee von

einem solchen Willen als Weltschöpfer", sagt er in der Vorrede, habe schon Böhme „interessant genug dargestellt". Rätze selbst aber verhielt sich zu dieser Idee skeptisch. Er fand es auffallend,

„daß ein so tiefdenkender und mit den Wissenschaften vertrauter Mann als welcher sich Schopenhauer in seiner Schrift beurkundet, die Welt und den Menschen in einem solchen alles entstellenden Lichte erblicken konnte. Sein einfaches, natürliches, die Welt durch und durch erklärendes (sic) System, erfordert keineswegs solche die Welt entstellende und entehrende Ansichten; denn es läßt sich offenbar nachweisen, daß die Ideen der Freiheit, des absolut Guten, des Moralgesetzes, der Tugend, der Heiligkeit und der Welterlösung, mithin auch der Wille, der dies alles objectivirt, sich unserm vernünftigen Bewußtsein in einer ganz andern und erfreulichern Gestalt offenbaren, als sie sich in Schopenhauers Schrift darstellen. Hätte er dem Willen die moralischen und religiösen Objectivationen und den göttlichen Frieden und die himmlischen Hoffnungen, die uns aus denselben zufließen, nicht theils entstellt, theils abgeleugnet, so würde seine Theorie vom Willen, als dem Urheber der Vorstellungen und der Erscheinungswelt, eine philosophische Hypothese sein, die sich zwar denken, aber deren objective Wahrheit sich niemals darthun läßt."

Die Schrift Rätzes wendet sich demnach gegen das vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung", gegen die Freiheitslehre und die Lehre von der Verneinung oder „Selbstertödtung" des Willens. Uebrigens ist Rätze nicht blind für die Vorzüge eines Werks, dessen Widerlegung er ein eigenes Buch widmet.

„Unser Zeitalter", sagt er, „ist zur Schwärmerei geneigt, aber noch ist wohl nirgends eine phantastische Heiligkeit so blendend, scharfsinnig und philosophisch dargestellt worden, als in der «Welt als Wille und Vorstellung» ... Das menschliche Elend und die Nichtigkeit alles Irdischen ist wahrscheinlich noch in keiner philosophischen Schrift so bündig und überzeugend erwiesen worden, als in dieser. Schopenhauers Elendssystem ist auch vollkommen der Wahrheit gemäß, wenn man sich Menschen denkt, die bloß der Sinnlichkeit fröhnen und ihre Glückseligkeit bloß durch Erwerbung und durch Genuß irdischer Güter zu gründen suchen."

Ein solches System aber passe nicht für die edlern, moralischen und religiösen Menschen. Schopenhauers Selbsterkenntniß des Willens begreife nur „ein Erkenntniß der Einheit desselben, nicht aber des Inhalts und Selbstzwecks des Wollens, in sich". Schopenhauers Lehre von der Willensfreiheit bestreitet er mit denselben Gründen wie Herbart. Ueberhaupt enthält das Buch manches wahre Wort; im ganzen jedoch war es zu unkritisch und schlecht geschrieben, um irgendeine, insbesondere aber die Wirkung zu äußern, dem Werke Schopenhauers, von dem Rätze sagt, es sei sehr zu wünschen, daß es von allen wissenschaftlich Gebildeten studirt werden möge, Bahn zu brechen.

Schwerer als diese umfänglichen Besprechungen seines Werks wogen in Schopenhauers Augen die wenigen Zeilen, mit welchen — freilich erst lang danach — Jean Paul in seiner 1824 erschienenen „Kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule" „Die Welt als Wille und Vorstellung" als eine nicht nach Verdienst gewürdigte litterarische Erscheinung hervorhob, indem er in dem Kapitel „Litteraturzeitung ohne Gründe" mit ein paar Meisterstrichen das Werk ebenso treffend als schön kennzeichnete:

„Schopenhauers Welt als Vorstellung und Wille, ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn; aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht.* Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben."

Unter den Wenigen, welche die Vorlesungen Schopenhauers im Sommer 1820 gehört haben, war ein paar mal als Hospitant, wenn auch kein Platon, so doch ein wirklicher Philosoph gesessen, dem es gleich Schopenhauer nur nach mannichfachem Mißgeschick und erst spät gelingen sollte, einen Schülerkreis um sich zu sammeln und in der Geschichte deutscher Speculation einen Platz zu erobern. Es war dies der zehn Jahre jüngere, mit Schopenhauer fast gleichzeitig als Privatdocent der Philosophie in Berlin aufgetretene Friedrich Eduard Beneke, aus dessen Feder die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" im December 1820 (Nr. 226—29) eine längere Recension der „Welt als Wille und Vorstellung" brachte. Sie enthielt eine Reihe von Stellen, die durch Anführungszeichen als Worte Schopenhauers bezeichnet, in Wahrheit aber, nach der eigenen spätern Erklärung Benekes theils aus Stellen des Werks combinirt, theils allerdings durch bloßes „Versehen des Setzers" mit Gänsefüßchen versehen worden waren. Diese im heimischen Recensententhum hergebrachte Manier empörte den des Werths seiner Worte und Perioden vollbewußten Autor dermaßen, daß er in einem mit vorsorglichen Drohungen gesalzenen Briefe an Professor Eichstädt, den Redacteur der J. A. Litteraturzeitung,

* Der Obstrynsee im Stifte Bergen. Jean Paul merkt dazu an: „Die letzten Zeilen werden Leser des originellen Buchs bildlich treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren.

den „unverzüglichen Einsatz des einliegenden Aufsatzes" verlangte. Als er nach drei Wochen noch keine definitive Antwort hatte, ließ er an Eichstädt folgendes unfrankirte Schreiben abgeben.

„Ew. Wohlgeboren haben auf meinen Brief vom 6. dieses nur mit einem Interimsschreiben geantwortet. Längst könnte Ihr entschiedenes Ja oder Nein daseyn. Aber Sie wollen erst von hier abwarten, ob Ihr nobler Recensenten-Junge sich verantworten kann oder nicht. — Die Ausflucht mit dem Unterstreichen gilt nicht: denn wozu hätten so lange Stellen unterstrichen werden sollen, wenn nicht um meine Worte vorzustellen? — Sodann sind in diesen mit Gänsefüßen bezeichneten Stellen wirklich unterstrichene Stellen. Sie werden wohl thun, sich nicht zum complice des Falsarius zu machen.

Berlin 27. Jan. 1821. Arthur Schopenhauer."

Der „Literaturzeitungen-Regent, großmächtigste Eichstädt" wie er im Hexameter apostrophirt wurde, nahm diese Complicirung natürlich übel auf, und Schopenhauer erhielt seinen nicht angenommenen Mahnbrief zurück. Nun ließ er auf seine Kosten im „Intelligenzblatt der Jenaischen Litteraturzeitung" (Februar 1821, Nr. 10) unter der, von der Redaction ein für allemal beliebten Rubrik „Antikritiken" folgende „Nothwendige Rüge erlogener Citate" einrücken:

„Sprüche Salom. 30, 6.* Wenn die Herren, welche das edle und tapfere Gewerbe treiben, nicht anonym herausgegebene Bücher öffentlich anonym anzugreifen, meine Schriften mit dem vollen Maß ihres Tadels überschütten, sie herabsetzen, verdammen, sie für schlecht, unwahr, verkehrt, sich selber widersprechend und fast an Wahnsinn grenzend erklären; so habe ich dagegen nicht das Mindeste einzuwenden, finde es vielmehr ganz in der Ordnung, den Gesetzen der Natur gemäß, welche bestimmte, daß Jegliches durch das ihm ganz Heterogene zum Widerstreben und Haß erregt werde, finde es meinen Erwartungen vollkommen entsprechend. Ja, ich kann aufrichtig sagen, daß ich dergleichen mit einer gewissen Befriedigung wahrnehme. Daher ist gewiß, daß so etwas, wie eine Antikritik, niemals von mir ausgehen kann.

„Hingegen sind Lügen und Verläumdungen es allein, welche nicht stillschweigend über sich ergehen zu lassen Jeder sich selber schuldig ist, weil Schweigen hiebey meistens so viel gilt als Unterschreiben. So zwingen nun auch mich Lügen und Verläumdungen zu dem, wozu mich sonst nichts in der Welt hätte bringen können, nämlich redend in einer Litteratur-Zeitung aufzutreten.

„Wenn nämlich so ein anonymer Herr, indem meine Schriften sein Thema sind, am Anfange oder am Ende eines kürzern oder längern Satzes dieses Zeichen — „ — macht, und dadurch (wie Jeder aus der Leseschule weiß) anzeigt, das jetzt Folgende, oder das eben Vorhergegangene seyen meine Worte, nicht seine; dann aber es doch nicht meine Worte sind, sondern entweder ein sehr heterogenes Gemisch meiner Worte und

* „Thue nichts hinzu zu seinen Worten, damit er dich nicht strafe und du zum Lügner werdest."

Perioden mit *seinen* Worten und Perioden; — oder aber eine verkrüppelnde Zusammenziehung meiner Periode, bewerkstelligt durch Auslassung der Zwischensätze, welche eben den wahren Sinn der ganzen Periode bestimmten; — oder nun endlich gar ein Monstrum von einer Periode, gebildet durch Zusammenfügung einzelner Phrasen, die zwar ursprünglich mir angehören, aber in meinem Buch weit auseinander auf mehreren verschiedenen Blatt-Seiten zerstreut stehn und jede an ihrem Platz und in der Verbindung darin sie vorkommt allein einen richtigen Sinn ausdrückt und ihre wahre Bedeutung hat: wenn nun vollends so einer monstrosen Periode noch eine Menge Sätze und Gedanken eingeflochten sind, die ich gar *nie und nirgends* ausgesprochen habe, und nun dieses ganze abscheuliche Machwerk durch das ihm angehängte Zeichen — „ — als meine authentischen Worte abgedruckt dasteht: — wenn, sage ich, so ein anonymer Herr sich solche empörende Verfälschungen erlaubt: so bezüchtige ich, öffentlich und nicht anonym, ihn *anonymer verläumderischer Lüge*. Nun sage ich, daß alles dieses geschehn ist in der Jenaischen Litteratur-Zeitung, in jenem Machwerk, welches im Jahrgang 1820 die Nummern 226 bis 229 und die Seiten 377 bis 403 einnimmt. Ich will nunmehr die einzelnen Stellen nachweisen, welche dort also lügenhaftermaßen durch das Zeichen — „ — als meine authentischen Worte angeführt stehn."

Hier folgt die Anführung von zehn Stellen. Dann heißt es weiter:

„Dieses schändliche Verfahren nun erkläre ich für *verläumderisches Lügen*. Gesetzt, diese meine Anschuldigung wäre nicht gegründet: so ist, da sie kein Urtheil, sondern eine bloße quaestio facti betrifft, ihre Widerlegung die leichteste Sache von der Welt. Der anonyme Herr, der übrigens mit Namen J. E. *Beneke* heißt, circa 22 Jahr alt ist und noch im letzten Sommer als Student meinen Vorlesungen beygewohnt hat, darf nur Seite und Zeile aus meinem Buche anführen, wo die oben von mir specificirten Sätze stehn, welche er als unmittelbar meine Worte citirt hat: von der Richtigkeit seiner Angabe kann sodann sich Jeder, durch Aufschlagen meines Buches, sogleich überzeugen. Kann er dieses leisten: so will ich diese meine Anschuldigungen als höchst ungerecht ihm öffentlich abbitten. Kann er aber das nicht: so helfen hier keine Ausflüchte: jede andere Ausrede, er mag sie wenden wie er will, wird, ebensowohl als sein Stillschweigen, als Bekenntniß seiner *verläumderischen Lüge* anzusehen seyn. Dann hat er, durch diese seine Ausarbeitung über mein Werk, nicht bloß ein Probestück seiner *Urtheilskraft* abgelegt, sondern auch eines seiner *Redlichkeit*.

„Solche lügenhafte Angaben dürfen umsoweniger ungerügt bleiben, als heut zu Tage jeder Vernünftige wenn er eine Litteratur Zeitung zur Hand nimmt, allenfalls nach den angeführten Worten des Verfassers sich einen Begriff vom Buche zu machen sucht, und nicht nach dem Urtheil des anonymen Herrn, da dieses heut zu Tage bei jedem Gebildeten auf seinen wahren Werth gesetzt steht, nämlich auf den der Meinung eines Individuums, welches des Mantels der Anonymität bedarf, hauptsächlich zur Vermummung seiner Obscurität und äußersten Unbedeutsamkeit: wie dies mein Fall wieder aufs deutlichste ausweist.

„Ich will Niemanden wehren, durch Beschreibung und Bestreitung meines Werkes sich seinen Unterhalt zu verdienen, und Keiner, er mag über und gegen mich sagen, was er will, hat dabey irgend eine Gegenwirkung von mir zu besorgen. Allein, wenn, bei solchen Ausarbeitungen, das Zeichen — „ — gemacht wird, so daß nun ich der Redende seyn soll, da muß schlechterdings jedes folgende Wort von *mir* herrühren, und zwar genau

in der Verbindung und Stellung, in der man es abdrucken läßt. Will man hingegen bloß meine Gedanken referiren, wie man sie aufgefaßt hat, so muß dies natürlich ohne das Zeichen — „ — geschehen; dann bin ich nicht compromittirt; es liegt dann offen, daß hier der anonyme Herr spricht und nicht ich, und da versteht sich ja von selbst, daß nicht Alles, was er sagt, darum auch wahr ist.

Berlin den 6. Januar 1821. Arthur Schopenhauer."

Der Inhalt der gleich dahinter abgedruckten „Antwort des Recensenten", welche das Motto „Sprüche Salom. 30, 32"* trägt, ist bereits angedeutet. Zum Belege seiner Behauptung, daß es „in allen Recensionen Sitte" sei, „selbst wo man eines Verfassers Gedanken mit ganz andern Worten anführe", diese Anführung durch Gänsefüßchen zu bezeichnen, und daß Schopenhauer, wenn er seine irrige Ansicht von diesem Schriftzeichen nicht ablege, noch viel Aerger haben werde, erwähnt er, daß ihm „eben heute Nachmittag", wo er Schopenhauers „Rüge" empfangen habe, „die Recension derselben Schrift des Verfassers" in den letzten Blättern der „Leipziger Litteraturzeitung"** in die Hände gefallen sei, in welcher „ebenso starke Zusammenziehungen", mit Anführungszeichen versehen, vorkommen. Schopenhauer scheine also zu solchem Trübsal prädestinirt und könne nur gleich eine Abschrift seiner „Rüge" an die dortige Redaction senden. Er, Beneke, habe, um dem litterarischen Publikum die Unterhaltung mit Gänsefüßchen und Herrn Schopenhauer den Anschein der Lächerlichkeit oder des sich selbst verstockenden Mißverstehens, der durch seine Rüge nothwendig auf ihn fallen müsse, zu ersparen, die Sache „bei einem Besuche mündlich beilegen" wollen, Schopenhauer habe sich aber „nicht sprechen lassen". Daß die Recension nicht „um den Unterhalt zu verdienen" geschrieben sei, sondern „durch gründliche Widerlegung der von Schopenhauer aufgestellten Behauptungen von einem höhern Standpunkte aus die Philosophie für immer (sic) von phantastischen und gefährlichen Irrthümern frei zu machen suche, werde jeder unparteiische Leser auf den ersten Anblick erkennen und müsse Schopenhauer selbst, trotz seiner Selbstgenügsamkeit, eine unabweisbare innere Stimme sagen. Ueber den Ton der «Rüge»

* „Warst du thöricht im Uebermuth und sannest Böses, so lege die Hand auf den Mund."

** Jahrgang 1821, Nr. 21 und 22. Der Recensent war der Mitherausgeber Prof. Wilh. Traugott Krug.

wolle er kein Wort verlieren: dieser spreche sich selbst das Urtheil".

Die Recension begegnet sich mit dem Urtheil Rätzes, dessen Schrift gleichzeitig von Beneke besprochen wurde, über den „offenbar vorzüglichsten, einen großen Reichthum tiefer und geistreicher Bemerkungen über einzelne Gegenstände der Kunstlehre enthaltenden dritten Theil" der „Welt als Wille und Vorstellung"; erklärt jedoch dessen „Grundgerüst", dessen „systematischen Charakter für ebenso verfehlt, als den des zweiten Theils". Was diesen betrifft, so will Beneke „den Brennpunkt des ganzen Werks", die behauptete Identität des Willenactes mit der Action des Leibes, die Behauptung, daß der Wille das Ding an sich oder die Erkenntniß a priori des Leibes sei, „genau beleuchten". Das Resultat ist: das Wahre, dessen Schein Schopenhauer irregeführt habe, sei „der einfache Satz, daß jede menschliche Thätigkeit zu gleich auch ihre eigene Vorstellung genannt werden" könne. „Jede menschliche Thätigkeit nämlich denken wir, indem wir sie" (in der Phantasie) „reproduciren; um sie vorzustellen wird die Thätigkeit wieder, und sie wird nicht eher wahr vorgestellt, bis sie wieder ist; Vorgestelltwerden und Seyn fallen also zusammen, und wir haben eine Vorstellung, die zugleich Ding an sich ist. Aber nicht die Anschauung der Armbewegung ist zugleich Vorstellung des Wollens von ihr und dieses Wollen selbst, sondern die Vorstellung des Wollens würde das reproducirte Wollen sein, indem wir z. B. über dasselbe das Urtheil fällen, daß es ein Wollen sei, das Wollen selbst also als Vorstellung mit dem abstrakten Begriffe des Wollens vergleichen, wozu wir doch einer Vorstellung bedürfen, das Wollen selbst also für dieses Urtheil Vorstellung ist." Darnach gibt Beneke zu, daß wir durch jenen „einfachen Satz" allerdings „ein Schema für das Seyn an sich erlangen", aber nur für das menschliche; in der Anwendung, welche Schopenhauer von diesem „An sich" der menschlichen Thätigkeit mache, findet er die ungeheuersten Sprünge und die stärksten Widersprüche gegen die im Ganzen von ihm für richtig erkannten Grundsätze des ersten Buchs.

Uebrigens erkannte Beneke die litterarische Bedeutung des Werks vollkommen an. Er lobte den Stil — welcher freilich von dem

seinigen gewaltig absticht: Schopenhauers Feuer und Lebendigkeit fehle selten der bezeichnendste Ausdruck, und anschauliche Bilder gäben ihm zuweilen dichterischen Schwung. Ja, er schickte seiner Kritik die Worte voran:

„Das vorliegende Buch zeigt einen so großen philosophischen Scharfblick, einen solchen Reichthum geistvoller Gedanken, eine so seltene Gabe deutlicher und anschaulicher Darstellung; es enthält in der Widerlegung fremder und in der Aufstellung eigener Ansichten so viele helle und erhellende Bemerkungen über alle Theile der Philosophie, daß (Recensent muß auch diesen Panegyricus elegisch schließen) wir die fast grenzenlosen, fast an Wahnsinn streifenden Verirrungen, zu welchen den Verfasser die folgerechte Durchführung weniger falschen Sätze geführt hat, nicht genug beklagen können."

Zum Verständnisse der Erbitterung und ganz besondern Schroffheit Schopenhauers muß man in Rechnung nehmen, daß er, argwöhnisch wie er immer war, in der festen Ueberzeugung stand: Beneke, der sich kurz vor dem Erscheinen der Recension neben ihm in der Philosophie habilitirt, habe, mit schwarzen Gedanken gegen das akademische Fortkommen seines Rivalen erfüllt, die Hand an sein Lebenswerk gelegt. So sagt er noch in einem Briefe an Dr. Frauenstädt vom 26. März 1854, Beneke habe ihn durch diese Recension, die „ein boshaftes Machwerk, eine Entstellung und Parodie" seiner Philosophie sei, „unterminiren" wollen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß Benekes Versuch einer persönlichen „Verständigung" im Bewußtsein der uncollegialischen, taktlosen Stellung, die er durch seine mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnete öffentliche Verurtheilung Schopenhauers eingenommen, erfolgt war.*

So unerfreulich hiernach schon bald nach dem Beginn seiner Docentenlaufbahn das Verhältniß zum jüngsten Collegen sich gestaltete, so wenig sympathisch standen ihm die beiden ältern, auf dem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit angelangten Lehrer der Philo-

* Schopenhauers an sich nicht ungewöhnliche, nur in der Regel weniger scharf geäußerte Empfindlichkeit gegen ungenaue Citate wuchs mit den Jahren, so daß er sich darüber schließlich sogar mit seinem Erzevangelisten überwarf, dem er den „löblichen Fanatismus Kilzers" vorhielt, welcher ihn alles Ernstes ermahnt habe, zum Schutze des Wortlauts seiner Schriften ein Fideicommiß zu stiften. Dieser löbliche Fanatismus des redlichen philosophischen Enthusiasten hinderte diesen übrigens nicht, mir nach Schopenhauers Tode, nachdem er die Bekanntschaft Fichtes gemacht, und von ihm begeistert war, zu sagen, Schopenhauer habe Fichten schwer Unrecht gethan, denn er habe ja seine Grundidee von diesem übernommen.

sophie in Berlin, Schleiermacher und Hegel gegenüber. Was er von letzterm zu erwarten hatte, besagten die bei seiner Habilitirung überreichten Specimina; auch wenn man nicht wüßte, wie schlecht sich Hegel selbst mit dem in der Kunst des Umgangs virtuosen ältern Rivalen vertrug, und daß er den jungen Beneke, wie dieser wenigstens wissen wollte, mit Hülfe Altensteins bereits 1822 von seinem Lehrstuhle vertrieb. Schopenhauer gegenüber bedurfte er solcher Mittel nicht: schon nach dem ersten Anlauf zog sich dieser so weit aus der Arena zurück, daß kein College bequemer sein konnte. Hegel begnügte sich damit, die Bemerkungen über Goethes Farbenlehre aus Schopenhauers Curriculum vitae zum Zwecke der Verwendung bei Goethe zu exzerpiren, ohne weitere Notiz von dem Autor der „Welt als Wille und Vorstellung" zu nehmen. Hierzu vergegenwärtige man sich den Eindruck, den dieser von Hegels Vorlesungen über Logik im selben Sommer 1820, wenn auch persönlich nicht anwesend, so doch jedenfalls durch die fama empfing, nach welcher Hegel sich in seiner dialektischen Begriffsvertauschung zu der Phrase verstiegen hätte: Ich lehre die Wahrheit und bin die Wahrheit. Vom Erhabenen zum Lächerlichen war da kein Schritt mehr zu thun. In dieses Holz trieb Schopenhauer die derbsten Keile.

Wie sehr es ihm aber anfangs Ernst mit seinem Lehramte gewesen, beweisen die ausgearbeiteten Entwürfe seiner Vorlesungen über die Grundzüge der gesammten Philosophie, insbesondere die Erkenntnißlehre. In der Einleitung zu diesen, die Entwickelung und Erläuterung seines Systems bezweckenden Vorträgen, stellte er das Studium der Philosophie, einfacher und klarer als Schelling in seinen, achtzehn Jahre zuvor in Jena gehaltenen berühmten Vorlesungen, als die nothwendige Grundlage aller andern Wissenschaften dar. Er bezeichnet sie als ihren Grundbaß, der ihren Ton, Charakter und Gang von Periode zu Periode bestimme, zu dessen Verständniß jedoch ein gewisser Grad von Klarheit des Bewußtseins gehöre, mit dem jeder sein eigenes Dasein und das der ihn umgebenden Welt auffasse.

„Je klärer und heller in einem Menschen das Bewußtsein, die Anschauung der Welt ist, desto mehr wird sich ihm das Räthselhafte des Daseins aufdringen, desto stärker wird das Bedürfniß gefühlt werden, irgendeinen Aufschluß, eine Rechenschaft vom Leben und Dasein überhaupt zu er-

halten . . . Die Klarheit des Bewußtseins, auf welcher das Bedürfniß und die Anlage zur Philosophie beruht, zeigt sich daher zuerst durch ein Verwundern über die Welt und sein eigenes Daseyn, welches den Geist beunruhigt und es ihm unmöglich macht, dahin zu leben, ohne eben über das Leben selbst zu denken." Vor allem ist es das Wunderbare und Räthselhafte der Zeit, wodurch Einer zur Philosophie getrieben wird, die Verwunderung über die Form unsers Daseins, vermöge deren Vergangenheit und Zukunft nichts sind und dieses Schicksal jeden Moment trifft, in dem wir uns eben befinden. „Um sagen zu können, wie viel Anlage Einer zur Philosophie hat, müßte ich wissen, wie in seinen Augen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich darstellen, ob als sehr verschiedene Dinge, oder fast Eines wie das Andere; ob sein Bewußtsein in diesem Strom der Zeit so tief eingetaucht ist, daß es selbst sich mit ihm fortbewegt, oder ob es den Strom der Zeit an sich vorüberfließen sieht und ihn als etwas Fremdes mit Verwunderung beobachtet."

Denselben tiefen Gedanken findet man bei den deutschen Mystikern, welche nachweisen, daß das wahrhaft Reale nur in einer wahrhaften Gegenwart, in welcher der ruhelose Strom der Zeit seinen Ein- und Ausgang findet, gedacht werden kann.

Indem Schopenhauer so die platonische Ansicht vom Ursprung und Wesen der Philosophie aufnimmt, zeigt er die Nothwendigkeit einer geschichtlichen Entwickelung dieser Wissenschaft in der Reihenfolge der Systeme. Die Geschichte der Philosophie sei zu dem, was er vorzutragen habe, die beste Einleitung. Sie sei eine Geschichte von Irrthümern, aber diese seien überall mit Wahrheiten vermischt, und diese Wahrheiten lerne man vollständiger und gründlicher kennen, nachdem man sich daran geübt habe, sie herauszusondern und abzuscheiden.

Sein Vorhaben, das gesammte Gebiet der Philosophie in Einem Cursus vorzutragen, rechtfertigte er mit der Natur dieser Wissenschaft; denn in Gemäßheit der Resultate, zu denen ihn seine Forschungen geführt, habe die Philosophie eine Einheit und einen innern Zusammenhang, wie durchaus keine andere Wissenschaft. „Alle ihre Theile gehören so zueinander wie die eines organischen Leibes und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Selbständigkeit einzubüßen . . . Sie ist eine Erkenntniß vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind und die in uns ist, nachher auch alles Einzelne, das jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere Bedeutung aufschließt. Diese Erkenntniß läßt sich daher nicht zerstückeln und theilweise geben und empfangen." Er er-

mahnt deßhalb seine Zuhörer dringend, seine Lehre in ihrem organischen Zusammenhang zu fassen und nicht etwa bloße Bruchstücke daraus zu nehmen; erst beim Schlusse des gesammten Vortrags würden sie dessen Anfang vollständig verstehen können, weßhalb er ihre Aufmerksamkeit, ihre Geduld und ihr Gedächtniß um so mehr in Anspruch nehmen müsse, als die der Verständlichkeit des Ganzen förderliche Ordnung es nothwendig mache, von dem trockensten Theil des ganzen Cursus, der Untersuchung des Erkenntnißvermögens auszugehen.

Das für den Sommer 1820 von ihm angekündigte Colleg lautete im Lektionskatalog:

„A. Schopenhauer, Dr., Privatim senis p. hebd. diebus h. IV—V universam tradet philosophiam seu doctrinam de essentia mundi et mente humana. Die gesammte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste trägt privatim vor wöchentlich sechsmal von 4—5 Herr Dr. Schopenhauer."

Es war von einer kleinen Anzahl Hörer belegt worden, die ihm auch treu geblieben zu sein scheinen. Er mußte es aber schließlich abkürzen, weil das Semester zu Ende ging.

Dieses erste Colleg war zugleich das letzte, das zu Stande kam. Mit Ausnahme der drei Jahre seiner Abwesenheit von Berlin (vom Mai 1822 bis dahin 1825) figurirte er aber noch regelmäßig im Lektionskatalog bis zum Wintersemester 1831 auf 1832.

Für den Winter 1820 auf 1821 und für den Sommer 1821 kündigte er wiederum ein, jetzt nur fünfstündiges Colleg über sein System an und zwar demonstrativ in Stunden, in welchen Hegel las. Aber ein auch nur fünfstündiges Colleg über spekulative Philosophie, zumal in Concurrenz mit Hegel, forderte von den meisten, von Brotstudien in Anspruch genommenen Studenten ein zu großes Opfer an Zeit und Geld. Seine Lehre, namentlich die des vierten Buchs publice anzuzeigen durfte er nicht wagen: wurde doch Beneke bereits 1822 nach dem Erscheinen seiner „Grundlegung zur Physik (Naturlehre) der Sitten" vom Verbot seiner Vorlesungen betroffen! Ueberdies wäre der Erfolg zweifelhaft gewesen; denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Er fand keine Zuhörer; aber weit entfernt, die Schuld des Mißerfolgs auf seiner Seite zu suchen, übertrug er sie ganz allein

auf seine Zeitgenossen und tröstete sich Hegels Erfolgen gegenüber mit der Moral zur Fabel Gellerts von den beiden Hunden:

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dies Uebel sieht man alle Tage.
Allein wie wehrt man dieser Pest?
— — — — — — — —
Die Narren müssen weise werden,
Und seht, sie werdens nimmermehr.

Unter seinen Papieren fanden sich zwei Anmeldebogen. Nach dem einen, auf dem das Semester unausgefüllt ist, hatten die Philosophia prima nur drei Mediciner belegt, nämlich Joh. Gottfried Müller aus Thüringen, E. Franz Hartmann vom Rhein und Otto Albrecht aus Ostpreußen. Das andere Verzeichniß ist vom Winterhalbjahr 1828 auf 1829 und enthält eine wahre Berliner Musterkarte von „Subjecten des Erkennens". Außer Dorow ist kein bekannter Name dabei; dagegen ein Stallmeister Schur, ein Wechselmakler Ehrhard, ein Zahnarzt Heß und ein Hauptmann von Versen. Kein Wunder, daß das Colleg nicht zu Stande gekommen ist.

So gingen zwei Jahre vorüber, ohne daß seinem geistigen Leben die verhofften neuen Antriebe zuwuchsen. Er arbeitete zwar fort und war insbesondere unablässig bemüht, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse mehr und mehr abzuklären, zu erweitern und zu vertiefen. Wie er bereits in Dresden sich jahrelang mit physikalischen Experimenten beschäftigt hatte, so widmete er 1821 Ermans Vorlesungen über Elektromagnetismus wiederholt die schärfste Aufmerksamkeit, und 1822 veranlaßte ihn Flourens' Entdeckung der Funktionen des großen und kleinen Gehirns, zum erneuten Studium der Physiologie.

Aber, im kräftigsten Mannesalter stehend, verzehrte er, aus Mangel jeder praktischen Bethätigung, die Ueberfülle seiner Lebenskraft nicht zum Vortheil seines inneren Menschen. Wollte er nicht an sich selbst und seinem Beruf irre werden, so mußte er sich endlich herausreißen aus einer Atmosphäre, die ihn zu ersticken drohte. Mit dem Eintritt der guten Jahreszeit daher, anfangs Mai 1822, schafft er sich schwere Alpenschuhe an, legt sein

Testament auf dem Hausvogteigericht nieder und reist in die Schweiz ab.

Nachdem er den herrlichen Sommer jenes Jahres in den Alpen genossen hatte, stieg er im August nach Italien hinab und verweilte zunächst in Mailand und Venedig. Dann begab er sich nach Florenz. Von dort schrieb er an Fr. Osann nach Jena, wohin dieser inzwischen berufen worden war, am 29. October 1822 in animirter Stimmung, den Freund um litterarische Neuigkeiten angehend.* Der zweite Eintritt in Italien sei noch erfreulicher als der erste. Er fand, Alles was unmittelbar aus den Händen der Natur komme, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Thiere, Menschengesichter, sei in Italien so wie es eigentlich sein solle; bei uns sei es nur wie es zur Noth sein könne. Es erfreue ihn das Heterogene seiner Umgebung: er belächle sich selbst, wenn er mit einem weißen Dominikaner im Boboli promenire und den Verfall der Klöster beseufzen helfe, oder im kerzenhellen Urväter-saal einer Villa einer englischen Dame die Cour mache. Mit Italien lebe man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, morgen in Anbetung; — mit Deutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe. Dieser große Zorn erklärt sich aus seinem moralischen Urtheile über die Italiener: Viele sähen so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäcke: sie seien fein und schlau und wüßten sogar, sobald sie wollten, brav und ehrlich auszusehen, und seien dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Bewunderung uns den Zorn vergessen lasse.

Osann antwortete ihm am 8. März 1823:

„Wertheſter Freund! Um nicht mit einer Klage über mich und meine Saumseligkeit diese Zeilen zu beginnen und dadurch gleich anfangs ein böses Omen zu geben, übergehe ich die Gründe oder Ungründe, die es bis itzt möglich gemacht haben, daß ich auf Ihr Evangelium, von Florenz aus an mich datirt, so lange geschwiegen habe. Wenn Sie mir gegrollt haben, so haben Sie recht gethan: aber wenn Sie es noch weiter thun, nach Empfang dieses Blattes, dann ist an mir die Reihe zu glauben, daß Sie nicht derjenige alte Freund mir noch wären, als welchen Sie sich mir nun seit einer Reihe von Jahren erprobt.

„Zuerst späten, aber nicht minder herzlichen Dank für den Italischen Himmel, der mir aus Ihrem Briefe entgegenblinkt. Ich hätte das Blatt küssen mögen, das mich mit einer Luft anweht, die mich so befriedigend einst beglückt hat. Was ich mir immer gedacht, haben Sie mir bestätigt,

* Veröffentlicht von Schemann a. a. O., S. 130 fg.

daß die zweite Reise nach Italien noch genußreicher als die erste ist. Glücklich, wen sein Genius so leitet, wie Sie, dem ich nur in meiner Phantasie folgen darf. Aber glauben Sie mir, daß ich Sie oft in giardino Boboli und von da wieder über die alte Brücke zurück nach dem Palazzo vecchio begleitet habe. Jedoch genug davon: Sie wünschen von Deutschland, nicht von Florenz Neuigkeiten zu hören. Ich fange mit meiner nächsten Umgebung an. Fries darf noch immer nicht wieder lesen und es ist auch sonst keine Aussicht da, ihn wieder auf dem Katheder zu sehen. Dies sieht man endlich in Weimar ein und ist eifrig bedacht, einen neuen Philosophen für Jena zu gewinnen. Zu diesem Ende hat das Ministerium sich von der philosophischen Fakultät über mehrere vorgeschlagene Docenten Gutachten erbeten, und ich weiß gewiß, daß Sie auch mit unter denselben gewesen. Wie dasselbe ausgefallen, weiß ich nicht: nur so viel kann ich mit Gewißheit versichern, daß Bachmann, der doch die Hauptstimme dabei hat, Ihrem philosophischen Scharfsinn, Originalität der Gedanken und Genie alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne darum die Totalität Ihrer Ansichten zu billigen und Ihrem System zu folgen. Ferner weiß ich, daß auch Fichte, selbst Beneke mit zur Sprache gekommen: ja, denken Sie, letzterer hat sogar an mich, Ihren bekannten Genossen, geschrieben, um sich durch mich einen Weg nach Jena zu bahnen, da der wirklich zu beklagende Doctor in Berlin längst nicht mehr lesen darf, wie Sie aus Zeitungen gelesen haben werden. Auch habe ich weiter erfahren, daß die Möglichkeit wirklich vorhanden, Beneke hierher zu rufen — wahrscheinlich weil man diesen um ein Spottgeld haben kann. Ob etwas bis itzt entschieden, weiß ich nicht.

„Von dem philosophischen Berlin hört man nicht viel Gutes. Hegels Beifall soll etwas nachlassen. Sein Naturrecht ist in einigen Litt. Zeitungen garstig nach Hause geleuchtet worden. Sein Trabant Hennings hat zu optischen Versuchen über Farben 800 Thlr. erhalten: die Früchte davon bestehen in einer 3—4 Bogen starken Broschüre, die, Kundigen zufolge, unter aller Kritik sein soll. Z. B. soll die Aeußerung darin vorkommen: zur Optik brauche man gerade nur so viel Mathematik, als sie sich bei jedem Schuster und Schneider vorfände. Jedoch ist Hegel immer noch der große Gott, der heilbringende allen denen, die ihn anbeten. So hat durch ihn ein gewisser Hinrichs, früher in Heidelberg, eine Professur in Breslau erhalten. Vorher hatte derselbe ein Naturrecht herausgegeben, welches Hegel durch eine Vorrede in die Welt eingeführt. Vorrede und Buch, Pathe und Taufkind sollen der Unverstand selbst sein.

„Gern schriebe ich Ihnen etwas von Ihnen aus Deutschland: aber leider ist zu meiner Kenntniß wenigstens nichts gekommen, was Sie anginge. Jedoch soll sich, wie mir ein Freund erzählt, Herbart in einer gelegentlichen Recension (ich glaube in der Jenaischen L. Z.) mit großem Lobe beiläufig auf Sie bezogen haben. Aber weder er noch ich haben können das Blatt wieder auffinden."

Hier folgen Nachrichten über seinen jüngern Bruder, der als Professor der Chemie nach Dorpat berufen war, über Goethes und Johanna Schopenhauers gefährliche Erkrankung und anderes mehr. Dann schließt der Brief:

„Wenn Sie Vino d'Ischia oder Delle Grotte, Siracuso ꝛc. trinken, denken Sie mein, libiren Sie dem fernen Entsagenden und schmerzlich Vermissenden, und bleiben Sie unter jedem Himmel, blauen oder grauen, der alte offene Freund Ihrem herzlichst ergebenen Friedrich Osann."

Im Frühjahr 1823 ging Schopenhauer weiter nach Süden. Anfangs Mai trat er dann von Rom aus die Heimreise an und begab sich über Venedig durch Tirol nach München, wo er von Juni an fast ein Jahr lang verweilte. Ueber sein Leben in Florenz bis Mai 1823 schreibt er von München aus Ein Jahr später an Osann*, er habe diese Zeit äußerst angenehm verbracht:

„Das heiterste Logis von der Welt und sehr bequem: viel Bekanntschaft, besonders mit Fremden, die auch eben dort ihr Leben genießen, meistens Engländer, dabei doch noch einiger Musendienst machten mein Leben so genußreich als möglich. Ich war so gesellig wie lange nicht, kam sogar in die große und mitunter in die vornehme Welt und merkte allmählich einen solchen Zuwachs von Erfahrung und Menschenkenntniß, daß ich jene Zeit für sehr nützlich zugebracht halte."

In München erhielt er mit einem Briefe Osanns von Jena aus vom 25. Januar 1824 Nachrichten aus der Heimath.

„Aus Ihrem ewigen Schweigen, mein theurer Freund", schrieb Osann, „schließe ich mit Wehmuth, daß Sie mein Brief nicht getroffen hat, welchen ich Ihnen nach Italien, als Antwort auf den Ihrigen aus Florenz, nachgeschickt habe. In vieler Hinsicht thut mir dieser Umstand leid, vorzüglich aber deßwegen, weil Sie in meine Freundschaft Zweifel setzen und auch an mir den vaticanischen Spruch πλεῖστοι ἄνθρωποι κακοί** erprobt erfinden könnten. Außerdem war meinem Briefe auch eine Anlage an einen römischen Abbate beigefügt, die Sie mir gewiß gern bestellt haben würden. So muß ich denn die Sache nehmen wie sie ist, itzt erst für das Stückchen Italischen Himmels danken, das Sie mir von fern gezeigt, und endlich Sie an unsere gemeinschaftlichen Erinnerungen mahnen, um Sie von der Unwandelbarkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. Diese Zeilen finden Sie hoffentlich in München: dort wenigstens sollen Sie sich befinden nach einer Aussage Günthers, des Schwagers von Thierich, wie ich vor ein Paar Wochen aus dem Munde Ihrer Schwester hörte. Und so war auch gleich mein Entschluß gefaßt, Sie dort aufzusuchen und Sie zu nöthigen Ihrem Freunde ein Oelblatt zu schicken, wornach er sich wirklich sehnt.

„Da Sie seit geraumer Zeit selbst wieder in Deutschland sind, brauche ich Ihnen von deutschen Angelegenheiten, die für Sie Interesse haben könnten, nichts zu erzählen. Also nur etwas von meinem nächsten Saalthale aus. Nach Florenz hatte ich Ihnen geschrieben, daß man einen neuen Philosophen hieher berufen wolle und auch darüber mit Beneke in Unterhandlung gestanden habe, welche aber längst wieder abgebrochen worden. Nach einigen Fehlgriffen ist man auf Ritter, einen Ihrer ehemaligen Collegen in Berlin, den Verfasser der Geschichte der Jonischen Philosophie gefallen, und dieser hatte auch den Antrag angenommen, bis eine ihm in Berlin angetragene Professur auch diesen Unterhandlungen mit viel Skandal ein Ende machte, und er nun in Berlin geblieben ist. So ist man wiederum, wie ich höre, auf Beneke (welcher jetzt in Göttingen leben soll) gefallen und unterhandelt mit diesem aufs Neue si fabula vera est: denn ich verbürge nichts. An Sie hat man auch mehrmals bei Besetzung dieser Stelle ge-

* Brief v. 21. Mai 1824. Schemann a. a. O., S. 137 fg.
** Der Wahlspruch des Bias: Die meisten Menschen sind schlecht.

dacht: doch es ist zu keinem Resultat gekommen, ich weiß nicht warum. Fries, sagt man, wird als Physiker an der Stelle des vor Kurzem verstorbenen alten Geheimen Hofraths Voigt wieder in Thätigkeit kommen. Auch haben wir itzt keinen ordentlichen Professor der Mathematik, dessen Stelle durch den Tod unsers Posselt, eines sehr vorzüglichen Mannes erledigt ist.

„Soviel von Jena. Lassen Sie mich ein Wort von Weimar und Ihrer Familie hinzufügen. Sie wissen, daß sich zwischen Adelen und mich ein Dämon gedrängt hatte, der uns voneinander schied. Dieser ist seit einiger Zeit besiegt worden und, ich kann sagen, durch Sie. Das Bedürfniß an Sie zu denken, über Sie zu sprechen, von Ihnen etwas zu hören hat die Schranken gebrochen, die uns bisher geschieden hielten. Ich habe Ihre Schwester seitdem mehrmals besucht und in ihr ein Weib kennen lernen, welches bei einigen natürlichen Fehlern ihres Geschlechts alle Tugenden und Eigenschaften vereinigt, die der Mann an einem weiblichen Wesen mit wahrem Vergnügen und Achtung bemerkt. Was sie mir aber lieb und werth vor allem machte, war die schwesterliche Gesinnung, die sie bei allen Trennungen und Mißverhältnissen Ihnen bewahrte. Sie fühlt nur zu sehr, und dieses mit den Schmerzen einer liebenden Schwester, daß Sie in ihrem Verhältnisse zu Ihnen der kränkende und schuldige Theil gewesen*, — als Grund Ihrer beiderseitigen Verstimmung gab sie mir die Danziger Vermögensangelegenheiten und ihr leichtsinniges Schweigen auf einen Ihrer Briefe an sie an — hat Ihnen aber um so mehr in ihrer einsamen Sehnsucht ihre Liebe bewahrt als sie immer mehr einsieht, wie nöthig Sie ihrem Leben sind. Fast hat sie itzt darauf Verzicht geleistet, Ihre Hand wieder zu sehen, die sie unbeschreiblich glücklich machen würde: sie wagt Ihnen nicht zu schreiben, weil sie fürchtet, die lange Scheidung möchte Sie ihr noch mehr entfremdet haben, und so beschränkt sich ihre Hoffnung nur darauf, durch mich zu erfahren, daß es Ihnen wohl gehe, so sehr dieser Mittelweg sie auch schmerzt, wie sie mir selbst gestanden hat. Wollen Sie mir demnach ein Lebenszeichen bald geben, — und Adele hofft um so sehnlicher darauf, als sie erfahren hat, daß Sie in München sehr krank gewesen — so erfüllen Sie die Bitten einer liebenden Schwester und eines wahrhaften Freundes, die ihren gemeinschaftlichen Wunsch für Ihr Glück und Wohl vereinigen. Wollten Sie mich versichern, daß Adele an Sie schreiben dürfte, so würden Sie ihrem Leben einen Haltungspunkt wieder geben, den sie verloren zu haben glaubt. Endlich füge ich aus meinem Glaubensbekenntniß den Artikel hinzu, daß einem Weibe ein Mann nie etwas zu vergeben haben könne.

„Verkennen Sie, Theurer, meinen Eifer nicht, der mich bewogen hat, eine lange verstummte Saite in Ihrem Herzen wieder erklingen zu lassen. Wenn ich ein Recht an Ihrer Freundschaft habe, so besitze ich auch einen Theil an Ihrem Herzen, den ich geltend machen darf, und wenn Sie in mir einen Parteigänger argwöhnen sollten, so würde ich nur beklagen so wenig von Ihnen gekannt zu sein: aber auch Sie würde ich beklagen, den Glauben an eine edlere Menschheit ganz verloren zu haben. Dann — Vergeben und Schweigen.

„Auch Ihre Mutter habe ich gesehen und besucht, seitdem ich der Tochter wieder näher getreten bin. Ich hatte Ihnen geschrieben, daß sie einen

---

* Um diese Selbstbeschuldigung der Schwester richtig zu würdigen, muß man sich ihres Briefs S. 148 oben erinnern und damit das Verhalten Schopenhauers, insbesondere dessen Antwortschreiben an Osann S. 198 unten vergleichen. Ihre ganze Schuld bestand im Schweigen auf einen Brief des Bruders, der sie tief gekränkt hatte. Vergl. auch ihren Brief vom 27. Okt. 1831 S. 239 unten.

schlagartigen Anfall gehabt, der ihr eine Zeit lang den Gebrauch der Füße gelähmt. Sie hat sich aus diesem Zustand zwar wieder erholt, jedoch nicht so, daß sie den ganz freien Gebrauch ihres Körpers wieder erhalten hätte. Sie ist immer noch etwas leidend und schwächlich.

„Ueber mich habe ich nichts hinzuzusetzen was Ihnen Freude machen könnte. Meine äußere Lage hier ist immer noch so schlecht als sie immer war. In dem gewöhnlichen Geleise meiner Arbeiten bewege ich mich fort, ohne eigentlich vorwärts zu kommen. Die einzige Freude, die mir hier wird, ist das beruhigende Bewußtsein, nicht ohne Nutzen für Andere zu arbeiten. Das ist viel und groß, werden Sie sagen: so denke auch ich. Allein niemand als ich weiß, daß ich mehr sein und leisten könnte als bisher, wenn nicht die elende Scholle dem Sterblichen, an der er ewig klebt, verböte sich in die Höhe zu schwingen. Wir sind und bleiben Erde, kennen keine andere Richtung der Bewegung, als die uns hinab, aber nicht hinauf führt. Es ist nur die Erde, die uns Freuden gibt und nimmt. Wenn wir zu steigen meinen, eilen wir nur unserm Fall entgegen. — Darum bleibt uns nichts übrig als uns der Natur und dem Leben zu überlassen, eben wie es ist. Naturae convenienter vivere; mehr oder was Besseres kann kein Mensch thun: glücklich, wer im ganzen Sinn dieses Worts leben kann. Sie können es mehr als Andere: und so hoffe ich nun sicherer bald ein Zeichen Ihres Wohlseins und -Befindens zu vernehmen. Bis dahin unveränderlich der Ihrige Osann.

„Noch eins! Habe ich recht gehört, so verläßt Ihre Familie in diesem Sommer Weimar und bleibt den Winter über in Mannheim: so sagte mir, glaub' ich, Adele. Grüßen Sie Thiersch bestens.".

Auf diesen Schluß des Briefs antwortet Schopenhauer, mit einer langen und schweren Krankheit sein Schweigen entschuldigend am 24. Mai:

„Sie schreiben meine Mutter und Adele wollten diesen Sommer nach Mannheim, um da zu bleiben. Das Projekt ist schon sehr alt und nie realisirt. Um eine rencontre inprévue zu vermeiden, liegt mir aber sehr daran zu wissen ob die Damen an den Rhein gehen und wann: nun bitte ich Sie inständigst schreiben Sie mir Bescheid hierüber und zwar sogleich.

„Was Sie hinsichtlich meiner Schwester schreiben ist gewiß sehr gut gemeint: allein Adele und ich wissen selbst gewiß am besten, was wir von einander zu halten haben; die Empfehlung eines Dritten kann da nichts helfen."

Er hatte den ganzen Winter über unter „einer Verkettung von Krankheiten" zu leiden. Ende Mai ging er, noch sehr geschwächt und mit taub gewordenem rechten Ohr, zur Kur nach Gastein. Am 22. Juni kehrte er für kurze Zeit nach München zurück, um über Stuttgart und Heidelberg nach Mannheim zu reisen, wo er aber nicht mit Mutter und Schwester zusammenkam. Ungeachtet des warmen Appells des treuen Freundes scheint er keine Sehnsucht nach einem Wiedersehen gehabt zu haben, vielmehr Furcht davor.

Im August zog es ihn alsdann wieder nach Dresden; aber die dortigen Verhältnisse waren für ihn sehr verändert. Die früheren guten Gesellschafter und die Hauptsache, das frühere große Tageswerk mit dem Blick in eine große Zukunft fehlten. So kam die Zeit, in der die Hoffnung, seiner Philosophie auf indirektem Wege Eingang und sich gleichzeitig einen Erwerb zu verschaffen, ihn auf Pläne führte, durch Uebertragung der Werke seiner damals gleich ihm selbst hintangesetzten berühmten Vorgänger, die gebildete Welt dem Verständnisse seiner eigenen Lehre näher zu bringen. So beschäftigte ihn das Project einer deutschen Uebersetzung der populärphilosophischen Schriften David Humes „Natürliche Geschichte der Religion" und „Gespräche über die natürliche Religion", eines Schriftstellers, über den er urtheilte, es sei bei ihm „aus Einer Seite mehr zu lernen, als aus Hegels, Herbarts und Schleiermachers sämmtlichen Werken zusammengenommen". Aber es blieb bei dem, einem Verleger gemachten Vorschlage* und dem Entwurf einer Vorrede, die mit dem Satze schließt:

„Was nun endlich meinen Beruf zu dieser kleinen Arbeit betrifft, so liegt er bloß darin, daß mir seit meinem Aufenthalt in England im Knabenalter die Englische Sprache sehr geläufig ist, und ich eben gar viel Muße übrig habe, indem ich der Bearbeitung meiner eigenen Gedanken für die Mittheilung mich überhoben achte, da nun die Erfahrung bestätigt hat, was ich früher voraussah und voraussagte, daß solche unter den Zeitgenossen keine Leser finden." (Bei Frauenstädt, Memorabilien, S. 386 fg.)

Was ihm der Freund als das glücklichste Loos des Sterblichen preist, daß er seiner Natur gemäß leben könne, gereichte ihm damals je länger desto weniger zur Befriedigung. Der einzige Lichtblick in der Dunkelheit seines Münchener Aufenthalts war die Auszeichnung, welche ihm von seiten der dortigen Akademie der Wissenschaften dadurch zutheil wurde, daß in der kurzen Darstellung, die diese 1824 über die Fortschritte der Physiologie im neunzehnten Jahrhundert herausgab, bei den Fortschritten in der Theorie der Sinneswerkzeuge neben Purkinje nur seiner Erwähnung geschah.

* Schemann a. a. O. S. 150. In demselben Schreiben erbietet er sich „zu Uebersetzungen Englischer Prosaiker, nicht bloß im Fache der Philosophie, sondern auch der gesammten Naturwissenschaften, Geschichte, Politik und Romane". Im gleichen erklärt er sich zum Uebersetzen aus dem Italienischen erbötig, insbesondere auch zu einer italienischen Neuausgabe der „zu den allerseltensten Büchern gehörigen Schrift Giordano Brunos: De la causa, principio et Uno" mit einer von ihm zu machenden Uebersetzung ins Lateinische.

IX.

1825—1831.

Fast wider Willen kehrte er im Mai 1825 nach Berlin zurück: es war der Ort, wo er, außer Frankfurt, die meiste Zeit zugebracht, aber sich nie behaglich gefühlt hat. Noch 1852 schreibt er an Dr. Frauenstädt: „Sie fesselt wohl gar das miserable Berlin, das mir stets ein verhaßter Aufenthalt gewesen ist.“ Die Lage, das Klima, die Umgebung, die socialen Verhältnisse, die Lebensweise, die ganze Physiognomie der Stadt waren ihm gleich zuwider. Man lebe dort wie auf einem Schiff: alles sei rar, theuer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr; die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art dagegen ärger als im Land wo die Citronen blühen: sie legen nicht nur uns selber die lästigste Behutsamkeit auf, sondern bewirken oft, daß, die uns nicht kennen, einen Verdacht gegen uns hegen, den wir uns nicht träumen lassen, und uns eigentlich als filous behandeln, bis es zur fatalen Explosion komme. Schon während seines ersten dortigen Aufenthalts 1811 war er wiederholt bestohlen worden, einmal um eine größere Summe: er, der es an exorbitanten Vorsichtsmaßregeln nie hatte fehlen lassen — vielleicht gerade mit aus diesem Grunde!

Warum er nicht wegblieb? Zunächst erheischte eine leidige Privatangelegenheit seine Rückkehr. Während seiner Abwesenheit nämlich war ein Brand, der zur Zeit seiner Abreise nach der Schweiz schon gelöscht schien, mit verstärkter Gewalt von neuem ausgebrochen. Zur selben Zeit, als es ihm eben gelungen war, mit seinem Kapitalschuldner fertig zu werden, im Sommer 1821, hatte sich in seinem Vorzimmer ein an sich geringfügiges Ereigniß

zugetragen, das nach jahrelangen Wechselfällen und Verdruß zu einer Niederlage für ihn ausschlagen sollte, die um so empfindlicher für ihn war, je mehr er sich dabei in seinem Rechte fühlte.

Am 13. August 1821 nämlich war eine Bekannte seiner Hauswirthin, die mit ihm in demselben Stockwerke wohnende 47 Jahr alte ledige Näherin Karoline Luise Marquet wegen wörtlicher und thätlicher Beleidigung klagend gegen ihn aufgetreten. Er hatte damals in der Niederlagstraße Nr. 4 — nomen et omen — eine möblirte Wohnung, vor der eine sog. „Entree", ein Vorzimmer lag, zu welchem übrigens noch ein zweiter „Chambregarnist" seinen Zugang hatte. Nach Hause kommend, fand er eines Abends in diesem Vorzimmer die Näherin mit zwei Dienstmädchen seiner Hauswirthin etablirt. Er hatte sich die Mitbenutzung dieses von ihm mitgemietheten Raums, abgesehen von dem Zugange des anderen Zimmermiethers, der ihn nicht genirte, verbeten. Da die Marquet trotz wiederholter Aufforderung zum Weggehen sitzen blieb, setzte er die widerstrebende, nachdem er ihr vergebens den Arm geboten, mit Gewalt vor die Thüre. Die Injurienklage wurde nach Vernehmung der von der Klägerin benannten Zeuginnen durch Urtheil des Hausvogteigerichts als unbegründet abgewiesen; aber mit Hülfe eines gewandten Anwalts hartnäckig weiter verfolgt und später noch durch eine Entschädigungsklage wegen der angeblich infolge der thätlichen Beleidigung eingetretenen Arbeitsunfähigkeit ergänzt.

Dieser Doppelproceß zog sich fast sechs Jahre hinaus. Schon im November 1822 war Schopenhauer mit der Nachricht der Beschlagnahme seines dem Bankhause Mendelssohn und Fränckel in Berlin zur Aufbewahrung übergebenen Vermögens unangenehm überrascht worden. Dieses Haus legte die Vertretung der Sache in die Hände eines angesehenen, aber wie es scheint, vielbeschäftigten und deßhalb nicht genügend vigilanten Rechtsbeistandes: wenigstens war er gerade im wichtigsten Stadium des Prozesses, bei der zweiten Vernehmung der von der Klägerin durch ihren geriebenen Advocaten aufgerufenen Zeugen mehrmals nicht anwesend. Schopenhauer sandte ihm eine ausführliche Instruction, in der er seinem Unwillen über die „höchst verschmitzte und boshafte Person" Luft machte.

Als er nach Berlin zurückkehrte, schwebte der Proceß in zweiter Instanz. Er endigte mit einer Revisionssentenz des Oberappellationssenats des Geheimen Obertribunals, kraft dessen Schopenhauer nicht nur für Kurkosten und rückständige Alimente über 300 Thaler, sondern auch eine jährliche Leibrente von 60 Thalern an die Klägerin entrichten mußte, nachdem diese den ihr zuerkannten Eid bereits im März 1826 geleistet hatte.

Als sie, 20 Jahre nach dem für sie so ertragreichen Falle, gestorben war, schrieb Schopenhauer auf den Todesschein das Wortspiel:

Obit anus abit onus.

Die Kränkung und Enttäuschung über den Ausgang dieses verwünschten Rechtshandels trafen ihn schwerer als der materielle Nachtheil. Kaum in das Lebensalter der vorherrschenden Irritabilität eingetreten, hatte er dessen bittere Erfahrungen, obwohl er weder Geld noch Freundschaften noch Ehren, also nichts von dem gesucht, was nach Horaz in diesem Alter begehrt zu werden pflegt*, bereits gemacht und die leidige Ueberzeugung davongetragen, daß für ihn, den zur Bethätigung überschießender Kräfte im praktischen Leben Unfähigen, die schlimmste Zeit erst im Anzuge sei. Schon ohne solche Bethätigung, durch die bloße Berührung seiner Person mit der anders organisirten Gesellschaft hatte er mehr Stöße empfangen und ausgetheilt als Andere im Gedränge ihrer auf Erwerb gerichteten, geschweige denn mit Nahrungssorgen kämpfenden Berufsarbeit. Was half es ihm, daß er längst gewohnt war, über seine Collisionen mit der Welt sich fleißig Rechenschaft abzulegen, um deutlicher übersehen zu können, wie er jeweilig mit ihr stehe und in Augenblicken außerordentlicher Anforderung sich auf seine Willenskraft sicherer verlassen zu dürfen, solang ihn das Bedürfniß einer Wirksamkeit nach außen quälte, zu der ihm nicht nur der Wirkungskreis, sondern auch das praktische Geschick fehlte?

Diese ganze Zeit scheint für ihn auch eine innerlich unproductive gewesen zu sein; denn mit wehmüthigen Reflexionen richtet er den Blick bereits in die Vergangenheit. Eben in jenen

* Vgl. Horaz, De arte poetica, Vers 168—169.

Tagen, als er den Proceß verloren hatte, schrieb er die zum Theil in die „Parerga" aufgenommene Betrachtung nieder:

„Die Objecte sind für den Geist nur das was das Plektron für die Lyra ist. Zu der Zeit, wo mein Geist in seinem Kulminationspunkt stand, wann dann durch begünstigende Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte, so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es wollte — er redete Offenbarungen zu mir. Jetzt, da ich alt bin, che và mancando l' entusiasmo celeste (heut bin ich 38 Jahre), kann es geschehn, daß ich vor Raphaels Madonna stehe, und sie sagt mir nichts!"

Die Früchte, die sein Geist noch zeitigen sollte, erforderten, wie dies bei der Weisheit des höhern Lebensalters stets der Fall ist, ein längeres Brachliegen, während dessen alle Jahreszeiten ihre Kraft an dem ruhenden Acker versuchen.

Insbesondere ward ihm das Mißverhältniß, in das ihn seine Junggesellenwirthschaft mit der angestrebten Würde des akademischen Lehrers brachte, je älter er wurde, desto fühlbarer: bildet doch die Injuriengeschichte nur eine Episode darin. Der Gedanke sich zu verheirathen, zum öftern zurückgewiesen, kam ihm deßhalb mit verstärkter Macht wieder. Von den innern Kämpfen, die er gegen Anfechtungen dieser Art nach seiner Abreise aus Venedig 1819, sodann vor seiner zweiten italienischen Reise in Berlin und zum letzten mal in den Jahren nach seiner Rückkehr zu bestehen hatte, geben Ueberlegungen Zeugniß, die er in englischer Sprache Zetteln anvertraute, deren Inhalt jedoch im ganzen sich nicht zur Mittheilung eignet.

Bald nach seiner Habilitirung scheint ihm die Versuchung zur Ehe sehr nahe getreten zu sein: schon damals suchte er sich einzureden, da die eigentliche Zeit der genialen Conception für ihn vorbei und sein Leben von nun an zum Lehrberuf am tauglichsten sei, müsse dieses vor aller Augen offen liegen und einen Halt in der Gesellschaft haben, den er als Junggeselle nicht gewinnen könne. Später, als er bereits den Gedanken an eine Professur aufgegeben, verband er mit dem Wunsche, ein Weib zu besitzen, das ihm ganz angehöre, den Plan in eine Landschaft zu ziehen, wo er keine Gelegenheit habe, Bücher zu kaufen — ein Bedürfniß, von dessen Befriedigung seine Oekonomie in Berlin für den Fall der Verheirathung bedroht zu sein schien. Indessen, diese und andere Selbsttäuschungen wurden von ihm selbst wieder entlarvt,

unter steter Befolgung von Nestors Rath an Antilochos*, worüber er in den „Paränesen und Maximen" sagt: „Was die Leute gemeiniglich das Schicksal nennen, sind meistens nur ihre eigenen dummen Streiche: denn wenn auch die schlechten Streiche erst in jener Welt gebüßt werden, so doch die dummen schon in dieser."

Und je älter er ward, desto leichter fiel ihm die Entscheidung, desto reichlicher flossen ihm die Gründe gegen jede Art der Verheirathung zu. Wie hätte dies auch anders sein können, nachdem er sich gewöhnt hatte, die Geschlechtsliebe nur von ihrer unfreien Seite zu betrachten und unfähig geworden war, hinter dem von ihm mit ausgezeichnetem Scharfsinne durchschauten blinden irdischen Eros den sehenden himmlischen zu erkennen? Da blieben zuletzt zu Gunsten der Ehe nur noch die Pflege in Alter und Krankheit und ein eigener Herd. Aber auch diese Vortheile schienen ihm trügerisch: er fragte sich, ob etwa seine Mutter seinen Vater gepflegt habe, da derselbe krank gewesen sei; ob einem nicht der herzlichste Willkomm im Gasthause zutheil werde und ob nicht dies ganze Leben ein diversorium, eine bloße Herberge sei. Wenn es ihm auch zweifelhaft zu sein schien, ob die zurückgezogene Lebensweise, deren Menschen, wie er, bedürfen, leichter in der Ehe oder im Junggesellenstand möglich sei, so sah er doch wohl ein, daß dieser für ihn schon umdeßwillen geboten sei, weil er, bei gewissenhafter Selbstprüfung weder den Muth noch die Fähigkeit noch den Beruf in sich fühlte, die Lasten der Ehe auf sich zu nehmen. Sensibilität und Intellectualität waren in ihm alle Zeit vorherrschend, weshalb er alle Zeit für die Uebel und Unbilden des Lebens die intensivste Empfänglichkeit hatte, von den Freuden und Genüssen dagegen verhältnißmäßig weniger bewegt wurde. Deßhalb lagen von Jugend auf seinen Träumen von Glück immer Scenen der Zurückgezogenheit, der Stille, der Einsamkeit und des Selbstgenusses zu Grund. Wenn sein reales Leben, meinte er, die Hauptsache seiner Existenz und die Quelle seiner Genüsse gewesen wäre, hätte er wohlgethan, zu heirathen;

---

* Homer, Ilias XXIII, Vers 313. 343: „Kluge Ueberlegung in Allem präge dir ins Herz, mein Lieber! gehe vorsichtig und besonnen zu Werke."

da sein Leben im Gegentheil ein ideales, intellectuelles gewesen sei, habe er es nicht thun dürfen: denn eines müsse dem andern zum Opfer gebracht werden.

Ein Mensch, der, aus welchem Grund immer, den natürlichen Lebensweg verlassen habe, dürfe nie heirathen. Wer ohne Erwerb sei, habe keine festen Wurzeln auf Erden, ein Sturm könne ihn umwerfen, er müsse deßhalb allein stehen. Das Wagniß mit einem kleinen Vermögen ohne Arbeit zu leben, könne nur im Cölibat durchgeführt werden. Der Verlust der freien Verfügung über *seine eigene* Person sei ein weit größeres Uebel als der Vortheil, der ihm aus dem Gewinn einer *andern* erwachsen könne. Auch sei es schlechterdings unmöglich, daß er mit einem Weibe glücklich wäre, welches nicht glücklich mit ihm sei: da er nun hauptsächlich in seiner Gedankenwelt lebe, Gesellschaft und Lustbarkeiten nicht liebe, überdies nicht immer in guter Laune sei, so sei wenig Hoffnung vorhanden, daß sich ein Weib mit ihm glücklich fühlen werde.

Weil er den eigentlichen Zweck seines Lebens jenseits der Grenzen seiner persönlichen Existenz, die ihm nur das Mittel dazu war, liegen sah, so schien ihm das Wichtigste und Ungemeinste dem Gemeinen zum Opfer gebracht zu werden, sobald seine Person und sein Eigenthum nicht ganz zu seiner Verfügung ständen, sondern jemand daran theilhätte. Diesen freien und unbeschränkten Besitz seiner selbst sich zu sichern, verzichtete er auf den Besitz jeder andern Person. Denn wenn sie ihm gehören solle, müsse er ihr gehören.

Dazu kam seine Furcht vor Mangel im Alter. Er betrachtete so sein Erbtheil als einen geweihten Schatz, der ihm nur anvertraut sei, um die ihm von der Natur gestellte Aufgabe zu lösen, um für sich und die Menschheit das sein zu können, wozu sie ihn bestimmt habe, als einen Freibrief, ohne welchen er für die Menschheit nutzlos sein und vielleicht die elendeste Existenz haben würde, die jemals ein Mensch seiner Art gehabt habe. Deßhalb hielt er es für den undankbarsten und unwürdigsten Mißbrauch eines so seltenen Schicksals, wenn er in der so oft getäuschten Erwartung eines genußreichern Lebens, vielleicht die Hälfte seines Einkommens an Modehändler, Schneider und Putzmacherinnen ausgeben wollte.

Er bekannte sich zu der Meinung, daß einer, je verständiger und weiser er sei, desto schlimmer in der Verbindung mit der unverständigen Hälfte der Menschheit fahre, und mit Recht, da diese Verbindung von seiner Seite eine größere Thorheit gewesen sei. Vollends wer vierzig Jahre alt geworden sei, ohne sich mit Frau und Kindern belastet zu haben, müsse wenig gelernt haben, wenn er es nachher noch thun wolle. Es komme ihm dies vor, als wenn einer drei Viertel der Poststation zu Fuß zurückgelegt habe und noch ein Passagierbillet für die ganze Fahrt lösen wolle. Gleiche Maximen bei berühmten Vorgängern zu finden, gereichte ihm zur Genugthuung. So berief er sich gern auf Bacon von Verulam, „Essay of marriage and single life", wo es heißt: „He that hath wife and children, hath given hostages to Fortune, for the are impediments to great enterprises. either of virtue or mischief. Certainly the best works and of greatest merit for the public have proceeded from the unmarried or childless men, which both in affection and means have married and endowed the public."

Die meisten Männer, sagte er, lassen sich durch ein schönes Gesicht verlocken; denn die Natur inducirt sie dazu, Weiber zu nehmen, indem sie diese auf Einmal ihre volle Glanzseite zeigen oder, wie er in den „Parerga" sagt, einen „Knalleffekt" machen läßt; die vielen Uebel dagegen, die sie im Gefolge haben, verbirgt: als da sind endlose Ausgaben, Kindersorgen, Widerspenstigkeit, Eigensinn, Alt- und Garstigwerden nach wenigen Jahren, Betrügen, Hörneraufsetzen, Grillen, hysterische Anfälle, Liebhaber und Hölle und Teufel. Deßhalb nannte er die Heirath eine Schuld, die in der Jugend contrahirt und im Alter bezahlt werde und berief sich auf Balthasar Gracian, der einen Vierziger bloß um deßwillen, weil er Weib und Kinder habe, ein Kameel heiße; denn das gewöhnliche Ziel der sogenannten Carrière junger Männer sei doch nur, daß sie das Lastthier eines Weibes würden. Neben den bessern unter ihnen gehe die Frau in der Regel wie eine Jugendsünde. Die freie Muße, welche sie ihren Weibern zu erarbeiten den Tag hinbrächten, brauche der Philosoph selbst. Der Verheirathete trage die volle Last des Lebens, der Unverheirathete nur die halbe: wer sich den Musen weihe, müsse zu

der letztern Klasse gehören. Daher werde man finden, daß fast alle echten Philosophen ledig geblieben seien: so Cartesius, Leibniz*, Malebranche, Spinoza und Kant. Die Alten könne man nicht rechnen, da bei ihnen die Weiber eine untergeordnete Stellung eingenommen hätten; übrigens sei des Sokrates Leiden bekannt und Aristoteles sei ein Hofmann gewesen. Die großen Dichter dagegen seien alle verheirathet gewesen und zwar alle unglücklich. Shakespeare habe sogar doppelte Hörner getragen. Auch nannte er die Ehemänner umgekehrte Papagenos: denn wie diesem sich mit bewundernswerther Schnelligkeit eine Alte in eine Junge verwandele, so ihnen eine Junge in eine Alte. Auf Englisch lautete seine Maxime über den Ehestand: matrimony — war and want! Sagt doch sogar der gekrönte Sänger der Liebe: Wer Ruhe sucht, meide das Weib, die ständige Werkstätte der Streitigkeiten und Arbeiten.**

In dem Kapitel über die Weiber in den „Parergen" macht er die Bemerkung:

> „Weil im Grunde die Weiber ganz allein zur Propagation des Geschlechts da sind und ihre Bestimmung hierin aufgeht, so leben sie durchweg mehr in der Gattung als in den Individuen, nehmen es in ihrem Herzen ernstlicher mit den Angelegenheiten der Gattung als mit den individuellen. Dies giebt ihrem ganzen Wesen und Treiben einen gewissen Leichtsinn und überhaupt eine von der des Mannes von Grund aus verschiedene Richtung, aus welcher die so häufige und fast normale Uneinigkeit in der Ehe erwächst."

So war er denn auch überzeugt, es sei nicht möglich die Weiber in den Schranken der Vernunft zu halten anders als durch Furcht; in der Ehe aber sei es nöthig sie in Schranken zu halten, weil man sein Bestes mit ihnen zu theilen habe, und so verliere man am Glück der Liebe, was man an Autorität gewinne. Daher komme es denn, daß z. B. die Hälfte aller Kapitalverbrechen in England zwischen Ehegatten begangen werden.

Manches dieser Urtheile ist, vom Standpunkt der kalten Reflexion, treffend und unwiderleglich, und hierin liegt auch ihr relativer, für das praktische Leben nicht zu verkennender allgemeiner Werth; allein eine Stimme in uns, die sich nicht zum Schweigen

---

* Er nannte auch diesen, obwohl er ihn sonst nicht gelten lassen wollte.
** Petrarca, De vita solit. II, Sect. III, c. 3.

bringen läßt, sagt uns eben, daß wir vor den höchsten Aufgaben des natürlichen Lebens unsern Verstand gefangen geben und ein Joch auf uns nehmen müssen, dessen Ertragung den Erwerb überzeitlicher Güter bedingt. Wenn sich daher Schopenhauer auf Montaigne beruft, der sage, daß wir nicht für uns, sondern für Andere heirathen, so hätte ihn sein eigenes ethisches Princip daran erinnern können, daß wir unser wahres Wohl nicht besser fördern, als indem wir für Andere leben. —

Es verflossen nun mehrere Jahre, in denen ihn keine größere Arbeit beschäftigte. Sein männlicher Umgang erstreckte sich dabei kaum über die Wirthstafel im Russischen Hof hinaus. Nur mit einem nachmals in Schöneberg ansässigen Baron Heinrich von Lotzow verkehrte er vertraulicher, sodaß beide nach Schopenhauers Wegzug von Berlin noch etwa zehn Jahre lang miteinander in Briefwechsel standen. Dieser betraf indessen keine wissenschaftlichen Fragen, sondern meist nur die beiderseitigen Privatangelegenheiten. Von Lotzow starb im September 1855, und nachdem Schopenhauer dies durch Dr. Lindner erfahren hatte, schrieb er diesem:

„Ihre Nachricht vom Tode des Barons hat mich sehr erschüttert. Er war der treueste, aufrichtigste, beste Freund, den ich je gehabt habe, und überhaupt ein sehr guter Mensch. Freilich hat er mir, aber in bester Absicht, großes Unglück verursacht, indem er 1826 mich zu einer Kapitalanlage überredete, die gleich darauf schlecht wurde, wodurch ich einen bedeutenden Theil meines Einkommens einbüßte und bis auf den heutigen Tag daran leide, unter periodischem Aerger und Verdruß, wiewohl jetzt das Uebel chronisch geworden ist."

Diese Kapitalanlage bestand in dem Ankauf mexikanischer Schuldverschreibungen, wodurch er fast die Hälfte des aus dem Danziger Schiffbruch geretteten Vermögens wieder verlor. Es scheint fast, als wäre es des Schicksals Wille gewesen, daß das einmal leichtsinnig angelegte, nur auf „forcirtem" Wege wieder erlangte Kapital nicht mehr gut bei ihm thun sollte.

Das Lesezimmer der königlichen Bibliothek, in dem er nach einer brieflichen Mittheilung an Dr. Frauenstädt „nebst dem alten General Schlabbrendorf meistens allein war", die Concerte der Singakademie und das französische Theater besuchte er regelmäßig. Auch sein Flötenspiel setzte er fleißig fort; die Guitarre dagegen hing nach vieljährigen Anstrengungen ruhig am Nagel.

Bereits Anfangs 1828 trug Schopenhauer sich mit dem Gedanken Berlin für immer den Rücken zu wenden und richtete seine Blicke wiederholt nach dem akademischen Süden. Auf den Rath seines Jugendfreundes E. A. Lewald in Heidelberg wandte er sich an Friedrich Creuzer, den Dekan der dortigen philosophischen Facultät, der ihm im März 1828 folgende für die damaligen Universitätsverhältnisse charakteristische Antwort gab:

„Daß ein Mann in Ihrer Lage den Aufenthalt in Süddeutschland wählt, finde ich sehr natürlich und für uns wünschenswerth, und es ist gut daß dieser Entschluß bei Ihnen nicht von pekuniären Interessen abhängig ist. Denn in dieser Hinsicht ist hier nichts zu erwarten. Stirbt das Interesse für Philosophie gegenwärtig in Deutschland immer mehr ab, so muß dies in doppeltem Sinne von Süddeutschland gelten. Dieses bewog schon Hegel von hier wegzugehen; und damals war die Stimmung doch noch besser. Brodstudien sind das allgemeine Losungswort und die Zahl derer, die dahier über Philosophie hören, ist äußerst gering. Da nun in ganz umgekehrtem Verhältniß in den letzten Jahren die Habilitationen der Privatdocenten dahier sich außerordentlich vermehrt haben, so hat sich unsere Regierung veranlaßt gesehen, in dieser Hinsicht engere Schranken zu ziehen. Dies melde ich bloß um Ihnen zu zeigen, daß ich unter diesen Umständen nicht im Stande und auch nicht geneigt war, Schritte bei unserer Regierung in Ihrer Angelegenheit zu thun — Schritte, die bei einem Mitglied einer Fakultät, seinen Collegen gegenüber, gegen diese selbst ohnehin etwas Unfreundliches haben. — Wenn Sie einmal hier sind, so können Sie ja selbst nach Zeit und Umständen dahin gehörige Einleitungen treffen."

Nach dieser entmuthigenden Auskunft gab er den Gedanken auf. Veranlaßt durch eine Abhandlung Tourtuals in Justus Radius' „Scriptores ophthalmologici minores" faßte er den Plan, seine Schrift über das Sehen und die Farben dem Auslande zugänglich zu machen, und wandte sich deßhalb im März 1829 an den Herausgeber der genannten Sammlung mit folgendem Schreiben:

„Ew. Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit einen Antrag zu machen, zu welchem mir Ihre schätzbare und verdienstliche Sammlung der scriptores opth: min: den Anlaß giebt. Ihnen wird vielleicht meine Abhandlung über das Sehn und die Farben Lpzg. bei Hartknoch 1816. 88 S. 8° bekannt seyn. Obgleich die Münchener Akademie in ihrer Darstellung der Fortschritte der Physik seit Haller 1824 wegen selbiger mich unter den Beförderern der Physik der Sinne genannt hat, und Ficin, anerkennend daß meine Theorie der Farbe die einzig wahre ist, sie in seinem Artikel «Farbe» in Pierers Reallexikon der Physiologie zum Grunde gelegt hat, so ist sie doch im Ganzen zu wenig berücksichtigt worden, ist nicht durchgedrungen, und ich kann sagen, daß mir keine Gerechtigkeit widerfahren ist. Da ich von der Wahrheit und Wichtigkeit der in jener Abhandlung dargelegten physiologischen Farbentheorie auch jetzt, nach einer Bedenkzeit von 13 Jahren, noch auf das Vollkommenste und Festeste überzeugt bin, wäre mir eine Gelegenheit, sie dem Auslande zugänglich zu machen, und in Hoffnung dort gerechtere Würdigung zu finden und in jedem Fall sie durch Einverleibung

in eine größere Sammlung vor dem Untergange sicher zu stellen, höchst willkommen. Deshalb erbiete ich mich jene Abhandlung ins Lateinische zu übersetzen, wobei ich sie zugleich wesentlich verbessern, einiges minder Nothwendige weglassen und dafür Wichtigeres einschalten würde: wenn nämlich Ew. Wohlgeboren mir versprechen wollen solche Uebersetzung im nächsten oder folgenden Band ihrer Sammlung aufzunehmen, wo sie wohl nicht mehr als fünfzig Seiten füllen würde. Dabei hoffe ich, daß Ew. Wohlgeboren mir für die Arbeit des Uebersetzens das dieser angemessene Honorar zugestehn werden. Sollten Sie eine bedeutende Abkürzung der Abhandlung verlangen, so würde ich, wenn gleich ungern, mich auch dazu verstehn: es müßte alsdann von der Einleitung und dem ersten Kapitel der größere Theil wegfallen: da die Hauptsache durchaus im zweiten Kapitel liegt. Inzwischen giebt gerade das erste Kapitel eine sehr nöthige Ergänzung zu Tourtuals Abhandlung in Ihrer Sammlung, da dieser, indem er doch de mentis in visu efficacia schreibt, seltsamer Weise mit den Grundlehren des größten Philosophen seiner Zeit und Nation, also Kants, völlig unbekannt ist und noch ganz naiv von Lockes und Condillacs Schule ausgeht, ein Standpunkt, der in der Philosophie des Intellekts sich zu dem, auf welchen Kant uns gestellt hat, verhält wie die vier Species zur Analysis. Dabei wird er jedoch aus Unwissenheit originell: nämlich nachdem er § 20—27 sehr gut gezeigt hat, daß die Anschauung nicht sensuell seyn kann, wie sie nach Locke und Condillac müßte, weil nämlich weder in der Empfindung des Tastens noch in der der vom Licht afficirten Retina der Stoff zu einer Anschauung des Raums und der Objekte in ihm irgend zu finden sei, geräth er § 28 ganz aus eignen Mitteln auf die Vermuthung, daß die Anschauung des Raums und der Objekte in ihm auf einer besonderen angeborenen Fähigkeit des Geistes beruhe: das ist eben Kants Lehre von den im Geiste a priori vorhandenen Formen der Anschauung: Zeit und Raum, und der Kausalität. Diese Lehre nicht kennend compensirt er nun sehr brav seine Unwissenheit durch Scharfsinn und giebt durch seine Darstellung einen apagogischen und negativen Beweis der Wahrheit der Kantschen Lehre von der Idealität des Raumes.

Die wahre Anwendung dieser Lehre wie auch der vom Verstande auf das Sehn enthält das erste Kapitel meiner Abhandlung, wodurch also diese eine sehr nöthige Ergänzung der Tourtualschen giebt.

Vielleicht sind Ew. Wohlgeboren ein Gegner der Goetheschen Farbenlehre: doch hoffe ich, daß Ihnen als Herausgeber das audiatur et altera pars heilig seyn wird. Eine Protestation für Ihre Person bleibt Ihnen ja unverwehrt. In jedem Fall bitte ich, ehe Sie sich entscheiden, meiner Abhandlung jetzt von Neuem Ihre Aufmerksamkeit zu schenken und sehe dann Ihrer geneigten Antwort entgegen."

In wie weit Radius auf den Vorschlag eingegangen, erhellt aus dem weiteren Briefe Schopenhauers vom 31. März 1829:

„Ew. Wohlgeboren danke ich für die günstige und freundliche Aufnahme meines Antrags und hoffe, daß unsere Sache zu Stande kommen wird, da Ihre Aeußerung, daß der Absatz fast ausschließlich ins Ausland geht, mich noch mehr darin bestärkt, Ihre Sammlung als einen Weg zur Mittheilung meiner Farbentheorie an ein größeres Publikum zu betrachten, daher ich gern jedes Opfer bringe, um solchen benutzen zu dürfen. Da es sich bei mir darum handelt, mir den Ruhm einer wahren und wichtigen Entdeckung zu vindiciren, so erscheint die Rücksicht auf Honorar als etwas sehr untergeordnetes und gebe ich, nach der von Ihnen gemachten Darstellung der Verhältnisse jeden Anspruch darauf willig auf.

Anlangend die Veränderung der Form meiner Abhandlung, so ist, was ich nach Durchsicht derselben für thunlich und angemessen erachte, Folgendes. Das Ganze soll kürzer werden und alles minder wesentliche ausfallen, um die Geduld und Aufmerksamkeit ungetheilter für die Hauptsache zu erhalten. Daher fällt zuvörderst die Einleitung weg; aber eine ganz andere, dem jetzigen Zeitpunkt und obwaltenden Umständen angemessene, jedoch kürzere kommt an ihre Stelle. Sodann fällt vom ersten Kapitel sehr vieles aus und einiges Neue wird eingeschoben. Vom zweiten Kapitel müssen zwar die Hauptparagraphen, die eben das Wesentliche enthalten, im Ganzen unverändert übersetzt werden: denn ich müßte, wollte ich hier ändern, bloß um zu ändern, nothwendig eine schlechtere Darstellung an die Stelle der besseren setzen. Doch wird im Uebrigen vieles, sogar ganze Paragraphen ausfallen und werden dafür einige Zusätze von nicht geringer Bedeutung eingeschaltet werden. Auch soll der Titel anders lauten, nämlich Theoria colorum physiologica. Jedoch werde ich in der Einleitung sagen, daß die vor dreizehn Jahren deutsch vorgetragene Theorie hier mit einigen Aenderungen nochmals erscheine und warum.

Ich hoffe daß Ew. Wohlgeboren diese Aenderungen in der Darstellung genügend finden werden, da das Ganze keineswegs eine simple Uebersetzung sondern eine stark veränderte und zugleich zusammengezogene lateinische Bearbeitung zu nennen sein wird. Ich glaube auch nicht, daß der Verleger der deutschen Abhandlung sich dadurch im mindesten beeinträchtigt sehen wird, zumal nach 13 Jahren. Sollte es Ihnen anders scheinen, so bitte ich es mir mitzutheilen.

Nun aber hoffe ich, daß Ew. Wohlgeboren, berücksichtigend wie ich Alles thue, um mich Ihren Ansichten zu fügen, von Ihrer Seite soviel nachgeben werden, daß Sie meiner Abhandlung eine Stelle in Ihrem nächsten Bande vergönnen, zumal da das Erscheinen des vierten ungewiß ist. Ich glaube durchaus nicht, daß meine Abhandlung mehr als vier Ihrer Bogen füllen wird, vielleicht noch weniger; in keinem Fall ganze fünf: und da kann es ja nöthigenfalls Ihnen und dem Verleger nicht sehr darauf ankommen ob der Band vier Bogen mehr oder weniger hat. Ich hoffe daher von Ihnen nunmehr die Zusicherung der Aufnahme in den nächsten Band zu erhalten, welche ich mir jedoch fest und bestimmt erbitte, damit ich sicher bin nicht vergeblich eine zeitfressende Arbeit zu unternehmen. Alsdann bitte ich mir zugleich zu melden, wann Sie auf das Späteste das Manuscript haben müssen, da ich es gern con amore abfassen möchte und ihm doch nur einen Theil meiner Zeit widmen kann. Daß in Hinsicht auf die Qualität sowohl des lateinischen Vortrags als der Einschaltungen und Verbesserungen das Mögliche geschehen wird, verbürgt Ihnen der Umstand, daß es einzig und allein pro gloria geschieht. Denn wie Jean Paul sagt: «erst wann die Bücher nicht mehr bezahlt werden, werden wir welche erhalten, die gar nicht zu bezahlen sind.» Auch werde ich mit dem was ich von den Aenderungen gesagt, treulich und genau Wort halten, ja wahrscheinlich bei der Bearbeitung Anlaß zu mehreren Aenderungen finden als ich jetzt voraussehe. Ihrer gütigen Antwort baldigst entgegensehend" etc.*

Die Abhandlung wurde, diesem Plane entsprechend, dem im folgenden Jahre erschienenen dritten Bande der Sammlung und zwar als die erste einverleibt. Da Schopenhauer großen Werth

* Schemann a. a. O., S. 155 fg., wo auch die weiteren Briefe Schopenhauers an Radius veröffentlicht sind.

darauf legte in England bekannt zu werden, so sandte er Exemplare an Sir Everard Home, an Professor Jameson in Edinburg und an Dr. Michael Ryan in London, wie es scheint ohne allen Erfolg. —

Im Juli 1829 erschien in der „Foreign Review and Continental Miscellany“ (London, Black, Young & Young) ein Aufsatz über Damirons Geschichte der Philosophie in Frankreich, in welchem das Verlangen nach einer englischen Uebersetzung der Hauptwerke Kants ausgesprochen war. Dies gab Schopenhauer Veranlassung auf eine Lebensaufgabe zurückzukommen, deren Lösung ihm sehr am Herzen lag. Er hatte sich ihretwegen schon früher an einen englischen Verleger gewendet, ohne Entgegenkommen zu finden, und, dadurch abgeschreckt, die Sache liegen lassen. Jetzt richtete er, durch Vermittelung der Herausgeber der genannten Zeitschrift, an den ungenannten Verfasser jenes Aufsatzes am 21. December 1829 folgendes Schreiben:

„Sir,

Though so perfectly a stranger to you, that I am not even acquainted with your name, I take the liberty to address you, hoping to be excused on consideration of its being a concern of a merely literary nature, that makes me so bold. What prompts me to do so is a passage in your very sensible analysis of Damirons «Histoire de la philosophie en France» in the *Foreign Review and Continental Miscellany* of July 1829, where speaking of Kant's Critic of pure reason you say «We are sensible of the difficulties which the original presents and of the singularity of its terminology, and we should hail as a fortunate circumstance, particulary at the present moment, the translation of this and other of Kant's more important works.»

I am glad to see that you desire the introduction of Kant's works into England, as I myself nourish the thought of it this many a year. Kant's sublime works were certainly not made for one century nor for one country alone: they will once spread over all Europe. But it is especially in England that I hope they will thrive well and even, perhaps, bear better fruit than they did in their own country, where their fate has been a thorough neglect for the first years after appearing, to which succeeded universal admiration, which however was soon turned off from them to a most unworthy object, the nonsensical philosophy of Fichte, who even now is generally held a philosopher and by some even put on a level with Kant, merely upon traditional authority, as nobody reads his philosophical works, which were never reprinted. He was soon overset by Schelling whose many extravagancies and absurdities are however redeemed by some merit. But neither is he yet read any more, as the edition of his collected works never went beyond the

first volume, that appeared 1809. I will not mention the numberless monstrous and mad compositions which were called forth by Kant's works as «the sun, being a god, breeds maggots kissing carrion» — but so much did by and by degenerate our German philosophy that we now see a mere swaggerer and charlatan, whithout a shadow of merit, I mean Hegel, with a compound of bombastical nonsense and positions bordering on madness, humbug about a part of the German public, though but the more silly and untaught part, to be sure, yet by personal means and connexions he contrived to get a philosopher's name and fame. The more enlightened part of the learned public certainly takes him for what he is, while this also holds no other philosopher in esteem but Kant, who alone therefore is universally read even now, a proof of which is the 7th edition of the «Critic» having appeared last year, 48 years after the first, while all his successors in public favour after a short glare perished for ever.

The course of my experience has convinced me of the truth of Lord Bacon's opinion, that in warm climates people are generally more sensible and intelligent than in cold ones, but that the eminent geniuses of cold countries surpass by far even the most distinguished of warm regions.* Germany has in the last century brought forth two of the very first rate talents, Kant and Goethe, yet the generality of the nation is extremely dull and their want of judgment is but the more set off by their learning. It is therefore very wrong to judge of nations by the great men born among them, i. e. of the rule by the exceptions. Without intending any flattery I sincerely believe the English nation to be the most intelligent in Europe and accordingly we find the climate of England knowing neither our chilling cold nor our scorching heat, but being truly temperate.

I therefore am of opinion that the introduction of Kant's works into England will prove highly beneficial for Kant's glory and for the improvement of the English: most certainly it will exercise a deep influence, first on the learned alone, but by their medium, in the course of time, on the whole nation. Very often have I ventured to affirm that if Kant had written in English or in Latin, never would Parliament have been disputing four years about the emancipation of the Catholics and the mob in Ireland would not have fought about it.

Taking it for granted that in your above mentioned passage you expressed your true sentiment and therefore share my wish of transplanting Kant's Works to England, I come to make you a proposal for carrying it into effect, desiring that you on the other hand, will lend me your aid for procuring the means viz: a publisher. For it is myself whom I am going to offer as a translator, believing (as I am going to state more at large) that, all things well poised, there will hardly be found a man more proper for the task than myself. But as I have no literary acquaintance whatever in England, I hope that you, Sir, will not shun some trouble, in order to forward an enterprise for which you expressed your anxious wishes.

To this end it is necessary that I acquaint you a little with myself, for I cannot suppose my literary character to have reached you. But as you have no reason whatever to lend an implicit faith to my statements concerning myself, I must contrive as much as

* De augm. scient., VI, 3.

possible to bring forth only such as may be verified by evidence accessible even to you.

I am a German and since ten years a teacher of Logic and Metaphysics in the university of this capital, as you may satisfy yourself by our Catalogus lectionum inserted every Easter and Michaelmas (semester) in each of the German critical Journals in 4°. I am 42 now and have spent all my life in metaphysical studies: after having read the chief philosophers, all in their original languages, I attached myself particularly to Kant to whom I certainly give the preference over any other. I grafted on his my own system which appeared 1819, bearing the title «*Die Welt als Wille und Vorstellung*» — to this belongs a long appendix containing «a Critic of the Kantian philosophy», which you may find quoted in all the more modern books on Kantian or German philosophy in general, as for instance in the last editions of Tennemann's Epitome of the hist. of Metaphysics 1830, Reinhold hist. of Metaphysics Vol. 2. 1830 and the like. A respectable theological writer, *Baumgarten Crusius* in his recent work on Christian morals (Lehrbuch der christl. Sittenlehre 1826 p. 119) where he gives a short sketch of the Kantian philosophy, among all the writings on Kant's philosophy (which you will be aware fall not much short of a thousand) selects but two for recommendation to his readers viz: *Reinhold's* letters on the Kantian philosophy of 1790 and my aforesaid Critic of 1819.

My system itself has not attracted the general attention in the degree I expected and still I think it will one day do so: and as I see you ready to believe that there is nobody to share this opinion of mine, I am compelled to mention that our highly celebrated humoristical writer *Jean Paul* in the very last of his works «Kleine Bücherschau», 1825, mentioning a few books that in the course of the last twenty years did not meet with the general applause they deserved especially speaks of mine (Vol. 2, p. 203 of the original edition, or in the collection of his works completed 1830 Vol. 5 p. 72), and I must even get the better of my modesty so far as to translate that he calls it «a work of philosophical genius, bold, universal, full of penetration and profoundness». As all German books are to be had in London, you may verify these quotations or have them verified by another. In my opinion the praise of one man of genius fully makes good the neglect of a thoughtless multitude. Finally if you should choose to make my direct acquaintance even if it were in Latin, there is a treatise of mine «Theoria colorum physiologica eademque primaria», inserted in «*Script. ophthal. min. ed. Just. Radius* Vol. 3. 1830».

As to my knowledge of the English language I owe it chiefly to having received part of my education in England — where I was even for a while a parlour boarder at the Rev[d] Mr. Lancasters in Wimbledon in 1803 — further to a good deal of English reading ever since, and lastly to having lived very much in English company on the continent. My English accent is such as to my having been frequently mistaken by Englishmen for their countryman at first acquaintance, though I confess that usually in the course of half an hour they would be undeceived.*

* Schopenhauer hielt übrigens die engliſche Sprache für philoſophiſche Schriften, ja überhaupt als Litteraturſprache der deutſchen keineswegs für ebenbürtig; denn ſie ſei, wie die franzöſiſche, den alten klaſſiſchen Sprachen und der deutſchen gegenüber bloßes Patois.

English books, no doubt, ought to be written by Englishmen. But our case is of a particular nature: it is the reverse of all ordinary cases, in this, that the greater difficulty lies in the understanding of the text, not in the rendering of its purport. Now, though there are a few Englishmen, that know German very well indeed, still I entertain very great doubts whether any one of them knows it in so eminent a degree as to understand perfectly and without any mistake even merely the verbal sense of Kant's writings: yet granting even this to be the case still it would be very far from enabling such a one to be Kant's translator. A merely verbal translator would very often be excessively incorrect and write things either without any sense at all or with quite a false one of his own making. In order to translate Kant it is absolutely required to have penetrated his meaning to the very bottom, nay even to be deeply imbued with his doctrine, and this is impossible without having made a profound study of his philosophy during many years: for it is universally allowed that even few Germans truly understand Kant and no one ever penetrated his meaning at first reading: it is only by and by that the student gets into the train of his ideas and is grasping the genuine sense of his positions, as his meditations are the profoundest that ever entered into man's mind: and if his style is obscure, it is chiefly so by the immense depth of his thoughts. But in compensation of this, whoever got into the right understanding of Kant's discoveries, finds his mind quite altered, he now views all things in another light, he smiles on your disputes about spirit and matter, knowing that there is no such thing as spirit, but no such thing as matter neither; they are erroneous notions; likewise on your queries about a future state or the beginning of the world, knowing time to be ideal, not real, and so on. *Locke's*, *Hume's* and *Reid's* disquisitions on the human mind (not to mention the most shallow *Dougald Steward* or the equally shallow French Ideologists) bear to Kant's the proportion of juvenile prolusions, or that of elementary Geometry to the analysis infinitorum.

If however any Englishman, that has made during life metaphysics his only pursuit, knows German so perfectly as to have been enabled to make a proper and continued study of Kant's works and can give public evidence of his having truly understood their import, such a one no doubt, will be fittest to translate them and most willingly do I resign the task to him. But if it should happen, that such a man were not to be met with, then I am apt to think that I alone am the proper man: because I doubt very much that any of our german metaphysicians knows English so well as I do: moreover very few or perhaps none of those yet alive have so firmly and strictly adhered to Kant as I did and have made like me his works the main point of their erudition.

These are the reasons why I feel in myself the vocation to be his apostle in England and dare to claim the honour of it.

I do not doubt but that my English writing be deficient in several respects, that it may sometimes have a foreign taint, that even some faults against grammar or against orthography may occur; the latter of which must be accounted for by my having had a hundred times more occasion to read or speak English than to write it, and a part of my deficiencies would quite disappear if I were to dictate instead of writing myself. Yet for all that I know well

enough the exact meaning and import of every English term or phrase and have a pretty store of them at command: moreover my just mentioned deficiencies may be very well supplied by any philosophically learned Englishman (yourself, Sir, for instance) who would take upon himself the task of correcting my manuscript, clearing it from all grammatical faults or improprieties of speech and improving the style and elegance of expression. He ought however to confine himself entirely to the linguistical and stylistical part of the business, carefully avoiding whatever alterations might in the least affect the sense: nor would I for my own sake ever venture to see my English printed without its having previously undergone such a purification. Still I am very well aware that even so the work will hardly attain that degree of elegance and pleasing conciseness which it might acquire if originally penned by an Englishman. But there is nothing perfect under the sun, and by the above stated view of the case you conceive, that every individual qualified in one respect for being Kant's English translator will always be found deficient in another: but then, what is, in a work of this nature, a little deficiency in point of elegance and style compared to one in point of correctness and accuracy? I would accordingly venture to say, that my deficiency seems very inconsiderable if compared to that of an English translator who without having previously penetrated Kant's opinions in general, now sits staring at a passage he does not know what to make of, till he gets rid of it by putting in its stead some commonplace thought of his own store, though expressed in very choice English. On the whole therefore, I believe that the way I propose is the only one to bring forth to light a creditable English translation of Kant: nay I might even presume to say that the possibility of it is a rare chance not to be foregone, as, for all I know, a century may pass ere there shall again meet in the same head so much Kantian philosophy with so much English as happen to dwell together in this grey one of mine: wherefore I consider myself in a manner as in duty bound to offer my services to the English public, verily more for the advancement of knowledge and truth than for my own emolument: if my proffer be rejected, neither the fault nor the greater loss shall be mine.

In translating I would adhere as closely as possible to Kant's words, yet a thoroughly verbal translation would not be to the purpose, as our language has a far greater grammatical perfection and richer store of words than the English, of which advantages Kant availed himself to the utmost extent, being pleased moreover to deliver his abstruse cogitations in intricate and perplexedly twisted periods of an immense length: all the which would never agree with the English idiom: therefore his periods must be resolved in to shorter ones and the style generally simplified. I hope to effect this to my own satisfaction and by pursuing this plan to render Kant even more intelligible in English than he is in German: for I am naturally fond of clearness and precision, and Kant by the bye was not. Moreover I have a great subsidy in this that bearing always the whole of his doctrine in mind, I can explain what he says in one place by what he said in many others. I therefore would add an introductory preface and some short explanatory notes, wherever any particular obscurity occurs or reference to his other writings is made — but chiefly elucidating terms that might be used in some rather uncommon signification: for never will there be a

Kant without some cant. It's odd enough that Sterne made a prophetical pun saying in Tristram Shandy «of all the cants which are canted in this canting world the cant of criticism» (the common name in Germany for Kant's philosophy) «is the most tormenting». I observe that Kant changed the original C of his name in a K.

Just to make the experiment I have translated a short passage which I shall annex to this letter as a specimen. It is taken from the «Prolegomena to all future Metaphysics» and of a nature to be in some measure understood even out of context, giving moreover a hint at the proportion his philosophy bears to Locke's and the like.

The whole substance of Kant's philosophy is contained in three works viz:

1) The Critic of pure reason, 1781, in the 5th edit.: 882 pages, 8vo (the 7th appeared 1829);
2) Prolegomena to every future system of Metaphysics that shall be able to come forth as a science, 1783, 222 pages 8vo;
3) The Critic of judgment, 1790, 482 p., 8vo.

All his other writings are of less importance, though with much difference: the next in rank to the mentioned are the Methaphysical principles of natural philosophy 1786. 182 pag., and the Critic of practical reason 1788, 292 p. Some of his latest works are very weak.

As the Critic of pure reason after its appearance experienced a total neglect from the public, Kant, in order to rouse the attention towards it and understanding that neglect to be partly owing to the bulk and the obscurity of the Critic, wrote the Prolegomena in which he exhibits again the chief tenets of his philosophy, but in another arrangement, simplified and rendered more intelligible, in order to conquer the fastidiousness of the public: saying himself in it, that here he teaches briefly by the analytical method, what he had expounded more at large by the synthetical method in the Critic.

Hence there is not the least doubt that the translation of the Prolegomena must precede that of the Critic, being as it were the Epitome thereof and made on purpose to allure the attention of the public. Moreover it will serve to try the liking of the English public for Kant's compositions, giving them a foretaste thereof. It also puts the publisher into little expence, being very short.

However great be the interest I take in the propagation of my great master's doctrine, I cannot be expected to undertake so laborious a task and to make so considerable a sacrifice of time without any pecuniary retribution. I therefore must also settle this point. As I cannot know what size of print and paper the publisher may choose, I will take the German original for my standard, giving my explanatory notes into the bargain. My demand then is, for the translation of every printed German sheet (or 16 pages) of the ancient original edition in 8vo: 15 Prussian dollars, payable here, on delivery of the M.S. This, at the average exchange of 7 dollars for £ 1, amounts nearly to £ 2. 3*s*. — a sheet, giving about £ 30 for the whole Prolegomena. Moreover it should be settled in the contract that I am to receive half this price anew at every following edition.

I think the terms moderate, considering the difficulty of the task and my quite particular qualification for it: at least I would

never do it for any thing less, nor for so much neither, were it not for the sake of truth and Kant. But if you can get me a better bargain I shall be very thankful to you.

After all I said I need not protest that I would work *con amore* and use every possible exertion for the glory of Kant's name and the credit of my own; therefore I would wish to work leisurely at the rate of only 4 sheets a month: I can translate the Prolegomena in 3 months; for the Critic I want a year.

If these main points should be agreed to, I would subjoin the more particular stipulations and beg of you to have the contract drawn up in a legal form and signed by the publisher.

It is, Sir, from your zeal for the propagation of truth and knowledge that I hope you will take upon you the trouble of finding a publisher for Kant's works in English. provided that I have succeeded in satisfying you that I am particularly fit to be his translator. At any rate I hope for your indulgence as to the liberty I have taken and beg you will believe me to be your most h[ble] and obed[t] serv[t]."

(Uebersetzung: Mein Herr! Obwohl Ihnen so völlig fremd, daß mir nicht einmal Ihr Name bekannt ist, nehme ich mir die Freiheit an Sie zu schreiben, in der Hoffnung damit entschuldigt zu sein, daß es ein rein literarisches Interesse ist, welches mich so kühn macht. Die Veranlassung dazu gibt mir eine Stelle in Ihrem durchdachten Aufsatze über die Geschichte der Philosophie in Frankreich von Damiron in der Foreign Review & Continental Miscellany vom Juli 1829, wo Sie, von Kants Kritik der reinen Vernunft sprechend, sagen: «Wir fühlten die Schwierigkeiten, die das Original und die Eigenthümlichkeit seiner Terminologie darbieten und würden die Uebersetzung desselben sowie der übrigen wichtigeren Werke Kants besonders im gegenwärtigen Zeitpunkt, als ein glückliches Ereigniß begrüßen.»

Es freut mich zu sehen, daß Ihnen die Verpflanzung der Schriften Kants nach England so wünschenswerth erscheint, da ich selbst den Gedanken daran schon manches Jahr nähre. Kants erhabene Werke sind sicherlich nicht für Ein Jahrhundert noch für Ein Land allein geschaffen: sie werden dereinst über ganz Europa verbreitet sein. Aber ich lebe der Hoffnung, daß sie ganz besonders in England gut anschlagen und vielleicht sogar bessere Früchte bringen werden, als in ihrer Heimath, wo ihr Schicksal gewesen ist, in den ersten Jahren nach ihrem Erscheinen gänzlich vernachlässigt zu werden. Dann folgte allgemeine Bewunderung: aber sie wurde bald abgelenkt auf ein höchst unwürdiges Object, die sinnlose Philosophie Fichtes, der noch jetzt insgemein für einen Philosophen gilt und von Einigen sogar mit Kant auf Eine Linie gestellt wird, lediglich auf überliefertes Ansehen hin, da seine philosophischen Werke, welche keine zweite Auflage erlebt haben, von Niemand gelesen werden. Er wurde bald von Schelling ausgestochen, dessen zahlreiche Extravaganzen und Absurditäten indessen durch einiges Verdienst aufgewogen werden; aber auch er wird nicht mehr gelesen, da die Ausgabe seiner gesammelten Schriften über den 1809 erschienenen ersten Band nicht hinausgekommen ist. Ich will der zahllosen seltsamen und tollen Produktionen nicht erwähnen, die durch Kants Schriften hervorgerufen worden — wie selbst «die göttliche Sonne Maden zeugt, wenn sie auf Aas fällt» (Hamlet Act 2 Sc. 2. Schopenhauer folgt nämlich der Lesart Warburtons): aber so sehr entartete allmälich unsere deutsche Philosophie, daß wir jetzt einen bloßen Windbeutel und Charlatan, einen Menschen ohne das geringste Verdienst, ich meine Hegel, mit einem Gemisch von bombastischem Unsinn und an Verrücktheit

grenzenden Sätzen einen Theil des deutschen Publikums, freilich nur den einfältigeren und unwissenderen, an der Nase herumführen sehen; und es ist ihm durch persönliche Mittel und Verbindungen gelungen, Namen und Ruf eines Philosophen zu erlangen. Gewiß nimmt ihn der einsichtsvollere Theil des Publikums für das was er ist, und bei diesem steht auch kein anderer Philosoph in Ansehn als Kant, welcher deshalb selbst jetzt allein noch allgemein gelesen wird, wie die im letzten Jahre, 48 Jahre nach der ersten, erschienene siebente Auflage der Kritik der reinen Vernunft beweist; während alle seine Nachfolger in der öffentlichen Gunst nach kurzem Glanz für immer untergegangen sind.

Meine Erfahrung hat mich von der Wahrheit der Ansicht Lord Bacons überzeugt, daß wärmere Climata im allgemeinen aufgewecktere Köpfe erzeugen: daß aber die hervorragenden Geister der kälteren auch die ausgezeichnetsten der warmen Länder übertreffen. Deutschland hat im letzten Jahrhundert zwei Genies allerersten Rangs hervorgebracht: Kant und Goethe: aber das Volk im Ganzen ist außerordentlich stumpf und sein Mangel an Urtheilskraft wird durch seine Gelehrsamkeit nur noch mehr ins Licht gestellt. Es ist deshalb ganz falsch, eine Nation nach den in ihr erzeugten großen Männern d. h. die Regel nach den Ausnahmen zu beurtheilen. Ohne irgend eine Schmeichelei zu beabsichtigen halte ich, aufrichtig gesagt, die englische Nation für die intelligenteste in Europa. Demgemäß finden wir das Klima Englands frei von unserer eisigen Kälte wie von unserer versengenden Hitze, wirklich gemäßigt.

Ich bin deswegen der Meinung, daß die Verpflanzung der Werke Kants nach England dem Ruhme Kants und dem Fortschritt des britischen Volkes höchst förderlich sein werde. Ganz gewiß wird dieselbe einen tiefen Einfluß üben, zunächst nur auf die Gelehrten, dann aber, durch deren Vermittelung im Lauf der Zeit auf die ganze Nation. Schon oft habe ich zu behaupten gewagt, daß wenn Kant englisch oder lateinisch geschrieben hätte, unmöglich das Parlament vier Jahre lang über die Emancipation der Katholiken disputirt und der Pöbel Irlands dafür gekämpft haben würde.

Ueberzeugt daß Sie in vorerwähnter Stelle Ihre wahre Meinung ausgesprochen haben und also meinen Wunsch, Kants Werke nach England zu verpflanzen, theilen, will ich Ihnen jetzt einen Plan zur Erfüllung dieses Wunsches vorlegen, indem ich wünsche daß Sie von Ihrer Seite mir zur Beschaffung der Mittel dazu, nämlich eines Verlegers, Ihren Beistand leihen. Denn ich selbst bin es, der sich als Uebersetzer anbietet, in der gleich näher darzulegenden Ueberzeugung, daß, Alles wohlerwogen, schwerlich ein Mensch zu finden sein dürfte, der zur Lösung dieser Aufgabe geeigneter wäre als ich. Da ich aber keine literarischen Beziehungen in England habe, so hoffe ich daß Sie, geehrter Herr, einige Mühe nicht scheuen werden, ein Unternehmen zu fördern, daß Ihnen ausgesprochenermaßen so sehr am Herzen liegt.

Zu diesem Zwecke muß ich Sie ein wenig mit meiner Person bekannt machen; denn ich darf nicht voraussetzen, daß mein literarischer Ruf bis zu Ihnen gedrungen sei. Da Sie jedoch durchaus keinen Grund haben, dem was ich über mich sage ohne Weiteres Glauben zu schenken, so muß ich mich, soweit es möglich ist, auf Zeugnisse berufen, die Ihnen zugänglich sind.

Ich bin Deutscher und seit 10 Jahren Lehrer der Logik und Metaphysik an der hiesigen Universität, wie Sie sich durch unseren Lectionskatalog überzeugen können, welcher halbjährlich zur Oster- und Michaelismesse in den Deutschen Literaturzeitungen veröffentlicht wird. Ich bin jetzt 42 Jahre alt und habe mein ganzes Leben metaphysischen Studien gewidmet. Nach-

dem ich die Hauptphilosophen und zwar alle im Original gelesen, schloß ich mich besonders an Kant an, dem ich unbedenklich den Vorzug vor jedem anderen gebe. An seine Philosophie knüpfte ich mein eigenes System, welches 1819 unter dem Titel «Die Welt als Wille und Vorstellung» erschienen ist. Dasselbe hat einen längeren Anhang, der die «Kritik der Kantschen Philosophie» enthält, die Sie in allen neueren Büchern über Kant oder deutsche Philosophie im allgemeinen angeführt finden, z. B. in den neuesten Ausgaben von Tennemanns Grundriß der Geschichte der Philosophie 1830, in Reinholds Geschichte der Philosophie Bd. 2 1830 u. a. Ein achtbarer theologischer Schriftsteller, Baumgarten-Crusius gibt in seinem neuesten Werke über christliche Moral (Lehrbuch der christlichen Sittenlehre 1826 S. 119) eine kurze Skizze der Kantischen Philosophie und wählt unter sämmtlichen Schriften über Kant (deren es, beachten Sie wohl, nicht viel weniger als tausend geben mag) nur zwei zur Empfehlung für seine Leser aus, nämlich Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie von 1790 und meine ebengedachte Kritik von 1819.

Mein System selbst hat die allgemeine Beachtung nicht in dem Grade auf sich gezogen, wie ich erwartet und noch hoffe, daß sie einst sich ihm zuwenden werde; und da Sie, wie ich voraussetze, geneigt sein werden, zu glauben, daß diese meine Meinung von Niemand getheilt werde, so bin ich genöthigt zu erwähnen, daß unser hochgefeierter humoristischer Schriftsteller Jean Paul in dem letzten seiner Werke «Kleine Bücherschau» 1825, indem er etliche wenige Bücher namhaft macht, welche in den letzten zwanzig Jahren nicht dem allgemeinen Lobe begegnet seien, das sie verdient hätten, insbesondere von dem meinigen spricht (Bd. 2 S. 203 der Orig. Ausg. oder in der Gesammtausgabe seiner Werke 1830 Bd. 5 S. 72), und ich muß sogar meine Bescheidenheit so weit verläugnen zu erwähnen, daß er es «ein genial philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn» nennt. Da alle deutschen Bücher in London zu haben sind, können Sie diese Citate nachsehen oder von Jemand nachsehen lassen. Nach meiner Meinung hält der Beifall Eines Genie's für die Vernachlässigung einer gedankenlosen Menge vollständig schadlos. Endlich, wenn Sie wünschen sollten meine direkte Bekanntschaft, wär's auch nur im Lateinischen zu machen, so finden Sie in den Scriptores oph. min. ed. J. Radius, Bd. 3. 1830, von mir eine Abhandlung: Theoria colorum physiologica eademque primaria.

Was meine Kenntniß der englischen Sprache betrifft, so verdanke ich sie zunächst dem Umstande, daß ich meine Erziehung zum Theil in England empfangen, wo ich 1803 eine Zeit lang als Pensionär des Revd. Lancaster in Wimbledon Unterricht genoß, sodann einer umfänglichen seitdem beständig fortgesetzten englischen Lectüre und endlich dem Umstande, daß ich sehr viel in Gesellschaft mit Engländern auf dem Continent gelebt habe. Meine Aussprache des Englischen ist so, daß ich sehr oft bei erster Bekanntschaft von Engländern für einen Landsmann gehalten worden bin, obwohl ich bekenne, daß sie gewöhnlich nach Verlauf einer halben Stunde den Irrthum erkannten.

Englische Bücher sollten ohne Zweifel von Engländern geschrieben werden. Aber unser Fall hat seine besondere Natur: es ist das Gegentheil aller gewöhnlichen Fälle, darin nämlich, daß hier weitaus die größere Schwierigkeit im Verständnisse des Textes, nicht in der Wiedergabe seines Wortlautes liegt. Obwohl es nun einige wenige Engländer gibt, die des Deutschen wirklich mächtig sind, so hege ich doch sehr große Zweifel, ob Einer darunter es in dem Grade kennt, um auch nur den wörtlichen Sinn der Schriften Kants vollkommen und ohne irgend einen Fehler zu verstehen: aber angenommen es wäre der Fall, so würde dies einen solchen

noch bei weitem nicht zum Uebersetzer Kants befähigen. Ein Uebersetzer nach dem bloßen Wortlaute würde sehr oft in hohem Grade incorrekt sein und entweder Dinge schreiben ohne irgend einen Sinn oder mit einem ganz falschen, den er sich selbst zurecht gemacht hätte. Um Kant übersetzen zu können, ist unbedingt erforderlich, daß man seiner Meinung bis auf den Grund gekommen sei, ja sogar seine Lehre tief in sich eingesogen habe, und dies ist unmöglich ohne ein jahrelanges eindringendes Studium seiner Philosophie. Denn allgemein anerkannt ist, daß selbst in Deutschland Wenige Kant wirklich verstehen und Keiner je seine Meinung beim ersten Lesen durchschaut hat: nur nach und nach dringt der Studirende in seinen Ideengang ein und erfaßt den wahren Sinn seiner Sätze, da seine Meditationen die tiefsinnigsten sind, die je in eines Menschen Kopf Eingang gefunden, und wenn sein Stil dunkel ist, so ist er es hauptsächlich wegen der unermeßlichen Tiefe seiner Gedanken. Diese Mühe aber wird dadurch ausgeglichen, daß derjenige, welcher zum richtigen Verständnisse der Kantischen Offenbarungen durchgedrungen ist, seinen Verstand von Grund aus verändert findet: er sieht nun Alles in anderem Licht, er belächelt euere Dispute über Geist und Materie, da er weiß daß weder so ein Ding wie Geist noch so ein Ding wie Stoff existirt, daß es unrichtige Begriffe sind: ebenso eure Streitfragen über ein künftiges Leben oder den Anfang der Welt, da er weiß, daß die Zeit ideal nicht real ist u. s. w. Lockes, Humes und Reids Untersuchungen über den menschlichen Verstand (des flachen Dugald Stuart oder der gleich flachen französischen Ideologen nicht zu gedenken) stehen zu denen Kants im Verhältnisse jugendlicher Vorübungen oder der Elementargeometrie zur Analysis des Unendlichen.

Sollte freilich ein Engländer, der sein Leben lang sich ausschließlich mit spekulativer Philosophie beschäftigt, so vollkommen deutsch verstehen, um im Stande gewesen zu sein, Kants Werke eigens und im Zusammenhang zu studiren, und öffentlich den Beweis des wirklichen Verständnisses ihrer Bedeutung liefern können — ein solcher würde ohne Zweifel zur Uebersetzung derselben der Tüchtigste sein und bereitwillig würde ich ihm die Arbeit abtreten. Aber wenn es sich fände, daß ein solcher nicht aufzutreiben wäre, dann bin ich geneigt zu denken, daß ich allein der geeignete Mann dazu sei: weil ich sehr zweifle, daß irgend einer unserer deutschen Philosophen so gut englisch versteht wie ich, daß außerdem sehr wenige und vielleicht keiner der noch lebenden sich so fest und streng an Kant angeschlossen wie ich und dessen Werke gleich mir zum Hauptgegenstand seiner Belehrung gemacht hat.

Das sind die Gründe, aus welchen ich den Beruf in mir fühle sein Apostel in England zu werden und die Ehre dieses Berufs in Anspruch zu nehmen.

Ohne Zweifel ist mein Englisch-Schreiben in mehr als einer Hinsicht mangelhaft, es mag zuweilen eine fremde Färbung haben, es mögen sogar einige Fehler gegen Grammatik und Orthographie mit unterlaufen — was sich daraus erklärt, daß ich hundertmal mehr Gelegenheit gehabt habe Englisch zu lesen oder zu sprechen, als zu schreiben: ein großer Theil meiner Mängel würde ganz verschwinden, wenn ich statt selbst zu schreiben dictiren könnte; — aber bei alle dem kenne ich genau den Sinn und die Bedeutung jedes englischen Worts und jeder Redensart und habe einen stattlichen Vorrath davon zur Verfügung. Ueberdies können die erwähnten Unvollkommenheiten sehr wohl ausgeglichen werden durch einen philosophisch gebildeten Engländer (wie z. B. Sie, mein Herr), der die Arbeit übernehmen wollte, mein Manuscript zu corrigiren, es von allen grammatischen Fehlern oder ungebräuchlichen Redewendungen zu reinigen sowie den Styl und die Eleganz des Ausdrucks zu verbessern. Derselbe müßte sich aber

ganz auf den sprachlichen und stylistischen Theil der Arbeit beschränken, alle Aenderungen sorgfältig vermeidend, welche irgendwie den Sinn afficiren könnten; wogegen ich es um meiner selbst willen nicht wagen würde mein Englisch gedruckt zu sehen, ohne es zuvor einer solchen Reinigung unterworfen zu haben. Uebrigens verhehle ich mir keineswegs, daß selbst so das Werk kaum jenen Grad von Eleganz und gefälliger Abrundung erreichen wird, den es erlangen könnte, wenn es aus der Feder eines Engländers flösse. Aber nichts ist vollkommen unter der Sonne und bei der oben constatirten Lage des Falls werden Sie begreifen, daß Jeder, der sich in Einer Hinsicht zum Uebersetzer Kants ins Englische eignet, in einer andern immer mangelhaft erfunden werden wird: indessen was bedeutet bei einem Werke solcher Art eine kleine Unvollkommenheit in der Glätte des Styls im Vergleich mit einer solchen in der Richtigkeit und Genauigkeit des Sinnes? Demnach möchte ich die Behauptung wagen, daß meine Mängel unerheblich erscheinen im Vergleich mit denen eines englischen Uebersetzers, der ohne zuvor in Kants Gedankenzusammenhang eingedrungen zu sein, nun starr vor einer Stelle sitzt, aus der er nichts zu machen weiß, bis er sich ihrer dadurch entledigt, daß er an ihrer Statt irgend einen aus eignen Mitteln genommenen in gewähltem Englisch ausgedrückten Gemeinplatz setzt. Dem allen nach glaube ich, daß der Weg, den ich vorschlage, der einzige ist, eine exakte und zuverlässige englische Uebersetzung Kants ans Licht zu fördern; ja ich möchte mich sogar zu der Behauptung versteigen, daß die Möglichkeit derselben eine seltene, nicht zu versäumende Gelegenheit bildet, da, nach allem was ich davon verstehe, eher ein Jahrhundert vergehen wird, bevor wieder in Einem und demselben Kopfe so viel Kantische Philosophie mit soviel Englisch zusammentrifft, wie, durch einen glücklichen Zufall in diesem meinem grauen beieinanderwohnen. Deswegen betrachte ich mich gewissermaaßen für verpflichtet, dem englischen Publicum meine Dienste anzubieten, wahrhaftig mehr um Wissen und Wahrheit zu fördern als meines Vortheils halber. Wird mein Anerbieten zurückgewiesen, so wird weder der Fehler noch der größere Schaden auf meiner Seite liegen.

Bei der Uebersetzung würde ich mich so eng wie möglich an Kants Worte halten; jedoch wäre eine durchgängige wörtliche Uebersetzung nicht zur Sache dienlich, da unsere Sprache eine viel größere grammatische Vollendung und einen reicheren Wortschatz besitzt als die englische: welche Vortheile sich Kant in der weitesten Ausdehnung zu Nutzen gemacht, indem er überdies beliebt hat seine schwerverständlichen Gedanken in undurchsichtigen und verzweifelt verwickelten Perioden von endloser Länge niederzulegen, was alles mit der englischen Ausdrucksweise unverträglich wäre. Seine Perioden müssen deshalb in kürzere aufgelöst und der Styl muß überhaupt vereinfacht werden. Ich hoffe dies zu meiner eigenen Befriedigung fertig zu bringen und durch Befolgung dieses Plans Kant sogar im Englischen verständlicher wiederzugeben als er im Deutschen ist. Denn ich bin ein geborener Freund der Klarheit und Bestimmtheit, was Kant beiläufig bemerkt nicht war. Ferner unterstützt mich wesentlich der Umstand, daß ich das Ganze seiner Lehre allezeit im Kopf habe und deshalb, was er an einer Stelle sagt, mit dem was an anderen Orten steht auslegen kann. Deshalb würde ich eine einleitende Vorrede beifügen und kurze erläuternde Anmerkungen bei besonders dunkeln Stellen oder Verweisungen auf andere seiner Schriften; hauptsächlich aber würde ich Aufklärung über diejenigen Begriffe geben, die in ungewöhnlicher Bedeutung gebraucht sind — denn kein Kant ohne etwas cant (Kauderwelsch)! Seltsam genug, daß Sterne ein prophetisches Wortspiel gemacht, indem er in Tristram Shandy sagt: «von allem Kauderwelsch, das in dieser kauderwelschen Welt gewelscht wird

ist das kritische (criticism, in Deutschland der landläufige Name für Kants Philosophie) das quälendste». Ich bemerke daß Kant das ursprüngliche C in seinem Namen mit einem K vertauscht hat.

Nur um den Versuch zu machen, habe ich eine kurze Stelle übersetzt, die ich als Probe diesen Zeilen anfüge. Sie ist den «Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik» entnommen und von der Art, daß sie einigermaßen außer dem Zusammenhang verstanden werden kann. Sie gibt zugleich einen Wink über das Verhältniß seiner Philosophie zu der Lockes u. a. m.

Alles Wesentliche der Philosophie Kants ist in drei Werken enthalten, nämlich 1) Kritik der reinen Vernunft 1781. In der 5. Auflage 882 Seiten in 8°; die 7te erschien 1829. 2) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 1783, 222 S. 8°. 3) Kritik der Urtheilskraft 1790. 482 S. 8°. Alle seine anderen Schriften sind von geringerem Belang, obwohl mit großem Unterschied. Den erwähnten am nächsten im Rang stehen die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 1786, 182 S. und die Kritik der praktischen Vernunft. 1788, 292 S. Einige seiner späteren Werke sind sehr schwach.

Da die Kritik der reinen Vernunft nach ihrem Erscheinen von Seiten des Publicums gänzlich unbeachtet blieb, schrieb Kant in der Absicht, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken und weil er einsah, daß die Nichtbeachtung zum Theil durch den großen Umfang und die Schwerverständlichkeit der Kritik verschuldet war, die Prolegomena, in welchen er die Hauptpunkte seiner Philosophie, nur in einer anderen Anordnung, nochmals darstellte, vereinfacht und verständlicher gemacht, um die Unempfänglichkeit des Publicums zu überwinden. Er sagt darin, daß er hier in der Kürze auf analytischem Wege lehre, was er in der Kritik ausführlicher mittels der synthetischen Methode auseinandergesetzt habe.

Um deßwillen leidet es nicht den geringsten Zweifel, daß die Uebersetzung der Prolegomena derjenigen der Kritik vorhergehen muß, da sie gleichsam ein kurzer Abriß der letzteren und in der Absicht geschrieben sind, die Aufmerksamkeit der Leser anzulocken. Außerdem können sie dazu dienen die Neigung des englischen Publicums zu Kants Schriften auf die Probe zu stellen, indem man ihm einen Vorschmack davon gibt. Auch verursachen sie, da sie sehr kurz sind, dem Verleger geringe Kosten. —

Wie groß auch das Interesse ist, das ich an der Verbreitung der Lehre meines großen Lehrers nehme, so kann man doch nicht von mir erwarten, daß ich eine so mühevolle Arbeit unternehmen und ein so bedeutendes Opfer an Zeit bringen werde ohne irgend welche pekuniäre Entschädigung. Ich muß deshalb auch diesen Punkt erörtern. Da ich nicht weiß, welchen Satz und welches Format der Verleger wählen wird, so will ich das deutsche Original zum Maßstab nehmen und einschließlich meiner erläuternden Anmerkungen meine Forderung für die Uebersetzung jedes Druckbogens oder 16 Seiten der älteren deutschen Originalausgabe in Octav auf 15 preußische Thaler, zahlbar dahier, bei Lieferung des Manuscripts, stellen. Zum Durchschnittscourse von 7 Thlr. das Pfund Sterling gerechnet beträgt dies nahezu £ 2. 3s. für den Bogen also ungefähr £ 30 für die ganzen Prolegomena. Ferner wäre im Vertrage festzusetzen, daß ich bei jeder folgenden Auflage die Hälfte dieses Honorars erhalte.

In Anbetracht der Schwierigkeit der Aufgabe und meiner ganz besonderen Qualification dazu halte ich diese Bedingungen für billig; wenigstens würde ich nichts davon nachlassen, noch es überhaupt dafür thun, geschähe es nicht der Wahrheit und Kant zu Liebe. Können Sie mir bessere Bedingungen verschaffen, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Nach allem Gesagten brauche ich nicht zu versichern, daß ich con amore arbeiten und Kants Namen zu Ehren sowie meinem eigenen Rufe zulieb

Alles aufbieten würde. Deshalb wünschte ich mit Muße zu arbeiten, nicht mehr als 4 Bogen im Monat, und könnte hierdurch die Prolegomena in 3 Monaten übersetzen. Für die Kritik brauche ich ein Jahr.

Falls diese Hauptpunkte genehmigt werden sollten, würde ich die mehr ins Einzelne gehenden Vertragsbestimmungen folgen lassen und Sie bitten, den Contrakt in gesetzlicher Form errichten und vom Verleger unterschreiben zu lassen.

Ihr Eifer zur Verbreitung der Wahrheit und des Wissens, mein Herr, läßt mich hoffen, daß Sie die Mühe einen Verleger für Kants Werke in englischer Sprache zu finden auf sich nehmen werden, vorausgesetzt, daß es mir gelungen ist, Sie hinlänglich zu überzeugen, daß ich zum Uebersetzer Kants besonders geeignet bin. Jedenfalls hoffe ich wegen der Freiheit, die ich mir genommen, auf Ihre Nachsicht und bitte Sie ꝛc.)

Als Anlage zu diesem Schreiben gab Schopenhauer folgende Uebersetzungsprobe aus den Prolegomena Kants, Anmerkung II zu § 13.

„*Prolegomena*, p. 63: Whatsoever is to be manifested to us as an object, must be manifested to our perception. But all our perceptions are effected by the means of our senses: for the understanding does not perceive intuitively, it only reflects. Now as by what has been hitherto proved, the senses never nor even in any respect whatever, manifest to our cognizance the things as they are in themselves, but merely their appearances, which are no more than the ideas of our sensitive faculty, it follows «that we must deem all the bodies, along with the space wherein they subsist, to be nothing more than mere ideas in our minds and that consequently they exist nowhere else but only in our thoughts». Now is not this clear idealism?

Idealism consists in maintaining that there exist no other but thinking beings and that all things besides, which we deem to perceive are merely the ideas of those thinking beings without any really outward object corresponding to them. Now on the contrary what I say is this: things subsisting extrinsically of us are manifested to us as objects of our senses; but nothing do we know of what they may be in themselves, our knowledge of them extending no further than to their appearances i. e. to the ideas, which they produce in us by affecting our senses. Accordingly I certainly allow bodies extrinsical of us to exist i. e. things which, though entirely unknown to us as to what they may be in themselves, yet come into our notice by means of the ideas, which we acquire from their influence on our sensitive faculty: to these things we apply the name of bodies, meaning by this term merely the appearance of an object unknown to us indeed, but not the less real. May this be called Idealism? Why, it is the very reverse of it.

That we may, without detracting from the real existence of outward things, assert that a good many of their qualities do not belong to those things in themselves, but only to their appearance and accordingly have no existence of their own and independent of our ideas of them, this is a truth that has been generally received and allowed long before Locke's time; but more especially since it. Of this kind are warmth, colour, taste &c. Now not the slightest argument

can be alleged to shew it as inadmissible, that I, upon weighty reasons, reckon to the mere appearance besides the above mentioned also all the remaining qualities of bodies, those, I say, which are called primary ones, as extension, place and space in general with all its dependencies, such as impenetrability or materiality, form and the like. As little, therefore, as he may be styled an Idealist, who maintains the colours to be no qualities adhering to the objects themselves, but only to our organ of sight as modifications thereof; as little is my doctrine liable to be called idealistical, merely because I find, that still more, *nay all the qualities constituting the perception of a body* appertain merely to its appearance. For by this I do not, as real Idealism does, evert the existence of the appearing things, but only shew that we can never through the medium of senses know them so, as they are in themselves.

I should be glad to know, how my positions ought to be constituted in order to contain no Idealism. No doubt I ought to say that the idea of space is not only perfectly congruous to the relation in which our senses stand to the objects (for that is what I have said) but also that it is perfectly resembling those objects; a position to which I cannot attach any sense, no more than to this that the sensation of red in my eye bears a resemblance to the quality of the Cinnabar that occasions it."

Die Antwort, welche Schopenhauer erhielt, lautete:

„Liverpool 18 January 1830.

Dear Sir,

The Publishers of the Foreign Review have forwarded the letter to me, which you were so obliging as to write to the author of the article on Damiron. I am the writer of the article in question, and as such reply to your letter. It would give me very sincere pleasure to have the means of introducing Kant to the knowledge of English readers. The Latin translation has always seemed to me insufficient for this, and some time ago, I myself began a translation of the Critik der reinen Vernunft. The difficulty of the task and the necessity of attending to other matters prevented me from making great progress, but I should have still continued the undertaking, had I not been given to understand, that Sacchi in Pavia was about to publish an Italian translation of the same work, and I have always thought that were there either a French or Italian translation of Kant, it would nearly supersede the necessity of an English one. Your letter has made me again think upon the subject. Conjointly with yourself perhaps I might have courage to appear before the world as Kant's translator. My own knowledge of German is limited, but still from having some information upon the doctrines of Kant, I might be better enabled to translate his works than those who have a better knowledge of the language but a less knowledge of the author. Now what I would propose to you is this, that we should jointly undertake the translation of the Critik der reinen Vernunft, that I should send you chapters or books as they were translated, that you should correct them and return them to me, that we should have the work printed by some first-rate publisher, either selling him the work or retaining it in our own hands, you not being called upon for one penny advance, in case we printed it ourselves, but my paying all charges and dividing with you half the profits, or if this would not be agreeable to

you, I would take all the arrangements upon myself, send you the translation for correction and approval and pay you so much for the same, it being understood that whether I published anonymously, or in my own name, I should state that the work appeared under your sanction, the proofs having all been corrected and examined by yourself.

You will let me know which of these plans suits you best, or whether there is any other mode by which the matter can be rendered agreeable to you. All the expence of postage &c. you will please charge to me in this business.

I translated, and added a preface and notes to Bretschneider's reply to H. J. Rose last year, which I will send you by the first opportunity that I can. Believe me to remain yours very sincerely *Francis Haywood.*"

(Uebersetzung: Geehrter Herr! Die Verleger der Foreign Review haben mir den Brief zugestellt, den Sie an den Verfasser des Artikels über Damiron zu richten die Güte hatten. Ich bin der Schreiber desselben und als solcher erwiedere ich Ihren Brief. Es würde mir großes Vergnügen machen, in den Stand gesetzt zu sein Kant zur Kenntniß der englischen Lesewelt zu bringen. Die lateinische Uebersetzung hat mir immer dazu unzureichend geschienen und vor einiger Zeit habe ich selbst eine Uebersetzung der Kritik der reinen Vernunft angefangen. Die Schwierigkeit der Arbeit und die Nothwendigkeit mich mit anderen Gegenständen zu befassen, verhinderten mich große Fortschritte zu machen; dennoch würde ich das Unternehmen fortgesetzt haben, wenn ich nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß Sacchi in Pavia im Begriff stehe eine italienische Uebersetzung desselben Werks zu veröffentlichen; denn ich habe immer gedacht, wenn wir eine französische oder italienische Uebersetzung Kants hätten, diese eine englische fast überflüssig machen würde. Ihr Brief hat mich veranlaßt, von neuem über die Sache nachzudenken. Gemeinschaftlich mit Ihnen hätte ich vielleicht den Muth vor der Welt als Kants Uebersetzer zu erscheinen. Meine eigene Kenntniß des Deutschen ist beschränkt; da ich jedoch in den Lehren Kants einigermaaßen bewandert bin, so dürfte ich zur Uebersetzung seiner Werke besser befähigt sein als Solche, welche zwar eine bessere Kenntniß der Sprache aber eine geringere Kenntniß des Autors besitzen. Was ich Ihnen nun vorschlagen wollte, ist dies: daß wir gemeinsam die Uebersetzung der Kritik d. r. V. übernehmen, daß ich die einzelnen Kapitel oder Bücher, nachdem sie übersetzt sind, Ihnen schicke, daß Sie dieselben corrigiren und mir zurückschicken, daß wir das Werk bei einem Verleger ersten Rangs drucken lassen, indem wir dasselbe entweder an ihn verkaufen oder es in der Hand behalten, so zwar daß Sie dabei keinen Pfennig Vorschuß zu leisten haben, falls es für unsere Rechnung gedruckt wird, daß ich vielmehr alle Kosten bezahle und den Gewinn mit Ihnen zu gleichen Theilen theile, oder, wenn Ihnen dies nicht genehm sein sollte, daß ich das Geschäftliche ganz allein übernehme, Ihnen die Uebersetzung zur Correctur und Billigung sende und dafür so und so viel bezahle. Es versteht sich hierbei, daß, sollte ich nun das Werk anonym oder unter meinem Namen herausgeben, ich constatiren würde, daß dasselbe unter Ihrer Sanction, nachdem sämmtliche Probebogen von Ihnen corrigirt und geprüft worden, erscheine.

Sie wollen mich wissen lassen, welcher von diesen Plänen Ihnen am meisten zusagt, oder ob die Sache auf irgend welche andere Weise Ihren Wünschen gemäß erledigt werden kann. Alle Auslagen in dieser Angelegenheit für Porto u. s. w. wollen Sie gefälligst mir zur Last bringen.

Ich habe im letzten Jahre Bretschneiders Antwort an H. J. Rose unter Hinzufügung von Vorrede und Anmerkungen übersetzt, welche Uebersetzung ich Ihnen mit nächster Gelegenheit zusenden werde. Genehmigen Sie ꝛc.)

Hierauf versuchte Schopenhauer die Verleger der „Foreign Review“ direct für sein Unternehmen zu gewinnen. Er wandte sich deßhalb an die Herren Black, Young & Young in London mit folgender Zuschrift:

„You have had the kindness of forwarding to Mr. Fr. Haywood in Liverpool the letter directed to the author of Damiron's analysis which I took the liberty to send you 21 Dec. for which I beg you will accept my thanks. Perhaps you will remember that I intimated to you at the same time that the letter concerned a literary undertaking likely to fall under your own department. And in fact I did not think otherwise but that Mr. Haywood would communicate my plan and my letter to you. But by his answer I understand that this has not been the case and also that Mr. H. is not altogether the man I had been led to imagine by his aforesaid analysis. To remedy the mistake I made in all this, the simplest means offering itself to me is to send you a copy of my letter to Mr. H., upon the perusal of which you may deliberate and resolve whether you will lend your aid to the proposed enterprise. This is no other but an English translation of Kant's Works to be made by me, a German philosopher. As you, gentlemen, are of the commercial profession I cannot expect that you should have very distinct and correct notions of Kant, his philosophy, its high worth and importance and the quite peculiar difficulty attending its translation. This is the reason why I preferred to apply first to some man of science, who might expound the case to you. But then you certainly will not be wanting some learned friend to whom you may communicate my plan and my letter and who will be an able judge of the matter. I even would for this purpose recommend the very sensible and clever gentleman* who wrote the analysis of Novalis and that of Jean Paul's Works in your Review, if only I was sure that not he too, like Mr. H., will have more in view his private advantage than the good of literature and the genuine perfection of the work in contemplation. On this account I even think it proper to subjoin Mr. H.'s answer to my letter, chiefly that you may satisfy yourself of his neither questioning the utility of my plan nor my ability for its execution. I think I may fairly do so, without derogating from the laws of equity or goodfaith as the letter contains nothing like a secret or that might in any way prejudice Mr. H. However I beg that you will never mention to him or any body else my having communicated also his answer to you, and I trust that you will not betray my confidence in this point.

I have been *utterly* astonished at Mr. H.'s offering himself for a translator, as by what he says on Kant in his analysis of Damiron I plainly see that he has but a very incorrect and mere hearsay knowledge of the Kantian philosophy, for all he may say to the contrary in his letter: and as to his knowledge of German I wonder he has not given me a specimen of it by answering me in my own language. A very satisfactory reason might be found to his taking no notice whatever of what I, who should know best, had said about the necessary precedence of the translation of Kant's Prolegomena to that of his. Crit. of p. r., but intending on the contrary to begin

* Es war dies Thomas Carlyle.

by the latter: to wit, that there is a Latin (though by no means commendable) translation of this Critic, upon which an English sham translation might easily be made and sent me, in order to receive, as a return, a genuine and correct one, understood to be the improved copy of the first.

Though this be but a surmise, yet at any rate Mr. H. belongs precisely to that sort of translators from which I might preserve Kant, being fully convinced that he can never be translated, like any other author, by a man merely, though ever so well, understanding German, but only by a man quite versed in his philosophy, thoroughly imbibed with it, in short a man whose hair has grown gray in that study, like myself. Now for all I know a century may pass ere there shall again meet in the same head so much Kantian philosophy with so much English as happen to dwell together in mine. I therefore offer my service to the English public verily more for the advancement of knowledge and truth than for my own advantage: if my proffer is rejected neither the fault nor the greater loss will be mine.

As to Mr. H. I think I may save myself the trouble and postage of answering his letter, as he may understand by himself that my views and his are far from agreeing. He indeed might object that he only desired my help as I did his; but then his want bears to mine the proportion of a house quite defective in the foundations to one wanting a little finishing in the ornaments of the top.

If you should approve of my plan, but by any particular and outward circumstance be prevented from undertaking the business, I would of course be obliged to you if you would recommend and give it over to some other respectable publisher.

I therefore now lay the matter entirely in your hands and have the honour to be etc."

(Uebersetzung: Sie hatten die Güte, dem Herrn Fr. Haywood in Liverpool den an den Verfasser der Abhandlung über Damiron gerichteten Brief zuzustellen, welchen ich am 21. Dezember Ihnen zu schicken mir erlaubt, wofür ich Ihnen verbindlichsten Dank sage. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich Ihnen gleichzeitig andeutete, der Brief betreffe ein vermuthlich in Ihren eignen Geschäftskreis fallendes Unternehmen, und in der That dachte ich nicht anders als daß Herr Haywood Ihnen meinen Plan sammt Brief mittheilen würde. Aus seiner Antwort jedoch ersehe ich, daß dies nicht geschehen sowie daß Herr Haywood nicht ganz der Mann ist, den ich nach der erwähnten Abhandlung in ihm suchen zu dürfen glaubte. Um den mit alle dem geschehenen Fehlgriff wieder gut zu machen, bietet sich mir als einfachstes Mittel der Ausweg, daß ich Ihnen eine Abschrift meines Briefs an Herrn Haywood sende, nach deren Durchsicht Sie in Erwägung ziehen und entscheiden können, ob Sie dem von mir vorgeschlagenen Unternehmen Ihre Beihülfe angedeihen lassen wollen. Es ist dies kein anderes als die von mir, einem deutschen Philosophen, auszuführende Uebersetzung der Werke Kants. Bei Ihnen, meine Herren, als Geschäftsleuten darf ich eine genauere, durchaus zutreffende Kenntniß von Kant, von seiner Philosophie, von dem hohen Werth und der Bedeutung derselben, sowie von der ganz besonderen Schwierigkeit ihrer Uebertragung nicht voraussetzen. Dies ist der Grund, weshalb ich vorgezogen mich zuerst an einen Gelehrten zu wenden, der Ihnen den Fall darlegen könnte. Indessen wird es Ihnen gewiß nicht an einem gelehrten Freunde fehlen, dem Sie meinen Plan und Brief mittheilen können und der befähigt ist, in der Sache zu urtheilen. Ich wäre sogar geneigt Ihnen dazu den sehr verständigen und tüchtigen

Verfasser der Artikel Ihrer Zeitschrift über Novalis und über Jean Pauls Werke zu empfehlen, wenn ich nur sicher wäre, daß derselbe nicht gleich Herrn Haywood dabei mehr sein eignes Interesse als die Förderung der Literatur und die rechte Vollkommenheit des Werks ins Auge fassen könnte. In dieser Rücksicht halte ich es auch für zweckmäßig, die Antwort des Herrn Haywood auf meinen Brief beizufügen, namentlich damit Sie Sich überzeugen können, daß er weder die Zweckmäßigkeit meines Plans noch meine Fähigkeit zu dessen Ausführung in Frage stellt. Ich denke, ich darf dies offen thun, ohne den Forderungen der Unparteilichkeit und des guten Glaubens Abbruch zu thun, da der Brief nichts enthält, was den Charakter eines Geheimnisses hätte, oder Herrn Haywood irgend wie zum Nachtheil gereichen könnte. Indessen ersuche ich Sie, weder bei ihm noch sonst Jemanden zu erwähnen, daß ich Ihnen auch seine Antwort mitgetheilt habe, und verlasse mich darauf, daß Sie mein Vertrauen in diesem Punkt nicht täuschen werden.

Ich war aufs höchste erstaunt, daß Herr Haywood sich zum Uebersetzer anbietet, da ich aus dem was er in seinem Artikel über Damiron sagt, deutlich sehe, daß er nur eine sehr unrichtige und vom bloßen Hören-Sagen erlangte Kenntniß von der Kantischen Philosophie hat, was er auch in seinem Briefe Gegentheiliges sagen mag. Und was seine Kenntniß des Deutschen betrifft, so wundere ich mich, daß er mir nicht eine Probe davon mittelst einer Antwort in meiner Muttersprache gegeben hat. Ein genügender Grund dafür, daß er durchaus keine Notiz davon genommen was ich, der es am besten wissen muß, über die Nothwendigkeit gesagt habe, der Uebersetzung der Prolegomena Kants vor derjenigen der Kritik der r. V. den Vortritt zu lassen, sondern daß er im Gegentheil mit der letzteren beginnen will — dürfte darin zu finden sein, daß von dieser Kritik eine, obgleich in keiner Weise empfehlenswerthe lateinische Uebersetzung existirt, von der sich leicht eine englische Scheinübersetzung machen und mir zuschicken ließe, um dagegen unter dem Namen einer verbesserten Copie der erstern eine echte und correkte Uebersetzung zu erhalten.

Mag indessen diese Annahme auch keinen Grund haben, so gehört doch Herr Haywood auf alle Fälle zu jener Sorte von Uebersetzern, vor denen ich Kant bewahren möchte, da ich innig überzeugt bin, daß Kant, nicht wie ein anderer Schriftsteller, von Einem, der bloß, wenn auch noch so gut, Deutsch versteht, übersetzt werden kann; sondern nur von Einem, der in Kants Philosophie ganz zu Hause ist, dem sie ins Blut übergegangen, kurz Einem, dessen Haar bei dem Studium Kants grau geworden, wie ich. Denn so viel ich urtheilen kann, mag ein Jahrhundert vorübergehn, ehe wieder in einem und demselben Kopfe soviel Kantische Philosophie mit soviel Englisch zusammentrifft, wie durch einen glücklichen Zufall in meinem Kopfe beisammenwohnen. Deshalb biete ich meine Dienste dem englischen Publicum an; wahrlich mehr um Wissen und Wahrheit zu fördern als meines eignen Vortheils wegen. Wird mein Anerbieten zurückgewiesen, so wird weder der Fehler noch der größere Schaden auf meiner Seite liegen.

Was Herrn Haywood betrifft, so glaube ich mir die Mühe und das Porto einer Antwort auf seinen Brief sparen zu können, da er sich selbst sagen kann, daß meine Absichten und seine weit auseinandergehen. Er könnte freilich einwenden, daß er lediglich meine Beihülfe verlangt habe wie ich die seinige; allein was ihm fehlt steht zu meinem Mangel in dem Verhältnisse eines Gebäudes, dem es ganz und gar an soliden Fundamenten gebricht zu einem solchen, dem nichts weiter abgeht als eine kleine Nachhülfe an den Ornamenten des Giebels.

Sollten Sie meinen Plan gutheißen und nur aus irgend welcher besonderen, äußeren Rücksicht von der Uebernahme des Geschäfts abgehalten

sein, so würde ich Ihnen natürlich verbunden sein, wenn Sie dasselbe einem anderen angesehenen Verleger empfehlen und überlassen wollten.

Hiernach lege ich die Sache ganz in Ihre Hände und habe die Ehre zu verharren ꝛc.)

Die Herren Black, Young & Young aber fanden für gut, in ihrem Antwortschreiben, welchem ein Einvernehmen mit Haywood vorausgegangen zu sein scheint, sich auf die Behauptung zu beschränken, Schopenhauer habe Herrn Haywood gänzlich „mißverstanden", indem es diesem gar nicht in den Sinn gekommen sei, „die Ehre der Uebersetzung Kants mit Schopenhauer theilen, vielweniger dieselbe für sich allein in Anspruch nehmen zu wollen"; seine einzige Absicht sei vielmehr nur die gewesen, unter Schopenhauers Leitung seine frühere Arbeit wieder aufzunehmen. Schopenhauer möge deßhalb die Unterhandlung mit Haywood fortsetzen: erst wenn er mit diesem befriedigend ins Reine gekommen sein werde, könnten sie auf die Erörterung der übrigen Punkte eingehen. Da Schopenhauer dies natürlich nicht wollte, so blieb es bei dem fruchtlosen Briefwechsel.

Im folgenden Jahre wagte er einen nochmaligen Versuch sein großes Anliegen durchzusetzen. Als sich nämlich in London ein Verein zur Erleichterung des Stapellaufs verdienstlicher literarischer Werke gebildet hatte, richtete er an Thomas Campbell als einen der Gründer der Gesellschaft folgendes Sendschreiben:

„Sir,

Having understood by the public papers that an association for the encouragement of Literature has been formed in London which has its object to purchase the copyrights of meritorious works lacking a publisher and that you, Sir, are one of the chief promoters and Directors of this laudable institute, I take the liberty of laying before you a case that seems to fall within the aforesaid category.

It concerns an English translation of Kant's principal works, which I have been contemplating these many years, but could not effectuate for want of a publisher or literary acquaintance in England. A year ago I made my proposal to an eminent English bookseller, but was refused.

Whatever may be your own notions about German philosophy, you certainly will allow that merely to judge by the deep and lasting influence which Kant's writings are exercising these fifty years on German literature and German opinions in general, as well as by the widespread and unaltered fame of that philosopher, he must have been a most extraordinary genius, and that consequently his writings are well worth a nearer acquaintance than by vague reports and second-hand information. I for my part, who have spent all my life in metaphysical studies believe him to be the greatest philosopher that ever lived and think him and Goethe the only first-rate

geniuses that Germany ever produced. Moreover as his philosophy sprung forth from Locke's and Hume's speculations, or at least sets out from them, it is quite apt to fix the attention of English readers: as also, in another respect, because it throws a light upon some tenets of the Hindoo and Buddhaistic faith, now generally known in England. And generally on account of its intrinsic value I do not doubt that being transplanted to England it would by and by exercise a deep influence on the literature and the opinions in general of that nation, so that the transfer of Kantian philosophy to England might even by time come to be considered as an event of historical importance. In this view I have been confirmed by several passages in your foreign reviews, expressing a longing for an able translation of Kant's works, together with a sense of the immense difficulty of the task.

All this, I suppose, you will easily admit. But another question is, how I, being a German, should venture to offer myself for making an English translation, a proposal that at first sight may seem strange, yet I verily believe, that, all things well poised, there hardly can be found a man more proper for that task than myself. To make you understand why this should be the case I am in the necessity of acquainting you a little with myself."

Hier ließ er die Erörterungen über seine Person und die Bedingungen des Unternehmens wie in dem Briefe an Haywood folgen. Dann schloß er mit den Worten:

„I beg, Sir, you will excuse the liberty I took and the length of this letter. If you are pleased to honour me with an answer, it will reach me by post without any nearer direction.

I am, Sir, with the peculiar esteem due to your genius and merits, your most humble and obedient servant."

(Uebersetzung: Mein Herr! Da ich aus den Zeitungen ersehen habe, daß sich in London eine Gesellschaft zur Unterstützung der Literatur gebildet hat, die sich zum Zweck gesetzt, die Verlagsrechte an verdienstvollen Werken, welche keinen Verleger gefunden, anzukaufen und daß Sie, mein Herr, einer der Hauptförderer und Leiter dieses löblichen Instituts sind, so nehme ich mir die Freiheit Ihnen einen Fall vorzulegen, der in diese Kategorie gehören dürfte. Derselbe betrifft eine englische Uebersetzung der Hauptwerke Kants, die ich seit Jahren beabsichtige, aber nicht ausführen konnte aus Mangel eines Verlegers sowie aus Mangel an literarischer Bekanntschaft in England. Vor einem Jahr machte ich mein Anerbieten einem angesehenen englischen Buchhändler, es wurde jedoch nicht angenommen. Was immer Ihre Meinung von deutscher Philosophie sein möge, Sie werden gewiß zugeben, daß, schon allein nach dem tiefen und dauernden Einfluß, den Kants Schriften seit 50 Jahren auf die Literatur und ganze Denkart der Deutschen ausüben sowie nach dem weitverbreiteten und unvergänglichen Ruhme dieses Philosophen zu urtheilen, derselbe ein ganz außergewöhnliches Genie gewesen sein muß und daß folgeweise seine Schriften wohl einer näheren Bekanntschaft werth sein müssen als durch vage Gerüchte und Unterrichtung aus zweiter Hand erlangt wird. Ich für meinen Theil, der ich mein ganzes Leben zu philosophischen Studien verwendet, halte ihn für den größten Philosophen, der je gelebt, und bin der Ansicht, daß er und Goethe die einzigen Genies ersten Ranges sind, welche Deutschland je hervorgebracht hat. Da ferner seine Philosophie aus Lockes und Humes Philosophemen hervorgegangen oder doch von denselben ausgegangen ist,

so ist sie ganz geeignet die Aufmerksamkeit der englischen Lesewelt zu fesseln; sie ist dies in anderer Hinsicht auch um deßwillen, weil sie Licht auf mehrere jetzt in England allgemein bekannte Glaubenslehren der Hindus und Buddhisten wirft. Ueberhaupt zweifele ich im Hinblick auf ihren inneren Werth nicht daran, daß sie, einmal nach England verpflanzt, nach und nach einen tiefen Einfluß auf die Literatur und ganze Denkweise dieser Nation üben werde. In dieser Ansicht bin ich durch verschiedene Aeußerungen in Ihren das Ausland behandelnden Zeitschriften bestärkt worden, in welchen das Verlangen nach einer tauglichen Uebersetzung der Werke Kants zugleich mit einem Gefühl von der außergewöhnlichen Schwierigkeit der Aufgabe zum Ausdrucke kommt.

Alles dies werden Sie, wie ich vermuthe, leicht zugeben; aber eine andere Frage ist, wie ich, als Deutscher, es wagen könne, mich zur Anfertigung einer englischen Uebersetzung anzubieten, ein Vorschlag, der auf den ersten Blick befremdend erscheinen mag; und doch glaube ich in Wahrheit daß, Alles wohlerwogen, schwerlich Jemand gefunden werden kann, der zur Lösung dieser Aufgabe geeigneter wäre als ich. Um Ihnen verständlich zu machen, wie dies der Fall sein könne, bin ich genöthigt Ihnen einige Nachrichten von meiner Person zu geben.

. . . . . .

Sie wollen, mein Herr, die Freiheit, die ich mir genommen, und die Länge dieses Briefs gütigst entschuldigen. Sollten Sie die Gefälligkeit haben, mich mit einer Antwort zu beehren, so wird dieselbe mir durch die Post, ohne genauere Adresse, zukommen.

Mit der Ihrem Genie und Verdienst schuldigen vorzüglichen Hochachtung bin ich etc.)

Der Brief wurde durch einen Bekannten Schopenhauers, Mr. Capes, überbracht, der dessen Herrschaft über die englische Sprache noch besonders bezeugen sollte, da er den berühmten Poeten persönlich kannte. Ueber den weitern Verlauf der Sache schweigt die Geschichte. —

Ist es nach alledem Schopenhauer nicht vergönnt gewesen, seinen mit so warmem Eifer verfolgten Plan auszuführen, so sollte doch durch ihn das Interesse für Kant in England und Amerika neu erweckt werden. Denn nachdem seine eigenen Schriften dort eine ungeahnte Verbreitung gefunden, hat sich auch das Studium Kants, als dessen legitimen Nachfolger er sich proklamirt, dort in steigendem Maße erweitert und vertieft. Aber selbst die Uebersetzung der Kritik durch einen Sprachmeister und Denker wie Max Müller*, die geeignet ist alle früheren** tief in Schatten

* Max Müller, Kant's Critique of Pure Reason, London 1881. Reprinted with alterations London and New York 1896.

** J. Haywood, Kant's Critique of Pure Reason, London 1838 und 1848. — M. D. Meiklejohn, Kant's Critique of Pure Reason, London 1855. — J. P. Mahaffy, Kant's Critique of Pure Reason, explained and defended (in Kant's Critical Philosophy for English Readers), new edition, London 1889. U. a. m.

zu stellen, vermag keinen Ersatz zu bieten für das was Schopenhauer zu geben im Stande gewesen wäre.

Das unbefriedigte Verlangen, sich an einem seiner würdigen Gegenstand als Uebersetzer zu bethätigen, scheint Schopenhauer damals sogar zu einer Nebenarbeit verleitet zu haben, denn in seinem Rechnungsbuche findet sich, vom März 1830, ein Honorar von 22 Thlr. 12 Sgr. „for translating the prophet of St. Pauls" verzeichnet.

Bereits 1825 hatte er begonnen, sich die spanische Sprache anzueignen. Als eine Frucht dieser Studien entstand die Uebersetzung der von Lastanosa aus Balthasar Gracians Werken unter dem Titel „Oraculo manual y arte de Prudencia" zusammengestellten 300 Regeln der Lebensklugheit. Hierüber schreibt er am 16. April 1832 von Frankfurt a. M. aus an den ihm längst befreundeten Herausgeber Calderons, Hofrath J. G. Keil in Leipzig, nachdem er ihn gebeten für die, unter dem Pseudonym Felix Treumund vom Stapel zu lassende Uebersetzung einen Verleger zu schaffen:

„Sie wundern sich, mich plötzlich spaniolisirt zu sehen: seit 1825 habe ich mich der spanischen Sprache beflissen und lese jetzt Ihre vortreffliche große Ausgabe des Calderon, die ich sogar hier bei mir habe, ohne Schwierigkeit. Bloß wünschte ich, daß Sie die Bühnenveränderungen und den Schauplatz angegeben hätten. Mein Lieblingsschriftsteller ist aber dieser philosophische Gracian: ich habe alle seine Werke gelesen, und sein Criticon ist mir eins der liebsten Bücher auf der Welt: ich würde es gern übersetzen, wenn dazu ein Verleger zu finden wäre. Dieses Oraculo prudencial wollte ich schon vor ein Paar Jahren übersetzen und machte eine kleine Probe, die ich dem Brockhaus einsandte, er hatte aber keine Lust dazu u. s. w. Hier in Frankfurt, wohin ich im Herbste vor der Cholera geflüchtet bin und einstweilen sitzen bleibe, habe ich bei guter Muße das Ganze von Neuem und recht con amore übersetzt."*

Keil antwortete:

„Verehrtester Herr und Freund!

Nein, das hätte ich nimmermehr geglaubt, daß jemals der alte Balthasar Veranlassung werden könnte, unseren schon seit so langer Zeit ins Stocken gerathenen Briefwechsel wieder in Gang zu bringen! Seyn Sie willkommen unter Spaniens Sternen und Blumen! Mit vieler Freude übernehme ich es Ihnen, wenn es irgend möglich ist, einen Verleger zu dem Buche zu verschaffen. Noch habe ich nicht daran kommen können, einen Vergleich mit dem Originale anzustellen, doch weiß ich im Voraus wie er ausfallen wird, da ich weiß, wie Sie alles, was Sie unternehmen, anfassen. Den Erfolg meiner Bemühungen sollen Sie bald erfahren . . .

So weit war ich schon in voriger Woche mit diesem Briefe gekommen, als ich unterbrochen wurde. Ich habe seitdem Ihre Uebersetzung mit dem

* Schemann a. a. O., S. 171 fg., wo dieser Briefwechsel zum erstenmal vollständig veröffentlicht wurde.

ST. ALBERT'S

Originale verglichen und die Treue und Präcision bewundert, mit der Sie den alten schwer zu übersetzenden Herrn im Deutschen wiedergegeben haben" u. s. w.

Nach mehreren völlig gescheiterten Versuchen war es Keil endlich gelungen in der Person seines Verlegers Fr. Fleischer „einen Buchhändler zu finden, der den Druck der Uebersetzung wenigstens nicht ganz von der Hand wies". Gegen den Rath Keils nahm aber Schopenhauer die ihm vorgeschlagenen Verlagsbedingungen nicht an, wobei er sich in einem Berichte an Keil über die Verlagsbuchhändler in Worten ausließ, die beweisen, daß er aus seinen mit Brockhaus gemachten Erfahrungen von 1818 nichts hatte lernen wollen. Dabei schätzte er den Werth des Manuscripts so gering, daß er dem Freunde schrieb:

„Sollten Sie der Sache noch nicht überdrüßig sein, und können Sie einen redlichen Verleger für jene redliche Uebersetzung finden, so wird es mich sehr freuen; ist dem aber anders, nun so lassen Sie den Stoß Papier in irgend einem Winkel Ihres Hauses rasten. Weder Gracian noch ich verlieren dadurch ihr Verdienst."

Das Manuscript blieb infolgedessen nahezu sieben Jahre bei Keil liegen, bis ein Trauerfall, der diesen betroffen, Schopenhauer veranlaßte, darauf zurückzukommen.

Am 20. August 1839 schreibt er an Keil u. a.:

„Ich komme eigentlich Sie zu bitten, meine alte Uebersetzung des Gracian gelegentlich an mich zurücksenden zu wollen. Nicht daß ich an eine Herausgabe derselben dächte, zumal da eben von einem Herrn Kölle eine Uebersetzung des Buches erschienen ist, die aber, wie der Recensent meint, nach dem Italiänischen gefertigt sein soll: — sondern weil dies MS. am Ende Sie und mich überleben und wenn Keiner mehr Einspruch thun kann, die bonne prise irgend eines Buchhändlers werden könnte: das will ich nicht. Das Porto möchte ich aber nicht an das schwere Packet wenden: der Weg des Buchhandels wäre der Beste, allein unversiegelt möchte ich es demselben nicht anvertraut wissen, und versiegelt wird es nicht erlaubt sein. Ich hoffe daher, daß Sie die Güte haben werden es einmal irgend einem Reisenden mitzugeben, da zumal während der Messe, zwischen Frankfurt und Leipzig Unzählige fahren. Hat übrigens gar keine Eile."

Erst nach 21 Jahren wurde das, Geist und Stil des Originals meisterhaft und congenial wiedergebende Büchlein von dem Erben des litterarischen Nachlasses Schopenhauers der Oeffentlichkeit übergeben. Nun erlebte es bald neue Auflagen und, nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist, durch Nachdruck große Verbreitung. Es wird auch alle Zeit in der Sentenzen-Litteratur eine hervorragende Sonderstellung einnehmen.

Die Regeln, sagt man, seien jesuitisch! Als ob nicht, wie alle Klugheit so auch die Weltklugheit, dem gegebenen Falle, der nächstliegenden Aufgabe dienend, um dieses ihr besonderes Talent entfalten und ihren Zweck erreichen zu können, unter der Obhut der Weisheit jener Freiheit genießen müßte, die wir am „Mann von Welt" suchen und schätzen. Leitet etwa der Titel zu einem Moralcodex? Wer für sein Handeln die höchste Richtschnur sucht, lege das Büchlein beiseite — obwohl damit nicht gesagt sein soll, es ließe sich nicht auch eine feine Perlenschnur echt ethischer Urtheile daraus fassen; wer es aber für das nimmt, wofür es sich gibt, wird sogar größern Nutzen und Genuß davon haben, als von den Maximen der berühmten französischen Moralisten, weil diese Lebensregeln des ältern spanischen Autors einem ernstern Zusammenhange entnommen sind und auf einem tiefern Grunde ruhen.

Gleich die erste Regel präludirt mit tiefem Humor: „Alles hat heutzutage seinen Gipfel erreicht, aber die Kunst sich geltend zu machen, den höchsten. Mehr gehört jetzt zu Einem Weisen als in alten Zeiten zu sieben; und mehr ist erfordert, um in diesen Zeiten mit einem einzigen Menschen fertig zu werden als in vorigen mit einem ganzen Volke." Klingt das nicht ganz als ob es im zwanzigsten Jahrhundert geschrieben wäre? So stellt sich jede echte, aus der menschlichen Natur, aus den unwandelbaren Gesetzen unseres Lebens geschöpfte Regel als ewig wahr und ewig neu dar. Derselbe feine und doch weitausblickende Sinn geht durch das Ganze bis zur letzten Regel, welche, die Klugheit mit der Weisheit versöhnend, harmonisch abschließt:

„Mit Einem Wort ein Heiliger sein und damit ist Alles auf Einmal gesagt. — Die Tugend ist das gemeinsame Band aller Vollkommenheiten und der Mittelpunkt aller Glückseligkeit. Sie macht einen Mann vernünftig, umsichtig, klug, verständig, weise, tapfer, überlegt, redlich, glücklich, beifällig, wahrhaft und zu einem Helden in jedem Betracht. Drei Dinge, welche im Spanischen mit einem S anfangen — santidad, sanidad sapiencia — Heiligkeit, Gesundheit und Weisheit machen glücklich. Die Tugend ist die Sonne des Mikrokosmos und ihre Hemisphäre ist das gute Gewissen. Nichts ist liebenswürdig als nur die Tugend und nichts verabscheuungswerth als nur das Laster. Die Tugend allein ist Sache des Ernstes, alles andere ist Scherz. Die Fähigkeit und die Größe soll man nach der Tugend messen und nicht nach Umständen des Glücks. Sie allein ist sich selbst genug: sie macht den Menschen im Leben liebenswürdig und im Tode denkwürdig." —

In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthaltes machte Schopenhauer auch die persönliche Bekanntschaft Chamissos. Der edle Dichter ermahnte ihn, wie Schopenhauer mir erzählte, den Teufel nicht zu schwarz zu malen; ein gutes Grau sei ausreichend. Er vermochte ihn nicht zu bekehren: die Macht des Bösen hatte Chamisso recht wohl erfahren — lies seine prächtigen Terzinen, besonders „die Erscheinung" — aber in der Schätzung des Guten in dieser Welt gingen sie weit auseinander. Das Schwarz des Teufels ist nach Schopenhauer nicht weiß zu waschen; denn es ist noch radicaler als das „radicale Böse" seines großen Lehrers, der dessen Aufhebung von der fortschreitenden Cultur wenigstens erhoffen zu dürfen geglaubt hatte.

Auch mit Alexander von Humboldt war er in persönliche Berührung gekommen, indem er mit ihm bereits 1826 in geschäftlicher Angelegenheit „viel verhandelt". Er fand in ihm, dem er sich anfangs, wie Fichten, mit Verehrung genähert, nur Talent, wo er Genie vermuthet, nur scientia wo er sapientia gesucht hatte. Der schonungslose Angriff gegen die anerkannte Lehre in der Optik konnte ihm die Gunst des Newtonianers nicht erwerben; übrigens verfolgte er dessen wissenschaftliche Thätigkeit aufmerksam, bis er ihn zuletzt den „Götzen der Zeit" nannte, aus dem er nie etwas Großes habe machen können.

X.

1831—1835.

Den äußeren Anstoß, dessen es bedurfte, ihn für immer von Berlin zu scheiden, gab endlich die asiatische Seuche, welche im Sommer 1831 ihren Schreckenszug dorthin lenkte und am 14. November seinen großen Antagonisten Hegel wegraffte. Im September 1853 schreibt er aus Frankfurt an Frauenstädt: „Sie haben einen Choleraanfall gehabt! und wenn es auch nur Cholerine gewesen ist, so ist es doch in meinen Augen eine erschreckliche Begebenheit; da ich ein Choleraphobe von Profession bin und bloß als solcher seit 1831 hier wohne, in diesem cholerafesten Ort.“ Zunächst entfloh er also nur der Epidemie; erst später beschloß er, sich im südlichen Deutschland als Privatgelehrter niederzulassen und wählte Frankfurt, gegen den Rath seiner Mutter, der diese Stadt „für eine große zu klein, für ein kleine zu groß und im ganzen ein Klatschnest“ zu sein schien, einzig und allein seiner gesunden Lage und seines Comforts wegen. Er fand Humboldts Bemerkung treffend, daß sich Frankfurts Klima zu dem Berlins verhalte, wie das Mailands zu dem Frankfurts. Seiner Constitution entsprach dieses je länger desto besser, sodaß er im April 1854 an Frauenstädt schreiben konnte: „Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und ich bin der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 23 Jahren daraus vertrieben hat und hieher, ins mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Eremitage.“

Gleichwohl erkrankte er nicht lange nach seinem Umzuge und verfiel in die düsterste Stimmung, sodaß er wochenlang keinen Menschen sprach. In der Neujahrsnacht hatte er einen Traum,

der auf seinen „Tod im Jahre 1831 deutete" und viel dazu beigetragen, ihn beim Eintritt der Cholera zu bewegen, Berlin zu verlassen, indem er ihn als eine Warnung auffaßte: „d. h. wenn ich geblieben wäre, wäre ich an der Cholera gestorben". Dazu kam die verfehlte akademische Laufbahn und die nicht mehr zweifelhafte Verdunkelung des Werks, mit dem er seine Zeitgenossen vergebens beschenkt hatte. Vor zwei Jahren hatte er von Brockhaus die Auskunft erhalten, daß eine bedeutende Partie der kleinen Auflage „makulirt" worden sei. In dieser Verlassenheit knüpft er im October 1831 die Verbindung mit der ihm räumlich jetzt nähergerückten Schwester wieder an.

Adele antwortet ihm am 12. October von Bonn aus:

„Dein' Brief, lieber Arthur, hat mich überrascht und erfreut; daß du nach Frankfurt geflüchtet, wußte ich durch Briefe, aber sonst ist mir seit Jahren keine Nachricht gekommen . . . Lieber Arthur, du willst von der Vergangenheit schweigen, du magst nichts über dich sagen, und so gern ich viel früge, begreife ich dein Gefühl viel zu gut, um dich irgend zu quälen. Daß wir uns einander so nahe sind, hat etwas sehr wohlthuendes für mich, es scheint mir möglich, dich zu sehen, und glaube mir, wenige Stunden Gesprächs würden bei Menschen unserer Art mehr thun als hundert Briefe . . . Dies Blatt soll nur als Vorläufer eines zweiten dir sagen, daß ich unverändert und fest gehofft habe, daß wir uns einander nähern würden, und dir deinen Brief herzlich danke, obschon mir dein Schweigen früher sehr weh that. Laß das vergessen seyn. Jetzt dir ausführlichere Mittheilungen zu machen ist, das begreifst du, unmöglich: mir lag aber am meisten daran, jedes Mißtrauen zu beseitigen und ein längeres Schweigen hätte dich verletzt.

Ob du in Frankfurt den Winter über ruhig bleiben kannst, wird man bald wissen können; im Frost haben wir kein raisches Fortschreiten der Krankheit zu scheuen, jedenfalls kömmst du mir näher. Hast du irgend einen Wunsch in Hinsicht auf Bücher, Kunstsammlungen oder dergl. so schreibe mir, ich habe sehr liebe Freunde dort*, die mir überall gern gefällig sind. Wie

* Es waren dies vornehmlich die Familien Christian Hch. Schlosser, Franz Brentano und Willemer. Im August 1822 verweilte sie zum zweiten mal in Frankfurt. Damals schrieb Marianne von Willemer an Goethe, der die gegenseitige Annäherung der beiden, freilich grundverschiedenen Lieblinge wünschte: „Wie glücklich ist Frln. Adele, ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden: ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigne Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtungswerthen Mädchens erfüllte, ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit, und fast möchte ich sagen von Schelmerei machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehen, die beiden male als ich sie sah, habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist: die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber den Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner bemeisterte, an dem sind Sie wohl schuld — an der Demuth gewiß." Später traten sie sich näher. (Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, Stuttgart 1877.)

gern ich dein einsames Leben wenigstens mit freundlichen Minuten schmückte, wirst du, will's der Himmel, einmal einsehen lernen. Guter Arthur, lebe wohl und möglichst froh, schreibe bald deiner treuen Schwester Adele."

Am 27. October schreibt sie weiter:

„Dir nach einem so langen Schweigen ein deutliches Bild der inneren und äußeren Gestaltung meines Lebens zu geben wird schwer sein, lieber Arthur. Dennoch muß ich es versuchen; denn es ist die einzige Art, wie wir Geschwister uns einander nähern können, was nach meiner Ueberzeugung gut für uns alle beide und gewiß doch ganz naturgemäß ist. Wenn ich irgendwo schroff erscheine, so rechne es, bitte, nicht auf meine Stellung zu dir, es ist nur so manches in der Vergangenheit was mich fest aber auch hart machte, und doch bin ich zu weiblich, um den Schmerz dieser Härte wegen weniger zu fühlen!

Wenige sind wohl so glücklich gewesen als ich im Leben: das plötzliche Aufhören des Glücks und die Verachtung, die dieses Aufhören mir gegen die liebsten Menschen aufzwang, brachte mich in die Mitte zwischen Wahnsinn und Tod. Ich suchte mir zu helfen und fand Mittel aus, das Leben zu ertragen, ohne Freude, aber doch ohne Klagen, und mein Körper blieb länger krank als meine Seele. Ich fand eine Frau hier am Rhein, die mich sehr lieb gewann.* Sie that viel für mich und hat mich ohne Zweifel gerettet. Wir sind jedoch nicht ihretwegen hergezogen; der Aufwand in Weimar war zu groß gewesen, es fanden sich Schulden, die mit sehr großen Opfern meinerseits gedeckt wurden, und es war nöthig von einem anderen Anfangspunkte aus zu leben, neue Verhältnisse zu haben, aus ökonomischen Gründen. Dazu kam das Klima, welches in Weimar die Mutter zu jährlichen Badereisen nöthigte, die hier unnütz wurden, was eine Ersparniß war. Endlich lasteten die Erinnerungen bleischwer auf mir. Ich ging gern. Die herzogliche Familie starb, vieler Freunde Schicksal änderte sich, sie zogen weg und Weimar konnte uns nicht mehr fesseln, obschon es uns unvergeßlich lieb bleibt.

Hier nun leben wir ruhig. Ich wache etwas mehr über die Ausgaben und habe dennoch oft schwere Sorgen, mit denen ich dich jedoch total verschone. Wir bewohnen 6 Monate ein kleines reizendes Landhaus in Unkel und haben zwei Winter hier als Fremde gelebt. Der öftere Umzug wird mir jedoch fast allzu schwer: er sollte mir dies Jahr erspart werden, wir wollten den Winter in Jena, Eisenach und Weimar verleben; aber die Cholera kam dazwischen, wie ich dir bereits geschrieben habe.

So bin ich denn mit dem größten Theil unserer Möbeln hierher gekommen: wir werden hier bleiben und ich bin ganz unbeschreiblich gelassen dabei, nicht froh, nicht trübe; nicht heiter, nicht ernst; aber ruhig. Der erste Arzt hier ist mein recht herzlicher Freund, also wird alles geschehen was zu unserer Pflege nöthig. Unsere Einrichtungen sind vernünftig gemacht, so daß ich ohne drückende Sorge durchzukommen hoffe, da die Mutter fleißig arbeitet an der Herausgabe der sämmtlichen Werke. Keine einzige leidenschaftliche Empfindung bewegt mich, keine Hoffnung, kein Plan — kaum ein Wunsch; denn meine Wünsche streifen an das Unmögliche: so habe ich ihrem Flug und Zug nachsehen lernen, wie dem der Vögel in der blauen Luft. Ich lebe ungern, scheue das Alter, scheue die mir gewiß bestimmte Lebenseinsamkeit. Ich mag nicht heirathen, weil ich schwerlich einen Mann fände, der zu mir paßte. Ich weiß nur Einen, den ich heirathen könnte ohne Widerwillen und der ist verheirathet. Ich bin stark genug um diese Oede zu ertragen; aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn

* Sibylle Mertens-Schaaffhausen.

sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe. Daher ist mir deine Angst, da auch du dich unglücklich fühlst und oft dem Leben entspringen wolltest durch irgend einen Gewaltschritt — seltsam. Ich meine: nun man kann es abwarten. Ich kann recht gut leben und bin oft sehr heiter; aber trifft es mich — eh bien! einmal endigt es, mir gleichviel wann. Vorigen Winter war ich sehr trübe, ich litt sehr, es hat mich so zurückgebracht, daß ich zu sterben glaubte. Zuletzt hätte ich fast den unvernünftigen Streich gemacht eine Vernunftheirath zu schließen: zum großen Glück kam Einiges dazwischen, und mir war mit einem male wieder sonnenklar daß, da nun hoffentlich Leidenschaft und Liebe hinter mir liegen, ich zwar heirathen kann, aber nur einen Mann, den ich ganz besonders und durchaus achte und geistig über oder neben mich stelle, wo er dann als Mann doch über mir stünde. Nur so könnte ichs mit klarem Gewissen — nun sieh selbst, wo findet sich das leicht? Der Mann würde sich finden; aber auch zu mir finden? Mich kennt fast Niemand, denn meine Seele hat ein Gesellschaftskleid wie die Venezianischen Schleier und Masken: von mir selbst sieht man nicht viel. Warum die Leute langweilen? Sie wollen wenigstens bloß oberflächliche Worte, und wenn ich denn in Gesellschaft muß, gebe ich diese . . .

Sieh, lieber Arthur, das wäre, etwa das Aeußere der Person abgerechnet, Alles was von mir zu sagen wäre. Diese ungemein freie unbefangene Stellung hatte ich nie zu dir, konnte sie nicht haben: Jugend und was dazu gehört, äußere Einwirkungen, Hoffnungen und Erinnerungen zerrten an mir, ich hatte Rücksichten, Ansichten. Jetzt ist vieles anders: die Zeit hat dich gelehrt, daß mich mein freier Wille, keine Art Noth, keine Hilflosigkeit zu dir treibt. Ich bin überzeugt, daß unsere Charaktere im Guten und Schlimmen viel Aehnliches haben, wir wollen, denke ich, nun einmal sehen, wo wir zusammenpassen. Du magst die Menschen im allgemeinen nicht, ich achte sehr wenige und lebe gern allein oder mit sehr wenigen, doch bin ich nicht menschenscheu. Du glaubst die menschliche Natur zu kennen, ich manchmal auch, manchmal bescheide ich mich und glaube, daß ich anfange mich zu kennen. Laß mich dich womöglich sehen: wenn ich irgend einen Menschen zu kennen wünsche, bist du es.

Ich glaube, du wirst den Winter in Frankfurt bleiben können; aufs Frühjahr wirst du wohl dem Süden zu d. h. nach der französischen Schweiz fliehen; gieb mir in der Nähe ein Rendezvous von ein Paar Tagen, aber wo möglich in einem kleinen unbemerkten Orte und wohin ich von hier aus leicht ganz allein reisen kann. Bis dahin schreibe mir was du willst, über dich, über Andre, über Bücher, Städte, Musik, kurz was du willst: ich werde dich herauslesen lernen, aus dem was du schreibst. Fürchte kein Spioniren; was du von deinen Verhältnissen verschweigst, werde ich nie zu errathen suchen, aus Rechtlichkeit und Faulheit. Ich glaube, es wäre gut wenn die Mutter gar nicht ahndete, daß wir uns schreiben, bin aber auch bereit es zu sagen, wenn du es willst" . . .

Dies geschah und im folgenden Jahre richtete auch die Mutter wieder Briefe an ihn; eine Zusammenkunft der Geschwister aber fand damals nicht statt, weil Schopenhauer erkrankte. Anfangs 1832 dachte er an die Rückkehr nach Berlin; denn am 6. Februar 1832 schreibt ihm die Mutter, er möge bald in seine Heimath zurückkehren, da man jetzt am Rhein „der Ankunft der asiatischen Hyäne" entgegensehe. Am 24. Februar schreibt sie ihm weiter:

„Daß du sehr krank gewesen bist und so lange, habe ich mir nicht vorgestellt.“ Und am 10. März:

„Deine Krankheit macht mir Sorge. Ich bitte dich doch ja dich zu schonen. Worin besteht denn eigentlich dein Uebel? Graues Haar! ein langer Bart! ich kann mir dich gar nicht so denken. Auch ist es mit dem ersten wohl nicht so arg und dem zweiten ist leicht abzuhelfen. Zwei Monate auf der Stube und keinen Menschen gesehen, das ist nicht gut, mein Sohn, und betrübt mich. Der Mensch darf und soll sich nicht auf diese Weise isoliren, er kann es nie ohne geistig und auch körperlich dabei zu verlieren, und du sagst noch vollends Gottlob dazu!“

Endlich am 20. März:

„Was du über deine Gesundheit, deine Menschenscheu, deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich dir sagen kann und darf. Du weißt warum. Gott helfe dir und sende dir Licht und Muth und Vertrauen in dein umdüstertes Gemüth!“

Dazu regten ihn widerwärtige Vermögensangelegenheiten auf. Der Verwalter der Ohraschen Güter bei Danzig, auf den seine Familie großes Vertrauen gesetzt hatte, war mit Hinterlassung eines Kassenrückstandes gestorben. Die Mutter schreibt ihm deßhalb:

„Sehr zu beklagen ist, daß dieses in deiner Erbitterung gegen die Menschen, zu denen du doch auch gehörst, dich bestärken und dich düsterer und argwöhnischer machen wird als du ohnehin es schon bist.“

Er hatte inzwischen den Entschluß gefaßt, den Sommer über in Frankfurt zu bleiben. Mitte Juli 1832 aber siedelte er versuchsweise nach Mannheim über, wohin er sich im November seine Bücher nachschicken ließ.* Dort indessen brachte er es noch weniger zu der verhofften innern Ruhe. Anfangs zwar schien es, als wenn die für einen Fremden weit angenehmeren geselligen Verhältnisse Mannheims geeignet wären, ihn Frankfurt schnell vergessen zu lassen; als Mitglied der dortigen Harmoniegesellschaft, trat er in einen Kreis freidenkender und hochgebildeter Männer, wie sie eine so kleine Stadt selten beisammen gesehen. Ich nenne nur die Namen von Itzstein, von Jagemann, Bassermann, Artaria, Eisenlohr, Fetzer, Autenrieth, von Göler, von Roggenbach, Dr. Wedekind. Aber auch Mannheim war nicht der Ort, sein Licht leuchten zu lassen; bald mußte er hören, daß er zwar um seinen Kopf, aber nicht um sein Herz beneidet werde. Dazu kamen im Frühjahr die übeln Folgen der stehenden Wasser in der Umgebung der Stadt. Wenn er dagegen die Vortheile Frankfurts in die

* Das Haus, in dem er gewohnt, soll nach einem Beschlusse des Stadtraths eine Gedenktafel erhalten, auch soll eine Straße nach ihm benannt werden.

Wagschale warf, konnte er nicht zweifelhaft sein; gleichwohl fiel ihm, wie so oft in seinem Leben, die endgültige Wahl schwer. Auf dem Deckel seines Rechnungsbuchs aus jener Zeit findet sich folgende Gegenüberstellung, wobei die Parenthesen spätere Zusätze enthalten.

Frankfort:	Manheim:
Healthy climate	Fine weather (intolerable heat)
Fine country	Silence and no throng (throng at the play and dinner)
Comforts of large cities	More consideration
Changes of large cities	Better foreign bookseller
Better reading room	The Harmony and its library
The Nat. Museum	The Heidelberg library
Better plays, operas, concerts	A truly sociable establishment
More Englishmen	Better baths in summer
Better coffeehouses	Sparest much in books
No bad water	Less danger of thieves
The Senkenberg library	In later years a servant to keep
No inundations	Nothing is περιμάχητον (the play)
Less noticed	A nicer table in later years
The gaiety of the place and all about it	A very good supper-place.
You are more at large and not so beset with company given by chance, not by choice and more at liberty to cut and to shun whom you dislike	
An able dentist and less bad physicians	
Not such intolerable heat in summer	
The physical Museum.	

[Gesundes Klima	[Günstige Witterungsverhältnisse (unerträgliche Hitze)
Schöne Gegend	Stille und kein Gedräng (Gedräng im Theater und bei Tisch)
Annehmlichkeiten großer Städte	Mehr respectirt
Abwechslung großer Städte	Besserer Buchhändler für ausländische Literatur
Besseres Lesezimmer	Die Harmonie und ihre Bibliothek
Das Naturhistorische Museum	Die Heidelberger Bibliothek
Besseres Schauspiel, Oper und Concerte	Ein wirklich geselliger Verein.
Mehr Engländer	Bessere Bäder im Sommer
Bessere Kaffeehäuser	Sparst viel an Büchern
Kein schlechtes Wasser	Weniger Diebsgefahr
Die Senckenbergische Bibliothek	In späteren Jahren eine Magd zu halten
Keine Ueberschwemmungen	Nichts ist vielbegehrt (das Theater)
Weniger beobachtet	Ein besserer Tisch für spätere Jahre
Die Freundlichkeit des Platzes und seiner ganzen Umgebung	Ein sehr gutes Local zum Abendessen.]
Du bist uneingeschränkter und weniger mit Gesellschaft behelligt, die der Zufall, nicht deine Wahl dir gibt, und hast die Freiheit, dir mißliebigen Umgang abzuschneiden und zu meiden	
Ein geschickter Zahnarzt und weniger schlechte Aerzte	
Keine so unerträgliche Hitze im Sommer	
Das Physikalische Kabinet.]	

Im Juni 1833 endlich kehrte er nach Frankfurt zurück, um es — kleine Ausflüge abgerechnet — nicht mehr zu verlassen. So viel ich weiß, war die weiteste Reise, die er seitdem noch unternahm, ein viertägiger Ausflug an den Rhein, bis Koblenz, im August 1835.

Fast ein Menschenalter lebt er nun unter den Stock-jobbers und Shopkeepers, was sage ich, unter den Doctoren dieser Stadt — ungestört und unerkannt. Das „less noticed" genießt er im reichsten Maße und alle Ansprüche auf „consideration" müssen auf Jahrzehende hinaus beiseite gesetzt werden. Er ist soweit gekommen, dies gern zu thun, ja zu Zeiten als Wohlthat zu empfinden, wenn er auch keine Befriedigung dabei findet. Denn

> er ist zu stolz sich zu verbergen. Bald
> Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
> Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
> In seiner Welt genug, und alles rings
> Umher verschwindet ihm. Er läßt es gehn,
> Läßt's fallen, stößt's hinweg und ruht in sich —
> Auf einmal wie ein unbemerkter Funke
> Die Mine zündet, sei es Freude, Leid,
> Zorn oder Grille, heftig bricht es aus —.

Er war nicht „der Demokrit dieses Abdera", wie er sich, nach erlangtem Ruhme, scherzend nennen mochte: er hatte keine Aemter in Frankfurt bekleidet, noch sich mit den Frankfurtern entzweit — er lebte für diese incognito; daß er „ein Sohn der berühmten Johanna Schopenhauer" war und sein Pudel, sein altmodischer Rock und die lebhafte, laute, gesticulirende Selbstunterhaltung während seiner einsamen raschen Spaziergänge*, das war in jenen Jahren alles was sie von ihm wußten. Nur wenn ihn am Wirthstische das Bedürfniß der Unterhaltung fortriß, staunte ihn wohl ein müßiger Diplomat oder ein beschaulich gewordener Rentier oder ein durchreisender Engländer an, hob auch wohl Brocken auf, die er fallen ließ; sobald er sich aber in den Philosophenmantel hüllte, zogen sie sich degoutirt zurück und suchten auf gute Art loszukommen: denn es begann leicht ein unciviles summa-

* Gleiches wird von Adam Smith berichtet: seine Vaterstadt Kiraldy in Schottland, wo er seit 1765 dauernd gelebt, nahm wenig Interesse an ihrem großen Sohne; man wußte dort im Grunde nicht mehr, als daß er ein halbverrückter Mensch gewesen sei, der auf seinen einsamen Spaziergängen stets mit sich selbst gesprochen und mit den Händen gesticulirt habe.

risches Verfahren, dessen Ergebniß in seinen Mienen deutlich zu lesen stand. Konnte er sich nämlich eines Menschen, dessen er überdrüssig war, nicht anders entledigen, so benutzte er die erste beste Kleinigkeit, sich mit ihm zu überwerfen; denn er dachte, es sei besser, sich dem Vorwurf der Grobheit auszusetzen, als „am Ende noch die Zeche bezahlen zu müssen".

Heraklit sagt in einem von Stobäus* aufbewahrten Fragment: noch kein Weiser habe es dahin gebracht, ganz einsam zu leben; dies vermöge nur ein Gott oder ein Thier. Auch Schopenhauer mußte seine Isolirfähigkeit mit schwerem Lehrgelde bezahlen; aber den dem Sanguiniker möglichen höchsten Grad der Absonderung erreichte er nicht, wie andere, als Greis, sondern im sogenannten besten Mannesalter, das auf der altdeutschen Lebenstreppe mit „wohlgethan" bezeichnet ist, in der ersten Hälfte seines Frankfurter Aufenthalts. Das dritte Lustrum seit dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung" war verflossen, und er mußte die Hoffnung aufgeben, bei dem Geschlechte, mit dem er lebte, Anerkennung zu finden. Die Zeit, in der er auf diese gewartet hatte, war ihm unter den mannichfachen Eindrücken seiner Reisen und seit der Rückkehr nach Berlin, im Strudel des großstädtischen Lebens verhältnißmäßig rasch verstrichen. Nun aber, während Hegels Stern nach dessen Tode immer höher stieg, und Schelling und Schleiermacher den Rest der von diesem nicht absorbirten Interessen beherrschten, sah er sich hier, im Südwesten Deutschlands, in einer ihm völlig fremden und heterogenen Umgebung ganz auf sich selbst, ja auf einen bloßen Bruchtheil seines Selbst, den intellectuellen, zurückgedrängt, und wie oft er sich auch Goethes Worte vor die Seele rief:

> Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
> Vergleiche dich! Erkenne was du bist!

und:

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Ist nur die Persönlichkeit —

zur Befriedigung gelangte er bei solchem Selbstvertrauen nicht; denn um nur auf sich selbst rechnen zu können, um sich selber

* Florileg. (ed. Gaisf.), III, 48. — Bei Bacon lautet der Satz: „Quicunque solitudine delectatur aut fera aut deus est", und bei Gracian, Regel 133: „Um allein zu leben, muß man sehr einem Gotte oder einem Thier ähnlich sein."

Alles in Allem zu sein, dazu bedürfte es mehr als bloß intellectueller Genialität.

Dies erfährt jeder; aber kein einziger vielleicht von den seltenen Menschen, denen wir Genie zusprechen dürfen, hat die Vortheile und Nachtheile jener absoluten Eigenartigkeit, vermöge deren Ariosts berühmtes Gleichniß Anwendung findet: natura lo fece e poi ruppe lo stampo („Parerga", II, 89) sich so frühzeitig, so beharrlich und allseitig zum Bewußtsein gebracht und sich mehr darin bestärkt als Schopenhauer. In der That würde die Betrachtung seines Charakters den Eindruck der Erhabenheit nicht verfehlen können, wäre es wahr, was gelegentlich der Charakteristik des Moralphilosophen Friedrich Buchholz gesagt worden*: wie der Vorzug des Menschen sich darin erhärte, daß er mehr ein selbständiges und geschlossenes Wesen als jedes einer andern Gattung ausmache, so bestehe gewiß der höhere Vorzug der Menschen untereinander, in je höherm Grade einer vor dem andern dies in sich selbst geschlossene selbständige Wesen bilde: ein Mensch also, der in seinen Ansichten, Handlungen, seiner Gestaltung und Productivität oder in allen Berührungspunkten seines Daseins mit den Wesen seiner Gattung sich gleichsam selbst umkreise und von der Sphäre seinesgleichen durch sein abgerundetes Wesen sozusagen in dem Grade abstreife, daß nur ein kleiner Punkt der Assimilation, eine Tangente zwischen ihm und der Menschengattung sich bilde — einen solchen Menschen könne man schlechthin zu den Vorzüglichsten und Größten zählen.

Aber die bloße Abrundung und Selbständigkeit einer Creatur gegenüber ihresgleichen kann ihr einen nur relativen Vorzug geben; absoluten Werth verleiht ihr allein ihr rechtes Verhältniß zu ihrem Lebensgrunde. Daß trotz dieser Geschlossenheit und Selbständigkeit geniale Menschen weit seltener im Leben glücklich werden als die gewöhnlichen, ist eine alte Erfahrung. Die sittliche Gerechtigkeit des ihr zu Grund liegenden Gesetzes fällt allerdings nicht so leicht in die Augen. Christus fand das Eingehen eines

* „Kabinet Berlinischer Karaktere" (ohne Ort, 1808), S. 6. Der Satz stammt von Aristoteles und von Cicero: Wer ganz nur von sich abhängig ist und Alles auf sich allein setzt, der kann nur der Glücklichste sein; ferner von Horaz (Sat. 2, 7): der abgeglättete und abgerundete Charakter.

Reichen ins Himmelreich sehr schwer*, und wie gerade das Große in uns, Geist und Talent, wenn es am Größten gebricht, an dem Einen was noththut, nur zum glänzendern Beweis unserer Kleinheit und Nichtigkeit dienen muß und in seiner Erniedrigung des Teufels Antheil an dieser Welt allererst groß werden läßt, lehrt uns der Dichter des „Faust".

Die Melancholie des Genies, von welcher Schopenhauer überall mit der Ueberzeugungskraft der innern Erfahrung redet, hat einen tiefern Grund, als den intellectuellen der Erkenntniß der Welt und deren Unfähigkeit, ihm Befriedigung zu gewähren: es ist die kaum überwindliche Schwierigkeit seiner eigenen ethischen Lebensaufgabe. Große Gedanken und schöne Werke, die ihm die Natur verliehen, und die er der Welt wieder leiht, führen seinen Namen durch offene Hallen in den Tempel des Ruhms, aber sein Herz geht nur blutend durch die enge Pforte der Selbstverleugnung in das ewige Friedensreich. Nie vergesse ich meinen Freund, als er einst bei mir das Bild Rancés, des Abts von La Trappe sah und mit einer schmerzlichen Geberde sich wegwendend sagte: Das ist Sache der Gnade! Er prätendirte nie mehr zu sein als ein gelehrter Einsiedler, kein Asket, geschweige denn ein Heiliger. Wer aber Lehre und Leben, Erkennen und Thun in keiner Weise trennen will, dem wird es nicht schwer fallen, in der Philosophie Schopenhauers die Mängel zu entdecken, die seinem Charakter anhaften. Bedeutsam und lehrreich sind um deßwillen beide erst recht. Es kommt nur darauf an, die rechte Seite zu sehen. „Wie der schönste Menschenkörper in seinem Innern Koth und mephitischen Dunst verschließt", schreibt Schopenhauer in Dresden 1815, „so hat der edelste Charakter einzelne böse Züge und das größte Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn."

Dies drängt sich gleich bei der Betrachtung seiner Lebensöde auf. Man hat sich gewundert, wie ich überhaupt von Schopenhauers Einsamkeit habe sprechen können, indem man sich den äußeren Menschen, wie er an der Wirthstafel, im Theater und Concert zu sehen war, vergegenwärtigte; aber ich sage: Nie hat

* Nicht undenkbar freilich; denn das „Nadelöhr", durch welches das Kameel mit langgestrecktem Halse und niedergebeugtem Kopfe hindurchkriecht, ist das in das Hauptthor eingesetzte Seitenthürchen des orientalischen Gehöftes.

ein Mensch, obgleich mitten in der Gesellschaft stehend und vertraut mit allem was sie trägt, sich einsamer gefühlt als Schopenhauer. Der indische Anachoret ist ein geselliges Wesen im Vergleiche mit ihm; denn bei jenem beruht die Absonderung nur auf praktischen Motiven, bei ihm war sie zugleich Resultat der Erkenntniß. Daher erreichte dieses Gefühl in seinem Bewußtsein eine intensive Stärke, die es mit der bloßen Abgeschiedenheit von außen nicht vergleichen läßt.

Wenn Pascal, dessen Geist er nicht mit dessen Gläubigkeit zu vereinigen wußte*, sagt: „L'homme qui n'aime pas que soi, ne hait rien tant que d'être seul avec soi. Il ne recherche rien que pour soi et ne fuit rien tant que soi: parce que quand il se voit, il ne se voit pas tel qu'il se désire et qu'il trouve en soi même un amas de misères inévitables et un vide de biens réels et solides qu'il est incapable de remplir" — so bemerkt Schopenhauer hierzu: „L'amour ou la haine de la solitude ne dépendent pas de la bonté ou méchanceté du cœur mais de la richesse ou pauvreté naturelle de l'esprit." Er war also weit entfernt, seine Fähigkeit zur Absonderung von den Menschen sich in moralischer Hinsicht zur Ehre zu rechnen. Aber täuschte er sich nicht über das Glück, das er in seiner Isolirung finden wollte, insofern diese für ihn doch nur ein geringeres Uebel war als die Gesellschaft, mit der es ihm schwerer ward auszukommen, als mit ihm selbst? Wie ihm alles Glück negativer Art zu sein schien, so war auch dieser negative Werth der Einsamkeit für ihn so groß, daß er nach der Maxime des Aristoteles: ἡ ευδαιμονια των αυταρκων εστι (Glücklich sind, die sich selbst genügen) den Genuß der Einsamkeit in das sich selbst Genügen setzen konnte, während damit in Wahrheit nur die Unzuverlässigkeit aller äußern Quellen des Wohlseins, nicht aber auch das behauptet werden kann, daß wir die in unserm Innern fließenden ganz aus eigenen Mitteln herzuleiten vermöchten. Wäre es ihm sonst jahrelang ein so großes Herzeleid, ein Wurm, der nicht stirbt, gewesen, daß er die ersehnte Anerkennung entbehren mußte?

* Er macht zu den „Pensées" die Bemerkung: „Quoi de plus étonnant, que de voir un homme d'esprit comme Pascal avoir la lâcheté de subjuguer cet esprit aux dogmes d'une religion positive!"

Wir finden in dem Leben des Genies den scheinbaren Widerspruch, daß es ungewöhnlich frühe reif wird und doch ebenso ungewöhnlich lange Kind bleibt. Zur Beleuchtung dieser Erfahrung dient die Lehre Schopenhauers vortrefflich. Die Welt als Vorstellung nämlich, umfaßt der von der Herrschaft des Willens relativ freigegebene Intellect des Genies leichter und schneller als der gewöhnliche Mensch, und wenn es gleich, seiner ursprünglichen Anlage gemäß, für die Erkenntniß des Einzelnen, für dieses oder jenes besondere Gebiet der Erfahrung, zuweilen weniger Sinn hat, das Unterscheidende innerhalb dieser Gebiete schwerer erfaßt, als selbst das gemeine Talent, so beherrscht es doch das Ganze der Erscheinungen, vermöge seiner größern Objectivität, freier und findet die Uebergänge aus einer Sphäre der Welt in die andere sicherer heraus. Dagegen auf dem Boden des unmittelbaren Seins, im untheilbaren Leben des Willens steht das Genie, kraft seines von dessen Dienst freigegebenen Intellects, der Welt selbständiger und deßhalb fremder gegenüber. Die Aneignung geht hier nur langsam und unter heftigen Krisen von statten. Die geniale Individualität löst — wenn ich, bei Schopenhauers Anschauung bleibend, so sagen darf — ihren außerzeitlichen Rapport in der Erscheinung später und niemals bis zum mittlern Grade, setzt ihrer Entfaltung in diesem Leben den zähesten Widerstand entgegen, indem sie nur zögernd und ungelenk jedes neue Verhältniß, dessen tiefern Eingriff instinktiv scheuend, anknüpft und sich so länger die ursprüngliche Form des Gemüths bewahrt, die uns aus den Augen der Kindheit entgegenlacht.

Daher sieht sich dem „den sichern Schatz im Herzen" tragenden Genius das Spiel des Lebens nur in der Vorstellung leichter an, im Willen aber schwerer, und der wehmüthige Blick, den er, je weiter er im Leben fortschreitet, desto sehnsüchtiger nach der entschwindenden Kindheit zurückwirft, ist der Ausdruck des Gefühls dieser unüberwindlichen „Schwere des Daseins". Das Urbild oder Ideal seines Lebens, das jedem Menschen, weit vollkommener und inniger aber dem Genie eingeboren ist, und das es mit der ganzen ursprünglichen Fülle seiner Kraft gestalten will, zeigt sich ihm in der Kindheit nur erst ästhetisch, in wunderbaren Farben und Formen; je mehr es heranwächst und den Widerstand der Welt,

nicht allein außer ihm, sondern auch in ihm, in der Nachtseite seines urkräftigen Willens, der Leidenschaft, gewahr wird, desto mehr enthüllt sich ihm die Unmöglichkeit, es zur lebendigen Wahrheit zu bringen: das Bild der Glückseligkeit (le rêve de bonheur) erbleicht hinter der ernsten Pflicht es ethisch darzustellen, d. h. es im Glauben zu bewahren und in der Liebe zu wollen, ohne die Hoffnung irgendwelcher zeitlichen Befriedigung.

Dieser rein sittlichen Aufgabe, deren Lösung über Glück oder Unglück seines Lebens entscheidet, ist die Vollkommenheit und Innigkeit des ihm einwohnenden Urbildes nicht fördernd, sondern geradezu hindernd und störend: weil dessen großer Abstand vom wirklichen Leben die Anknüpfung an dessen erniedrigende Bedingungen, die demüthigende Rücksicht auf die „Forderung des Tags" jeden Schritt im Handeln erschwert und der falsch bemessene Anlauf die Kraft immer neu beirrt und entmuthigt. Dem Künstler freilich gelingt es eher, sich zurechtzusetzen mit der Welt, die des Schönen so viel hat, und wenn er je verzagen wollte, strömt er sein Herzblut in Bild und Gedicht aus, deren Schein die fehlende Wirklichkeit des Ideals zwar nie ersetzt, aber doch für Augenblicke vergessen läßt. Dagegen der einsame Denker, dem kein Gott gab, zu sagen, was er leidet — denn die Wissenschaft trägt keine Gefühle hinaus, sie hat nur Vorstellungen und Gedanken — zieht sich scheu zurück aus dem regen Handel dieser Welt: er eilt vom lauten Marktplatze des Lebens wie ein geschlagenes Kind, aus Furcht sein Alles zu verlieren, sich selbst abtrünnig werden zu müssen, wenn er sich fügte.

Diese Nachtheile des Genies also, die er im 31. Kapitel des 2. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" mit der schlagenden Wahrheit eigenen Erlebnisses schildert, sind vielleicht nie mit so klarem Bewußtsein empfunden worden wie von Schopenhauer. Bei ihm hatte die Natur ein übriges gethan, sein Herz zu isoliren, indem sie es mit Argwohn, Reizbarkeit, Heftigkeit und Stolz in einem mit dem Gleichmuth, der mens aequa des Philosophen fast unvereinbaren Maße bedachte. Vom Vater angeerbt war ihm jene von ihm selbst verwünschte und zeitlebens mit dem ganzen Aufwande seiner Willenskraft bekämpfte, an Manie grenzende Angst, die ihn zuweilen bei den geringfügigsten Anlässen mit solcher Gewalt überfiel, daß er bloß mögliches, ja kaum denkbares Unglück leibhaftig

vor sich sah. Eine fruchtbare Phantasie steigerte diese Anlage manchmal ins Unglaubliche. Schon als sechsjähriges Kind fanden ihn die vom Spaziergange heimkehrenden Aeltern eines Abends in der vollsten Verzweiflung, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Während er in Berlin studirte, hielt er sich eine Zeit lang für auszehrend. Beim Ausbruch des Kriegs bildete er sich ein, zum Kriegsdienste gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftaback genommen zu haben. Als er 1833 im Begriffe war, Mannheim zu verlassen, überkam ihn ohne alle äußere Veranlassung ein unsägliches Angstgefühl. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalprocesse, vor dem Verluste seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erbtheilung seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch ohne besondere Veranlassung trug er eine fortwährende Sorglichkeit in sich, die ihn Gefahren sehen und suchen ließ, wo keine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm vollends den Verkehr mit den Menschen. In späteren Jahren scheint ihn die krankhafte Erregbarkeit seltener heimgesucht zu haben. Jedoch blieb er von Rückfällen nicht verschont. Es sei hier nur an den Empfang erinnert, der dem Studenten Karl Bähr ward, als dieser unangemeldet bei ihm eingetreten war, sowie an seine Angst vor Plünderung in dem Revolutionsjahre 1848, in dem er „furchtbar gelitten" zu haben bekannte.

Wie sich selbst, so quälte er die, welche mit ihm umgingen, durch seinen Argwohn. Selbst seinem stets bewährten Freunde von Lotzow gegenüber, dem er vor seiner Flucht aus Berlin 1832 seine Manuscripte anvertraut hatte, trieb er es damit so weit, daß dieser ihm einmal schrieb: „Ich ängstige mich und leide nicht, wenn von Ihren Papieren gesprochen wird, damit nicht Jemand Staatspapiere darunter suche: wahrhaftig, ich bin Johann der arme Seifensieder, der einen Schatz bewachen muß — zuletzt überrede ich mich sogar, daß ich Dank verdiene und würde den wohl eher erhalten als — Vertrauen."

Seine Werthsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe aufzufinden war. Seit seiner zweiten italienischen Reise führte er sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte er seine Werthpapiere als Arcana medica, die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenheften, und schwere Goldstücke als Nothpfennige unter dem Tintenfasse im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen keiner Ansteckung ausgesetzt zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluß.* Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden solle. Nach den Erfahrungen, die er in seiner Aeltern sowie in seinen eigenen Vermögensangelegenheiten gemacht hatte, kann es hiernach noch weniger wundernehmen, daß er später in allen Vertragsverhältnissen stets fürchtete betrogen zu werden. Bacons Satz, daß aller Argwohn auf Unwissenheit beruhe, verwarf er; mit Chamfort dachte er: der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen. Demosthenes habe recht, wenn er sage: Wälle und Mauern seien eine gute Schutzwehr, die beste aber sei das Mißtrauen. Nach dem Wahlspruche des Bias: die Meisten sind schlecht**, nach den Maximen Leopardis: „l' impostura è anima della vita sociale" und „il mondo è una lega di birbanti contro gli uomini da bene, e di vili contro i generosi" (der Betrug ist die Seele des socialen Lebens, die Welt ist ein Bund der Schelme gegen die Guten und der Niedriggesinnten gegen die Edelmüthigen), dachte und handelte er nicht allein, sondern er lieh ihnen gelegentlich auch ungescheut Worte. Daß er damit häufig Anstoß erregte, das Ehrgefühl

* Aehnliche Eigenheiten der unglaublichsten Art kommen übrigens bekanntlich im Leben vieler großen Männer, insbesondere bei Kant vor. Il n'y a si grande folie que de sage homme.

** Voß übersetzt diesen Wahlspruch des Prieners, οἱ πλεῖστοι κακοί: „Mehrere machen es schlimm" d. h. viele Köche verderben den Brei. Auch ein Wahrspruch, aber kein Wahlspruch.

manches ehrlichen Menschen, mit dem er in Berührung kam, empfindlich verletzte und sich stets von neuem Gegenstöße unsanfter Art zuzog, vermochte ihn nicht zu bekehren. Die Wurzeln des Mißtrauens reichten tief in sein unveräußerliches Wesen, seinen Willen hinab, zusammenhängend mit jenem exorbitanten Fremdlingsgefühl, das er in diese Welt mitgebracht und das ihm von Jahr zu Jahr die Brust mehr beklemmte. Ja, er hielt die Misanthropie zuletzt für die nothwendige Mitgift jedes besser angelegten Menschen, nach jenem von Chamfort oft wiederholten Satze, daß wer mit vierzig Jahren kein Misanthrop sei, die Menschen nie geliebt habe.

Derselbe Mann, der als obersten Satz der Moral lehrte: Tattwam asi, der beste Mensch sein, heißt zwischen sich und den andern den wenigsten Unterschied machen, der schlechteste, den meisten — hatte das Schicksal die tiefe unerschütterliche Ueberzeugung durch sein Leben zu tragen, daß ihn Sternenweiten von denen trennten, mit denen er leben, die er lieben sollte. Dieses wunderbare Heimweh des Genius, welchem vor unserm Philosophen zwei deutsche Dichter, Schiller und Hölderlin, in unnachahmlichen Weisen, besonders aber in „Ideal und Leben" und in dem ergreifenden „Schicksalslied Hyperions" Sprache verliehen, findet sich hier, bei dem deutschen Denker theoretisch begründet und praktisch dargestellt. Es ist der Angelpunkt seiner Lehre wie seines Lebens, und gleich wie die erstere keine ausgeführte Heilsordnung, kein neues Testament hat, so fehlt auch dem letztern die Positive, die „siegreiche Vollendung". In der Negative aber steht er als Denker und Dulder zu erhaben über dem großen Haufen optimistischer Kleinhändler, als daß es diesen jemals gelingen könnte, seinen Werth in ihren Staub hinabzuziehen. Mit dem Vertrauen auf die Welt und die Menschen hatte er allerdings auch den unbefangenen Blick auf diese verloren und seine Hülflosigkeit, sich mit den Erscheinungen zurecht zu setzen, wuchs in dem Maße, in dem all sein Sinnen und Denken sich auf das Wesen zu spannen bemüht war. Aber wahrlich, er konnte mit Goethe von sich sagen:

Ohne diese Verrücktheit
Wär' ich nicht so weit gekommen,

weshalb auch jenes Wort des Martial über die That des Mucius Scävola auf ihn bezogen werden darf, welches schon Helvetius

im gleichen Sinne verwendet: si non errasset, fecerat minus! Hätte sein Geist nicht die Schwächen und Mängel gehabt, die er hatte, so würde er auch ohne Zweifel in seiner Stärke nicht so excellirt haben, wie er gethan. Dies ist nun einmal das Loos unvollkommener, im Irrthum strebender und im Streben irrender Geister, daß ihre Kraft nach der einen Seite nothwendig Abbruch leidet, wenn sie nach der andern über das mittlere Maß hinaus wächst. Daher scheint alle menschliche Genialität durch einen unvermeidlichen Exceß bedingt, der sie für das Leben in dieser Welt so wenig geschickt macht, daß die großen Dichter fast immer unglücklich und die großen Denker fast immer menschenscheu gewesen sind.

Schopenhauer hatte dessen vor sich selbst kein Hehl. Nicht selten klagte er, daß er so viele und schöne Gelegenheit, sein Leben zu fördern, habe unbenutzt liegen lassen und daß er doch nicht anders gekonnt hätte. Wenige Zeit vor seinem Tode erzählte er mir lächelnd, daß er jemand auf dem Bahnkörper der städtischen Verbindungsbahn habe gehen sehen, wo er auch gern gegangen wäre, wenn ihn nicht eine Warnungstafel zurückgeschreckt hätte, die es verbot, und als er den Fremden gefragt, wie dieser es wagen könne, dieser ihm erwidert habe: „wenn ich so ängstlich wäre, wie Sie, hätte mich längst der Teufel geholt." Und mich, wenn ich nicht so wäre! versetzte er ohne Bedenken.

Wie der Knabe in dies Leben hineinsah, mit dem erstaunten Blick auf das durch Hunger und Geschlechtslust erhaltene Getriebe dieser Welt*; wie der Jüngling ihr scheu entgegentrat, seine eigene innere Welt verbergend; wie der Mann ihr fremd und feindlich gegenüber stand — a vulgo longe longeque remotus, solutus omni foenore; wie der Greis endlich sie tief unter sich erblickte und sein feuriges klares Auge in stolzer Resignation erkaltete — dies müßte man darstellen können, die trübselige Einsamkeit, die grenzenlose Oede seines Daseins, die unsägliche Menschenverachtung, die Härte des Stolzes, mit dem er sein Herz wie mit einem Panzer umgab, der es selbst zu verhärten drohte, ethisch verständlich zu machen und dem Charakter des Mannes vor der Welt den Platz zu wahren, der ihm gebührt.

---

* Vgl. Schillers Gedicht „Die Weltweisen".

In seinem Sinne lag es, zum Maßstab seines moralischen Werths den Grundsatz Richard Price's anzunehmen: „The intellectual nature is its own law"; wollen wir ihm aber wahrhaft gerecht werden, so müssen wir sagen, daß das Gesetz, das er der Welt gab, größer war als sein Leben, und sein tiefsinniger Blick in die Verworfenheit, in den Abfall und Verfall des irdischen Daseins zugleich mit den Schwächen und Härten seines Eigenwillens versöhnt: „Chacun a les défauts de ses vertus!" Wir schauen die göttlichen Ideen wohl, aber sie blenden unser sterbliches Auge, daß die Schritte unsicher werden und das Nächstliegende uns täuscht und beirrt, ohne doch das erhabene Bewußtsein des gestörten Urbildes aus der Seele verwischen zu können.

Dem Knabenalter kaum entwachsen, hatte er seine Stellung in dieser Welt und zu ihr bereits deutlich genug erkannt, um auf seine Lebensführung jenes Wort Chamforts anzuwenden: „Il y a une prudence supérieure à celle qu'on qualifie ordinairement de ce nom, elle consiste à suivre hardiment son charactère, en acceptant avec courage les désavantages et les inconvénients qu'il faut produire." Derselbe energische Instinkt, mit dem sein forschender Geist, unbekümmert um alles, was sich ihm entgegenstemmte, um die zähe Stumpfheit des gemeinen Menschenverstandes wie um den Gegenstrom der Modephilosophie seiner Zeit, ja mehr noch um den Zeitgeist selbst, den Punkt traf und festhielt, von dem aus das Räthsel des Daseins ihm begreiflich und die archimedeïsche Kunst, die Welt zu bewegen, ohne Selbstbetrug möglich wurde — derselbe Instinkt war es, der seine Handlungen leitete. Wegen deren moralischer Dignität war ihm dabei nicht bange; denn mit Polonius, dessen Reisesegen an Laërtes ihm auf seiner Lebensreise als Talisman diente, dachte er: This above all: to thine ownself be true! Als einst seine Mutter bei einem Freunde bitter über ihn klagte, mußte sie doch gleich bekennen: „Wahrheitsliebe ist seine größte vielleicht einzige Tugend*.

* Es war auch die einzige, die er sich selbst zugute hielt. In einem Briefe von Lotzows heißt es: „Sie haben schon öfter mündlich und schriftlich alle Tugenden außer der Aufrichtigkeit verschmäht und man muß sich bei Ihnen schon begnügen, wenn Sie im Vergleich mit der Stärke der Erkenntniß auf Ihren Charakter wenig Werth legen — wie Napoleons Leibarzt ihn nicht von einer veralteten Krätze heilen wollte, um nicht der Energie seines Charakters zu schaden."

Dieses stets wache Gefühl für Wahrheit und Recht bewahrte er sich in herzgewinnender Frische und Reinheit durchs ganze Leben. Die hochgeborene Naivetät, mit welcher der Jüngling dieses Gefühl einer Welt voll Eigennutz und Gemeinheit entgegentrug, diesen Adel seiner Natur konnte auch der zum Menschenverächter gewordene Mann, in der größten Verödung seines Gemüths, zu keiner Zeit verleugnen: unwillkürlich brach es, wie die Sonne im Winter, durch seine tiefe Menschenscheu hindurch und bewies, seiner Lehre vom Willen zum Trotz, daß nicht sein Kopf allein, sondern auch sein Herz sich eines höhern Daseins bewußt war.

Obwohl, wie es in jenem Reisesegen weiter heißt, so gewiß wie die Nacht dem Tage folgt, der, welcher gegen sich selbst wahr ist, nicht falsch gegen irgendwen sein kann, so förderte ihn diese seine Offenherzigkeit im Verkehr mit den Menschen doch so schlecht, daß er bald den Grundsatz annahm: „It's safer trusting fear than faith" und sich ermahnte, immer eingedenk zu sein, daß er sich nicht in seiner Heimath, nicht unter Wesen seinesgleichen befinde; sondern durch ein hartes, sonderbares und nur durch Erkenntniß zu erleichterndes Schicksal unter denen leben müsse, die ihm fremder seien als dem Europäer die Chinesen, unter den Vögeln, den bipedes. den hombres que no lo son. Die Erkenntniß des Plautischen homo homini lupus, Andern zufällig, beruhte bei ihm auf einem nothwendigen Instinkt. Und wie man gefährliche Bestien wohl fürchtet, aber nicht haßt, so hielt er es mit den Menschen. Nicht μισανθρωπος (Menschenhasser), sondern καταφρονανθρωπος (Menschenverächter) wollte er sein. Um aber die, welche es verdienen, d. h. fünf Sechstel der Menschheit nach Verdienst verachten zu können, sei die erste Bedingung, daß man sie nicht hasse, also müsse man keinen Haß in sich aufkommen lassen; denn was man hasse verachte man nicht ganz. Das sicherste Mittel hinwiederum gegen den Menschenhaß sei eben die Menschenverachtung; aber eine recht gründliche, das Resultat einer ganz deutlichen und klaren Einsicht in die unglaubliche Kleinlichkeit ihrer Gesinnung, die enorme Beschränktheit ihres Verstandes und den grenzenlosen Egoismus ihres Herzens, daraus schreiende Ungerechtigkeit, blasser Neid und Bosheit, bisweilen bis zur Grausamkeit hervorgehen: das alles mit reichlichen Belegen aus dem Leben, der Geschichte und Litteratur.

Schon mit dreißig Jahren war er es herzlich müde, Wesen für seinesgleichen ansehen zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien. Solange die Katze jung sei, spiele sie mit Papierkügelchen, weil sie solche für lebendig, für etwas ihr selber ähnliches halte: aber wenn sie älter geworden, wisse sie was es sei und lasse es liegen. So sei es ihm mit den Menschen gegangen. Similis simili gaudet: um von den Menschen geliebt zu sein, müßte man ihnen ähnlich sein; das aber hole der Teufel! Was sie zusammenbringe und zusammenhalte, sei ihre Gemeinheit, Kleinheit, Plattheit, Geistesschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei sein Gruß an alle Zweifüßer: Friede mit euch, nichts weiter! Der Mensch edlerer Art glaube in seiner Jugend, die wesentlichen und entscheidenden Verhältnisse und daraus entstehenden Verbindungen zwischen Menschen seien die ideellen, die auf Aehnlichkeit der Gesinnung, der Denkungsart, des Geschmacks, der Geisteskräfte beruhenden; allein er werde später inne, daß es die reellen sind, d. h. die, welche sich auf irgendein materielles Interesse stützen. Diese liegen fast allen Verbindungen zum Grunde: sogar habe die Mehrzahl der Menschen keinen Begriff von andern Verhältnissen.

Die meisten verglich er den Roßkastanien, die das Aussehen der echten haben, aber durchaus ungenießbar seien. In der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts ging er deshalb damit um, sich eine Dose machen zu lassen, auf deren Deckel in Mosaik zwei schön glänzende Kastanien abgebildet wären mit einem Blatte, das sofort verrathen sollte, daß es wilde seien. So sollte ihm die Maxime bei jeder Prise, die er während der Unterhaltung nahm, ins Gedächtniß gerufen werden (wobei er den Neugierigen mit einer Ausrede dienen konnte, da das Schnupfen von Roßkastanienpulver den Kopf aufhellen soll!). Ganz in Uebereinstimmung mit diesem Symbol fand er im „Kural" des Tiruvalluver die Sentenz: „das gemeine Volk sieht wie Menschen aus; ich habe nie etwas dem Menschen so Aehnliches gesehen."* Sehr viele seien ein Amalgam von Schlechtigkeit und Dummheit, die daher in

* Nach der Version des italienischen Jesuiten Beschi, eines außerordentlichen Kenners der tamulischen Sprache und Litteratur, der selbst tamulisch schrieb. Nach der Commentation des Parimela l'akar dagegen, welchem C. Graul (Bibl. Tamul., III, 140) folgt, lautet die Stelle: „Etwas diesem gleiches hab' ich nie gesehen."

ihnen schwer zu unterscheiden seien. Der englische Ausdruck „a dull scoundrel" bezeichne sie am besten. Goethe, sagte er, schrieb mir ganz seinem Charakter gemäß ins Stammbuch:

Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen;

ich aber dachte lieber mit Chamfort: „Il vaut mieux laisser les hommes pour ce qu'ils sont, que les prendre pour ce qu'ils ne sont pas." Und französisch weiter denkend fügte er hinzu: „Rien de si riche qu'un grand soi-même!" Fast jeden Contact mit Menschen hielt er in seinem reifern Alter für eine contamination, ein défilement. Sie seien so beschaffen, daß wer im Laufe seines ganzen Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht habe, der Weiseste gewesen sei. Goethe habe das Gegentheil deplorirt, bei Eckermann. Man müsse durchdrungen sein von der Ueberzeugung und sie stets gegenwärtig haben, daß man heruntergekommen sei in eine Welt, die von moralisch und intellectuell erbärmlichen Wesen bevölkert sei, zu denen man nicht gehöre, deren Gemeinschaft man daher auf alle Weise zu meiden habe: man solle sich ansehen und benehmen wie ein Brahmine unter Sudras und Parias. Die wenigen Besseren solle man, je nachdem sie es seien, schätzen und ehren. Zur Belehrung der Uebrigen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen sei man geboren. Man müsse sich gewöhnen, sie als eine uns fremde Species anzusehen, die nur der Stoff unsers Wirkens sei. Ueber ihre moralisch und intellectuell elende Beschaffenheit solle man täglich meditiren, und sich vorhalten, daß man ihrer nicht bedürfe und ihnen fern bleiben könne. Da der Schlechteste und Geringste doch noch in vielen Stücken, nämlich physischen und moralischen, unsersgleichen sei, werde er immer suchen, diese in den Vordergrund zu bringen und das, wodurch wir besser seien, zur Nebensache zu machen; wie schon Shenstone bemerkt: „Der große Haufen hat einen feinen Spürsinn für deine Fehler, denn du hast sie mit ihm gemein: aber was dich auszeichnet und worauf er keine Ansprüche hat, kommt ihm nicht in den Sinn." Und da sie nur Macht und Gewalt achten, müsse man sie entweder unschädlich machen, oder meiden können. Wegen des Neides der menschlichen Natur, sei es nicht anders möglich, als daß die, welche geistlos und stumpf seien, einen

geheimen Widerwillen hegen gegen die geistig Hochgestellten, die Schlechten und Verworfenen gegen die Rechtschaffenen und Edeln, wenn sie auch bisweilen Vortheil und Kurzweil von diesen Gegenständen ihres geheimen Grolls einernteten und solche deßhalb temporär suchten. Ebenso müßten die, welche den Edelmuth der Gesinnung oder den Grad der Klarheit der Intelligenz, die sie selbst besitzen, stets vergeblich suchten, nothwendig endlich anfangen, sie im Stillen zu verachten. Darauf beruhe die zwiefache Isolation jedes Vortrefflichen, dessen Ueberlegenheit der Zweifüßer, wenn er sie bemerkt habe, so instinktmäßig dissimulire, wie ein Insekt sich todt stelle, denn er dissimulire sie sich selber.

Mercks „Lindor" war ihm ein „libellus vere aureus": hier sah er sich im Spiegel. Stellen wie diese:

„Sein Witz und Humor machten ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Thoren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête-à-tête geschah, unschlüssig, ob es nicht eine Anspielung sei, die ihm gelte"

— mutheten ihn an wie Scenen aus seinem Leben. Auch kann man Schopenhauers Charakter nicht besser zeichnen als Merck mit den Schlußworten Lindors: jeder eminente Mensch sei wie ein Großhändler, der nicht den Sinn für die Vortheile habe, die der Krämer durch Ersparen, Betrug und Geschmeidigkeit und die öftere Wiederkehr dieser kleinen Vortheile ziehe.

Es war ihm aus der Seele geschrieben, was er in einem Briefe des jungen Goethe an Frau von Stein fand:

„Die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt ist, treiben sich täglich fester an, sodaß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird. So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto großartiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsinn erhalten wollen bis ans Ende und lieber das Ende mögen verrücken, als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen. Ich bete die Götter an und fühle doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie die Menschen."*

Schopenhauer sah in diesem mehr ästhetischen Widerwillen sogar seinen Vortheil: denn wenn man die äußerlichen Widerlichkeiten der

* Brief aus Berlin 1778, I, 169.

Menschen in Physiognomien und Manieren beim ersten Anblick recht lebhaft empfinde, so werde man von der nähern Bekanntschaft abgehalten, was in den meisten Fällen reiner Gewinn sei. Die Menschen seien wie sie aussehen: und etwas viel Schlimmeres könne man von ihnen nicht sagen. Man möge nur die Gesichter betrachten, an die man noch nicht gewöhnt sei, und man werde sich oft schämen ein Mensch zu sein. Es sei immer verwirrend und oft gefährlich, wenn Erscheinung und Wirklichkeit weit voneinander abständen: deshalb liebe er es, wenn die Welt seinem Auge so öde *erscheine*, wie sie es seiner Vernunft *sei*.

Sehen wir aber, wie seine Lehre ihm selbst vorhält, daß der Wille als „die Wurzel unsers Wesens", als „der gemeinsame Stoff aller Wesen, das durchgängige Element der Dinge" („Parerga", Bd. 2, §. 348) dem Individuum sowenig einen Vorzug geben kann, daß dieses vielmehr ganz davon zurückgebracht werden soll, ja daß gerade um deßwillen die Erkenntniß allein dem individuellen Leben Frieden und unsterblichen Ruhm verleihen soll; und doch hinwiederum den „moralischen Eigenschaften", dem „Charakter" ausschließlich die höchste Werthschätzung vorbehalten bleibt, daß „die Güte des Herzens" als eine transscendente Eigenschaft einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge angehört und, mit jeder andern Vollkommenheit incommensurabel, allein die echte, in der Demuth wurzelnde Selbstzufriedenheit erzeugt; wogegen „der Grundbaß intellectueller Ueberlegenheit" gerade wie der des Stolzes auf körperliche Vorzüge jener Ausspruch des Hobbes ist: „omnis animi voluptas omnisque alacritas in eo sita est quod quis habeat, quibuscum conferens se, possit magnifice sentire de se ipso" („Welt als Wille und Vorstellung", II, 263)*; daß wir erkennen müssen, der Intellect sei die bloße Funktion des Gehirns, der Wille hingegen das, dessen Funktion der ganze Mensch seinem Sein und Wesen nach ist, und der Sinn und Zweck des Lebens sei kein intellectueller sondern ein moralischer, wie denn schließlich dem zur bloßen Naturkraft herabgesetzten Willen die übernatürliche Aufgabe der Selbstverleugnung zufällt — sehen wir dies Alles, sage ich, so sind wir

* Alle geistige Lust, alles geistige Vergnügen liegt darin etwas zu haben, im Vergleich mit dem man sich selbst groß fühlen kann.

hier bestimmter als irgendwo auf die Nothwendigkeit der Vermittelung eines Gegensatzes hingewiesen, der durch Schopenhauers Denken und Thun hindurchgeht. Der ganze Mensch soll eine Funktion des Willens sein und doch soll das, was ihn zum wahren Menschen macht, mit dem Willen nichts gemein haben, sondern schlechthin dessen Verneinung, also ein Nichtwollen sein. Den Verband von Wille und Vorstellung im Subject nennt er das unlösbare Räthsel katexochän, das absolute Räthsel. Sollte es nicht vielmehr das eigentliche Problem der Philosophie sein, welches Schopenhauer, zufrieden die beiden Pole des Geistes gefunden zu haben, ungelöst liegen ließ?

So wenig als möglich zu wollen und so viel als möglich zu erkennen, sei die leitende Maxime seines Lebenslaufs gewesen; denn der Wille sei das durchweg Gemeine und Schlechte in uns: man solle ihn verbergen wie die Genitalien („Parerga", Bd. 2, §. 348). Für ihn, obgleich er vorzugsweise zur objectiven Lebensart geschaffen war, mußte dies eine um so schwerere Aufgabe sein, als er mit einem der Energie seines Intellects entsprechenden Temperament geplagt war; denn es galt ja von ihm im vollsten Maße, was unter anderm Shenstone sagt: „Menschen von wirklichem Genie haben starke Leidenschaften." Deshalb nannte er sein Leben ein heroisches, das nicht mit dem Philistermaß oder der Krämerelle zu messen sei, noch überhaupt nach dem Maßstab, welcher für das der gewöhnlichen Menschen gehöre, die kein anderes Dasein haben, als das des auf die kurze Spanne Zeit beschränkten Individuums. Er dürfe sich also nicht dadurch betrüben, daß er bedenke, wie ihm abgehe, was zu einem regelmäßigen Lebenslaufe des Individuums gehöre: Amt, Haus, Hof, Weib und Kind. Ihr Dasein gehe in dergleichen auf; sein Leben aber sei ein intellectuelles, dessen ungehinderten Fortgang und ungestörte Wirksamkeit in den wenigen Jahren der vollen Geisteskraft und ihrer freien Anwendung Früchte tragen müsse, Jahrhunderte der Menschheit zu bereichern. Für dieses intellectuelle Leben sei sein persönliches bloß die Basis, die nothwendige Bedingung, also etwas ganz Untergeordnetes. Je schmaler diese Basis, desto sicherer: wenn sie leiste, was sie in Bezug auf sein intellectuelles Leben sollte, so sei ihr Zweck erreicht. Der Instinkt, welcher dem beigegeben sei, dessen Dasein intellec-

tuelle Zwecke habe, sei auch ihm ein sicherer Führer gewesen, sodaß er die persönlichen Zwecke außer Acht gelassen und alles auf sein geistiges Dasein bezogen habe. Darum könne es ihn auch nicht wundern, wenn sein persönlicher Lebenslauf unzusammenhängend und in sich planlos aussehe: er gleiche der Ripienstimme in der Harmonie, die in sich auch keinen Zusammenhang haben könne, weil sie nur zur Unterlage der Hauptstimme diene, in welcher der Zusammenhang liege. Was seinem persönlichen Leben nothwendig abgehen müsse, werde ihm auf andere Weise ersetzt, durch den vollen Genuß seines Geistes und Strebens nach der angeborenen Richtung sein ganzes Leben hindurch; ja wenn er es besäße, würde es ihm ungenießbar und hinderlich sein. Einen Geist, der von selbst gebe und leiste, und zwar das, was kein anderer so geben und leisten könne und was eben darum bestehen und bleiben werde — einen solchen zwingen zu wollen zu andern Dingen, überhaupt ihm Zwangsdienste aufzulegen und dadurch ihn von seinen freiwilligen Gaben abzuhalten, wäre grausam und thöricht zugleich.

Der mächtige Unterschied zwischen Seinesgleichen und den Andern beruhe größtentheils darauf, daß erstere ein dringendes Bedürfniß haben, welches die andern nicht kennen, ja dessen Befriedigung ihnen verderblich sein würde: das Bedürfniß der freien Muße zum Denken und Studiren, welches sogar den moralischen Maßstab zur Beurtheilung von Menschen seinesgleichen ändere; wennschon der sterbende Perikles recht habe, daß zuletzt kein Verdienst in die Wagschale falle gegen ein böses Gewissen. Mit den Alten hielt er daher die Muße für das höchste Erdengut. Wie Goethe sagte: die Zeit sei „nur eigentlich höher organisirten Naturen kostbar" (Briefwechsel mit Schiller, II, 286), so Schopenhauer: Wenn ein Mensch so wie er geboren sei, bleibe von Außen nur dies Eine zu wünschen, daß er so viel als möglich seine ganze Lebenszeit hindurch, und jeden Tag und jede Stunde er selbst sein und seinem Geiste leben könne.

Aber schwer sei die Erfüllung dieser Forderung in einer Welt, wo des Menschen Loos und Bestimmung ganz andere seien, wo zwischen Armuth, die uns alle freie Muße nehme, und Reichthum, der auf jede Weise sie zu verderben und uns abzuziehen trachte, wie zwischen Scylla und Charybdis müsse durchgesteuert werden.

Von der Natur bestimmt sei des Menschen Loos: Tages Arbeit, Nachts Ruhe und wenig Muße, und des Menschen Glück: Weib und Kind, die sein Trost seien im Leben und Sterben. Wo aber eine abnorme Beschaffenheit große geistige Bedürfnisse und mit diesen die Möglichkeit großer geistiger Genüsse herbeiführe, da werde freie Zeit zur Hauptbedingung des Glücks, für welche sodann dem normalen Menschenglück durch Weib und Kind willig entsagt werde. Das Individuum dieser Art gehöre einer andern Sphäre an. Allein zur Befriedigung dieser veränderten Forderung seien äußere Umstände der Art, wie sie schon sehr selten eintreten, die Bedingung. Hier müsse ein günstiges Schicksal walten, um einer außerordentlichen Natur außerordentliche Umstände zu bereiten. Da trete denn ein, was der neunzigjährige Knebel in Erfahrung gebracht habe: daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der durch die eigene Natur sowohl als durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist; die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt. Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich: sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja, widersprechende Gründe bewegen sich oft in ihrer Richtung.* Eine solche höhere Leitung kennzeichnet das Leben Schopenhauers in prägnanter Weise.

Schon in früher Jugend hatte er an sich bemerkt, daß während er alle Andern nach äußern Gütern streben sah, er sich nicht darauf zu richten hätte, weil er einen Schatz in sich trüge, der unendlich mehr Werth hätte als alle äußeren Güter und daß es nur darauf ankäme, diesen Schatz zu heben, wozu geistige Ausbildung und volle Muße, mithin Unabhängigkeit die ersten Bedingungen wären. Das Bewußtsein hiervon, im Anfang dunkel und stumpf, wurde ihm mit jedem Jahre deutlicher, und war alle Zeit hinreichend, ihn vorsichtig und ökonomisch zu machen, nämlich seine Sorgfalt auf die Erhaltung seiner selbst und seiner Freiheit zu richten, nicht auf irgendein äußeres Gut. Der Natur

* Knebels Litterarischer Nachlaß, III, 452.

und dem Rechte des Menschen entgegen, habe er seine Kräfte dem Dienste seiner Person und der Förderung seines Wohlseins entziehen müssen, um sie dem Dienste der Menschheit zu schenken. Sein Intellect habe nicht ihm, sondern der Welt angehört. Die Empfindung dieses Ausnahmezustandes und der durch ihn herbeigeführten schweren Aufgabe, zu leben ohne seine Kräfte für sich selbst zu verwenden, habe ihn stets gedrückt und noch besorglicher und ängstlicher gemacht, als er schon von Natur gewesen sei; aber er habe es durchgeführt, die Aufgabe gelöst, seine Mission vollbracht. Aus diesem Grunde sei er auch berechtigt gewesen, sorgfältig darauf zu wachen, daß ihm die Stütze seines väterlichen Erbtheils, die ihn so lange habe tragen müssen und ohne welche die Welt nichts von ihm gehabt hätte, auch im Alter bleibe. Kein Amt in der Welt, keine Minister- oder Gouverneurstelle hätte ihn entschädigen können für seine freie Zeit, wie sie ihm von Haus aus octroyirt worden sei.

Die Wichtigkeit des intellectuellen unsterblichen Menschen in ihm sei so unendlich groß gewesen gegen die des Individuums, daß er, wenn auch noch so viele persönliche Sorgen auf ihm gelastet, sie sogleich habe fahren und verschwinden lassen, sobald ein philosophischer Gedanke sich geregt habe: denn ein solcher sei ihm immer voller Ernst gewesen und alles andere dagegen Spaß. Das sei der Adels- und Freibrief der Natur. Das Glück der gewöhnlichen Menschen bestehe in der Abwechselung zwischen Arbeit und Genuß; bei ihm dagegen seien beide Eins. Deshalb sei das Leben von Menschen seiner Art nothwendig ein Monodrama. Missionarien der Wahrheit an das Menschengeschlecht, wie er, werden, nachdem sie sich begriffen, mit den Menschen sich außer ihrer Mission so wenig gemein machen, als die Missionare in China mit den Chinesen fraterniſiren. Einem Menschen wie ihm sei, besonders solange er jung sei, in allen Lebensverhältnissen beständig zu Muthe wie einem, der in Kleidern stecke, die ihm nicht passen.

Was seine Ansprüche betreffe, so würden sie die, welche im Stande seien, das, worauf sie sich gründen, zu fühlen, gelten lassen, weil sie ihr Interesse nicht angingen und das Fühlen und Geltenlassen ihnen intellectuell und moralisch Ehre mache: jedoch würden sie bei alledem sie bloß unter der Bedingung gelten lassen, daß

er es als ein Geschenk nehme, etwa so wie man unter Quittungen „zu Dank empfangen" setze, obgleich es verfluchte Schuldigkeit war, oder wie ein bittendes Plaudite am Ende der Stücke des Plautus stehe. Er dürfe also nie mehr Prätensionen machen als jeder andere: denn die Leute fußen darauf, daß kein äußerer Zwang sie gegen ihn verpflichte, und würden ihm dieses zeigen, sobald er nicht ihnen zeige, daß er es wisse. Ihnen sei die Scheu vor Herabsetzung natürlich, und jeder sehe darauf, daß ihn die übrigen nicht für geringer als sich selbst achten. Sie halten fest daran: Ich bin gleich einem Jeden und es sterbe wer mich verachtet! Von dieser Sorge sei er frei, und von der Natur so angelegt, daß Alle, die nicht den Besten zugezählt sein wollten, ihn nothwendig mit Mißtrauen betrachten müßten. Er halte fest daran: Verachtet mich, wenn ihr könnt, auf eure Gefahr, nicht auf meine! So forderte er die Welt heraus und sie nahm die Herausforderung an, ihm die Wahrheit des Helvetius einschärfend: „Il n'y a pas de dette plus fidèlement acquitée que le mépris."

Diesem einsamen Selbstgenügen mehr und mehr innere Ueberzeugungskraft zu verleihen, war sein Geist unermüdlich thätig. Er betrachtete sein Leben und dasjenige verwandter Geister, wie Giordano Brunos, Petrarcas, Machiavells, Labruyères, Helvetius', Rochefoucaulds, Rousseaus, Chamforts, Lord Byrons, Leopardis u. a. stets wiederholt und von allen Seiten, um in unzähligen Wendungen immer wieder auf denselben Schluß zurückzukommen.

Sobald er zu denken angefangen, habe er sich mit der Welt entzweit gefunden. Im Jünglingsalter sei ihm dabei oft bange geworden; denn er habe gemuthmaßt, daß das Recht bei der Majorität sein werde. Helvetius habe ihn zuerst aufgerichtet. Dann, nach jedem neuen Conflikt, habe die Welt mehr verloren und er mehr gewonnen. Schon nach zurückgelegtem vierzigsten Jahre habe es ihm geschienen, daß er den Proceß in letzter Instanz gewonnen habe, und er habe sich höher gestellt gefunden, als er je zu muthmaßen gewagt: aber die Welt sei ihm leer und öde geworden. Sein ganzes Leben hindurch habe er sich schrecklich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: „Jetzt gib mir einen Menschen!" Vergebens. Er sei einsam geblieben. Aber er könne aufrichtig sagen, es habe nicht an ihm gelegen: er habe keinen

von sich gestoßen, keinen geflohen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre: nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe er gefunden; Goethe, Fernow*, F. A. Wolf und wenige andere ausgenommen, die sämmtlich fünfundzwanzig Jahre älter als er gewesen seien. Demnach habe allmählich der Unwille über Einzelne der ruhigen Verachtung des Ganzen Platz machen müssen. Früh sei ihm der Unterschied zwischen ihm und den Menschen bewußt geworden; aber er habe gedacht: lerne nur erst hundert kennen und du wirst deinen Mann schon finden; dann: aber unter tausend wirst du es; dann: zuletzt muß er doch kommen, wenn auch nur unter vielen Tausenden. Endlich sei er zu der Einsicht gelangt, die Natur sei noch unendlich karger, und er müsse die „solitude of Kings" (Byron) mit Würde und Geduld tragen.

Ja, als noch die Jugend seiner Phantasie die Welt mit Wesen seinesgleichen bevölkert, habe er einige Anlage zur Geselligkeit gehabt, und als er, nach mehrjähriger Abwesenheit, nach seiner zweiten italienischen Reise, nach Dresden und Berlin zurückgekommen sei, habe ihn alle Welt wunderbar verändert gefunden, so groß sei vorher seine Melancholie gewesen, als noch der natürliche Trieb zur Geselligkeit, die Lust sich mitzutheilen und das gefühlte Bedürfniß zu erlangender Erfahrung dem Ekel an den Menschen das Gleichgewicht gehalten. Mit dem Uebergang ins Mannesalter habe die erlangte Erfahrung diese abtreibende Kraft verstärkt und jene geschwächt. Von da ab habe er allmählich ein „Einsamkeit blickendes Auge" bekommen, sei systematisch ungesellig geworden und habe sich vorgenommen, den Rest des flüchtigen Lebens ganz sich selbst zu widmen — mihi vivam quod superest aevi (Horat.) — und sowenig wie möglich davon mit jenen Geschöpfen zu verlieren, denen der Umstand, daß sie auf zwei Beinen gehen, das Recht gebe, uns für ihresgleichen zu halten, oder wenn sie auch, wie meistens, merkten, daß wir es nicht seien, dies klüglich zu ignoriren und uns als ihresgleichen zu behandeln: während wir, zu der alten Betrübniß, daß sie es nicht seien, noch den Schmerz des Unrechtleidens empfinden müßten.

* Auf diesen Bauernsohn wandte er Juvenals Wort an: Nicht leicht kommen die empor, deren Fähigkeiten im Wege steht, daß sie von Haus aus arm sind.

Von da an schrieb er sich, um sie stets bei der Hand zu haben, mehrere Maximen, die solche „abtreibende Kraft" für ihn hatten, in jede neue Brieftasche, so das Horazische „Coetusque vulgares et udam spernit humum fugiente penna"; das spanische Sprichwort: „Asno sea quien a asno bozea" (Ein Esel sei wer als Esel wiehert) und die Ermahnung des Prudenzio am Schlusse des letzten Dialogs der „Cena delle Ceneri" von Giordano Bruno: „Ti scongiuro, Nolano, per il divino tuo genio che ti difende et in cui ti fidi, che vogli guardarti di vili, ignobili, barbare et indegne conversazioni; a fin che non contraggi per sorte tal rabbia e tanta ritrosía, che divenghi forse come un satirico Momo tra li dei, e come un misantropo Timon tra gli uomini" (Ich beschwöre dich, Nolaner, bei deinem göttlichen Genius, der dich beschützt und auf den du vertraueſt, dich vor schlechten, unedeln, barbarischen und unwürdigen Unterhaltungen zu hüten, damit du nicht hierdurch dir solchen Ingrimm und Starrsinn angewöhneſt, daß du bei den Göttern schier zum satyrischen Momus und bei den Menschen zum Misanthropen Timon wirſt).

In einer Welt, wo wenigstens fünf Sechstel* Schurken oder Narren und Dummköpfe seien, müsse für jeden des übrigen Sechstels, und zwar um so mehr, je weiter er von den andern abstehe, die Basis seines Lebenssystems Zurückgezogenheit sein, je weiter desto besser. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Einöde sei, in der man nicht auf Gesellschaft zu rechnen habe, müsse zur Empfindung und habituell werden. Wie die Wände den Blick einengen, der sich wieder ausdehne, wenn er nur Feld und Flur vor sich habe, so enge die Gesellschaft seinen Geist ein und die Einsamkeit dehne ihn wieder aus. Giordano Bruno sage von

* Worauf diese Schätzung beruhe, sagte er nicht. Der edle Seume gibt nur ein Fünfhundertstel zu: „Je mehr ich die Menschengesichter beantlitze, desto weniger habe ich Hoffnung für Vernunft und Freiheit und Gerechtigkeit; denn auf den meisten sitzt irgendeine häßliche schmutzige Leidenschaft; und die übrigen sagen doch so gar nichts. Trifft man unter Fünfhunderten einmal auf etwas echten Stempel: was soll das unter so viele?" (Apogryphen. Werke, IV, 198.) Shakespeare gar läßt Hamlet sagen: „Ehrlich sein heißt in dieser Welt ein Auserwählter unter Zehntausend sein." Nach Sirach ist unter Tausend nicht Ein Guter: Juvenal aber schätzt die Zahl der Biedermänner seiner Zeit kaum so hoch, als die Zahl der Thore Thebens oder der Mündungen des Nils (Satyren, XIII, Vers 26).

dem, der die Wahrheit suche und erreiche, er werde aus einem vulgären, gewöhnlichen, civilen und populären Menschen ein Wilder, gleich einem Hirsche oder Wüstenbewohner, und alle, die hinieden ein höheres Leben hätten genießen wollen, sprächen mit Einer Stimme: Ecce elongavi fugiens et mansi in solitudine. Denn die Beschäftigung mit göttlichen Dingen machte sie todt für die Menge.* Ebenso habe Kleist gesagt und Schiller belobt:

Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.

In einer so durchweg gemeinen Welt werde nothwendig jedes Ungemeine sich isoliren und habe es auch gethan. Je mehr man sich der Gesellschaft der Menschen entschlagen könne, desto besser befinde man sich. Wie der Hungrige ein ungenießbares oder gar giftiges Kraut stehen lasse, so müsse es, wer das Bedürfniß der Gesellschaft fühle, mit den Menschen, wie sie seien, machen. Ein seltenes und großes Glück sei es daher, an sich selber so viel zu besitzen, daß man nicht durch Ueberdruß seiner selbst und durch Langeweile getrieben werde, die Gesellschaft der Menschen zu suchen, von denen selbst der edle sanfte Petrarca sage: Denn der Mensch ist nicht allein ein niedriges häßliches sondern — ich sag' es ungern, hätt' es nur nicht die Erfahrung weit und breit kundgemacht und machte sie es nicht fortwährend kund — auch ein schädliches, wankelmüthiges, treuloses, unzuverlässiges, wildes und grausames Thier.**

Bei Anwandlungen von Unzufriedenheit bedenke er stets, was es heiße, daß ein Mensch, wie er, sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Anlagen und seinem angeborenen Berufe leben könne und wie viele Tausend gegen Eins waren, daß das nicht anging und er sehr unglücklich geworden wäre. Wenn er zu Zeiten sich unglücklich gefühlt, so sei dies mehr nur vermöge einer méprise, eines Irrthums in der Person geschehen, er habe sich dann für einen andern gehalten, als er sei, und nun dessen Jammer beklagt: z. B. für einen Privatdocenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder

* Opere, da A. Wagner, II, 408.
** De vita solitaria, praefatio.

für den Beklagten in jenem Injurienprocesse, oder für den Liebhaber, den jenes Mädchen, auf das er capricirt ist, nicht erhören will, oder für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Misèren laboriren: das alles sei er nicht gewesen, das alles sei fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen sei, den er eine Weile getragen und dann gegen einen andern abgelegt habe. Wer aber sei er denn? Der, welcher die „Welt als Wille und Vorstellung" geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquiren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen werde. Der sei er, und was könnte den anfechten in den Jahren, die er noch zu athmen habe?

Was dieser seiner Person von Außendingen am nächsten liege, so wie das Hemd dem Leibe, sei seine Unabhängigkeit, die nicht zulasse, daß er gezwungen werde zu vergessen wer er sei und die Rolle eines andern zu spielen, z. B. die eines Brotschreibers oder Professors, dem sein Wissen und Denken das sei, was dem Krämer die Waare, die er zur Schau auslegt, oder die eines vortragenden Raths, oder die eines Hofmeisters.

Zu allen Zeiten habe es bei den gebildeten Nationen eine Art natürlicher Mönche gegeben, Leute, die im Bewußtsein überwiegender Geisteskräfte, die Ausbildung und Uebung dieser jedem andern Gut vorzögen und daher ein contemplatives, geistig thätiges Leben führten, dessen Früchte nachmals der Menschheit zugute kämen. Sie entsagten demgemäß dem Reichthum, dem Erwerb, dem irdischen Ansehen, dem Besitz eigener Familie: so bringe es das Compensationsgesetz mit sich. Dem Range nach die vornehmste Klasse der Menschheit, durch deren Anerkennung sich jeder selbst ehre, entsagten sie der gemeinen Vornehmigkeit mit einer gewissen äußern Demuth, welche der der Mönche analog sei. Die Welt sei ihr Kloster, ihre Einsiedelei. — Was einer dem andern sein könne, habe seine sehr engen Grenzen: am Ende sei und bleibe doch jeder allein. Und nun komme es darauf an: wer allein sei. Wenn er ein König wäre, so würde seiner selbst wegen kein Befehl so oft und so nachdrücklich gegeben werden als: Laßt mich allein! Seinesgleichen sollten unter der Illusion

leben, auf einem verödeten Planeten der einzige Mensch zu sein, der nun aus der Noth eine Tugend machte. Die Meisten merkten auch bei der ersten Bekanntschaft mit ihm, daß sie ihm und er ihnen nichts sein könne. Im Besitz eines höhern Grads von Bewußtsein, also eines höhern Daseins, sei, sich dessen Genuß rein und unverkümmert zu erhalten, und zu diesem Zwecke nichts darüber hinaus zu prätendiren, seine Lebensweisheit. Man habe sonach viel gewonnen, wenn man durch Alter und Erfahrung endlich eine vue nette von der gänzlichen moralischen und intellectuellen Erbärmlichkeit der Menschen im allgemeinen erhalten habe, weil man nun nicht mehr versucht werde, sich mit ihnen weiter als nöthig einzulassen, nicht mehr beständig in einem Kampf lebe, welcher dem zwischen dem Durst und einer widerlichen Ptisane gleiche, nicht mehr sich verleiten lasse, sich selbst Illusion zu machen und die Menschen sich zu denken, wie man sie wünschte, sondern stets vor Augen behalte, wie sie seien. Er habe sich gewöhnt von den Menschen viel zu ertragen, weil er früh eingesehen, daß er es müßte, wenn er irgend mit ihnen umgehen wollte. Aber diese Maxime stamme aus der des Umgangs bedürftigen Jugend; Erfahrung und Reife machten diesen entbehrlich, und es wäre thöricht, ihn dann noch mit grenzenloser Geduld zu erkaufen; vielmehr solle man dann, wie Goethe sage, all das Volk Gott und sich selbst und dem Teufel überlassen. Wenn man nicht ein Spiel in der Hand jedes Buben und der Spott jedes Narren sein wolle, so sei die erste Regel: Zugeknöpft! Was ein Mensch seinesgleichen denke und fühle, habe keine Aehnlichkeit mit dem, was jene dächten und fühlten. Darum zieme es ihm unbedingt, verschlossen zu bleiben.

Weil mit zunehmender Vertraulichkeit der Respekt sich abschwäche, indem gemeine Naturen alles zu mißachten pflegen, dessen Erreichung ihnen nicht schwer gemacht wird, so müsse man sich, dem natürlichen Hange zur Leutseligkeit entgegen, der größten Sparsamkeit mit dieser befleißigen. Deshalb gefiel ihm die 177. Regel Gracians: „den vertraulichen Fuß im Umgang ablehnen“ besonders, auch was Shenstone („Essays on men and manners“, p. 41. 163) sagt: „geistige Vorzüge verlieren, wie Essenzen, ans Freie gesetzt ihren Duft; sie schrumpfen zu-

sammen und welken, wie sensitive Pflanzen, bei zu naher Berührung.“ Und da die Reserve oder, wie er sie spanisch zu nennen liebte, el recato, auch bei ihm in beständigem Conflikt mit dem natürlichen Trieb zur Geselligkeit stand, so war er zeitig auf eine Methode bedacht, sich künstlich darin zu befestigen, indem er die Regel aufstellte, der rechte Ton den Leuten gegenüber sei Ironie; aber eine völlig unaffektirte, gelassene, sich gar nicht verrathende. Sie dürfe nie direct gegen den gerichtet sein, mit dem man rede. Nicht aus ihr herausgekommen zu sein, betrachte er jedesmal als seinen Sieg. Man müsse sich gewöhnen durchaus alles, auch das Rasendste ganz gelassen anzuhören, dabei die Bedeutungslosigkeit des Redenden und seiner Meinung erwägen und sich jeden Streits enthalten.

Stets solle man sich den Blick auf das Ganze bewahren: bleibe man beim Einzelnen stehen, so werde man leicht irre und gewinne nur eine falsche Ansicht von den Dingen. Aus dieser oder jener Krümmung eines Flusses könne man dessen Lauf nie beurtheilen. Den Erfolg oder Nichterfolg des Augenblicks und den Eindruck, den sie machen, dürfe man nicht beachten. Aus dem Benehmen Anderer gegen uns sollten wir nicht etwa erst lernen und abnehmen, wer wir seien, sondern wer sie seien. In diesem Sinne könnten wir es kalt beobachten. Wenn Zwei miteinander reden, treibe gewöhnlich jeder mit dem andern heimlich einen gewissen Spott. In jedem Augenblicke kalter Vernunft werde man daher an jeden Augenblick Ironie mit Selbstzufriedenheit, an jede Herzensergießung mit Beschämung zurückdenken. Der Lust zu sprechen, bloß um zu sprechen, sei nie nachzugeben, da die Redseligkeit zur Offenherzigkeit werde. Man solle doch nur beobachten, wie verschieden das Gesicht sei, das einer mache, indem er uns anhöre, von dem, mit welchem er zu uns rede. Früh hatte er an sich erfahren, was Johnson sagt: „Durch nichts bringt einer die Leute mehr gegen sich auf, als indem er ihnen seine Ueberlegenheit im Gespräch zeigt: sie scheinen momentan Gefallen daran zu finden; aber ihr Neid verwünscht ihn im Herzen.“ Und Goethes Wort:

Der schlimmste Neidhart in dieser Welt —
Der jeden für seinesgleichen hält.

Ebenso Klingers Bemerkung: „An nichts tragen die Menschen schwerer, als an der Achtung, der Verehrung, die sie für die guten Eigenschaften und Tugenden anderer fühlen oder fühlen müssen. Wer nicht will, daß ihm die Last vor die Füße geworfen werde, oder den so Belasteten nach und nach von den Schultern falle, der muß immer etwas dem Gewichte hinzu zu legen haben: er muß sie darunter erdrücken. Aber ich steh' ihm nicht für die Folgen der Verzweiflung der so Leidenden."

Alle recht frappanten und eclatanten Beispiele von Schlechtigkeit, Bosheit, Verrath, Niederträchtigkeit, Neid, Dummheit und Verkehrtheit, die man habe erleben und erdulden müssen, solle man keineswegs in den Wind schlagen, vielmehr als alimenta misanthropiae benutzen, die sich stets von neuem zurückrufen und vergegenwärtigen, um danach die reelle Beschaffenheit der Menschen stets vor Augen zu haben und sich nicht mit ihnen irgendwie zu compromittiren. Denn man werde finden, daß die, von denen man dergleichen erfuhr, oft schon jahrelang mit uns umgingen, ohne daß wir ihnen solche Dinge zutrauten, daher es bloß die Gelegenheit gewesen sei, welche ihnen die Auszeichnung verschafft habe. Wenn man anfange sich mit einem Menschen zu familiarisiren, solle man immer bedenken, daß man ihn bei näherer Bekanntschaft wahrscheinlich würde verachten oder hassen müssen.

Unerfahrenheit und Weltklugheit sah er besonders darin einander entgegengesetzt, daß jene bei ihrem Bewußtsein und bei ihrem Handeln und Reden es im ganzen nur mit einem allgemeinen und unbestimmten Du zu thun habe, daher ihr Betragen nicht sehr abändere nach Ansehn der Person, mit der sie es vorhabe; sondern ihr Vertrauen so ziemlich in gleichem Maße schenke, in welcher Gestalt auch das Du vor sie hintrete; ferner ihre Behutsamkeit im Verfehlen und Bedecken ihrer eigenen Schwächen und Fehler ebenso in gleichem Maße anwende, ohne zu bedenken, ob das Du, dem zu Gefallen sie sich Gewalt anthut und ihre Natur zwingt, die fremdeste flüchtigste Gestalt oder ein bleibender theilnehmender Wächter sei. Weltklugheit dagegen sehe überall auf die Person: die eine sei ihr unbedingten Vertrauens werth, die andere habe nicht einen Groschen Credit: wegen des einen Beobachters lege sie sich jahrelangen Zwang auf und unter-

drücke die leiseste Regung des zu Bedeckenden; dem andern tische sie ihre wahre Natur mit grenzenloser Frechheit auf und genire sich keinen Augenblick. Mit diesen und ähnlichen Worten zeichnete er treffend das Bild der meisten Menschen! Je gemeiner diese Klugheit in der menschlichen Gesellschaft ist, desto mehr fällt der Mangel daran auf. Begegnet uns aber jene Unerfahrenheit vollends im reifern Lebensalter, so sind wir geneigt, auf einen hohen Grad von Geistesbeschränktheit zu schließen, oder aber auf — Genialität. Schopenhauer redet in der That von sich selbst, wenn er sagt:

„Daß Leute edlerer Art und höherer Begabung so oft, zumal in der Jugend, auffallenden Mangel an Menschenkenntniß und Weltklugheit verrathen, daher leicht betrogen oder sonst irregeführt werden, während die niedrigen Naturen sich viel schneller und besser in die Welt zu finden wissen, liegt daran, daß man, beim Mangel der Erfahrung, a priori zu urtheilen hat, und daß überhaupt keine Erfahrung es dem a priori gleichthut. Dies a priori nämlich gibt denen vom gewöhnlichen Schlage das eigene Selbst an die Hand, den Edeln und Vorzüglichen aber nicht: denn eben als solche sind sie von den Andern weit verschieden. Indem sie daher deren Denken und Thun nach dem ihrigen berechnen, trifft die Rechnung nicht zu." (Vgl. „Parerga", Bd. 1, Paränese 29.)

Er gibt hier, wie auch an andern Stellen, den philosophischen Commentar zu den Worten Hölderlins: „Die Blindesten aber sind Göttersöhne." — Schon als Jüngling macht er die Bemerkung:

„Wie das Thier zu dem ihm möglichen Grade von irdischem Wohlsein durch den Instinct viel sicherer geleitet wird als der Mensch durch die Vernunft: so leitet wieder der gemeine Verstand viel sicherer in irdischen Dingen als das Genie."

Was ihm im wirklichen Leben stets und überall im Wege gestanden habe, sei, daß er bis in spätern Jahren nicht im Stande gewesen, sich einen ausreichenden Begriff von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Menschen zu machen. Eben die Erfahrung dieses Mißverhältnisses seines moralischen und intellectuellen Maßstabes zur Taxirung der Einzelnen führte ihn allmählich zu der pessimistischen Ansicht von der Gesellschaft im Ganzen.

Da ihm die Menschen, mit denen er lebte, nichts sein konnten, so waren die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der ihm ähnlichen Wesen, die einst wie er unter jenen sich herumgestoßen, sein größter Genuß im Leben. Ihr todter Buchstabe rede verständlicher zu ihm, als das lebendige Dasein der Zweifüßer. Sei doch dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimat mehr, als

das Gespräch der ihn umgebenden Fremden! Spreche doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher dagewesenen vertrauter an, als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen! Dieses Trostes an den hinterlassenen Geisteswerken verwandter Wesen ist er in keiner Stunde seines Lebens überdrüßig geworden; er hat ihn ausgenossen wie vielleicht kein anderer vor ihm. Was ihm den Umgang mit den Todten besonders versüßte, war der felsenfeste Glaube an seine eigene höhere Bestimmung, das unerschütterliche Bewußtsein, daß er selbst, durch seine Schriften, verwandten Geisteserben den gleichen Dienst leisten werde. Er war dessen gewiß, nicht vergessen zu werden, und wahrhaft prophetisch schrieb er gerade in der Zeit, als er völlig vergessen zu sein schien: er dürfe hoffen, „daß die Morgensonne seines Ruhmes mit ihren ersten Strahlen den Abend seines Lebens vergolden und ihm die Düsterkeit benehmen werde."

Uebrigens wurzelte, wie wir gesehen haben, der Trieb zur Resignation tiefer in seiner Natur, als daß derselbe durch besondere Erfahrungen erst gestärkt zu werden brauchte. Als angehender Student schon schreibt er:

„Was wir auch thun, der Antheil am Irdischen ist nicht zu vertilgen; nicht zu tödten die Sorge und die Hoffnung auf dies, auf jenes, sie regen sich immer von neuem. Nur das muß man erzwingen, daß man keiner Sache sich ganz hingibt, daß keine unsere Gedanken so ganz einnehme, daß wir alles darauf beziehen. Man muß sich nicht zu gemein mit den Sorgen, den Hoffnungen, den Betrübnissen und den Freuden machen; es gilt von ihnen was Martial von den Freunden sagt: mache dich mit Keinem zu vertraut; du wirst weniger Freuden aber auch weniger zu leiden haben. Und da wir von dem Antheil an unserm persönlichen Ich uns nie ganz befreien können, zugleich aber wissen, daß wir nie wahre Freuden aus ihm erhalten können, wohl aber Störung der wahren Freude, so müssen wir suchen, es sowenig wie möglich in die Händel der Welt zu mischen, sowenig wie möglich äußeres Leben führen, nicht die Genüsse vermehren, sondern die Bedürfnisse verringern zu wollen, nicht Schauspieler sondern Zuschauer zu sein."

Schon damals hatte er als einen Cardinalpunkt der Lebenskunst das aristotelische Wort: „Nicht das Angenehme erstrebt der Weise, sondern Schmerzlosigkeit" für sich herausgefunden, während sonst die genußfähige Jugend in Theorie und Praxis nur das Gegentheil im Auge hat. —

Dieser seiner Selbstbeschränkung im Handeln, welche mit den Jahren immer mächtiger wurde, stand eine gleich ungewöhnliche Leitung seines Erkenntnißtriebes zur Seite. Alles, was dem

Bildungsgange seines Geistes homogen war, ergriff er mit jenem Herzensantheil, der die Lektüre seiner eigenen Schriften so lehrreich und genußvoll macht; alles Andere dagegen ließ er liegen. Daher die Einheit, aber auch die Einseitigkeit seines Denkens. Der Wahlspruch des echten Gelehrten: „Nicht Vieles, aber viel", den er für die Gesammtausgabe seiner Werke bestimmt hatte, charakterisirt auch seine gelehrte Thätigkeit vortrefflich. Er las viel und wußte viel, aber nicht Vielerlei. Weder seine Belesenheit noch sein Wissen war von dem außerordentlichen äußern Umfange, den das ungelehrte gros de l'armée seiner Leser, wie auch einseitige Fachgelehrte in seinen Schriften zu finden glauben. Fast alle seine Recensenten rühmen seine „staunenswerthe Belesenheit": aber Herbart hebt dabei treffend hervor, daß die seltene Auszeichnung hier in der mannichfaltigen und glücklichen Benutzung einer reichen Lektüre zur lichtvollen Darstellung speculativer Gegenstände liege. Diese seine Virtuosität in der Ausbeutung des ihm zugänglichen gelehrten Materials darf uns nicht über dessen Bestand täuschen. Mit der feinsten Spürkraft wußte er auf den unabsehbaren Feldern der Litteratur die Stoffe aufzufinden, die er sich assimiliren konnte, mit gleich scharfem Instinkte aber auch alles ihm Fremdartige von sich abzuhalten. Dadurch erhielt sich sein wissenschaftlicher Charakter in jener ungebrochenen vollen Kraft und Eigenheit, die in gleichem Grade kaum ein moderner Schriftsteller mit ihm gemein hat. Damit hing auch seine bewundernswerthe Sicherheit und Constanz zusammen, deren er sich öfters mit Selbstgefühl rühmte: „Alle haben gefackelt, nur ich nicht." (Vergl. den Brief an Frauenstädt vom 28. Jan. 1854 S. 352 unten.)

Von Jugend auf hatte sich sein eigentliches Studium auf einzelne Capitalwerke beschränkt. Es ist bekannt, daß er die gleichzeitige philosophische Litteratur in ihren Verzweigungen fast gar nicht verfolgte. Aber was er las, las er genau, und er beherrschte den Stoff alsdann vollständig. Schon der Umstand, daß er langsam las, spricht dagegen, daß er Massen von Büchern gelesen hätte. Er rechtfertigte sich damit, daß er beständig selbst producire, während er lese; allein es ist nicht zu verkennen, daß seine Auffassung und Bearbeitung fremder Gedanken nicht immer gleich gewandt und beweglich gewesen ist; vielmehr pflegte sein

Urtheil mit einer gewissen spröden Härte in die Tiefe zu bohren, wo es eben stand. Auch er hatte schon in früher Jugend an sich wahrgenommen, daß er nicht das Talent des inductiven Forschers besaß, mehreres auf einmal ins Auge zu fassen, und man wird immer finden, daß dies mehr Sache des Talents als des Genies ist. So behauptete Schopenhauer, bezeichnend genug für ihn selbst, ein echtes Genie werde nie reden und schreiben zugleich, oder eine Versammlung gut präsidiren, oder gut Karten spielen, überhaupt sich mit jener Gewandtheit bewegen, die der große Haufen bewundere. Dazu sei seine Rüstung zu schwer.

Während des Lesens strich er die entscheidenden Stellen an, fügte seine Randglossen bei und fand alsdann den eigentlichen Lesegenuß darin, die Quintessenz eines Buchs bei der cursorischen zweiten Durchsicht für sich abziehen zu können. Des Lesens schlechter Bücher enthielt er sich aufs strengste, weil sie das kostbarste Gut, die Zeit stählen; ja er dehnte dieses Verdict fast mehr noch auf die große Masse der mittelmäßigen aus, im Sinne der Weisheit des Brahmanen:

> Schlecht ist das Schlechte nicht, denn das verkennt man selten;
> Das Mittelmäß'ge ist's, das leicht für gut kann gelten.

Er las mehr in fremden Sprachen als im Deutschen; vor allem waren die griechischen und römischen Klassiker zeitlebens sein vertrauter Umgang. Schon beim Lernen der alten Sprachen hatte er die meisten Autoren durchgelesen, die fehlenden war er bemüht allmählich nachzuholen; zu den wichtigsten aber, wie Platon und Aristoteles, kehrte er immer von neuem zurück. Den Aristoteles las er noch in späteren Jahren wiederholt. Seine lateinischen Lieblingsautoren waren Horaz und Seneca. Von der präcisen und durchsichtigen Prosa des letzteren nahm, wie Philologen ihm versicherten, sein eigenes Latein die Farbe an. Die Manier dieses Philosophen verglich er der in Brustbonbons verhüllten Ipecacuanha; während er die gemeine und leichte Gattung witziger Einfälle, wie die Zoten, den Diavolini di Napoli gleichstellte. Von Jugend auf hielt er sich A. W. Schlegels Rath vor Augen:

> Leset fleißig die Alten, die wahren eigentlich alten:
> Was die Neuen davon sagen, bedeutet nicht viel.*

* Zuerst im Musenalmanach für 1802 von Schlegel und Tieck, S. 62.

Ueberhaupt mied er gänzlich jene große Klasse moderner Bücher, die nur von Büchern handeln, die ganze sogenannte Litteraturgeschichte und was dem ähnlich nur aus abgeleiteten Quellen schöpfen läßt. Nicht ernst genug glaubte er die heutzutage selbst in Gelehrtenkreisen immer mehr einreißende Unsitte sein Wissen nur aus zweiter Hand zu nehmen, wo die Quelle offensteht, rügen zu müssen; insbesondere galt ihm das Studium der Geschichte der Philosophie aus den Compendien moderner Zunftphilosophen für eitle Zeitvergeudung. Nur die älteren, unbefangenen Geschichtschreiber der Philosophie, deren schlichter Bericht mit wörtlichen Auszügen und gewissenhaften Citaten das oft mühsame Studium eines minder wichtigen Autors ersetzen kann, einen Brucker, Tiedemann und ähnliche benutzte er, ohne sich deßhalb bei erheblichen Fragen irgendeines Quellenstudiums und wäre es das der Scholastiker gewesen, überhoben zu erachten. Da ihm alles Phrasenwerk und Scheinwesen in der Litteratur wie im Leben verhaßt war, so widerte ihn vor allem die deutsche philosophische Schriftstellerei des neunzehnten Jahrhunderts an, während er zu der unserer klassischen Epoche, selbst wenn es einen Schriftsteller zweiten und dritten Ranges galt, gern zurückkehrte. Es solle sich nur jeder unbefangen prüfen, ob er aus den anspruchslosen und veralteten Schriften eines Reimarus, Garve, Sulzer, Platner, Feder, Meiners, ja selbst eines Krug nicht noch heutigen Tags mehr zu lernen vermöge, als aus denen der drei berühmten nachkantischen Sophisten, geschweige denn aus den unerträglichen Schreibereien ihrer Aeolen und Epigonen. Dort begegne man, selbst bei geringem Talente, überall jener in der reinen Liebe zur Wahrheit wurzelnden Keuschheit des philosophischen Denkens und der daraus fließenden Klarheit; hier dagegen leeren, dunklen, pretentiösen, in Hyperbeln und Contradictionen schwelgenden Wortgeweben, welche der deutschen Philosophie die allgemeine Verachtung, zuerst des Auslandes, dann auch des Inlandes, mit vollstem Recht zugezogen hätten.

Die erwähnte Scheu, sein Wissen aus zweiter Hand zu nehmen, hielt ihn auch vom Gebrauch aller Uebersetzungen zurück. Er stellte an jeden Gelehrten die Anforderung, daß er die Haupt-Litteratursprachen verstehe. Des Lateinischen Unkundige zählte er geradezu zum vulgus. Sonst dachte er, wie wir wissen, von der Ueber-

setzungskunst keineswegs gering. Sein englischer Favorit war David Hume, den er wegen der vollkommenen Klarheit seines Vortrags und seiner skeptischen Geistesrichtung mit Lucian verglich. Sein französischer Liebling war Helvetius. Dr. Frauenstädt und mir sagte er gelegentlich: „Daß Sie Helvetius lesen, lohne Ihnen der liebe Gott: er liest selbst den Helvetius.“*

Die deutschen Moralisten aus der Zeit des neu belebten optimistischen Rationalismus, wie Leopold Schefer, Friedrich von Sallet u. A. verwarf er natürlich. Zu von Sallets Schrift „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“ schrieb er 1852: „Resultate der Fichte-Schelling-Hegelschen Philosophie naiv ausgesprochen und populär vorgetragen: sie beweisen wie sehr es noth that, daß ich kam.“

Ein Buch, das er gern in der Uebersetzung las, war das Alte Testament in der Septuaginta; denn in ihr glaubte er noch den natürlichen Charakter jener Schriften zu erkennen, der in den neueren Uebertragungen unter den Tendenzen der Kirche gelitten habe.

Besonders aufmerksam verfolgte er die Fortschritte in der Kenntniß des Orients, soweit dieser dem des Sanskrit Unkundigen irgend zugänglich war. Ueberhaupt beschäftigte ihn die asketische und mystische Litteratur bis zum Ende seines Lebens. Die deutschen Mystiker lernte er übrigens nur unvollständig kennen. Sehr hoch stand ihm Meister Eckhart, der jedoch infolge seiner Erziehung in dem christlichen Dogmenkreise zu befangen gewesen sei, um seine überkühnen, wunderbar tiefen Intuitionen rein hervortreten zu lassen. „Buddha, Eckhart und ich“, heißt es in einem seiner nachgelassenen Fragmente, „lehren im wesentlichen dasselbe: Eckhart in den Fesseln seiner christlichen Mythologie; im Buddhaismus liegen dieselben Gedanken unverkümmert durch solche Mythologie, daher einfach und klar, soweit eine Religion klar sein kann; bei mir erst ist volle Klarheit“. Allein, wie er die

* Gemeint war hierbei jedoch nur die Hauptschrift: De L'esprit, zu welcher er in sein Handexemplar schrieb: „Cet excellent ouvrage a été condamné au feu par arrêt du parlement de Paris, en date du 6. fevrier 1756.“ Er schätzte ihn hauptsächlich wegen seines Scharfsinns im Durchschauen dieser „maudite race là“; dagegen nahm er großen Anstoß an seiner Behauptung, daß das Genie kein Geschenk der Natur, sondern ein Produkt der Umstände sei, unter welchen es heranwachse.

Bedeutung der christlichen Askese verkannte, indem er behauptete, diese habe kein anderes Motiv, als die Nachahmung Christi, der gar keine eigentliche Askese geübt habe; während das eigentliche, klare und unmittelbare Motiv das Erlösungsbedürfniß des Christen ist: so ging auch sein Studium der einheimischen Mystik nicht auf den Grund, weshalb er aus Meister Eckharts und Jakob Böhmes Lehren sich nur herausnahm, was mit seinen eigenen Philosophemen im Einklange stand und alles andere als unverdaulich liegen ließ.

Auch Angelus Silesius und mehr noch der Verfasser der deutschen Theologie waren seine Auserwählten. Ueber diesen sagte er: wann er von seinem Fenster am Mainquai das deutsche Herrenhaus gegenüber sehe, so freue er sich, dem Ordensbruder, der dort gewohnt, über ein halbes Jahrtausend hinweg die Hand zu reichen: so weit voneinander ständen in der Geschichte Leute wie sie. Auch war er der Meinung, neben Goethe verdiene in Frankfurt „der Franckforter" allein noch ein Denkmal. Jede dem Buddhaismus verwandte Erscheinung auf europäischem Boden nahm sein besonderes Interesse in Anspruch. So die Trappisten, die er die ehrwürdigsten Mönche nannte.

Sein Andachtsbuch war das Oupnek'hat, ein Werk, über das Max Müller geurtheilt haben soll, es habe ein fast übermenschlicher Scharfsinn dazu gehört, aus der elenden Uebersetzung die Weisheit der Upanishads heraus zu lesen, wie dies Schopenhauer vermocht habe. Es bestärkte ihn vornehmlich in seinem pessimistischen Radicalismus; denn es deckte ihm im Brâhman und Âtma die „Schnödigkeit und Bosheit des Willens", also seines Urwesens auf: Oupnek'hat, Bd. I S. 395.

Fast täglich verwandte er einige Augenblicke auf den paränetischen, charakterbildenden Theil seiner Lektüre. Schriftstücke, an denen er sich immer von neuem erbaute, waren die 105. Epistel des Seneca, der Anfang von Hobbes' „De cive", Machiavells „Principe", die Rede des Polonius an Laertes im „Hamlet", die Maximen Gracians, der französischen Moralisten, Shenstones und Klingers.

Ueber die Reflexionen de la Rochefoucaults urtheilte er: An diesem unübertrefflichen Buche werde man noch einen ganz besonderen Reiz bemerken, wenn man bedenke, daß die Gedanken, welche

es ausspreche, ihrer Natur nach, nicht anders als im Gedränge und in der Beängstigung des großen Welt- und Hoflebens gefunden werden konnten, und nun die Besonnenheit des Geistes bewundere, welche mitten in jenem Gedränge noch so kalt und objectiv Reflexionen anstellen ließ über die Gesetze der jenes Gedränge bewegenden Kräfte.

Für die großen Dichter aller Jahrhunderte bewahrte er sich zeitlebens einen wachen Sinn: am meisten las er Shakespeare* und Goethe, in zweiter Linie Calderon und Lord Byron, dessen pessimistischer „Kain" ihn natürlich am meisten entzückte. Unter den Lyrikern hielt er, neben Petrarca, Burns und Bürger in hohen Ehren. Dem letzteren war er geneigt wegen seiner Unmittelbarkeit und hohen Kraft im lyrischen Ausdruck den nächsten Platz neben Goethe zuzugestehen, obwohl er Schiller keineswegs gering achtete, wie dies unter den romantischen Starkgeistern seiner Jugendzeit Mode geworden war. Doch sah er in den Uebertreibungen des Schillerfestes „eine starke Versuchung zur Ungerechtigkeit" gegen den großen Dichter. Poeten zweiten und dritten Ranges las er nicht: sie verlohnten nicht der Mühe.

Bemerkenswerth ist sein Urtheil über Hch. Heine. Daß er dessen „Größe" mehrfach anerkannt habe (Grisebach), damit ist es Nichts. Er hat dessen Aperçü über die Neuplatoniker und die deutsche Philosophie gelobt und über ihn gesagt: obwohl ein Skurra, habe er doch Genie und daher das Auszeichnende des Genies, Naivetät; allein wenn man seine Naivetät näher untersuche, finde man, daß ihre Wurzel jüdische Schamlosigkeit sei. In Schopenhauers Exemplar der „Romantischen Schule" steht auf dem Titelblatt unter Heines Namen „polisson", und auf dem Vorsatzblatt: „Alle guten Schriftsteller zeigen uns irgendwie die Dinge: er zeigt bloß seine erbärmliche Judenindividualität, und kokettirt damit. Sein Charakter ist gänzliche Ehrlosigkeit." Auch sonst fehlt es nicht an entsprechenden Prädikaten. Insbesondere empörte Schopenhauern die Verherrlichung Napoleons und der Franzosen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Litterarhistoriker

* Sein Handexemplar (Ausgabe von J. P. Collier) ist voll von englischen Randglossen, Erklärung der veralteten Wörter, Parallelstellen, Wortspiele u. a. m. betreffend.

à la Grisebach Heinen als den größten deutschen Lyriker nach Goethe proklamiren — ihn, dem die Frivolität zur Natur geworden war; während die Größe des Lyrikers einzig in der Tiefe und Wahrheit des Gefühls wurzelt.

Gleichwie die Italiener von ihren vier Dichtern, sprach er gern von vier National-Romanen: Don Quijote, Tristram Shandy, Heloise und Wilhelm Meister, sodaß er jeder Nation mit Weltlitteratur einen gutschrieb, mit Ausnahme der Italiener; denn Boccaccio erzähle nur Scandalgeschichten.

Den „Wilhelm Meister" nannte er einen „intellectuellen Roman, der ebendadurch höherer Art sei als alle übrigen, welche sämmtlich nur ethisch seien d. h. die menschliche Natur bloß von der Willensseite auffaßten". Diese Gegenüberstellung des Intellectuellen und Ethischen dürfte jedoch in einem Kunstgebiete, wo die Menschen handelnd dargestellt werden sollen, nicht zu billigen sein; vielmehr müßte man unter dem Ethischen das im Willen als Naturkraft sich offenbarende Natürliche, also das directe Gegentheil des Sittlichen (der Freiheit) verstehen, wenn die Bezeichnung „intellectueller Roman" den Sinn haben sollte, den ihr Schopenhauer gibt. Der Gedanke, der nach Schopenhauer „als Grundbaß" im „Wilhelm Meister" durchgeht, soll nämlich darin bestehen, daß es uns im Leben wie dem Wanderer ergehe, „vor welchem, indem er vorwärtsschreitet, die Gegenstände andere Gestalten annehmen, als die sie von ferne zeigten, und sich gleichsam verwandeln, indem er sich nähert, daß wir etwas ganz Anderes, ja Besseres finden, als wir suchten: statt Genuß, Glück, Freude — Belehrung, Einsicht, Erkenntniß, ein bleibendes wahrhaftes Gut, statt eines vergänglichen und scheinbaren". Allein davon abgesehen, daß Goethes Dichtung, ursprünglich nur „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" geheißen, nach vielfachen Wandlungen doch zu keiner einheitlichen Idee gereift und sogar schließlich im Sande verlaufen ist, kann es dabei doch gewiß weniger auf die Belehrung und Erkenntniß als solche abgesehen sein, als auf deren Wirkung auf „die Willensseite der menschlichen Natur", mag diese Wirkung auch, wie bei Schopenhauer, nur auf deren Abtödtung hinauslaufen; denn das Resultat soll ja ein „Gut", also etwas den Willen Angehendes sein. Wir sehen also auch hier wieder jenen Zwiespalt zwischen Wille und

Erkenntniß in der Theorie Schopenhauers, indem er auch das höchste Leben nicht anders sich vollenden läßt als mit dem Absterben seiner Wurzel.

Ein Zweig der Litteratur, dessen Bekanntschaft er in allen Sprachen kultivirte und in dessen Nutzanwendung es ihm vielleicht keiner gleichzuthun verstand, war das Sprichwort. Er war geneigt, den Geist einer Nation nach deren Sprichwörtern zu beurtheilen und nannte deßhalb die spanische die feinste aller Nationen. Nächst den spanischen schätzte er die italienischen und arabischen Parömien. In seinem Kopfe war das Ausgesuchteste solcher geflügelten Worte wie in einem Taubenschlage beisammen, der sich nur öffnete, um das eben passende fliegen zu lassen. Zu einer Zeit, als unsere litterarischen Pfadfinder in dem Urwalde Goethescher Poesie noch nicht so zu Hause waren wie heutzutage, entdeckte er, was darin aus fremdem Boden stammte, namentlich aber die mannichfache Verwendung italienischer und spanischer Proverbien, auch außerhalb des Büchleins „Sprichwörtlich", in welchem Goethe selbst verblümt darauf hinweist und welchem allein Schopenhauer sechzehn fast wörtliche Uebersetzungen aus dem Italienischen beischreiben konnte.

Ueberhaupt rühmte er sich mit Goethes Schriften so vertraut zu sein wie Wenige.* Auch versah er seine Handexemplare mit Randglossen und kurzen Commentaren, wie z. B. zur „Braut von Corinth":

„Das Leben und seine Genüsse, die Lebenslust und ihre Befriedigung wurden unter Göttergestalten von den Griechen unbefangen verehrt und öffentlich als das Wesen, der Gehalt und das Ziel des Lebens ausgesprochen. Das Christenthum trat ein, verlangte Entsagung, Dämpfung der Begierden, Büßungen. Aber der Geist der Erde, die Lebenslust ließ sich nicht so verbannen: öffentlich ausgetrieben, kommt sie heimlich zurück, schleicht nächtlich heran; was sie nicht mehr ohne Scheu offen vollbringen darf, vollbringt sie im Verborgenen und als Sünde. Als Götterchor verbannt, stellt sie als nächtliches Gespenst sich wieder ein, vergiftet unsere Ruhe, vergiftet unser Blut, und nur der Tod gibt den Gequälten Frieden."

Seine Studien wurden durch ein überaus starkes und treues Gedächtniß, durch einen eminenten Orts- und Gegenstandssinn unter-

* Schemann a. a. O., S. 182, bringt einen französischen Brief Schopenhauers an Aubert de Vitry in Paris d. d. Mannheim le 16. Janv[r] 1833, in welchem er sich zur Revision einer von dem Adressaten angezeigten französischen Uebersetzung der Werke Goethes erbietet. Da schreibt er u. a. „Or, je dois vous dire franchement que je suis très persuadé qu'il y ait bien peu de gens au monde, qui comprennent Goethe aussi parfaitement et à fond comme moi."

stützt. Wer seine Schriften auch nur oberflächlich kennt, wird einen großen Unterschied wahrnehmen zwischen denjenigen, welche mit der ersten Ausgabe des Hauptwerks vor das Jahr 1819 und denjenigen, welche später fallen. In jenen ist die ursprüngliche Conception eine zusammenhängende, sie sind entstanden aus einem lediglich im Kopfe des Autors vorhandenen und diesem unmittelbar entnommenen Gedankenfonds; die späteren dagegen nehmen ihren Stoff mehr aus seinen Studienbüchern und zeigen, mit Ausnahme der zwei Gelegenheitsschriften über die Grundprobleme der Ethik, mehr den Charakter bloßer Collectaneen, wie es dem in die Breite gehenden Wissen des reiferen Alters entspricht. Darauf deuten schon die Titel der hinterlassenen, nur in diese zweite Hälfte seines Lebens fallenden Manuscriptbücher: „Cogitata", „Pandectae", „Spicilegia", „Senilia": noch mehr aber deren Inhalt selbst, welcher aus den verschiedenartigsten vereinzelten Gedanken besteht, die er, wie sie ihm kamen, aneinander reihte. Durch ein Sachregister, in dem er alle wichtigen Begriffe, über die er gedacht, alphabetisch zusammenstellte und nach den Manuscriptstellen, wo sie niedergelegt waren, citirte, beherrschte er den aufgewachsenen Gedankenvorrath trotz dessen Zerstreuung vollkommen. Fremde Dicta und Data aber, die er gebrauchen wollte, notirte er sich kurz auf Zetteln, die er in einer Mappe aufbewahrte, jedoch nicht länger als unbedingt nöthig war, sondern sobald als möglich in den Context seiner eigenen Gedanken aufnahm. Diese Methode Schopenhauers ist jedem Gelehrten, der wesentlich Eigenes und in eigener Form zu bieten hat, und nicht vielmehr, was freilich das Geschäft der meisten sein muß, nur empfangene, aus der Erfahrung aufgenommene wissenschaftliche Data und Facta geordnet zusammenstellt, überhaupt jedem, der mehr auf sapientia als auf scientia hinarbeitet, weit mehr zu empfehlen, als das seiner Zeit die vielberühmten Lockeschen Register und die für statistische Zwecke vortrefflichen Zettelkasten Johann Jacob Mosers, welche für einen gelehrten Schriftsteller der erstgenannten Art im Verhältnisse zu dem erforderten Zeitaufwand wenig ersprießlich erscheinen.

Aber nicht aus Büchern allein sammelte er sein Wissen, vielmehr von Kindheit an darauf hingewiesen und daran gewöhnt die Welt und in die Welt zu sehen, hörte er nie auf, das todte

Meer der Begriffe mit lebendigen Anschauungen zu befruchten, und, obwohl einsam, lebte er doch in seiner Beschaulichkeit mit den Menschen fort und scheute keine Mühe, seinen geistigen Gesichtkreis zu erweitern, indem er auch im Kleinsten und Fernsten die Eine untheilbare Wahrheit suchte. So verfolgte er aufmerksam jedes neue Phänomen am Himmel wie auf der Erde, aber in der Regel im Widerstreit mit der gemeinen Meinung, indem ihn das meiste von dem, was diese anzieht und was sie für wichtig hält, kalt ließ, und ihm hinwiederum gar manches hochernst war, was Andere nicht beachten oder verlachen.

So z. B. freute er sich, als die Welt wiederhallte von der Entdeckung Leverriers, zwar über diesen neuen Triumph menschlicher Wissenschaft, protestirte aber sogleich lebhaft gegen die Ueberschätzung des persönlichen Verdienstes eines bloßen Rechenexempels, welches an sich nicht mehr leiste, als die Zunge jenes Weinkenners, der das Lederriemchen eines in das Faß gefallenen Schlüssels witterte. Er beeilte sich damals für die passende Benennung des neuen Planeten Sorge zu tragen, indem er ein Sendschreiben an Encke erließ, worin er nachzuweisen suchte, daß der Planet nur den Namen des Göttervaters, des Eros führen dürfe. Die Gedankenlosigkeit aber, wie er sagte, taufte ihn Neptun. Inzwischen hat bekanntlich einer der (bereits weit über sechshundert) entdeckten Planeten den Namen Eros erhalten; obwohl auch dieser nicht der letzte des Sonnensystems ist. Er zeichnet sich nur dadurch vor allen übrigen aus, daß er für die Berechnung der Entfernung der Sonne von der Erde sich besonders eignet, weil er sich uns bis auf etwa ein Siebentel des Sonnenabstandes nähert.

XI.

1835—1841.

Der rapide Fortschritt der Naturwissenschaften, mit dem seit dem Anfange der vierziger Jahre unser Zeitalter seinen Charakter immer gebieterischer entfaltete, nahm Schopenhauers Forscherfleiß um so stärker in Anspruch, als er neben der inländischen Litteratur auch die englische und französische verfolgte. Dabei benutzte er die Sammlungen der, 1817 gegründeten, Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft und den, 1824 gegründeten, physikalischen Verein, um die neuerworbenen Kenntnisse durch Anschauung und Experiment zu beleben und zu controliren. Es ist daher nicht zufällig, daß er den seit siebenzehn Jahren verlorenen Faden seiner litterarischen Produktion 1836 mit dem Schriftchen „Ueber den Willen in der Natur" wieder anknüpfte; denn wenn irgendetwas im Stande war, dem Zeitgeist ein Licht über seine Philosophie anzuzünden, so mußte es die allmählich zur Alleinherrschaft emporwachsende naturwissenschaftliche Induction sein. Nichts konnte ihm deßhalb näher liegen, als „eine Erörterung der Bestätigungen, welche diese Philosophie seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten" hatte.

Die kleine Schrift, an welcher er zeitlebens besonderes Wohlgefallen fand, weil es seine Weltanschauung auf einem neuen Wege in nuce reproducirt, ja, wie er in dem für Professor Erdmann geschriebenen Lebensabrisse sagt, „den Kern seiner Metaphysik, den eigentlichen nervus probandi der Sache gründlicher darlegt, als irgendeine andere seiner Schriften", wurde bereits im Jahre 1835 geschrieben, und um den darin angeschlagenen scharfen Ton neben der hohen Zuversicht zu würdigen, muß man sich erinnern,

daß er damals in der dunkelsten Periode seines Lebens stand. Im Mai 1835 hatte er sich bei dem Verleger seines Hauptwerks nach dessen Absatz erkundigt und die trostlose Antwort erhalten: es sei „in neuerer Zeit leider gar keine Nachfrage danach gewesen". „Ich bedauere", schrieb Brockhaus, „Ihnen nicht verhehlen zu können, daß ich mich bewogen gefunden habe, die Vorräthe des Buchs, um wenigstens einigen Nutzen daraus zu ziehen, großentheils zu Makulatur zu machen und nur noch eine kleine Anzahl zurückzubehalten."*

Mit dem gefesselten Prometheus klagt er deßhalb schon auf dem Titelblatt seiner neuen Schrift die Zeitgenossen an: Auf meine Belehrung achteten sie nicht, sie hielten sie keines Blickes werth — Aber Alles lehrt endlich die Zeit.** Ebenso gibt er in der Einleitung zum ersten mal seinem Ingrimme wider den gefeierten Dialektiker seiner Zeit Ausdruck, indem er dessen als „unergründlich tiefe Weisheit" in Umlauf gebrachtes System die „Philosophie des absoluten Unsinns, davon drei Viertel baar und ein Viertel in corrupten Einfällen" nannte, zum Motto der Hegelschen Schriften Shakespeares Worte vorschlug: Such stuff as madmen tongue, and brain not („Cymbeline", Akt 5, Scene 4) und zum Vignettenemblem einen Tintenfisch, der „eine Wolke von Finsterniß um sich schafft, damit man nicht sehe, was es sei". Weil aber nur Der das Gute erkenne, der das Schlechte erkenne, so habe er auch keine Ursache gefunden, sich entmuthigen zu lassen durch das Ausbleiben der auf einen — Hegel gerichteten Theilnahme seiner Zeitgenossen. Die Wahrheit könne warten und habe ein langes Leben vor sich.

Der Schwerpunkt der Schrift liegt in dem Kapitel „Physische Astronomie", wo er an eine Stelle in Herschels 1833 erschienenem „Treatise on Astronomy" anknüpfend, den Satz entwickelt: Es gibt nur ein einziges, einförmiges, durchgängiges und ausnahmloses Princip aller Bewegung: ihre innere Bedingung ist Wille, ihr äußerer Anlaß Ursach. Daher können nicht allein, sondern müssen sogar „Wille und Causalität in einem und demselben Vorgang zugleich und zusammen bestehen. Alles dasjenige an den Dingen

* S. das Nähere in dem Werke von Heinrich Eduard Brockhaus: Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. 1805—1905. Lpz. 1905 S. 143 ff.

** Aeschylus, Prometheus, V. 214 fg. 981.

was nur empirisch, nur a posteriori erkannt wird, ist an sich Wille; hingegen soweit die Dinge a priori bestimmbar sind, gehören sie allein der Vorstellung an, der bloßen Erscheinung. Daher nimmt die Verständlichkeit der Naturerscheinungen in dem Maße ab, als in ihnen der Wille (das Ding an sich, das Freie, das Grundlose) sich immer deutlicher manifestirt, d. h. als sie immer höher auf der Wesenleiter stehen: hingegen ist ihre Verständlichkeit um so größer, je geringer ihr empirischer Gehalt ist, weil sie um so mehr auf dem Gebiet der bloßen Vorstellung bleiben, deren uns a priori bewußte Formen das Princip der Verständlichkeit sind".

Die doppelte, auf zwei völlig heterogene Weisen gegebene Erkenntniß, die wir vom Wesen und Wirken unseres eigenen Leibes haben, gebraucht er als Schlüssel zum Wesen jeder Erscheinung in der Natur, beurtheilt alle Objecte, die nicht auf doppelte Weise, sondern allein als Vorstellungen unserem Bewußtsein gegeben sind, nach Analogie dieses Leibes, und nimmt daher an, daß sie ihrem inneren Wesen nach dasselbe seien, was wir, für uns und in uns, „Wille" nennen.

„So erkennen wir, trotz aller accidentellen Verschiedenheiten, zwei Identitäten, nämlich die der Causalität mit sich selbst auf allen Stufen, und die des zuerst unbekannten X (der Naturkräfte und Lebenserscheinungen) mit dem Willen in uns. Wir erkennen das identische Wesen der Causalität in den verschiedensten Gestalten, die es auf verschiedenen Stufen annehmen muß, ob es nun sich zeigen mag als mechanische, chemische, physikalische Ursache, als Reiz, als anschauliches Motiv, als abstractes gedachtes Motiv: wir erkennen es als Eins und dasselbe, sowohl da, wo der stoßende Körper so viel Bewegung verliert als er mittheilt, als da wo Gedanken mit Gedanken kämpfen und der siegende Gedanke, als stärkstes Motiv, den Menschen in Bewegung setzt, welche Bewegung nun mit nicht geringerer Nothwendigkeit erfolgt, als die der gestoßenen Kugel. Statt da, wo wir selbst das Bewegte sind und daher das Innere des Vorgangs uns intim und durchaus bekannt ist, von diesem inneren Licht geblendet und verwirrt zu werden und dadurch uns dem sonstigen, in der ganzen Natur uns vorliegenden Causalzusammenhang zu entfremden und die Einsicht in ihn uns auf immer zu verschließen, bringen wir die neue, von Innen erhaltene Erkenntniß, zur äußeren hinzu, als ihren Schlüssel, und erkennen die zweite Identität, die Identität unseres Willens mit jenem uns bis dahin unbekannten X, das in aller Causalerklärung übrigbleibt. Demzufolge sagen wir alsdann: auch dort, wo die palpabelste Ursache die Wirkung herbeiführt, ist jenes dabei noch vorhandene Geheimnißvolle oder das eigentlich Innere des Vorgangs, das wahre Agens, das Ansich dieser Erscheinung — welche uns am Ende doch nur als Vorstellung und nach den Formen und Gesetzen der Vorstellung gegeben ist — wesentlich dasselbe mit dem, was bei den Actionen unsers ebenso als Anschauung und Vorstellung uns gegebenen Leibes uns intim und unmittelbar bekannt ist als Wille."

Die tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit dieses seines Grunddogmas läßt ihn an dieser Stelle in die Apostrophe ausbrechen:

„Dies ist, geberdet euch wie ihr wollt! das Fundament der wahren Philosophie: und wenn es dieses Jahrhundert nicht einsieht, so werden es viele folgende. Tempo è galantuomo! se nessun' altro.“*

Die nur in 500 Exemplaren gedruckte Schrift blieb jahrelang ohne nennenswerthe Beachtung und mußte später, nach Schopenhauers Ausdruck, „wie ein Raphael in der Bedientenstube“ entdeckt werden. —

Zu jener Zeit wurde der Briefwechsel mit seinem ältesten Jugendfreunde Anthime Grégoire de Blésimare aus Havre, der mit jugendlicher Innigkeit an ihm gehangen, wieder angeknüpft. Beide hatten im Jahre 1804 fast gleichzeitig ihren Vater verloren, und als Arthur zwei Jahre später in der kaufmännischen Lehre seufzte, hatte er die Freude, mit Anthime auf längere Zeit wieder zusammenzukommen, da dieser, um deutsch zu lernen, ein halbes Jahr lang bei einem Landgeistlichen in Allerhöhe bei Hamburg in Pension gegeben wurde. Bis 1817 waren dann noch Briefe gewechselt worden, seitdem aber hatte Anthime vergeblich auf Nachrichten von Schopenhauer gewartet und ihn todt geglaubt, als er in einer Zeitung den Roman der Johanna Schopenhauer „Die Tante“, angezeigt fand, den er sich nur um des ihm so theuren Namens willen bestellte und las. Darauf richtete er einen Klagebrief an Schopenhauers Schwester, die er für die Verfasserin des Romans hielt, und bat um Nachricht über die Schicksale des „theuren Bruders“.

Schopenhauer schrieb ihm infolge dessen, und empfing bald eine ausführliche Erwiederung, in der es unter anderm heißt:

„Je lis et relis ta lettre et j'y trouve, je t'assure, un plaisir infini. Non certainement je n'ai pas oublié notre course à Trittau ni nos conversations, tout est aussi présent à ma mémoire qu'à la tienne. J'aurais voulu que tu n'eusses à me raconter que des événemens heureux, j'aurais bien mieux aimé me réjouir de ta gloire que de laisser ce soin à la postérité; mais tu a eu, mon pauvre ami, ta grande part des tribulations de ce monde, que tu aurais évitées si au lieu d'être un homme de génie, tu avais été comme moi un pauvre

* Ueber den Willen in der Natur (2. Aufl., S. 85 fg.); in sein Handexemplar der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ schrieb er die Worte Gracians: „Y si esto no es su siglo, muchos otros lo seran“, wovon also das Obige eine Variante ist.

diable des plus ordinaires; mais tu en aurais eu d'autres, car cela ne t'aurait pas empêché d'avoir un cœur, et le mien a été mis à de rudes épreuves" — —.

Er lebte in großen Verhältniſſen — denn er ſchreibt dem Freunde 1817, daß es ihm an dem was man gewöhnlich Lebensgenüſſe nenne, Pferden, Wagen, Bedienten nicht fehle — und war glücklich verheirathet geweſen, hatte aber Frau und Tochter früh durch den Tod verloren. Nachdem er ihm dieſes Mißgeſchick, ſowie ſeine ſpätere Wiederverheirathung und ſeine damalige Lebensweiſe auf ſeinem Landſitze, Schloß Juziers bei Meulan, erzählt, fährt er fort:

„La vie matérielle nous ne suffirait pas; nous prenons suivant la force de notre intelligence notre part de la vie intellectuelle. Je dirais presque et moi aussi je suis philosophe, si je ne craignais pas de te paraître blasphémateur, car j'aime en vérité beaucoup la sagesse, mais vous autres philosophes, vous vous donnez beaucoup de peine pour établir des systèmes, et moi j'en trouve un tout établi dans le Christianisme, le plus beau, le plus pur de tous ceux que je connaisse. Je m'y rattache de toutes mes forces avec l'espoir d'y puiser des consolations pour ma vieillesse si j'y parviens. Tu crois que le Christianisme tombe en ruine et moi j'ai besoin d'espérer qu'il se relèvera triomphant, tant je suis convaincu que rien ne peut le remplacer pour le bonheur des hommes. Cette différence d'opinions ne peut nuire en rien à notre amitié, donc tu ne me réfuteras pas plus la continuation parce que je suis chrétien que ta manière à voir ne diminuera la mienne. Je suis excessivement tolérant, mais je veux seulement paraître avec tout le monde et surtout avec mes amis ce que je suis réellement, ni meilleur ni pire."

Zum Schluſſe ladet er ihn dringend auf ſeinen Landſitz ein:

„Notre vi simple, le calme de la campagne te procureraient un repos dont tu dois avoir besoin après tant d'orages. Cela fait d'ailleurs tant de bien d'être aimé que je voudrais te persuader d'essayer de ce genre de jouissance, cela t'aiderait à supporter l'injustice des hommes."

Daß Arthur, der Knabe, zu lieben verſtand und geliebt zu werden, mag aus dieſer innigen Anhänglichkeit ſeines Jugendfreundes zur Genüge erhellen:

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbſtſucht.

Er hatte den Entſchluß gefaßt, ſich mit einem bedeutenden Theil ſeines Vermögens bei der Compagnie générale d'assurances sur la vie in Paris als Leibrentner einzukaufen und nahm

in dieser für ihn so wichtigen Angelegenheit den Rath des Freundes in Anspruch. Als ihm Grégoire hierauf, in der Meinung, daß er sein ganzes Vermögen in dieser Weise wegzugeben gedenke, unter Einsendung der ihm von einem hochgestellten Pariser Freunde gewordenen Auskunft dringend davon abrieth und sich, da ein Gelehrter für Geschäftssachen nichts tauge, schließlich dazu erbot, einen Theil von Schopenhauers Vermögen selbst in Verwaltung oder auf Leibrente zu nehmen, argwöhnte dieser sogleich eigennützige Absichten; denn er schrieb auf die Rückseite des Briefs: Entrar con la agena para salir con la suya (mit der fremden Angelegenheit auftreten, um mit seiner eigenen abzuziehen. Gracian, Regel 144, vgl. 13. 215). Fast sieben Jahre später klagt der Freund, seitdem nichts von ihm gehört zu haben, theilt ihm mit, daß er vor einiger Zeit das Unglück gehabt, auch seine zweite Frau zu verlieren und, um sich zu zerstreuen, mit seiner Tochter eine Reise machen wolle. Es ziehe ihn an den Rhein, damit er, bevor er sterbe, den Freund seiner Kindheit noch einmal sehe. Im Juli 1845 kam er in der That mit seinem sechzehnjährigen Töchterchen nach Frankfurt und Schopenhauer war bemüht, das Wiedersehen so angenehm zu machen, als es seine Junggesellenwirthschaft irgend erlaubte. Uebrigens fand er den Jugendfreund nicht mehr nach seinem Geschmack und äußerte sich nachmals über diese Zusammenkunft einem jüngeren Freunde, Dr. Karl Bähr gegenüber: „Man divergirt immer mehr, je älter man wird, zuletzt steht man ganz allein." —

Im April 1837 wandte sich Schopenhauer an Poggendorff in Berlin mit dem Vorschlage „einer kurzen aber schlagenden Vindication der Goetheschen ‚Farbenlehre'". Poggendorff nahm das Anerbieten bereitwillig an, erklärte aber zugleich, daß er selbst zu den Widersachern Goethes gehöre und sehr begierig sei, zu sehen, auf welche Weise ihn Schopenhauer zu rechtfertigen gedenke. Der Vorsatz war jedoch, wie es scheint, nur einer vorübergehenden Entrüstung über die in Poggendorffs „Annalen" von den Physikern fort und fort einstimmig gelehrte „Siebenlichtertheorie" entsprungen und kam nicht zur Ausführung. —

Bei der am 28. August 1819 in Goethes Vaterstadt begangenen Feier des siebenzigsten Geburtstags des Dichters war

die Idee zur Errichtung eines Denkmals zum ersten mal in Anregung gekommen. Der Ausführung des Plans traten manche Hindernisse, zunächst der entschiedene Wunsch Goethes* entgegen; als sich fünf Jahre nach dessen Tod 1837 ein neues Comité gebildet hatte, um zur Abtragung der Nationalschuld zu schreiten, gab Schopenhauer seine Meinung über die Angelegenheit in einer Zuschrift ab, welcher Folgendes entnommen ist:

Gutachten über das Goethesche Monument.

I. Apologie des Verfassers.

„Ich möchte mich wohl bescheiden und bei dem Zutrauen beruhigen, daß die, welche den Willen und das Geld haben ein Monument zu errichten, auch zur zweckmäßigsten Ausführung dieses edlen Vorsatzes wohlberathen sein werden. Allein dieses Zutrauen wankt, wenn ich z. B. die Inschrift sehe, welche das kostspielige, schöne und durch seinen Zweck ehrwürdige Bibliotheksgebäude verunziert: Studiis libertati reddita civitas, die in vier Worten drei Fehler hat und fast Küchenlatein heißen könnte, wenigstens dem Cicero wohl unverständlich sein würde. Im ächten Latein müßte sie lauten: Litteris recuperata libertate civitas, und in der That wäre es wünschenswerth, daß an einem schönen Morgen in aller Stille diese Inschrift an die Stelle der jetzigen** geschoben würde, damit nicht ferner jedem Gelehrten, der die Bibliothek betritt, an ihrer Schwelle ein Lächeln oder Achselzucken abgenöthigt würde. Drei Tage würde die Stadt von der Veränderung klatschen, aber Jahrhunderte würden eine würdige Inschrift lesen.

„Nicht minder wankt jenes Zutrauen, wenn ich in der durch so große Summen zu Stande gebrachten Städelschen Sammlung die vortrefflichsten Gypsabgüsse in zwei Sälen, deren einer rothe, der andere sogar gelbrothe Wände hat, aufgestellt sehe: das ist nicht bloß geschmacklos sondern barbarisch, dem zeichnenden Schüler ein Augenverderb, jedem fühlenden Menschen eine Marter, und dies in der Vaterstadt Goethes, der sich über das Gelbrothe deutlich ausgesprochen hat: Farbenlehre §. 776.

„Ich vernehme daß die Composition des Monuments Thorwaldsen übertragen sei, von welchem trefflichen Künstler gewiß das Beste zu erwarten steht: allein die dem Zweck, Geist und Gegenstand gemäße Anordnung eines Denkmals und Erfindung seiner Inschrift ist doch nicht eigentlich Bildhauerarbeit: das Monument aber, einmal ausgeführt, wird für immer unverändert dastehn und im Laufe der Jahrhunderte die Kritik vieler Tausende erleiden, unter denen einige Gescheute sein werden.

„Diese Betrachtungen, verbunden mit der Bemerkung, daß von eigentlichen Gelehrten im engeren Sinn des Worts nicht viele in Frankfurt leben

---

* Daß es dessen bedurfte, mag wundernehmen, da das natürliche Gefühl sich dagegen zu sträuben scheint, einem Lebenden sein Standbild öffentlich gegenüberzustellen; aber seitdem wir erlebt, daß Lebende dies mit ihrem eigenen Bilde zu thun nicht verschmähten, wird es der Denkmalssucht oder Servilität allgemein nachgesehen.

** Sie prangt heute noch unter dem Giebel der Stadtbibliothek und nimmt sich nunmehr, in der preußischen Provinzialstadt, doppelt fragwürdig aus.

(daher auch mancher Mann wohl gar in Gefahr kommen könnte, die nach einem Localausdruck sogenannten Literaten mit solchen zu verwechseln), veranlassen mich zu glauben daß trotz Geld und Thorwaldsen ein auf Gründe gestützter Rath in dieser Sache vielleicht doch nicht überflüssig sein möchte; daher ich einen solchen, nicht im Interesse Frankfurts (denn das geht seine Bürger allein an und ist dem Fremden eine gänzlich fremde Sache) sondern im Interesse Goethes und des guten Geschmacks dem verehrlichen Comite vorzulegen mir erlaube, wiewohl mit vollkommenster Resignation darin ergeben, daß er unberücksichtigt bleiben werde, wie dies dem Weltlauf gemäß und in der Ordnung ist. Inzwischen ertheile ich diesen Rath nicht coram populo in öffentlichen Blättern, um dadurch wo möglich seine Befolgung zu erzwingen, sondern, wie es dem Wohlmeinenden ziemt, mich an die Berathenen direkt und allein wendend, ohne fremde Zeugen.

II. Leitende Grundsätze.

„1) Bei Werken dieser Art kann Mangel an Einsicht und Geschmack nicht compensirt werden durch die Größe des gemachten Aufwandes, wohl aber umgekehrt.

„2) Das Denkmal eines großen Mannes soll einen erhabenen Eindruck machen. Das Erhabene ist stets einfach.

„3) Statuae equestres et pedestres, also ganze Figuren, Standbilder sind, wohlerwogen, nur solchen Männern angemessen, welche mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja oft wohl auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Helden, Heerführern, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Heiligen, Reformatoren u. s. f. Hingegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen, Künstlern, Gelehrten, als welche eigentlich nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient haben, gebührt bloß eine Büste, die Darstellung des Kopfes. Diesen Grundsatz scheinen die feinfühlenden Alten befolgt zu haben: wir finden unzählige Statuen von Helden und Volksrednern, hingegen von Dichtern und Philosophen in der Regel bloße Büsten, und diese gleichfalls in großer Anzahl. Als Ausnahmen dieser Regel erinnere ich mich allein der beiden sitzenden ganzen Figuren des Menander und Philemon im Vatikan, die schwerlich öffentliche Monumente gewesen sein mögen, und der angeblich den Aristoteles darstellenden sitzenden Statue im Pallast Spada zu Rom, deren Gegenstand jedoch zweifelhaft und vielleicht irgend ein Staatsmann ist. Pausanias, im zweiten Buche der Eliaka, zählt eine große Menge dort aufgestellter Statuen olympischer Sieger auf, die sämmtlich Athleten waren, bis auf einen, den Historiker Anaximenes, der nur ein Brustbild (εἰκών nicht ἀνδριάς) gehabt zu haben scheint.

„Die Neueren sind überhaupt von keiner Autorität in Sachen der Architektur und Skulptur, die Engländer aber die letzten; daher man auf den stehenden Shakespeare in der Westminsterabtey sich nicht berufen darf. Auch sind dagegen in Italien die Denkmäler von Künstlern und Gelehrten sowohl im Pantheon zu Rom als auch in der deshalb weltberühmten Chiesa della St[a]. Croce zu Florenz, bloße Büsten, und die Italiener haben in Sachen des Geschmacks unter den Neueren bei weitem den Vorzug. In Mantua, Virgils Geburtsort, hat die Stadt in neueren Zeiten diesem ein Monument gesetzt: es ist eine Büste mitten auf einem runden mit Maulbeerbäumen bepflanzten Platz am Wall. Dem J. J. Rousseau hatte seine Geburtsstadt Genf, die ihn bei Lebzeiten verbannt und verfolgt hatte, ein Monument gesetzt: seine Büste an einem stillen, mit Bäumen bepflanzten Ort; in einer bigotten Periode in diesem Jahrhundert wurde sie wegge-

nommen, ist seitdem aber durch ein neues Monument ersetzt, welches am See steht und, wenn ich nicht irre, wiederum nur seine Büste ist.*

„Durchaus nicht hat man darauf zu achten, daß, bei der allgemein herrschenden Monumentensucht, es jetzt in Deutschland Mode ist, auch Männern von Genie Standbilder zu setzen. Die Grille eines Quinquenniums ist nichts gegen die leitenden Maximen der hochgebildeten Völker viele Jahrhunderte hindurch; die Ausführung solcher Grillen aber bleibt zum Spott der Nachwelt, welche lächelnd erfährt, daß das Standbild, das einen Imperator darzustellen schien, einem Poeten gilt.

„Nehmen wir den umgekehrten Fall. Auf den Plätzen Berlins stehen die Monumente von acht Generälen: sämmtlich ganze Figuren. Büsten würden hier eine beinahe lächerliche Wirkung thun: aber nicht besser wäre es, wenn die Stadt Königsberg den Kant als Statue in seiner kleinen mageren Figur hinstellte**, obgleich Kant ein größerer Mann ist als alle acht Generale zusammengenommen.«

III. Plan des Denkmals.

„Auf obigen Gründen beruht meine Meinung daß Goethes Denkmal eine bloße Büste aus Marmor oder Bronze auf einem Postament von angemessener Größe sein müsse, beides aber sei so kolossal als die Mittel es erlauben, und sollte sie den Maßstab der Statue des St. Carlo bei Arona am Lago maggiore erreichen. Von ähnlicher Größe wird der in London bald aufzustellende Shakespeare, der vielleicht zugleich ein Denkmal englischer Geschmacklosigkeit sein würde. Auf dem Postament stehe diese Inschrift: «Dem Dichter der Deutschen seine Vaterstadt 1838.» Aber auch schlechterdings keine Sylbe mehr! Dadurch daß diese Inschrift Goethes Namen nicht nennt, sondern voraussetzt, ist sie zu seinem Ruhme unendlich beredter als das wortreichste Encomium sein könnte: denn sie besagt, daß er der Einzige, der Unvergleichliche ist, der, den Jeder kennen muß, den keine Zeit vergessen, kein Nachfolger je verdunkeln kann. Und somit ist sie, in ihrer lakonischen Kürze, erhaben, im Beschauer Ehrfurcht erweckend, und ihre Einfachheit entspricht der ernsten Einfachheit des Monuments selbst, das aus einer bloßen Büste bestehend, nicht durch Arme und Beine und deren Positur an Goethes menschliche Person, sondern nur durch sein erhabenes Antlitz an seinen unvergänglich gewordenen Geist erinnert. Da vielleicht noch nie ein Monument den Namen des dadurch Gefeierten verschwiegen hat, so ehrt man eben dadurch den einzigen Mann auf eine einzige Weise. Ich getraue mir zu behaupten, daß jede andere Inschrift, wie sie auch laute, mit dieser verglichen schwach, flach und trivial erscheinen wird. Aber setzt man seinen Namen hinzu, so ist Alles verdorben: da denkt Jeder «ihr seht einen Mann wie andere mehr.»

IV. Die Ausführung.

„Die Büste darf schlechterdings nicht Goethen, wie er in den letzten Jahren war, im Greisenalter darstellen, wo die Gewalt der Zeit seine schönen Züge verunstaltet hatte und der Verfall sich auf die flächer gewordene Stirn erstreckte. Aus seinen besten Jahren, wo das Gesicht bereits den vollen Charakter angenommen hatte, besitzen wir glücklicherweise zwei sehr gute Büsten: die eine von Tieck, die andere von Weißer. Letztere ist nach

* Es ist das im Jahr 1834 errichtete Standbild in Erz von Pradier auf der kleinen Insel.

** Die 1864 errichtete Bronzestatue von Rauch steht wenigstens nicht frei.

einem Gypsabdruck von Goethes Gesicht, welchen er 1805 dem Dr. Gall zu Gefallen nehmen ließ, gearbeitet, folglich vollkommen ähnlich, aber nicht ideal und mit kurzem Haar. Die erstere ist idealischer gehalten mit wallenden Locken, Jupiterartig. Nach welcher von beiden oder ob nach beiden zugleich, auf dem Wege der Vermittlung, die Denkmalsbüste zu machen sei, bleibe Thorwaldsen überlassen. Ich wäre für die Weißersche, weil sie Goethes Gesichtszüge getreu der Nachwelt überliefern würde. Ein Lorbeerkranz auf dem Haupte wäre sehr passend, fast unerläßlich, doch müßte er nicht die Stirn bedecken oder beschatten. Wenn die Büste von Marmor ist, könnte er vielleicht von Bronze sein. Jedenfalls wird man Sorge tragen das Gesicht nicht nach Norden zu wenden, welcher Fehler bei der Statue des Königs Augusts von Polen in der Dresdener Neustadt begangen ist, dessen Gesicht deshalb nie recht gesehen werden kann.

„Die Seiten des Postaments etwa mit Scenen aus Goethes Werken zu verzieren und vielleicht auf einer Seite das Klärchen, auf der andern das Gretchen und in der Mitte den Teufel, der auf dem Blocksberg tanzt, anzubringen, wäre in meinen Augen kindisch und läppisch. Die Embleme der Dichtkunst im Allgemeinen, nach antiken Mustern mit Geschmack ausgeführt, sind allein passend und würdig.

„Bei großen Dimensionen würde das Postament aus polirtem Granit, nach Art des Geländers der Brücke zwischen Schloß und Opernplatz in Berlin, und die Verzierung darauf aus Bronze von edler und prächtiger Wirkung sein. Ein Tempelchen, Säulendach oder dergl. zum Schutz der Büste wird immer sich kleinlich ausnehmen und an ein Heiligenkapellchen oder an einen Sommerpavillon erinnern. Bronze ist bei unserem Klima viel zweckmäßiger als Marmor: wollte man jedoch diesen nehmen, so müßte die Büste im Winter mit einem Holzkasten überbaut werden, wie es in Dresden mit den schönen Marmorgruppen vor dem Palais des großen Gartens geschieht.

„Nicht als Motiv sondern bloß beiläufig füge ich hinzu, daß ein Monument nach meinem Vorschlag nicht nur aus den angeführten Gründen dem Zweck und Gegenstand sondern zugleich auch den Mitteln angemessener sein wird, welche aufzubringen ganz allein der gebildeten und wohlhabenden Klasse einer einzigen Stadt mäßigen Umfangs aufgelegt ist. Denn ohne Zweifel würde ein Standbild sehr viel theurer ausfallen und, wenn obige Grundsätze nicht falsch sind, doch nur ein brillanter Fehlgriff sein. Hier erinnere ich an den ersten Grundsatz. Auch ist eine Büste sehr viel leichter zu gießen als eine Statue: daher um so eher der Guß hier geschehen könnte.

„Wahrscheinlich wird Thorwaldsen ohne Schwierigkeit und Bedenklichkeit auf den Antrag zu einer ganzen Figur eingehn, zwar nicht aus persönlichem Interesse für sich oder seine Freunde, aber aus Interesse für die Kunst: für diese ist eine Statue ein Denkmal höherer Art als eine Büste und gibt viel mehr Spielraum Talent und Geschicklichkeit zu zeigen. Der Künstler hat immer das Kunstinteresse im Auge. Mein Argument hingegen ist das Wesentliche der Sache selbst, der vorliegende Anlaß und das in diesem Sinne Schickliche und Rechte, wie es nicht sowohl die Enthusiasten der Gegenwart sondern in kommenden Jahrhunderten den Verstand der Verständigen zu befriedigen hat.

„Mit Einem Mittel zwei Zwecke erreichen wollen, ist verderblich. Will man die Stadt mit Skulpturen verzieren, so ist mannichfache Gelegenheit: man kann das Fronton der Bibliothek mit Reliefs, ihre Nischen mit Statuen füllen, man kann die Brunnen mit Tritonen und Neptunen versehen u. dgl. Aber man wolle nicht aus Goethes geweihter Person eine Zierpuppe der Stadt machen: man setze ihn nicht in die

Allee* auf einen Lehnstuhl in antikem Pudermantel, eine Rolle in der Hand, als wolle er gemüthlich sich frisiren lassen und die Zeitung dazu lesen; oder lasse ihn in pensiver Stellung dastehn, als könne er den Reim nicht finden. Helden kann man eine heroische Stellung geben, aber dem Poeten nicht: daraus entspringt die Verlegenheit. Wie man nur sich wenden mag, man stellt dem Spotte eine Zielscheibe auf, statt eines ernsten, würdigen, erhabenen Denkmals mit immerhin kühner aber unwiderleglicher Inschrift, wie es nach meinem Vorschlag werden könnte.

„Als Stelle des Denkmals würde ich die Insel oder die Promenade oder, wenn es in der Stadt sein soll, den viereckigen Platz in der großen Mainzerstraße, wo die Galgengasse ausläuft, der aber von schönen hohen Baumgruppen beschattet werden müßte, dem geräuschvollen Theil der Stadt vorziehn.

Dixi et animam salvavi.

„P. S. Noch wollte ich bei dieser Gelegenheit vorschlagen, Goethes Haus mit einer Marmortafel zu bezeichnen, auf welcher stände: «Hier ist Goethe geboren», ganz so ist in Florenz das Haus des Amerigo Vespucci und das der italienischen Dichterin Corinna bezeichnet. Haben die Italiener Unrecht, so etwas zu thun oder die Deutschen davor zu erschrecken?" —

Das von Franz Kugler „fast als ein Nationalunglück" bezeichnete Denkmal wurde, nach mannichfachen Verzögerungen, in jeder Hinsicht gegen Schopenhauers Gutachten ausgeführt.** Die erforderlichen Mittel waren schnell zusammengebracht worden; aber der mit der Vorlage eines Entwurfs zu einem Standbilde in Erz betraute Thorwaldsen sandte erst nach Jahren die Modellskizzen einer stehenden und sitzenden Figur, und zögerte sodann mit der Ausführung der gewählten stehenden solange, bis das Comité sich endlich im Jahre 1841 an Schwanthaler zu wenden beschloß. Im October 1844 war die von diesem modellirte, von Stiglmayer und Miller in München gegossene Statue, mit den auf Goethes Werke bezüglichen Basreliefs am Sockel, vollendet und wurde nach vielfachem Schwanken in der sogenannten Stadtallee aufgestellt.

Mag das wegwerfende Urtheil Kuglers gegen dieses vom Künstler mit großer Liebe und Uneigennützigkeit ausgeführte Werk

* Der jetzige Goetheplatz.

** Die Errichtung der — schon im Verhältniß zu ihrem geringen Gehalt viel zu anspruchsvollen — Kolossalstatue Schillers auf dem Hauptplatze der Stadt, erlebte Schopenhauer nicht; wohl aber den in seinem letzten Lebensjahre bei Gelegenheit der Säcularfeier Schillers gefaßten Beschluß der Verewigung eines zu vorübergehendem Festzwecke componirten Standbildes, welcher ihm in Goethes Vaterstadt nur als ein doppelter Mißgriff erscheinen konnte.

auch höchst ungerecht sein, so viel beweist es meines Erachtens überzeugend, daß die Bedenken Schopenhauers gegen eine ganze Figur vollkommen begründet gewesen sind. Es ist hier nicht der Ort, dies näher darzulegen; nur das sei gesagt, daß Kuglers Ausstellungen* nicht den Kopf der Statue, der doch die Hauptsache ist, sondern die Figur treffen, welche in der Modetracht jener Zeit zur monumentalen Darstellung des Dichters sowenig geeignet ist, wie andere derselben Art, die Gruppe in Weimar nicht ausgenommen. Erwägt man, daß Schopenhauer in ästhetischer Hinsicht nur laienmäßig ausgebildet war und für das Technische in der Kunst keinen besonders scharfen Blick hatte, so ist das Treffende seines Urtheils in diesem Falle ganz auf Rechnung seines angeborenen Gefühls für das Einfach-Wahre und Sachgemäße zu setzen. —

Im nämlichen Jahre trat Schopenhauer mit Karl Rosenkranz wegen der von diesem und Fr. W. Schubert unternommenen neuen Ausgabe der Werke Kants in Verbindung. In seiner Vorrede zum zweiten Theile gibt Rosenkranz einen Auszug aus dem von Schopenhauer am 24. August 1837 an ihn gerichteten Sendschreiben, in welchem dieser seine „feste, aus wiederholtem Studium der «Kritik der reinen Vernunft» erwachsene und auf sichere Gründe gestützte Ueberzeugung" näher darlegte, „daß Kant durch die in der zweiten Ausgabe seines berühmten Werks vorgenommenen Veränderungen dasselbe verstümmelt und verunstaltet" habe. Durch diese, wenigstens was die Weglassungen betrifft, bereits von Fr. G. Jacobi ausgesprochene, von Schopenhauer aber zuerst begründete Ansicht, wurde Rosenkranz in dem Entschlusse bestärkt, den Text nach der ersten Ausgabe zu geben, wobei ihm Schopenhauers Variantenverzeichniß „die Arbeit außerordentlich erleichterte".

Es war dies ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Schopenhauers; denn je mehr die Vernunftkritik als das Fundament der neuesten Spekulation anerkannt wird, desto wichtiger ist es, das

* Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. Vgl. dagegen: „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Kunstinstituts." Von Ph. Fr. Gwinner, Frankfurt a. M. 1862, S. 419 fg.

Verhältniß ihrer ursprünglichen Gestalt zur späteren festzustellen. Zwar haben Hartenstein und Ueberweg den Nachweis versucht, daß Kant in der zweiten Ausgabe nur „die realistische Seite seines Lehrbegriffs stärker hervorgehoben" habe; allein, wenn dies auch Michelets Umdeutungen dieses Lehrbegriffs gegenüber gelten mag, Schopenhauers Beweise der Alterirung des Werks durch die spätere Bearbeitung scheinen mir im Ganzen nicht widerlegt zu sein. Jedenfalls ist es mehr „Heuchelei" als Wahrheitsliebe, wenn man dem aller Heuchelei fremden, grundehrlichen Liebhaber der Wahrheit ein Verbrechen daraus machen will, daß er Kant beschuldige, die wesentliche Veränderung seines Werks verleugnet zu haben; denn Schopenhauer sagt weiter nichts, als daß Kant, was ja in sonstigen Zügen aus seinem Leben und der Geschichte seiner Schriftstellerei genugsam Betätigung findet, nach Friedrichs des Großen Tod Grund hatte, ängstlich zu sein und in der Besorgniß vor Verfolgungen „mit dem Leichtsinne, der dem spätern Alter so gut als die Furchtsamkeit eigen ist", sein Werk abgeschwächt und in Widersprüche verwickelt habe, ohne es eingestehen zu wollen. Wäre es anders, so müßte man sagen können, Schopenhauer habe die transcendentale Dialektik und die Kritik der rationalen Psychologie, ja das ganze Werk miß verstanden, während ihm in Wahrheit — was gewiß die Richtigkeit seines Urtheils über beide Ausgaben am besten beweist — gerade die durch die Weglassungen und Zusätze der zweiten Auflage entstandenen Ungleichheiten und Widersprüche schon zu einer Zeit als solche besonders aufgefallen waren, als er, mit den Differenzen beider Ausgaben noch unbekannt, das Werk nach der späteren kritisirte.

Und müssen nicht auch Schopenhauers Gegner zugeben, daß die Veränderungen der zweiten Ausgabe Flickwerk sind, welches der genialen Conception der Kritik in ihrer ersten Gestalt nicht genützt, sondern geschadet hat? Müssen sie nicht anerkennen, daß die Geschichte der Philosophie es auf alle Fälle Schopenhauer zu verdanken hat, wenn man über die Differenzen der beiden Ausgaben nicht mehr so leicht hinwegsehen kann? Die Schärfe des Urtheils aber muß man, abgesehen von dem auch hier sich nicht verleugnenden Charakter Schopenhauers, dem außer-

ordentlichen Gewicht zuguthalten, das er auf die Reinheit des durch Kant begründeten kritischen (transcendentalen) Idealismus legte. Und wäre er im Irrthum, was will dieses, sozusagen aus Parteileidenschaft für den großen Kant, an dem unter der Last der Jahre klein gewordenen begangene Unrecht bedeuten gegen das Verdienst, das sich Schopenhauer um die Lehre und den Namen seines Vorgängers erworben hat, dessen Fahne er zu einer Zeit hochgehalten, da man längst über Kant und seine Kritik hinausgeschritten zu sein wähnte? —

Im folgenden Jahre (1838) unternahm Schopenhauer die Beantwortung der von der Königlich Norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim aufgestellten Preisfrage: „Num liberum hominum arbitrium e sui ipsius conscientia demonstrari potest" (Läßt sich die Freiheit des menschlichen Willens aus dem Selbstbewußtsein beweisen?). Es war dies zwar dem äußern Anlasse nach eine Gelegenheitsarbeit; der innere Anlaß aber lag in der Nothwendigkeit der Ergänzung seines Hauptwerks durch eine ausführlichere Behandlung der sogenannten praktischen Philosophie. Merkwürdigerweise sollten ihm zur Ausfüllung dieser Lücke seines Systems zwei fast gleichzeitig gestellte Preisfragen ausländischer Akademien die Anregung geben.

Nachdem er die Abhandlung „Ueber die Freiheit des Willens" mit versiegeltem lateinischen Begleitschreiben nach Drontheim gesandt hatte, kam ihm von dort im Februar 1839 in gleicher Sprache die Antwort, daß die Arbeit mit dem Preise gekrönt und der Verfasser zum Mitgliede der Gesellschaft ernannt worden sei. Im Juni erhielt er mit der Nachricht von der Absendung des Preises, des Diploms und der Statuten der Gesellschaft von dieser ein Schreiben in deutscher Sprache, in welchem es heißt:

„Sowie die Direction sich nur Glück wünschen kann, zu der Aufnahme eines Mitglieds, das schon längst in der literarischen Welt rühmlichst bekannt ist, so erlaubt sie sich auch hierdurch, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, daß Ew. Wohlgeboren durch Verwendung eines Theils Ihrer tiefen Kenntnisse und Ihres seltenen Scharfsinnes im Interesse der Königlichen Gesellschaft auch fernerhin die Theilnahme beweisen mögen, mit welcher Sie die wichtigen Zwecke derselben umfassen."

Schopenhauer schrieb darauf am 28. September 1839 einen lateinischen Dankesbrief, übersetzt folgenden Inhalts:

Hochverehrliche Societät! hochgeehrte Collegen! Verzeihen Sie, daß ich so lange gezögert habe, die beiden Briefe, mit welchen Sie mich beehrt, zu beantworten: ich hatte die Absicht Ihnen zu gleicher Zeit den Empfang der mir zugedachten Ehrengaben anzuzeigen und da ich täglich auf deren Eintreffen hoffte, so habe ich von Tag zu Tag gewartet, bis sie mir endlich in diesen letzten Tagen zugekommen sind. Nunmehr also, hochverehrliche Societät, statte ich Ihnen meinen herzlichen Dank ab; denn obschon ich wohl weiß, daß Sie, einzig und allein Ihrem verständigen Urtheil und Gerechtigkeitsgefühl folgend, mir den Preis zuerkannt haben, so erkenne ich doch dankbar an, so gerechte und scharfsinnige sowie solche Richter gefunden zu haben, in deren Augen es mir nicht schaden konnte, daß meine Ansicht den Meinungen der Menge und den Lehren etlicher Geistlichen zuwiderläuft: sondern die, wie es wahren Akademikern geziemt, die Wahrheit höher schätzen als die, wenn auch noch so sehr anerkannten Erfindungen der Menschen. Desto mehr ehrt und erfreut es mich in Ihre Genossenschaft aufgenommen zu sein, und ich werde für meinen Theil bemüht sein, mich einer solchen Ehre stets würdig zu erweisen. Auch werde ich ernstlich darauf bedacht sein, Ihnen künftighin Beiträge zu liefern, wenn etwas zu diesem Zwecke Geeignetes sich mir darbieten oder mit Gelegenheit hervorgebracht werden sollte. Inzwischen möchte ich Ihnen gern die mir noch zur Verfügung stehenden Exemplare zweier meiner Schriften sowie solche meiner künftigen Arbeiten zusenden, um wenigstens nach meinen Kräften dem § 24 der Gesellschaftsstatuten Genüge zu leisten: bin jedoch über den Weg, auf dem dies ohne große Kosten geschehen kann, im Unklaren und wünschte diesen gern durch Sie zu erfahren.

Daß Sie beschlossen haben mir die große Anzahl von dreißig Abdrücken meiner Abhandlung zum Geschenke zu machen erkenne ich mit verbindlichstem Dank an; ich erwarte sie nächstens, da ich nach Ihrem Schreiben vom 15. Juni nicht zweifeln kann, daß das Werkchen die Presse dort bereits verlassen hat.

Das auf der Denkmünze vortrefflich ausgeprägte allerhöchste Bildniß hat mich und meine Bekannten sehr entzückt: ich werde die Medaille stets bewahren zur Erinnerung an die mir gewordene Ehrenbezeugung, deren Werth allein schon durch die außergewöhnlich große Entfernung zwischen uns nicht wenig erhöht wird: also „ein Kleinod soll sie mir sein" (Ilias, Gesang 23, Vers 618).

Aber — nachdem ich Preis und Ehre davongetragen, muß ich Sie noch mit einer mir sehr am Herzen liegenden Bitte angehen. Ich ersuche Sie nämlich, damit meinen Landsleuten die Gelegenheit meine Abhandlung zu lesen, nicht länger vorenthalten bleibe, mir zu gestatten, dieselbe im nächsten Jahre auch hier im Druck erscheinen zu lassen*, indem Sie den daraus zu ziehenden Nutzen unserem Volke nicht mißgönnen: vielmehr, eingedenk des Endzwecks aller Akademieen, das Licht der Wissenschaft so weit als möglich verbreiten lassen.

Denn nur sehr wenige Exemplare Ihrer Abhandlungen gelangen bis nach Deutschland herüber, und in Ihrem Lande ist meine in einer dort fremden Sprache geschriebene Preisschrift, nur den Gebildeteren und unter diesen einer Minderheit zugänglich: in Deutschland dagegen wird dieselbe einen angemessenen Leserkreis finden können. Es würde deshalb zu beklagen sein, wenn ein nützliches Werkchen von dem Volke, in dessen Sprache es geschrieben ist, nicht gelesen werden könnte. Auch kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß die Abhandlung mit größter Sorgfalt, mit größtem Fleiß

* Nach §. 21 der Statuten stand das ausschließliche Recht der Veröffentlichung der gekrönten Preisschriften der Gesellschaft zu.

und wirklich, wie man sagt, con amore ausgearbeitet und ihr Inhalt für diese und alle Zeit ist. In der That habe ich darin viele Gedanken hinausgeschickt, die ich lange mit mir herumgetragen und in meinen Studienbüchern gesammelt aufbewahrte. Aus diesem Grunde ist es mir ein großes Anliegen, daß das Werkchen so viel als möglich bekannt werde. Sie wollen überdies bemerken, daß ich schon im 52. Lebensjahre stehe und noch nicht die Anerkennung gefunden habe, deren ich mich, aufrichtig gestanden, für würdig achte. Sie zu erlangen bleiben mir also noch wenige Jahre übrig und bereits muß ich Petrarcas Wort auf mich anwenden: „Wenn Einer den ganzen Tag über laufend, Abends ankommt, so ists genug".

Sie wollen deshalb nicht verlangen, daß ich die Herausgabe länger als bis zum nächsten Jahre verschiebe. Auch kann es Ihr Interesse nicht im mindesten berühren, wenn die bereits unter Ihren Abhandlungen veröffentlichte Arbeit an weit entferntem Orte wiederum ans Licht tritt; vielmehr wird dies Ihnen nur zu Ruhm und Ehre gereichen können: denn ich werde meine Ausgabe als einen bloßen Wiederabdruck der in Ihren Abhandlungen enthaltenen früheren bezeichnen und der Verpflichtung gewiß nicht ermangeln, in der Vorrede die Freundlichkeit und Großmuth, womit Sie mir dies gestattet, gebührend zu rühmen. Endlich, wenn Sie mir die erbetene Erlaubniß versagen wollten, so würde die Abhandlung auch ohne mein Zuthun bald von neuem in Deutschland veröffentlicht werden, was weder Sie noch ich hindern können; denn kein Gesetz verbietet, daß im Ausland erschienene Schriften jeder Art in Deutschland nachgedruckt werden, wie wir dies täglich geschehen sehen. Auch dürfte es nicht an einem Buchhändler fehlen, der sich beeilen würde, dies mit meiner kleinen Schrift zu thun; es ist ihnen bekannt, daß meine Schriften eine Anzahl Käufer immer finden und daß diese desto größer ist, je kürzer sie sind. Ueberdies wissen sie, daß Schriften, die das sittliche Verhalten betreffen, von den Meisten, namentlich von Theologen gelesen zu werden pflegen. So hatte ich, als ich vor sieben Monaten eben erst die Nachricht von dem bei Ihnen erzielten Erfolg empfangen, kaum bei wenigen Bekannten etwas davon verlauten lassen, als dieselbe sogleich den Weg in die hier erscheinenden politischen Zeitungen fand, wo sie wahrhaftig unter Anderem der allgemeinen Aufmerksamkeit Werthen mitgetheilt und dabei das Bedauern ausgesprochen wurde, daß so selten Arbeiten von mir herauskämen, zugleich aber die Hoffnung, daß diese Preisschrift auch den Landesgenossen zugänglich gemacht werden möge. Daß dies aber nicht etwa durch mich oder auf meine Anstiftung oder Veranlassung geschehen sei, dafür rufe ich alle Götter und Göttinnen zu Zeugen an. Vielmehr dürfte die dienstfertige Betriebsamkeit der Buchhändler dahinterstecken.

Da hiernach meine Abhandlung, nachdem sie von Ihnen veröffentlicht ist, gegen Nachdruck nicht sicher gestellt erscheint, so ist klar daß ich mit der von Ihnen erbetenen Erlaubniß auf keine Weise einen Gewinn beabsichtigen kann, weil ich kein Recht besitze, welches ich dem Verleger verkaufen könnte und kraft dessen den Nachdrücken gegenüber Eigenthumsansprüche geltend zu machen wären. Der Unterschied beschränkt sich also darauf: ob meine kleine Schrift, mit Ihrer Bewilligung, unter meiner Leitung und Fürsorge, und indem zugleich Ihrer Liberalität Erwähnung geschieht, ehrenvoll hervortreten, oder lediglich vermöge der Willkür eines Buchhändlers sich ans Licht schleichen soll. Ich kann mir deshalb nicht denken, daß Sie mir die nachgesuchte Erlaubniß verweigern sollten; jedoch dem sei wie ihm wolle, ich bitte Sie dringend, mir dieselbe, um Ihrer Großmuth und Güte willen, zu gewähren und mich sobald als möglich durch die Post darüber außer Zweifel zu setzen, damit ich mich der Sorge darum entledigen könne. Sehr schmerzlich würde es mich berühren, wenn ich, wider Verhoffen, eine Fehlbitte thun sollte.

Mit Dank für die empfangenen Gunstbezeugungen und mit bester Hoffnung wegen der zu gewärtigenden verharre ich, hochverehrliche Societät u. s. w.

Sein Wunsch wurde gewährt; jedoch, wie aus nachstehender Antwort erhellt, unter Bedenken, welche wohl zum Theil erst durch seine Ueberredungskünste hervorgerufen worden zu sein scheinen. Das merkwürdige lateinische Schreiben lautet übersetzt:

Dem Herrn Dr. phil. Arthur Schopenhauer, Hochwohlgeboren, unseren Gruß zuvor! Unsere Antwort auf Ihr Schreiben vom 28. September hat länger auf sich warten lassen als recht ist, weil unter uns einige Meinungsverschiedenheit darüber entstand, ob wir die von Ihnen dringend erbetene Herausgabe Ihrer Abhandlung in Deutschland genehmigen sollten oder nicht. Denn wenn einerseits der Gegenstand Ihres so lebhaften Verlangens an sich nur der Billigkeit und der Natur der Sache zu entsprechen scheint und wir Sie deshalb nicht, ohne Ihnen große Ursache zur Beschwerde zu geben, abschlägig bescheiden zu können glaubten: so waren andererseits Einige unter uns mit Rücksicht auf das zuvor von uns in dieser Sache bereits Geschehene der Ansicht, daß wir nicht ohne Folgewidrigkeit die von Ihnen gewünschte Veröffentlichung der Abhandlung zugeben könnten. Als diese nämlich gedruckt werden sollte, warf sich unter uns die Frage auf, ob sie zuvor in unsere einheimische Sprache übersetzt werden oder ob sie in derselben Sprache, in der sie geschrieben ist, bei uns erscheinen solle. Unter den Gründen, welche uns bestimmten, die Sprache, in der sie von Ihnen verfaßt worden, beizubehalten, war auch der, obwohl nicht der gewichtigste, daß wir sowohl einzelne Stellen in Ihrer Abhandlung gefunden zu haben glaubten, die dem gemeinen Verständnisse ferner liegen und deshalb, sei's gar nicht, sei's unrichtig verstanden, ungebildetere Geister stärker als gut ist erregen und beunruhigen, ja gewissermaßen in Verwirrung bringen könnten, als auch daß wir es überhaupt für besser gehalten haben, der rohen und unwissenden Menge den Zugang zu einer Schrift nicht zu eröffnen, welche einerseits in der Hauptsache, auf die sie hinauskommt, das Ansehen hat, als stehe sie mit dem menschlichen Selbstbewußtsein sowie mit unserem heiligen Glauben in Widerspruch, andererseits in ihrem fließenden Stil einen solchen Reiz, in ihrer ganzen Beweisführung eine solche Stärke und Folgerichtigkeit, endlich einen Reichthum gründlichen Wissens besitzt, der nicht verfehlen kann, den Geist des Lesers in hohem Grade einzunehmen, ihn, selbst wider seinen Willen, hierhin und dorthin zu lenken und in die engsten Fesseln der Ueberredung zu schlagen, sodaß die darin entwickelten Gedanken sich gewissermaßen von selbst dem Geiste einzuschmeicheln scheinen. Je mehr wir deshalb, diese Vorzüge Ihrer Abhandlung ins Auge fassend, sie unter Allen für die des ausgesetzten Preises würdigste erachtet, desto mehr glaubten wir hingegen darauf bedacht sein zu sollen, nur Solchen, die eine gewisse Reife des Urtheils besitzen, welches die Wahrheit herauszuschälen vermag, die Gelegenheit seiner Bekanntschaft zu bieten. Als wir deshalb unter mehreren Gründen auch den erwogen, daß wir einmal beschlossen hätten, die Schrift nicht in unserer Muttersprache zur Verbreitung zu bringen, waren Etliche, wie oben erwähnt, der Meinung, daß wir wohl nicht mit uns selbst übereinstimmen würden, wenn wir das, was wir in der Heimath nicht geschehen lassen wollten, nunmehr im Auslande gestatteten. Sie wollten jedoch keineswegs Ihre Bitte überhaupt versagen, vielmehr ihr nur insoweit stattgeben, daß Ihnen die Herausgabe in lateinischer Uebersetzung freigegeben werden sollte.

Indessen, da nach reiflicher Ueberlegung und erfolgter Abstimmung die Mehrheit der Ansicht beigetreten ist, daß es die sog. kosmopolitische Gesinnung weiter als recht ist ausdehnen heiße, wenn man bei jener Meinung beharrte, und daß die Sache in Deutschland anders als bei uns liege: so setzen wir Sie durch dieses Schreiben davon in Kenntniß, daß Ihnen von unserer Gesellschaft aus Nichts mehr im Wege steht, Ihre Dissertation, sobald es Ihnen beliebt, in Deutschland zum Druck zu befördern.

Seien Sie versichert, daß Sie uns den größten Gefallen erzeigen werden, wenn Sie mit Ihrem Scharfsinne und reichen Wissen, bei sich darbietender Gelegenheit, etwas zur Förderung der Zwecke unserer Gesellschaft beitragen wollen, und daß wir es jederzeit aufs dankbarste entgegennehmen werden, wenn Sie durch Zusendung einer noch nicht gedruckten Schrift oder sonst wie Ihre rege Theilnahme und Ihr Wohlwollen gegen unsere Gesellschaft bethätigen wollen.

Die Exemplare Ihrer Werke, die Sie freigebigerweise unserer Gesellschaft zum Geschenke versprechen, sowie die für die Zukunft in Aussicht gestellten erhalten wir auf dem sichersten Wege und ohne daß Sie irgend welche Kosten dabei aufzuwenden haben, wenn Sie sie unter der Adresse des Präsidenten unserer Societät (Bugge) durch irgend eine frankfurter Buchhandlung an die angesehene Hamburger Verlagsfirma Perthes, Besser & Mauke einsenden, welche in Geschäftsverkehr mit uns steht und die Weiterbeförderung bis hieher ohne Schwierigkeit bewerkstelligen wird.

Gegeben zu Drontheim den 20. November 1839.

Fredr. Bugge. Fredr. Storm. E. Horneman.
Th. Broch. M. T. Holtermann.

Als Schopenhauer für die Veröffentlichung der Schrift gerade „das nächste Jahr" bestimmte, hatte er bereits eine zweite Preisschrift „Ueber das Fundament der Moral" vollendet, über welche bald nachdem er das vorstehende Schreiben aus Drontheim empfangen die Königlich Dänische Societät der Wissenschaften in Kopenhagen zu Gericht saß. An diese hatte er in dem der Abhandlung beigelegten, seine Adresse enthaltenden, nur nach gefälltem günstigem Spruch zu eröffnenden lateinischen Briefe wie folgt geschrieben.

(Uebersetzung:) Hochverehrliche Societät! Von dem errungenen Siege bitte ich mich alsbald durch die Post benachrichtigen zu wollen. Den mir zuerkannten Preis aber hoffe ich, da wir hier einen Königlich Dänischen Gesandten haben, auf diplomatischem Wege von Ihnen zugeschickt zu erhalten. Diese Abhandlung hier ist derjenigen Ueber die Freiheit des Willens verwandt, welche am 26. Jan. d. J. in Drontheim von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften mit dem ersten Preise gekrönt worden ist. Diese Societät hat mir nicht nur die große Medaille zuerkannt, sondern, was ich weit höher schätze, mich auch gewürdigt, mich zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Diese beiden Dissertationen also gedenke ich im nächsten Jahre unter dem Titel „Die beiden Grundprobleme der Ethik, gelöst in zwei gekrönten Preisschriften" zu veröffentlichen, obwohl die über die Freiheit des Willens schon in den Abhandlungen der K. Norw. Societät erschienen ist; denn von diesen Abhandlungen kommen nur sehr wenige Abdrücke nach Deutschland, beide Dissertationen aber beleuchten sich gegenseitig

und werden miteinander gewissermaßen einen vollständigen Grundriß der Ethik bilden, den man der Munificenz der Akademien Scandinaviens wird zu danken haben.

Mit dankbarem Herzen stets verharrend,
hochzuverehrende Herren,
Ihr
ergebenster Diener.

Bald sollte ein anderer Ton von ihm angestimmt werden. Je höher er sich durch den Erfolg in Drontheim gehoben gefühlt hatte, desto verletzender schnitt das schroffe Urtheil der dänischen Akademie* in sein Ehrgefühl ein. Die Geschichte dieser beiden Preisschriften, insbesondere der nach zwanzig Jahren noch nicht erkaltete Aerger Schopenhauers, wie er in den drastischen Vorreden vom September 1840 und August 1860 auf die Nachwelt gebracht ist, erinnert freilich an das Horazische Wort: „So Geringfügiges, so Kleines ist's, was ein Herz, das Lob begehrt, niederwirft oder erhebt" — allein es war nicht bloß seiner Person, sondern mit dieser zugleich der Sache, die er vertrat, übel mitgespielt, und jeder spricht von der Messe, wie es ihm darauf ergangen ist.

Er hätte bedenken sollen, daß nicht alle Akademien geneigt seien, so fein zu unterscheiden, und so trefflich verständen die Wahrheit herauszuschälen wie die guten Herren in Drontheim. Und freilich, wenn man dies zu thun nicht Willens oder im Stande ist, so verliert der ganze Schopenhauer seinen wahren Werth.

— — —

* Es lautet auf Deutsch: „Die im Jahre 1837 gestellte Preisfrage, ob die Quelle und Grundlage der Moral in einer unmittelbar im Bewußtsein liegenden Idee der Moralität und in der Analyse der übrigen aus dieser entspringenden moralischen Grundbegriffe, oder aber in einem anderen Erkenntnißgrunde zu suchen sei, hat nur Ein Autor zu beantworten unternommen, dessen in deutscher Sprache geschriebene, mit dem Motto «Moral predigen ist leicht, Moral begründen ist (sic) schwer» bezeichnete Abhandlung wir des Preises nicht für würdig haben erachten können. Denn beiseite lassend, was hauptsächlich gefragt war, ging er von der Meinung aus, es solle ein Princip der Ethik begründet werden, und machte deßhalb denjenigen Theil seiner Abhandlung, in welchem er den Zusammenhang zwischen dem von ihm aufgestellten Princip der Ethik und seiner Metaphysik entwickelt, zum bloßen Anhang, mit dem er mehr als verlangt sei gebe, während doch das Thema an erster Stelle die Untersuchung des Zusammenhangs der Metaphysik und Ethik forderte. Wenn übrigens der Verfasser versucht hat, im Mitleid das Fundament der Moral nachzuweisen, so hat uns weder die Form des Vortrags genügt, noch konnten wir in der That dies Fundament selbst für ausreichend erachten; ja er selbst mußte gestehen, daß es dies nicht sei. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß mehrere der hervorragendsten neueren Philosophen auf so unziemliche Art erwähnt sind, daß es gerechten und schweren Anstoß erregt."

Es ist kein Ehrendenkstein, welchen die Regia Danica scientiarum Societas mit ihrem Judicium sich gesetzt hat! Denn, wäre selbst jedes Wort darin wahr, so würde dieses um nichts weniger ungerecht sein, da es nur das Contra in die Wagschale wirft, nicht auch das Pro. Eine Schrift, deren Inhalt so bedeutend ist, daß sie unzweifelhaft in der Geschichte der Ethik dauernd Platz finden muß, schickt man nicht mit eitlem Tadel heim, zumal wenn man nichts hat, das man über sie stellen könnte. Am allerwenigsten aber vermißt man sich, einen Schriftsteller, wie Schopenhauer, wegen seines Vortrags tadeln zu wollen. Bloß um deßwillen, weil er mit seiner ganzen Denkart den Herren heterogen war, durfte er nicht als unter Mittelgut behandelt werden; das verträgt sich schlechterdings nicht mit dem geringsten Grad richterlicher Unbefangenheit und Einsicht. Wenn man nun einmal für das Geniale, Ursprüngliche in der Erkenntniß kein Organ hat, wenn man das Gold nur im landläufigen Fabrikat, nicht in der Mine sieht, d. h. wenn man sich nicht auf große, wennschon mit großen Fehlern behaftete Leistungen, wie die Schopenhauers versteht, so soll man eben keine Preisfragen stellen.

Aber ebenso, wer kein courantes Kaufmannsgut auf den gelehrten Markt zu bringen hat, soll bei solchen Aufgaben von und für Mittelmäßigkeiten nicht concurriren. Schon in Berlin hatte Schopenhauer auf das Mitgliederverzeichniß der Akademie der Wissenschaften geschrieben:

> „Spottet ihrer nicht! Ihre Geistesfähigkeiten seien nun welche sie mögen, so sind ja sie doch die Stützen und Säulen, welche die aufgehäufte Last des menschlichen Wissens für diese Zeit tragen. Das Genie gehört nicht zu den Stützen sondern zur Last: deshalb widersetzen sie sich ihm und solange sie können, erkennen sie es nicht an."

Die Akademiker, meinte er, hätten, obwohl sie wenig mit eigenem Kapital arbeiten, den Stolz der Großhändler und glichen diesen, sofern sie mit überkommenem Wissen Handel treiben und jeden ausstoßen, von dem sie fürchten, daß er ihnen den Markt verderben könne. Ein solches enfant terrible war auch er; es konnte ihm deßhalb nichts helfen, daß er am Eingange seiner Arbeit sich selbst und seine Richter mit den Worten erhob: „Wer hier Hand ans Werk legt" — an ein so schweres Problem wie das aufgestellte — „muß zu seiner Ermuthigung sich allezeit gegenwärtig halten, daß

vom Thun und Treiben der Menschen wie vom Gewühl und Lärm des Marktes nichts weiter abliegt, als das in tiefe Stille zurückgezogene Heiligthum der Akademie, wohin kein Laut von außen dringen darf und wo keine anderen Götter ein Standbild haben als ganz allein die hehre nackte Wahrheit." Mit dieser, erklärte er, es einmal wagen zu wollen, denn: „ihre Macht ist groß und endlich trägt sie den Sieg davon" (I. Buch Esra, 4, 41 in LXX). Zugleich aber erklärte er offen, daß er „nicht ohne Besorgniß ja mit Resignation" an die Aufgabe gehe, da „der schöne Spruch Den, der gelebt und geleistet hat, nicht sehr mehr ermuthigt", und da er schon längst dem Ritter von Zimmermann beistimme, wenn dieser sage: «denke im Herzen bis in den Tod nichts sei in der Welt so selten, wie ein guter Richter!»

Ja er sah schon im Geiste seine Darstellung „so arm und kleinlaut dastehen wie vor dem König Lear die Kordelia mit der wortkargen Versicherung ihrer pflichtmäßigen Gesinnung neben den überschwänglichen Betheurungen ihrer beredteren Schwestern". Erwägen wir einerseits, wie sich das Scheinwissen in der Philosophie zu allen Zeiten, am meisten aber zur Blütezeit Fichtes, Schellings und Hegels in den Schriften der „Philosophieprofessoren" aufgeblasen hat, und sehen nun andererseits die einfache, offene, unbefangene und ungeschminkte Wahrheitsliebe, mit welcher Schopenhauer an jene tiefen Probleme herantritt: so können wir nicht umhin, seinen Vergleich treffend zu finden.

Die Abhandlung über „die Freiheit des Willens" würde bei der Kopenhagener Akademie ebenso wenig Eindruck gemacht haben wie die andere; denn vermuthlich würde, selbst wenn sein Nachweis der strengen Necessitation der Willensakte und die Auflösung des Selbstbewußtseins in diese dort Beifall zu finden Hoffnung gehabt hätten, und irgendwelche Empfänglichkeit für die in solchen Dingen fast beispiellose Klarheit und Folgerichtigkeit der Deduction vorhanden gewesen wäre — die von Schopenhauer nur zum Schlusse angedeutete „höhere Ansicht" als das eigentliche Beweisthema vindicirt worden sein, welches er, kaum berührt, im Stich gelassen habe. Anstatt in der Abhandlung über das Fundament der Moral vor allem den scharfsinnigen und lehrreichen kritischen Theil zu würdigen; sodann aber in dem positiven Theile ein

„geniales Exercitium", wie Herbart von Fichtes „Wissenschaftslehre" sagte, zu erkennen, verlangten sie, scheint es, Brief und Siegel über die Herkunft ihrer „Idee der Sittlichkeit", in welcher Schopenhauer mit Recht weiter nichts als den „Grundgedanken eines moralischen Gesetzes" zu finden vermochte.

Danach warfen sie ihm vor, daß er das eigentliche Thema nur anhangsweise behandelt habe, nämlich den „Nexus zwischen Ethik und Metaphysik", wahrscheinlich ihrer eigenen oder der Hegelschen Metaphysik; während, wie Schopenhauer unwiderleglich dargethan, in der Preisfrage kein Wort davon zu finden ist. Schopenhauer hat aber in der That diesen Nexus sattsam bezeichnet, nämlich den Nexus *seiner* Metaphysik mit *seinem* Fundament der Moral, das ihnen freilich höchst paradox vorgekommen zu sein scheint.

Ueberhaupt sollte Schopenhauer nach dem Drontheimer Siege wenig Freude mehr an seinen Abhandlungen zur Ethik erleben. Während der noch andauernden Hochfluth der „Hegelei", im September 1840 herausgekommen, wurden sie keineswegs der Wichtigkeit des Gegenstandes und ihrem Werthe gemäß beachtet. In einem Briefe an Brockhaus vom März 1844 sagt er: seine Schrift „über den Willen in der Natur" und seine „Grundprobleme der Ethik", „Werke, die man noch nach Jahrhunderten lesen wird", seien in keiner einzigen Litteraturzeitung erwähnt worden, „als allein in Ihrem Leipziger Repertorium, welches ex professo alles anzeigt, und die Ethik auch in Ihren literarischen Unterhaltungsblättern". Mit dieser Recension* sei er ganz wohl zufrieden gewesen; „hingegen will ich lieber von wüthenden Hegelianern zerrissen als, wie beide Male im Repertorium" (wahrscheinlich von Hartenstein) „eine solche heimtückische Billigung finden, die es verschmitzter Weise nur darauf abgesehen hat, das Bedeutende als unbedeutend darzustellen und die Aufmerksamkeit davon abzulenken".

Außer diesen beiden Anzeigen war indessen noch eine dritte erschienen, deren Schopenhauer in diesem Briefe nicht gedenkt. Hierüber schreibt er am 27. August 1854 an Becker:

* Der Recensent war Ludwig Braunfels, der sich später durch seine meisterliche Uebersetzung des „Don Quijote" einen Namen gemacht hat. Die Recension findet sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1841, Nr. 133.

„Ihre Kritik der Rosenkranzischen Ergießung* ist sehr gut und richtig. Sie hat mir meine eigene Empfindung dabei erläutert und mir viel Vergnügen gewährt. Was er (weil Sie danach fragen) eine gründliche und witzige Kritik von Spiritus Asper nennt, ist ein infames Pasquill, voll Lügen und falsa in den Hallischen Jahrbüchern von 1841 oder 1842 unter Form einer Recension meines Willens in der Natur und meiner Ethik. Ich besitze es nicht. Erst jetzt nach dem Tode des Verfassers ist es dem Dr. Emden, der sich früher viel Mühe deshalb gegeben hatte, gelungen, ihn herauszubringen. Es ist der langweilige Vielschreiber Carové, der damals in freundschaftlichem Umgang mit mir stand und mit mir sehr unbefangen davon gesprochen hat. Bloßer Neid bewog diese Canaille".**

So verbanden sich Feind und Freund, ihm das Fortkommen schwer zu machen, und als nach zwanzig Jahren die neue Auflage der beiden „Grundprobleme der Ethik" unter glänzenden Auspicien die Presse verlassen hatte und die Post ihm die ersten Exemplare ins Haus brachte, war er eben in den Sarg gelegt worden.

In demselben Jahre, in welchem die „Grundprobleme der Ethik" erschienen, hatte der englische Maler Charles Eastlake*** in London Goethes Farbenlehre ins Englische übersetzt. Dies veranlaßte Schopenhauer ihm über den Stand der Sache zu schreiben und die Uebersetzung des Schriftchens „Ueber das Sehn und die Farben" anzuempfehlen. Den englischen Brief Schopenhauers hat Dr. Lindner 1862 in der Vossischen Zeitung nebst Uebersetzung veröffentlicht, auch in dem mit Dr. Frauenstädt herausgegebenen Buche „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn" u. s. w. (Berlin bei A. W. Hayn, 1863) wieder abdrucken lassen. Es stellte sich heraus, daß Eastlake ein alter Bekannter von ihm war; denn er schrieb ihm im April 1841 unter anderm:

„Sie sagen, Sie seien früher in Berlin gewesen, und ich vermuthe wegen Ihrer vollkommenen Kenntniß des Englischen, daß wir schon vor etwa 20 Jahren einander begegnet sind. An der Wirthstafel des Gasthofs nämlich, in dem ich abgestiegen war, traf ich täglich mit einem Herrn Ihres

* „Zur Charakteristik Schopenhauers" in der „Deutschen Wochenschrift" von Karl Goedeke. Heft 22 (1854).

** F. W. Carové, ein Compilator von vielem Wissen und vielseitiger Empfänglichkeit; aber ohne bestimmten Charakter, an Allem herumtastend. Beim Wartburgfeste im October 1817 trat er zuerst als Redner auf; Riemann fiel ihm mit dem Witze ins Wort: er solle schweigen, sein Name endige mit einem ominösen O weh.

*** Später auch als Kunsthistoriker durch seine „Materials for a history of Oil Painting" (2 Bde., London 1857 fg.) und andere Schriften bekannt geworden.

Namens zusammen, der perfect englisch sprach. Er war speculativer Philosoph und, wie er mir sagte, der Verfasser eines Werks, betitelt „Die Welt als Wille und Vorstellung". So sind wir möglicherweise einander nicht fremd. Ich nannte Ihnen damals meinen Namen und sagte Ihnen, daß ich Maler sei".

Auf die Sache einzugehen stellte er in ungewisse Aussicht. Schopenhauer mußte also hier abermals in Erfahrung bringen, daß seine eingehende und lebendige, von dem reinen Interesse für die Wissenschaft eingegebene Mittheilung in fremder Sprache nicht die verdiente Beachtung fand, sondern ebenso leichthin aufgenommen wurde, wie jene an Haywood und Consorten gerichteten. Wie würde man in Deutschland über einen einheimischen Fachgelehrten urtheilen, welcher solche Briefe von der Hand eines englischen Gelehrten deutsch geschrieben, nicht besser aufzunehmen und die seltene Gelegenheit, sich über seine Wissenschaft mit einem Ausländer in mehr als oberflächlichen Verkehr zu setzen, so wenig zu nutzen wüßte? Der rein theoretische Feuereifer Schopenhauers im Dienste der Wahrheit oder dessen, was er auf Grund redlicher Forschung für das Wahre erkannt hatte, sticht von der nüchternen Gleichgültigkeit jenes Mittelschlags, der den Flug der Edlen von jeher niedergedrückt hat, auffallend ab.

XII.

1841—1850.

Die tiefe Stille, in der sein Leben während der nächstfolgenden Jahre dahinfloß, benutzte Schopenhauer zum Ausbau seines Systems. Ueber den Vorarbeiten dazu hatte er unvermerkt „die Schwelle des Alters erreicht"; denn gleich seinem steten Vorbilde, Kant, stand er bereits im sechsundfünfzigsten Lebensjahr als er mit dem zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung", wie es in einem Briefe an seinen Verleger vom Mai 1843 heißt: „die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken zugebrachten Lebens, der vollen Reife des Alters, die Concentration aller während vierundzwanzig Jahren concipirten Gedanken und ganz entschieden das Beste" was er geschrieben hinausgab.

Nachdem die Verlagshandlung sich im Juni 1843 entschlossen hatte, das ganze ihr zu diesem Zwecke gratis überlassene Werk, Schopenhauers Wunsch entsprechend in neuer Ausgabe erscheinen zu lassen, wurde der Druck so eifrig gefördert, daß Schopenhauer schon im Februar des folgenden Jahres mit der Vorrede den Schluß machen konnte. Der erste Band war mit Ausnahme des die Kritik der Kantischen Philosophie enthaltenden Anhangs, welcher „bedeutende Berichtigungen und ausführliche Zusätze" erhalten, im wesentlichen unverändert geblieben, und es gereichte dem Werke zu nicht geringer Empfehlung, daß sein Urheber, obgleich die „Ergänzungen" den vollen Beweis lieferten, daß sich in dem Vierteljahrhundert seit der Hinausgabe des Systems der Umkreis seines Wissens gewaltig erweitert, wenn auch nicht vertieft hatte, im ganzen nichts zurückzunehmen fand.

Denn daß trotz dieser allseitigen Ausdehnung des Gesichtsfeldes der alte Rahmen noch paßte, bewies an und für sich schon dessen

relative Tüchtigkeit. Wäre das System nichts als ein geniales Phantasiegemälde, wie z. B. die „Naturphilosophie", gewesen, so würde es wie diese rasch veraltet sein. Fichte und Schelling mußten wiederholt andere Fundamente legen, um ihre Philosopheme mit der fortgeschrittenen Einsicht im Gleichgewicht zu erhalten; Schopenhauer baute nur weiter aus.

Im März 1844 schrieb er an Brockhaus:

„Im Vertrauen gesagt, ich bin mit dem zweiten Bande, in welchem Alles neu ist, jetzt, da ich es im Druck allererst deutlich übersehe, so ganz zufrieden, daß ich wirklich hoffe, jetzt endlich « den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen » — in welchem Falle Sie diese Auflage in wenigen Jahren werden ausverkauft haben. Wollen Sie nun dafür, daß ich Ihnen ein Werk von großem und dauerndem Werthe umsonst gegeben habe, mir einen kleinen, ganz leichten Gefallen erzeigen, so würde er darin bestehen, daß Sie mir jährlich nach der Ostermesse berichteten, wie viele Exemplare Sie abgesetzt haben, damit ich mich freuen kann, wenn es gut damit geht, oder betrüben, wenn schlecht."

Es sollte aber so über alle Erwartung schlecht gehen, daß Brockhaus gänzlich zu schweigen vorzog. Am 14. August 1846 erhält er die Auskunft: „Was Ihre Anfrage über den Absatz Ihrer Schrift betrifft, so kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nur sagen, daß ich damit ein schlechtes Geschäft gemacht habe, und die nähere Auseinandersetzung erlassen Sie mir wohl."

Um zum wenigsten einen Theil der Druckkosten zu decken und mit der kleinen Auflage* aufzuräumen, entschloß sich die Verlagshandlung vier Jahre später, den Preis bedeutend herabzusetzen, was zwar für sie selbst längere Zeit keinen nennenswerthen Erfolg hatte, indessen für das Bekanntwerden Schopenhauers doch von Wichtigkeit sein sollte. Schopenhauer war von Anfang wegen des hohen Preises besorgt gewesen, indem er wie die meisten in Geschäftssachen unerfahrenen Gelehrten meinte, seinem Werke durch dessen Wohlfeilheit Absatz verschaffen zu können. Allerdings waren damals die Mittel der Leser wissenschaftlicher Werke in Deutschland noch weit beschränkter als jetzt, wo wenigstens ein Theil dieses Leserkreises ein besseres Auskommen hat. Er gab sich deßhalb große Mühe, die Verlagshandlung zu bestimmen, den Preis nicht zu hoch anzusetzen.

„Wie viel Einfluß", schrieb er unter anderm im März 1844, „der Preis auf den Absatz hat, selbst wo der berühmteste Name diesen begünstigt,

* Der erste Band war in 500, der zweite in 750 Exemplaren gedruckt worden.

bezeugt eine Stelle in Riemers Mittheilungen über Goethe, Thl. 1, S. 386: « Bei der Farbenlehre scheint der Verleger sogar sich gegen den Autor verschworen zu haben, indem er gleich einen so hohen Preis stellte, daß schon deßwegen das Buch kein Publikum finden konnte ». Mein Buch aber hat seine Bahn sich selbst zu brechen, da es nicht auf die mindeste Unterstützung von außen, in Literaturzeitungen und Schriften rechnen darf, vielmehr auf eine vollzählige Verschwörung der Philosophie-Professoren gegen dasselbe, da ich, nachdem ich auf Gerechtigkeit von diesen 25 Jahre vergebens gewartet, endlich von den Elenden geredet habe, wie sie es verdienen, obwohl noch zu glimpflich. Also muß mein Buch sich selbst Leser werben: Sie begreifen, wie sehr ein niedriger Preis dies begünstigt."

Ja, wenn Autor und Buch bereits Geltung erlangt haben! — So stand die Sache im Jahre 1852. Die populären „Parerga" Schopenhauers waren zu einem verhältnißmäßig billigen Preise erschienen und hatten einige Verbreitung gefunden: jetzt fing man an, auch nach dem Hauptwerke zu fragen, das ja den Schlüssel dazu enthielt. Wenigstens hatte vorher selbst das Auftreten seiner ersten „activen Apostel", Dorguths seit 1843 und Frauenstädts 1848, nichts gefruchtet. Bis zu Anfang der fünfziger Jahre war Schopenhauer selbst bei den meisten der damaligen Fachgenossen so gut wie unbekannt geblieben, wennschon von einigen gelten mochte, was er 1848 launig an Frauenstädt schreibt, der ihm mitgetheilt hatte, daß Prof. Gabler geäußert habe, Schopenhauers Werke seien gar nicht so unbekannt:

„Der Groß-Hegelianer hat ganz recht, daß meine Schriften so unbekannt nicht seien: nämlich bei den Philosophie-Professoren, als welche sie zu Hause haben und ansehn wie das Galgenmännlein im Fläschchen oder wie der Magus das Teufelchen Asmodäus, und sagen: ich weiß, kommst du heraus, so holst du mich."

Die fünfzig Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" bilden — von ihrem speculativen Gehalt ganz abgesehen — eine so glänzende Reihe der geistvollsten, durch Stil und Themata gleich anziehenden Essays, daß die völlige Nichtbeachtung des Werks in einer Zeit, welcher bei den abstrusesten und tädiösesten Producten der Hegelianer die Geduld nicht ausgegangen zu sein schien, nur durch eine dem litterarischen Leben der Deutschen vorzugsweise anhaftende Befangenheit in der jeweiligen Geistesrichtung zu erklären ist. Die tiefsinnigsten, aber in der Form unvollkommenen, dem gemeinen Verständnisse nur mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten zugänglichen Schriften haben bei allen Nationen gleich wenig augenblicklichen Erfolg auf-

zuweisen; bei einem Schriftsteller wie Schopenhauer aber kann man sich den beharrlichen Mißerfolg sowohl, wie den späteren außerordentlichen Erfolg nur an der Hand des Zeitgeistes begreiflich machen.

Als er in der Schrift über den Willen in der Natur seiner tiefen Verstimmung über „die Unredlichkeit" unsers Schriftthums unter Anführung einer merkwürdigen Aeußerung Goethes bei Besprechung des Buchs der Staël über das ehrliche Deutschland, zum ersten mal öffentlichen Ausdruck gab, glaubte er den Grund dieser Erscheinung neben der unleugbaren Unfähigkeit der meisten professionsmäßigen „Denker", das höchste Wissen durch ihre Thätigkeit zu fördern, hauptsächlich in dem zu finden, was er mit einem dem Englischen (time-server) nachgebildeten Wort „Zeitdienerei" nannte. Und in der That scheint es unter uns erlaubt, dem litterarischen Publikum in jeder Gattung Alles zu bieten, wenn es nur zeitgemäß ist, d. h. dem Wahne des Tags schmeichelt. Das Emporwuchern des litterarischen Buchwaizens findet ohne Zweifel hierin seine ausreichende Erklärung. Dagegen dünkt mich, die Schwierigkeit des Aufkommens und Durchdringens wirklich großer Verdienste in der deutschen Gelehrtenrepublik habe neben dem Umstande, daß diesen ihr Character nicht erlaubt an den Vortheilen des litterarischen Cliquenwesens und der Carrièremacherei theilzunehmen*, ihre Ursache darin: daß wir Deutsche die Freiheit, die uns seit alters im Felde der Theorien und Einfälle vergönnt ist, zu dessen Ueberfruchtung dergestalt mißbrauchen, daß Urtheilskraft und Geschmack des lesenden Theils der Nation durch die plan- und zuchtlose Ausgeburt unausgetragener Ideen abgestumpft und desorientirt werden. Selbst die Autorität unserer größten Denker muß auf diese Weise einer Menge von Querköpfen, Schwätzern und Schwarmgeistern nur zur Ausführung ihrer Grillen dienen. Niemand ist da, der mit einem energischen Quos ego auf dem Tummelplatz unserer Litteratur Richtung und Ziel gäbe; sondern ein jeder treibt es wie er will und so gut oder schlecht er es vermag.

* So gab Schopenhauer, um nur dies Eine zu erwähnen, nie zu, daß die Anzeigen seiner Verleger irgendeinen empfehlenden Zusatz, geschweige denn Lobhudeleien enthielten, wozu seine schöne französische Maxime paßte: „Quoi de plus sot que de se montrer petit, voulant paraître grand." (Handschriftlicher Nachlaß, S. 464.)

In England und Frankreich ist dies anders: dort weiß jeder genau, was er seinem Publikum bieten darf, und das Publikum weiß ebenso genau, was es von jedem erwarten kann. Es existirt dort ein mittlerer Maßstab für Form und Inhalt jeder litterarischen Production, welcher von den Producenten und Consumenten gleichmäßig angewendet und respectirt wird. Daher finden wir, daß Engländer und Franzosen im allgemeinen bei weitem weniger schlechthin perverse oder doch unnütze Bücher haben und bei weitem weniger Zeit durch absolut unfruchtbare und verwirrende intellectuelle Kreuz- und Querzüge verlieren als der bildungsstolze Deutsche.

Schopenhauer sah in dem Schweigen der Fachgenossen über ein Werk, das er in seinem Handexemplar die ἀποκάλυψις μυστηρίου χρόνοις αἰωνίοις σεσιγημένου (Röm. 16, 25) nannte, nur Absicht und bösen Willen; ich erblicke darin mehr die eben beleuchtete Schwierigkeit, das Wahre, Bleibende, Große aus dem Wuste des Falschen, Vergänglichen und Kleinen herauszufinden. Dieser in Deutschland künstlich gesteigerte Mangel an Unterscheidungsfähigkeit ist allerdings juris gentium; ihr Gegentheil, die Urtheilskraft in höheren Dingen immer nur Sache Weniger, ja man kann sagen, eben nur Derjenigen, welche selbst fähig sind, eigene ursprüngliche Gedanken über solche Dinge zu haben; während die große Masse der Nachahmer stets damit beschäftigt ist, ihre innere Leerheit und äußere Unbedeutendheit auf Kosten des Inhaltvollen und Bedeutenden herauszuputzen. So schreiben sie fort und fort, besprechen ihresgleichen mit dem Ansehen der größten Wichtigkeit, nennen sich wechselseitig berühmte oder, wo dies absolut nicht angeht, rühmlich bekannte Verfasser, auch wohl stimmberechtigte Denker der Gegenwart u. s. w., und zerraufen auf der andern Seite die Gaben des Genius mit solchem Geschick, daß diese bald nicht mehr von ihrem eigenen Machwerk zu unterscheiden sind. Dann freilich ist ihr Ziel erreicht und sie können ihre Waare ein Zeit lang ungestört an den Mann bringen — bis endlich wieder ein Gottgesandter den Tempel der Wissenschaft durch sein bloßes Auftreten von den Verkäufern reinigt. Kaum aber ist er todt, so wird das Geschäft nutzbringender als zuvor wieder aufgenommen, indem man der abgeschreckten Kundschaft nunmehr die reine Lehre dessen, der zuletzt die Geisel schwang,

anbietet und unter diesem Schild den alten Kram wieder aufrichtet.

Seiner damals im Goetheschen Hause zu Weimar weilenden Schwester, welche um dieselbe Zeit mit ihren drei Märchen: „Haus-, Wald- und Feldmärchen" hervorgetreten war, sandte Schopenhauer sein Werk kurz vor der Abreise Adelens nach Italien, und sie schrieb ihm darüber am 16. August 1844 unter anderm:

„Dein sehr geistreiches Buch hat erstlich durch Styl, Schreibart und Darstellung mich sehr erfreut. Dein System kannte ich. Vielleicht theilte ich deinen Glauben an die Seelenwanderung, wäre ich nicht von Kindheit auf mit Menschen umgeben gewesen, die ihn hatten! Es erhob sich ein innerer Widerspruch, scharf und fest dachte ich weiter. Meine Ansicht scheidet sich auf mehreren Punkten von der deinen, aber sie ist ihr nicht fremd. — Ueberraschend war mir der Gedanke der Möglichkeit, die endlose Reihe aufgedrungener Existenzen los zu werden, aber wo liegt ein Beweis? Im Buch überhaupt nichts davon, und du selbst stellst diese Idee bloß als Möglichkeit auf. Da ich nicht gern lebte, nie, so wäre mir das sehr tröstlich; aber ich glaube nicht, daß diese Kette zu brechen ist.

„Die Einzelheiten sind sehr schön und besonnen gearbeitet. Ich hätte deine Beobachtungen noch ergänzen helfen, hätte ich sie geahnt. Z. B. über körperliche und intellectuelle geerbte Aehnlichkeit. Die Kreuzungen von Großonkel und Großtante zu Großneffe und Großnichte. Dann der Sprung und die Modification der Geisteskräfte im Talent und wissenschaftlichem Streben; von Großvater zu Enkel, mit vielen hundert Beispielen — ich habe 5 bis 6 Jahre durch die letzten zwei Jahrhunderte und dann in der lebenden Generation sie gesammelt, jetzt habe ich diese Beobachtungen alle nicht mehr; ich that es einem Arzt zu liebe, mit dem ich befreundet. Mich freute, dir auf dem von mir durchfurchten Felde zu begegnen . . . Ich danke sehr herzlich. Vieles was ich darüber denke, kann ich nicht schreiben, noch Anderes nicht sagen, weil ich dich zu wenig kenne. — Einen so schrecklichen Eindruck macht' es nicht, wenn ich davon erzählte, z. B. dem Erbgroßherzog gar nicht; es interessirte ihn sehr. Die letzten zehn Jahre haben die Menschen gewöhnt dergleichen zu hören; es beunruhigt sie nicht, besonders nicht in wissenschaftlicher Form. Es ergreift sie aber auch nicht, denn sie hören es wie jedes andere philosophische System: als einen Beweis, der mit ihnen persönlich nichts gemein hat! Dergleichen Erscheinungen sind eigentlich sehr drollig . . ."

Und doch stand sie selbst noch mit beiden Füßen in jener nunmehr längst verschwundenen Zeit rein ästhetischer Interessen, die mit Anfang des vierten Jahrzehends des 19. Jahrhunderts zur Neige ging, und in der ein Verständniß des ethischen Grundgedankens der „Welt als Wille und Vorstellung" nicht erwartet werden konnte. —

In den Tagen, da Schopenhauer seufzte:

Full many a flower is born to blush unseen
And waste its sweetness on the desert air (Gray),

empfing er ein Schreiben des Advocaten *August Becker* in Alzei, welches den Anfang eines Gedankenaustausches bildete, von dem Schopenhauer später sagte, daß er das Beste enthalte, was von ihm selbst und Andern über seine Philosophie *in Briefen* niedergelegt sei. Zugleich ward dieser erste Briefwechsel die Grundlage einer Freundschaft, die, in der aufrichtigsten gegenseitigen Hochachtung wurzelnd, bis zum Tode Schopenhauers sich gleich geblieben ist. Nachdem Becker 1850 als Kreisrichter nach Mainz versetzt worden, sahen sie sich öfter und ein Besuch Beckers war dann für Schopenhauer jederzeit ein freudiges Ereigniß. Von Beckers Urtheilskraft hatte er eine hohe Meinung. So schreibt er an ihn am 5. Mai 1852:

„Sie sind doch unter allen meinen Aposteln derjenige, der mich stets am richtigsten versteht. Ohne alle Schmeichelei gesagt. Aber leider haben Sie eine hartnäckige Buchdruckerschwärze-Scheu! Daher kommt es, daß ich unter vier Aposteln nur zwei Evangelisten habe und diese sind wie sie Gott gegeben hat." Ferner am 20. Mai 1854: „Ihr letzter Brief hat in mir von neuem die Ueberzeugung befestigt, daß Sie unter allen Lebenden der gründlichste Kenner meiner Philosophie sind, solche verstehen wie ich selbst und noch dazu die Paragraphen innehaben wie die Ihres Corpus juris, so daß Sie bei Allem gleich die entscheidende Stelle beibringen können. Alles was Sie über Weigelts* Buch sagen, ist so überaus treffend, daß ich mich nicht habe entbrechen können, ihm den Brief zu seiner Belehrung zu überschicken."

Und am 9. April desselben Jahres schreibt er an Frauenstädt, indem er ihm einen „werthvollen" Brief Beckers, welcher die „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" kritisirt, mittheilt: „Wie bewunderungswürdig, für mich zugleich erhebend ist es, daß dieser mit Geschäften überladene Kreisrichter noch immer so gänzlich in den Einzelheiten und feinsten Subtilitäten meiner Philosophie zu Hause ist."

Auch aus Beckers juristischem Rath zog er zum öftern Vortheil und rühmte seine musterhaft klaren und faßlichen Gutachten.

Jener erste Briefwechsel betrifft dasselbe Grundproblem, das einst den angehenden Naturforscher für immer in die Arme der Philosophie geworfen: *Bedeutung, Werth und Zweck des Lebens.* Schon damals stellt er sich die Frage:

„Ob wohl dieses Leben nur für dieses Leben Weisheit erwecken könne d. h. ob die Aenderungen, die mein Wille durch die παίδευσις (Erziehung) des Lebens in seinem innersten Grunde, gleichviel ob zum Bösen oder zum

* Geschichte der neueren Philosophie in populären Vorlesungen (Hamburg 1854). Vergl. unten S. 356.

Guten erleidet, meinen Willen doch nur bestimmen, insofern diese Sinnenwelt seine Sphäre ist; oder ob jene Aenderungen mein ganzes unendliches Dasein mitempfindet, und folglich die Endlichkeit causal wird für die Unendlichkeit, wie umgekehrt bei jeder tugendhaften Handlung die Unendlichkeit causal wird für die Endlichkeit? Nehmen wir es nicht an, so frägt sich: wozu das Possenspiel der Welt?"

Das nämliche Thema werden wir ihn, als Finale, kurz vor seinem Tode nochmals behandeln sehen, und es leidet, wie bereits erörtert, keinen Zweifel, daß eben diese praktische Seite seines Systems diesem zuerst in weiteren Kreisen Eingang und sodann ungewöhnlich rasche Verbreitung verschafft hat; wie es denn auch eine Verkehrtheit genannt werden muß, ein Anhänger der Philosophie Schopenhauers sein zu wollen, aber unter Verwerfung seines „Pessimismus". Die auf Kants kritischem Idealismus fußende theoretische Seite seiner Philosophie, welche diese nachher auch bei Fachgenossen und Naturforschern Anklang finden ließ, lag dem damaligen Standpunkte der speculativen wie der inductiven Forschung noch fern; dagegen die mehr und mehr zu Tage tretende Unwahrheit des religiösen und socialen Zustandes der nun heimgegangenen Generation und der Bankerott der „nachkantischen" praktischen Philosophie trieb das heranwachsende Geschlecht von selbst in die Arme des Naturalismus und Pessimismus, welche beide es, mit Recht oder Unrecht, bei Schopenhauer vereinigt zu finden glaubte. Nur dadurch, daß er einem höheren praktischen Bedürfnisse seiner Zeit entgegenkam, erklärt sich die große Theilnahme der Laien an seiner Philosophie und deren merkwürdige Verbreitung im Inland und Ausland. Die Verwalter der göttlichen Geheimnisse aber sollten darin keine Beschönigung für sich suchen, indem sie sich darauf berufen, daß nur die Urtheilslosen oder doch Sachunkundigen Schopenhauers Fahne gefolgt seien; sondern vielmehr Beschämung, da sie „die Zeichen der Zeit" nicht verstanden haben, und statt Führer ihrer Zeit zu sein ohnmächtig hinterher gelaufen sind. Sie haben kein Recht, über Schopenhauer zu Gericht zu sitzen. Die das Schiff auf den Sand fahren ließen, spotten des Versuchs, es wieder flott zu machen mit Unrecht, und wäre dieser von Grund aus verfehlt: die richtige Tendenz hat er jedenfalls vor ihnen voraus. Denn wie Prof. Baumann* zutreffend be-

* „Ueber die Hauptansichten vom Werthe des Lebens. Sechs Vorträge aus dem Gebiet der praktischen Philosophie". (Leipzig, 1874.) S. 135.

merkt: „Schopenhauers Bedeutung besteht darin, daß er von der intellectuellen, ästhetischen und technischen Culturansicht seiner unmittelbaren philosophischen Vorgänger sich zurück zu der Lehre wandte, daß der Mensch wesentlich praktisch sei.“ Praktisch, nicht im gemeinen Sinne — denn niemand war weiter davon entfernt als Schopenhauer, den Werth des Lebens mit dem modernen Culturphilister und Volksbeglücker in „die heilige Arbeit“ oder in das Thun als solches, in die „reine Thätigkeit um der Thätigkeit willen“, wo sie schon bei Fichte präludirt, setzen zu wollen, eine Thätigkeit, die er vielmehr gleich Locke* nur verspottet — sondern praktisch im wahren und höchsten, den letzten Zweck des Lebens treffenden moralischen Sinne, in welchem sie viel eher mit Angelus Silesius' Spruch zusammentrifft:

Ein Narr ist vielbemüht; des Weisen ganzes Thun,
Das zehnmal edler ist, ist lieben, schauen, ruhn.

Schon 1843 hatte ein anderer Priester der Themis, der Geheime Justizrath F. Dorguth zu Magdeburg, in seiner Schrift „Die falsche Wurzel des Idealrealismus, ein Sendschreiben an Karl Rosenkranz“ Schopenhauer als den „ersten realen systematischen Denker in der ganzen Litteraturgeschichte“ verkündigt. Wie dieses Enkomium und die Bezeichnung Schopenhauers als des „Kaspar Hauser der Philosophie-Professoren“ eine ins vage gehende Phantasie verrathen, so konnten auch die mancherlei Opuscula** dieses „aktiven Apostels“ Schopenhauer nur als Beweise treuer Anhängerschaft von Werth sein. Scherzend sprach er deßhalb von Dorguths Trompete im Gegensatz zur Posaune Frauenstädts.

Dieser „Erzevangelist“ hatte bereits 1840 in seinen „Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie“ sodann wiederholt in den „Hallischen Jahrbüchern“ von Ruge und Echtermeyer die Aufmerksamkeit auf Schopenhauer zu lenken versucht und in einem

* „Labour for labour's sake is against nature“.

** „Schopenhauer in seiner Wahrheit, mit einem Anhange über das praktische Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs“ (Magdeburg 1845). „Die Welt als Einheit, ein philosophisches Lehrgedicht mit Rückblick auf Alexander von Humboldts Kosmos“ (Magdeburg 1848). (In diesem „Lehrgedicht“ figurirt der Wille als „Wesen des kosmischen Eins“.) „Vermischte Bemerkungen über die Philosophie Schopenhauers“ (Magdeburg 1852). „Das Licht der wahrhaften kosmischen dem Irrlichte der Hegelschen Dialektik gegenüber“ (Magdeburg 1854).

Artikel „Zur Kenntniß und Kritik der Krauseschen Philosophie“ (1841) den Ton angeschlagen, der dem Ohr des Meisters wohlthat, indem er sagte:

„Ja, dies ist das Loos der stillen, uneigennützigen Wahrheitsforscher, die rein in die Sache vertieft, sich nicht an die niedrigen Bedürfnisse des Publikums kehren; sie werden von der Mitwelt ignorirt. Ist es nicht ebenso dem genialen, tiefsinnigen Schopenhauer ergangen, dessen Philosophie so manchem Katheder-philosophen ein Licht anzünden könnte, vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müßte?“

Im Juli 1846 als Hauslehrer mit der Familie des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg durch Frankfurt reisend, machte Dr. Julius Frauenstädt die persönliche Bekanntschaft Schopenhauers und genoß später, da die fürstliche Familie längere Zeit in Frankfurt lebte, im Winter 1846 auf 1847 und im September 1847 dessen Umgang, worüber er in seinen „Memorabilien“ ausführlich berichtet hat.

Schopenhauer gab damals seine Abhandlung über den Satz vom Grunde in „sehr verbesserter und beträchtlich vermehrter Auflage“ heraus. Sie fehlte seit mehreren Jahren im Buchhandel, weil der Rest der ersten Auflage im Concurse des Rudolstädter Commissionärs als Makulatur verschwunden war. Wie schon erwähnt, benutzte Schopenhauer diese Gelegenheit, seine wichtigen Lehren von der Apriorität des Causalitätsbegriffs und von der Intellectualität der empirischen Anschauung nochmals ausführlich vorzutragen. Dies sollte für ihn um so fruchtbringender werden, als er damit zuerst seiner Philosophie eine Gasse in die naturwissenschaftlichen Kreise gebahnt und, dem Zeitgeiste gegenüber, neben dem praktischen einen rein theoretischen Anknüpfungspunkt gefunden hat. Im März 1855 schreibt er prophetisch an Dr. Frauenstädt: „Sie haben Recht, es kommt der Streit zwischen Physik und Metaphysik: der kann sehr in gloriam meam ausschlagen; denn hier ist offenbar die Metaphysik im Recht, nur muß es auch die rechte sein.“ Durch Schopenhauer ist man seitdem auf Kant zurückgeführt worden; aber dieser Erfolg sollte noch Jahre lang auf sich warten lassen. Vorerst mußte er sich mit vereinzelten warmen Verehrern begnügen.

Im December 1849 schreibt er an Dr. Frauenstädt, welcher damals mit seinem Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer“

in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (No. 277—281) einen kräftigen Posaunenstoß für ihn hatte erschallen lassen:

„Den Philosophieprofessoren muß es zum großen Aerger gereichen. Sie gleichen jetzt Leuten, die in einem finstern Winkel des Saals unabläßig genasenstübert worden sind, jedoch nicht geschrien, sondern still gehalten haben, damit man nur nichts davon merke; und da kommen nun Sie mit einem Lichte, die Scene zu beleuchten! Von meiner Vierfachen Wurzel zweiter Auflage haben sie nicht ein Mal den Titel in irgend einer ihrer litterarischen Zeitungen angezeigt, was doch sonst bei zweiten Auflagen geschieht. Sondern husch, husch: nicht ein Wort! schweigen, sekretiren. Aber Dies irae kommt: bald wird «Himmel und Erde uns Esel bohren: Wir sind unwiederbringlich verloren».“

In demselben Briefe schreibt er über den Besuch des Rechtspraktikanten Adam von Doß*, seines nachmaligen „Apostels Johannes“ (also des dritten Juristen):

„An genauer Kenntniß aller meiner Schriften und Ueberzeugung von meiner Wahrheit kommt er Ihnen wenigstens gleich, wenn er Sie nicht übertrifft. Sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude gemacht. Er blieb vierzehn Tage, bloß um mich jeden zweiten Tag zu besuchen. Leider gibt er noch nichts zur Presse, er ist erst 26 Jahr. Aber er ist ein schreibender Apostel, schreibt Briefe an Leute, die er nicht kennt, ihnen zu sagen, daß sie mich lesen sollen.** Sogar die Schriften Dorguths sind ihm alle ganz geläufig, auch der Rätze und überhaupt jede Zeile, die je von mir geredet hat. Außer sich gerieth er, als ich sprach von einer Recension de anno 1821, die er noch nicht kannte: er spürt ihr nach. Er studirt den Buddhaismus und hat sich J. J. Schmidts Abhandlungen der Kaiserlichen Akademie abgeschrieben. Ich sage Ihnen ein Fanaticus!“

Von Doß war es im edeln Sinn: eine von Jugend auf mit heißer Sehnsucht nach dem Unvergänglichen ausblickende Seele, überaus liebenswürdig von Charakter, aber stets leidend. In dem tiefen Ergriffensein des jungen Mannes von seiner Lehre, in dem hohen Ernste, mit dem er die Sache nahm, sah Schopenhauer ein Unterpfand seiner Wirkung auf kommende Geschlechter.

Am 22. Februar 1849 vollendete er sein 61. Lebensjahr und mit diesem Jahre begann die letzte Periode seines Lebens. Am 2. März schreibt er an Frauenstädt:

---

* Er starb 1873 als pensionirter Bezirksgerichtsrath in München. Die Briefe Schopenhauers an ihn sind zuerst kurz vor seinem Tode in der „Wiener Deutschen Zeitung“ (Jahrgang 1872, Nr. 348—387) durch Dr. Karl Frhr. du Prel veröffentlicht worden. Die Einleitung dazu enthält jedoch Unrichtigkeiten. So wird die alte französische Geschichte von dem für eine goldene Tabatière veräußerten Urheberrecht an einer Anekdote, die der Erwerber nicht zu erzählen verstand, als ein Ereigniß aus Schopenhauers Leben aufgetischt. Manches dieser Art ist auf Schopenhauers Namen in Umlauf gebracht worden, bloß weil er gelegentlich die Unterhaltung damit würzte.

** Es waren dies unter Anderen Leopold Schefer und David Friedrich Strauß, mit welchen von Doß alsdann befreundet wurde.

„Ihre Aufmerksamkeit, an meinen Geburtstag zu denken, hat mich ungemein gerührt, da Sie wohl der Einzige sind, der daran gedacht hat. Aber offenbar ist ein einziger, aus wahrer Hochschätzung allein entspringender Glückwunsch mehr werth als hundert von Interesse oder bloßer Höflichkeit eingegebene, wie sie den Großen und Reichen dargebracht werden. Dieser Gedanke zusammen mit Ihrer Andeutung, daß vielleicht dereinst Mehrere jenes Tags gedenken dürften, rief mir sogleich einen schönen Vers von Byron ins Gedächtniß, den ich Ihnen bestmöglichst verdeutschen will:

In the desert a fountain is springing,
In the white waste there still is a tree,
And a bird in the solitude singing
That speaks to my spirit of thee.

In der Wüste ist doch eine Quelle,
In der weiten Oede — ein Baum,
Und ein Vöglein, singend so helle,
Belebet den einsamen Raum."

Kurz zuvor war ihm ein langes gehaltreiches Sendschreiben von dem alten Freunde der Familie Schopenhauer, dem bekannten Kunsthistoriker Johann Gottlob von Quandt, zugekommen, der sich, als Hegelianer, bis dahin gegen seine Philosophie abwehrend verhalten. Im Januar 1819 hatte er, während Schopenhauers Abwesenheit die Freiexemplare des Hauptwerks in Empfang genommen und nach Schopenhauers Wunsch versendet, ohne sich damals selbst damit bekannt zu machen. Jetzt, nach dreißig Jahren, hatte er den ersten Band der neuen Ausgabe gelesen, und schrieb darüber Schopenhauer sehr enthusiastisch: „Der Weg, welchen Sie vom Realen zum Idealen gefunden haben, ist eine größere Entdeckung, als die, welche von den Portugiesen gemacht wurde, daß man über das Weltmeer von Europa nach Indien gelangt." Aber er war kein blinder Anhänger des Freundes geworden; sondern widersprach ihm in wichtigen Punkten. Schopenhauer schreibt deßhalb an Frauenstädt:

„Dennoch polemisirt er durchweg gegen mich vom Standpunkt des Realismus, Pantheïsmus und Optimismus aus. Der ästhetische Theil hat seinen ungetheilten Beifall, weil er das versteht. Habe ihm geschrieben, er solle nur den zweiten Band lesen, da würde sich's schon geben: denn ein Mann wie Becker ist er nicht, mit dem ich mich in Controverse einließ."

Von Quandts Kritik scheint mir indessen diese Abweisung nicht verdient zu haben. Man lese nur folgende Stelle seines Briefs über das vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung":

„Der Asket, welcher sich selbst nicht will, ist eben auch in dem principio individuationis befangen, wie der Egoist; beide lehnen sich gegen

den Universalwillen auf, nur jeder in seiner Weise, indem der eine nicht wollen will, der andere seinen Eigenwillen will. Unser Zustand ist kein ursprünglich heilloser; er ist es durch die Verkehrtheit der Menschen, er ist es durch den Irrthum geworden, daß von den meisten Menschen jeder sich für ein Ding an sich hält.

„Die Aufgabe des Individuum ist also nicht, sich nicht zu wollen, seine vom Universalwillen gewollte Einzelheit zu verneinen, sondern nur den Eigenwillen aufzuheben und sich dem höheren Willen unterzuordnen. Es ist die Aufgabe die: im Erkennen und Wollen in Uebereinstimmung mit dem durchaus Seienden zu treten ... Wie in der unorganischen Natur der Wille in der Einzelerscheinung unbewußt, als Naturkraft oder Naturgesetz, mit Nothwendigkeit herrscht, so muß und soll sich der Mensch dem Universalwillen mit Bewußtsein fügen, soll mit Bewußtsein wollen, und dies ist die wahre Resignation ... Unsere ganze Freiheit ist nichts weiter als bewußt und willig zu wollen, was wir als Theil des Ganzen müssen ... Aber der Wille dieses Ganzen ist, da sich das Ganze selbst wollen muß, auch nicht frei. Das, was Sie das Ding an sich nennen, das unbedingte Ding, nennen Andere Gott, und über die Freiheit Gottes hat Spinoza in der Ethik vortrefflich gesprochen, und gezeigt daß Gott selbst nicht absolut frei, sondern durch sein Wesen gebunden ist. Es dreht sich gleichsam in diesem Identitätscirkel die Freiheit umher, und das Ding an sich kann nichts anderes sein wollen, als es seinem Wesen nach existirt, und weit weniger noch hat der Mensch, diese Einzelerscheinung von jenem, die keine Existenz für sich hat, eine Freiheit (sich) zu wollen oder sich nicht zu wollen. — Lassen Sie sichs gefallen zu sein! Alle Mortification des Willens richten Sie nur gegen Ihren Privatwillen, aber nicht gegen den Universalwillen, der Sie und mich und sich gewollt hat. Ich hoffe Sie in diesem Jahre wiederzusehen, allein ich fürchte nicht, Sie als Trappist anzutreffen ..."

Dieses Urtheil erinnert an die Kritik Rätzes, der aus den tiefsinnigen Offenbarungen des Philosophus Teutonicus geschöpft hatte, über das dreifache Leben des Willens, das leibliche, seelische und geistige, wonach wir in diesem Leben uns weder in der wahren Zeit noch im wahren Raume befinden, vielmehr in einer Scheinzeit und in einem Scheinraume, der Herrlichkeit harrend, die sich an uns offenbaren soll: Röm. 8, 18. Danach ist ebenso Kants transcendentaler Idealismus wie Schopenhauers Verneinung des Willens zu würdigen: beide behalten ihre Wahrheit, wenn man nicht außer Acht läßt, daß hinter der durch vorzeitliche Katastrophen zerrütteten „Wirklichkeit" eine höhere d. h. wahrhaftige Realität steht, welche die ursprüngliche Güte und Vollkommenheit der Schöpfung nur in getrübtem Spiegel zeigt, in dem wir unser Urbild noch im Zerrbilde erkennen, um unsere Sehnsucht nach der Heimath wach zu erhalten. Kant war besonnen genug auf das „Ding an sich" hinzuweisen ohne es irgendwie erkennen zu wollen; Schopenhauer glaubte, es im Willen des Zeitmenschen gefunden zu haben; Jakob Böhme aber lehrte uns, es in der drei- und

siebengestaltigen Natur eines unendlich über uns erhabenen, und gleichwohl immanenten, ewigen Geistes zu ahnden. Man thut Kant unrecht, wenn man seine Kritik zu einer alle wahre Erkenntniß ausschließenden Skepsis umdeutet, und man thut Schopenhauers, des Jünglings, eigener besserer Einsicht unrecht, wenn man mit Schopenhauer, dem Autor der Welt als Wille, dessen Pessimismus aus dieser irdischen Welt in die Ewigkeit überträgt und ihm damit eine transcendente Bedeutung beimißt; während er sich doch ausdrücklich dagegen verwahrt, vom Ursprung und Ausgang des Willens, als Dinges an sich, etwas aussagen zu können.

Von Quandt war ein Jahr älter als Schopenhauer und starb ein Jahr vor diesem. In dem angeführten Briefe nennt ihn Schopenhauer einen „großen Kunstkenner und sehr reichen Gutsbesitzer". Wie er über Schopenhauer dachte, erhellt aus einem schönen Briefe an Dr. Asher vom 26. December 1856, in dem er unter anderm sagt:

„Schopenhauer ist der einzige Freund, der mich auf meinem langen Lebenswege bis jetzt mit liebevoller Theilnahme begleitet hat und in allen Erinnerungen an die entscheidendsten und gehaltreichsten Augenblicke steht er, sei es als handelnde Person oder berathender Beobachter, vor mir. Ich bin überzeugt, daß seinem liebedürstenden, oft gekränkten und überaus erregbaren Gemüthe die Vertheidigung, welche Sie gegen Weiß* übernommen haben, sehr wohlthun wird. Darum hielt mich die Bedenklichkeit, Ihnen als ein unbekannter Mann zu schreiben, nicht ab, meinen Dank mit voller Wärme auszusprechen."**

Vor seiner Verheirathung hatte von Quandt eine nicht erwiederte Neigung zu Schopenhauers Schwester gehegt, die ihm zeitlebens eine warme Freundschaft bewahrte. In dem nämlichen Jahre (1849) entschlief diese in den Armen ihrer treuen Freundin, Sibylle Mertens zu Bonn, am 25. August. Ihr Leib wurde am hundertsten Geburtstage ihres väterlichen Freundes und Beschützers, Goethes, der Erde zurückgegeben, ein Zusammentreffen, welches Sibylle Mertens auf Goetheschen Säcularthalern Frankfurter Prägung zum Andenken an die Geschiedene eingraviren ließ. —

Nicht lange zuvor waren zwei neue Hausgenossen bei Schopenhauer eingezogen, die ihm während dieses letzten Stadiums seiner

* Ch. H. Weiße, der bekannte „Philosophie-Professor", auf den wir zurückkommen.

** Dr. David Asher: Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn (Berlin 1871), S. 38.

irdischen Pilgerfahrt bis zum Tode zur Seite blieben. Es war dies seine Dienerin Margaretha Schnepp aus Heidelberg und sein brauner Pudel Butz, der ihm jedoch den Verlust des überaus intelligenten und anhänglichen weißen Vorgängers nicht ersetzen konnte.

Mit dem Eintritt ins Greisenalter finden wir Schopenhauer nach alle dem wesentlich verändert. Wenn er daher Ende 1849 an Frauenstädt schreibt: „Mit mir ist Alles beim Alten", so müssen wir dabei nur an die letzten Jahre denken, als sein Haar bereits weiß geworden, wie das seines „theueren, lieben, großen, schönen" Pudels, an dessen Liebkosungen das kälter gewordene Herz sich jetzt genügen ließ und dessen Tod ihn darum tief betrübte.

Sturm und Drang der Jugend, die Rastlosigkeit des männlichen Alters lagen hinter ihm. Er arbeitete an seinem letzten Werke und nahm die sich mehrenden Zeichen des künftigen Ruhmes mit wachsendem Selbstgefühl entgegen. Seine Briefe sind voll davon, nicht minder waren es seine Gespräche. So trat ein Zustand der Befriedigung bei ihm ein, der bis dahin seinem Leben fremd geblieben war. Er bekannte gern, daß, wie jedes Lebensalter seine Leidenschaft habe und der Wille sich nur in jedem auf einen andern Gegenstand werfe, die Ruhmsucht die Leidenschaft des Greisenalters sei; man darf indessen nicht glauben, daß er sich im Grunde seines Herzens über den wahren Gehalt jener Beifallsbezeigungen getäuscht habe. „Wenn man", sagte er, „so ein langes Leben in Unbedeutendheit und Geringschätzung zugebracht hat, da kommen sie am Schluß mit Pauken und Trompeten und meinen es sei was".

Freilich ist es nichts. Nur von den Erdengütern etwa ist der Ruhm das höchste, als ein Reflex des nicht verwirklichten Ideals der Seele „der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward"*; über das irdische Treiben hinaus hat er keinen Werth. Schopenhauer hat dies selbst drastisch ausgesprochen: Der Ruhm ist eine Existenz in den Köpfen Anderer, einem elenden Schauplatz und das Glück durch ihn chimärisch; die gemischteste Gesellschaft kommt in seinem Tempel zusammen: Feldherren, Minister, Quacksalber, Gaukler, Tänzer, Sänger, Millionäre, Juden, und alle diese finden mehr

* Hölderlin im Gedicht „Die Parzen".

estime sentie als der Philosoph, der sie höchstens bei hundert findet, bei den übrigen nur estime sur parole. (Vgl. „Parerga", I, 423.) Und gereimt:

Ruhm kommt oft erst zu der Frist,
Wo man sein nicht achtet,
Weil man die verachtet,
Deren Stimm' er ist.

Allein schon das natürliche Interesse, das er an der Ausbreitung seiner Lehre in den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm, verschaffte ihm ein heiteres Alter.* Auch hierin also wich er von den meisten Sterblichen ab, deren Lebensmorgen hell, deren Alter düster und öde zu sein pflegt. Die Zeit hatte, wie er, auf sein erbleichtes Haar deutend, sagte, auch ihm Rosen gebracht, aber weiße. Beinahe, meinte er, wäre es ihm ergangen, wie dem hungernden Kinde im Volksliede:

Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind auf der Todtenbahr.

Mehr noch als die erlangte Anerkennung seiner Geisteskraft trug deren allmähliche Befreiung von der Herrschaft des „Willens" mit dem Eintritt des Alters zu seiner Befriedigung bei. Nur ein Mensch von so außerordentlicher Energie des Temperaments, von so abnorm starker Heftigkeit der Triebe und zugleich von so erstaunlicher Entwickelung des intellectuellen Lebens vermag die endliche Erlösung von der dämonischen Gewalt der Leidenschaften zu empfinden wie er. Bei diesem Thema floß der Mund des Greises über von erhabenen Gedanken, von tief ergreifenden Gefühlen. Er, dessen Lehre in dem Postulat der Verneinung des Willens gipfelt, er, der die Selbsterkenntniß als das reinste und edelste, als das höchste und letzte Ziel unseres irdischen Daseins unermüdlich betrachtet, geübt und gepriesen — er sah das

* So gab er einen schlagenden Beleg zu Francis Bacons Satz, daß unbefriedigter Ehrgeiz den Charakter verdirbt und zur Misanthropie führt; befriedigter aber ihn thatenlustig, heiter und erregt macht. — Aber ein grober Trugschluß ist es, wenn Kuno Fischer bei der Darstellung des Contrastes von Misanthropie und Lebenslust in Schopenhauers Charakter folgert, Schopenhauer sei „auch als Philosoph ein großer Schauspieler gewesen". Die Kunst des Philosophen, deren er sich selbst rühmte, war wahrlich keine Schauspielerkunst, weder eine absichtliche noch unwillkürliche geschweige denn unbewußte; sondern tiefernste, schmerzlich erkaufte Wahrheitsspiegelung, und der Widerspruch zwischen Lehre und Leben steht „in einem andern Buch": Scio meliora proboque, deteriora sequor!

Feuer, welches solange in seinen Adern gesprüht, lächelnd verlöschen und der Verlust der Genüsse ward ihm zum höchsten Genuß. Vor allem schätzte er sich mit Sophokles* glücklich, dem Taumel der Aphrodisien entrückt zu sein; denn in diesem Punkte war das Selbstgenügen des Jünglings auf schwachen Füßen gestanden. „Die Liebe zwingt all' uns nieder!" klagt der Dichter**; um wie viel mehr einen Solchen, in dem der „Wille zum Leben" sich so überaus mächtig und innig bethätigt. Mit Lord Byron hatte er oft geseufzt, daß es ihm so schwer werde mit den Weibern zu brechen, und doch so leicht, mit den Männern!*** Jetzt fand er sich endlich in Stand gesetzt, seinem Genius ungetheilt anzugehören.

Danach gestaltete sich seine Lebensweise immer gleichförmiger und, wie es dem Philosophen geziemt, durchaus nach Grundsätzen geregelt. An dem, was er einmal als zweckmäßig angenommen hatte, hielt er überhaupt mit unverbrüchlicher ja pedantischer Strenge fest. Andere hören den guten Rath auch, aber sie befolgen ihn nicht; sie machen Erfahrungen, ohne daraus für sich Nutzen zu ziehen. Ihm wurde jede neu gewonnene Einsicht in irgendeiner Richtung zugleich Maxime seines Handelns. Blieb er dabei auch nicht frei von Einbildungen, so förderte doch die eiserne Consequenz, mit der er verfuhr, sein allgemeines Wohlbefinden, ihn von Jugend auf vor den peinlichen Vexationen eines schwachen und unsteten Charakters bewahrend.

Sein allgemeines Vorbild im äußeren Leben war Kant; doch nicht in Allem. Denn er sah in manchen Gewohnheiten dieses großen Mannes nur die nothgedrungene Rücksicht auf seine schwächliche Constitution, während er selbst sich, als auch in physischen Stücken „wohlgeboren", etwas zutraute.

Vom frühen Aufstehen war er für sich kein Freund, da dem Kopfarbeiter langer Schlaf nothwendig sei, auch erfreute er sich noch als Greis eines tiefen und festen Schlafs; doch that er sich eher Gewalt an, als daß er sich die kostbaren Morgenstunden durch zu langen Schlaf verkürzt hätte. Zwischen 7 und 8 Uhr

* Plato, Republ., I, 329, c. Vgl. Parerga, I, 524.

** Hölderlin im Gedicht „Lebenslauf".

*** Byron, Letters and Journals by Th. Moore, I, 499: „The more I see of men, the less I like them; if I could but say so of women too, all would be well."

verließ er, Sommers wie Winters, das Bett und wusch sich kalt mit einem kolossalen Schwamme den ganzen Oberkörper. Daneben nahm er regelmäßig, je nach der Jahreszeit kalte oder warme Bäder. Den Augen, als dem werthvollsten Sinnesorgan, wandte er besondere Pflege zu: er badete sie, indem er sie mehrmals offen untertauchte, wodurch er den Sehnerven vorzüglich zu stärken glaubte. Bis ins vorgerücktere Mannesalter trug er eine Brille; später legte er sie, da er „keine Eroberungen mehr zu machen" habe, ab und begnügte sich mit einer Lorgnette. Die Sitte des Einklemmens eines runden oder gar eckigen Glases vor Einem Auge war ihm „ein specieller Beleg zur Verkehrtheit der Zweifüßer".

Dann setzte er sich zum Kaffee, den er sich selbst bereitete. Seine Dienerin hatte die Weisung, sich in den Frühstunden gar nicht blicken zu lassen; denn er hielt große Stücke darauf, seine Gedanken morgens, wann das Gehirn einem frisch gestimmten Instrumente gleiche, vollkommen concentrirt zu erhalten. Daß Alexander von Humboldt diese kostbaren Stunden des Tages mit Briefschrieben und andern Allotriis verbracht, dagegen nachts, wann er von Hof kam, gearbeitet, war ihm ein Indiz gegen die spätern Leistungen dieses schon bei lebendigem Leibe unter die Götter versetzten Mannes seiner Zeit. Die Mangelhaftigkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens schilderte er bei solchem Anlaß mit lebhaften Farben. In dieser geistigen Sammlung verharrte er bei seiner Arbeit den ganzen Vormittag. In späteren Jahren nahm er in dessen zweiter Hälfte Besuche an. Da er im Flusse des Gesprächs die Stunde leicht vergaß, so erschien um Mittag seine Dienerin und gab das Zeichen zum Aufbruch. Vor dem Ankleiden blies er in der Regel eine halbe Stunde Flöte.

Um 1 Uhr ging es zu Tisch. Er war sein Leben lang der Wirthstafel verschrieben, ohne sich an deren Schattenseiten zu gewöhnen. Das Lärmen der Gäste, das Rasseln der Teller, die Hudeleien der Kellner waren ihm höchlich zuwider.

Als er in seinem letzten Lebensjahre von Dr. Asher gefragt wurde, ob er es nicht mit eigener Wirthschaft versuchen wolle, antwortete er: Mihi est propositum in taberna mori! Gleichwohl hielt er das Gewerbe der Gastwirthe nach dem Vorbild der

Alten für anrüchig, und mit welchen Augen er schon als Gymnasiast die Kellner ansah, geht aus folgender Aeußerung hervor:

„Wie erbärmlich Zeit und Kräfte des Menschenlebens, das herrlichste und kürzeste was wir kennen, angewandt und mit unbegreiflicher Thorheit verschwendet werden, wird mir am deutlichsten, wenn ich einen Menschen sehe, dessen Arbeit es ist, mir aufzuwarten: wie das unbegreifliche, zusammengesetzte Geschöpf, das herrlichste, höchste der Natur mit den kleinsten Sorgen sich beschäftigt und sich abängstigt, Tage, Monate zubringt ohne viel andere Gedanken."

Ueberhaupt waren ihm auch schon damals die täglichen Bedürfnisse des Menschen in anderm Lichte erschienen, als den meisten Sterblichen; denn als Student schreibt er:

„Das Elend des Lebens tritt wohl nie in helleres Licht, als wenn ein denkender Mensch das Ungewisse, Mißliche desselben, die gänzliche Nacht, in der er lebt, eben recht deutlich, mit Grausen gesehen hat, und wie er nichts Festes, Unbestrittenes finden kann, woran er sich halte, wenn er, sage ich, nach diesen Gedanken, nicht sogleich eine Existenz, die keine ist, vernichtet, sondern Athemholen, Essen, Trinken, Schlafen das Feste ist, woran er sich hält und wohin er auch zurückkehrt wie in den Hafen."

Dann setzt er freilich hinzu:

„Aber es ist nicht so! das Feste, woran er sich hält, ist das für jenen Augenblick nur in den Hintergrund getretene Wissen der ewigen Wahrheit, welche das ist, was ihn jeden Augenblick im Leben hält: und wie das Athemholen dem Körper, damit er dem Geist nicht den Dienst versage, nothwendig ist, so jenes dem Geist, daß er das Band nicht zerreiße. Tritt jenes Wissen in den Vordergrund, so gibt es Kunst und Wissenschaft."

Indessen — homo sum! Schopenhauer erfreute sich eines so starken Appetits, daß er diesen zu den ihn beherrschenden Untugenden zählte, aus welchen er Freunden gegenüber kein Hehl machte. Es wurde mir sogar erzählt, daß ihm sein Gasthalter den Pensionspreis der Mittagstafel deßhalb erhöht habe. Er tröstete sich damit, daß auch Kant und Goethe stark getafelt hätten und daß er im Trinken desto mäßiger sei. Bei der Mahlzeit sprach er gerne; doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend.

Nach Tisch begab er sich gleich wieder nach Hause, nahm seinen Kaffee und hielt eine Stunde Siesta. Den ersten Theil des Nachmittags füllte dann leichtere Lektüre aus. Gegen Abend ging er, von seinem Pudel begleitet, regelmäßig ins Freie. Er wählte gewöhnlich einsame Feldwege; nur wenn das Wetter zu schlecht war, blieb er in den die Stadt umkränzenden Anlagen. Sein Schritt war bis ins letzte Jahr seines Lebens voll

jugendlicher Spannkraft und Raschheit. Dabei war sein Körper in beständiger Action und im Gehen pflegte er mit dem Stock, einem kurzen dicken Bambusrohr, von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden zu stoßen. Vor der Stadt zündete er sich eine Cigarre an, die er aber nur zur Hälfte rauchte, da er den Rest für schädlich hielt. Zuweilen blieb er stehen, sah sich um, und eilte dann wieder, einige unartikulirte Laute ausstoßend, weiter. Diese seine Gewohnheit, sein überaus sanguinisches Temperament dann und wann laut werden zu lassen, ohne den Ausdruck erst zu wählen, brachte ihn wohl bei Vorübergehenden in Verdacht, als moquire er sich über sie; und doch sah er weder rechts noch links und bedurfte, um eine Physiognomie in einiger Entfernung zu erkennen, der Lorgnette. Unwahr ist es, daß er Grüße nicht erwidert habe; im Gegentheil that er dies, ohne darauf zu sehen, wer ihn grüßte, den Hut vor Leuten, die ihm gänzlich fremd waren, am tiefsten abziehend, nach der von ihm selbst formulirten Maxime: Give the world its due in bows!

Wie er überhaupt der Weisheit des Brahmanen folgte:

> Der Adler fliegt allein, der Rabe scharenweise:
> Gesellschaft liebt der Thor und Einsamkeit der Weise —

so blieb er auf diesen Spaziergängen vorzugsweise gern allein, schon deßhalb, weil er im Freien, nach Kants Beispiel, mit geschlossenem Munde athmete; noch mehr aber aus dem tiefen Bedürfniß nach ungestörtem Verkehr mit der Natur, deren „durchgängige Wahrheit und Consequenz" ihn den „Winkelzügen" der menschlichen Gesellschaft gegenüber wahrhaft anheimelte. Wie er mit ihr zu leben verstand, sieht man aus seinen vereinzelten Bemerkungen über Naturschönheit.

In der guten Jahreszeit unternahm er einige größere Touren, ohne jedoch über Nacht wegzubleiben. Reisen, die ihm in jungen Jahren so reichen Genuß gewährt, hielt er im späteren Lebensalter für unnöthig, ja unpassend. Die moderne zwecklose Reisesucht der vermögenden Stände, das massenhafte „Hin- und Herrutschen zur Erholung" verspottete er derb. Schon die beständigen Hudeleien, denen der Reisende ausgesetzt sei, müßten jeden verständigen Alten davon abhalten. Daher beschränkte er sich seit vielen Jahren auf wenige Ausflüge an den Rhein oder in

den Taunus. Nur sein treuer Gefährte, der Pudel, begleitete ihn auf diesen einsamen Wegen und machte ihm die Gesellschaft der „Zweifüßer" entbehrlich.

Nach dem Spaziergange ging er ins Lesecabinet. Wie erwähnt, las er regelmäßig, wenn auch nur flüchtig die „Times"; dann einige englische und französische Revuen. Den deutschen Zeitungen schenkte er erst, seitdem sie sich mit ihm beschäftigten, größere Aufmerksamkeit. Von litterarischen Zeitschriften las er gewöhnlich die „Göttinger gelehrten Anzeigen", die „Heidelberger Jahrbücher" und W. Menzels „Literaturblatt". Er lobte Menzel, daß er belehrende und unterhaltende Recensionen zu schreiben verstehe, wie dies die Engländer und Franzosen nicht anders gewöhnt seien; während unsere deutschen Recensenten den Leser in der Regel nur ermüdeten und im Unklaren ließen, sodaß nur die Autoren selbst, über die sie berichteten, daraus klug werden könnten.* Das Geschäft der Buchanzeiger sei verständige Exposition des Inhalts, die in den meisten Fällen der Mühe, das Buch selbst zu lesen, überheben müsse. Am meisten ärgerte ihn der unter unseren Tagesschriftstellern eingerissene Verderb der Sprache. Diesen noch gründlicher an den Pranger zu stellen, als bereits in den Parergen geschehen, war ihm ein wahres Anliegen. Es empörte ihn, daß der Deutsche nicht einmal über das einzige Gut, auf das er stolz sein könne, Wache halte. Während des Abendessens las er die neuesten Nachrichten in der „Frankfurter Postzeitung".

In früheren Jahren brachte er die meisten Winterabende im Concert oder Theater zu; da ihm jedoch sein abnehmendes Gehör diese Genüsse allmählich verkümmerte, beschränkte er sich auf einzelne Symphonien, Oratorien und klassische Opern. Der Cultus der Musik gehörte so wesentlich zu seiner Seelendiät, daß er ihn zu keiner Zeit seines Lebens vernachlässigte. Als die beste Katharsis des Gemüths empfahl er ihn in der Einleitung zu seinen Vorlesungen den Studenten, und wer die Bedeutung seiner

* Die Klage ist alt. So schreibt Schiller den 20. Januar 1802 an Goethe über eine Recension seiner Jungfrau: „Und dies nennt man nun ein Werk kritisiren, wo ein Leser, der das Werk nicht gelesen, auch nicht die leiseste Anschauung davon bekommt." (Briefw. VI, 76.)

Erklärung dieser wunderbaren Kunst würdigen will, darf die geistvollen Andeutungen seines Verehrers Richard Wagner in dessen Aufsatz über Beethoven nicht ungelesen lassen. Bei Anhörung der Symphonien Beethovens saß er regungslos mit geschlossenen Augen von Anfang bis zu Ende und verließ nach diesem sogleich den Concertsaal, um den Eindruck nicht durch die folgenden Salonstücke abzuschwächen. Gegen Störungen jeder Art war er höchst empfindlich. Im Jahre 1844 richtete er deßhalb ein Sendschreiben an den damaligen Leiter der Frankfurter Oper, Kapellmeister Guhr, um diesem die Fütterung der Thüren und der beweglichen Sitze mit Polstern und Ledern, sowie die Bedeckung der Gänge mit Teppichen dringend ans Herz zu legen. Zwischen 8 und 9 Uhr ging er zum Nachtessen, das gewöhnlich in einer kalten Fleischspeise und einer halben Flasche rothen Tischweines bestand. Der Wein erregte ihn leicht, sodaß er schon nach dem zweiten Glase lebhafter wurde. Er war geneigt, es als ein Zeugniß gegen die geistige Anlage eines Menschen anzusehen, wenn einer mehr als eine Flasche vertragen konnte. Gegen Bier hatte er entschiedene Abneigung. Er saß in der Regel allein, fing nicht leicht ein Gespräch mit fremden Tischgenossen an und rügte es als eine Verletzung der guten Sitte, wenn ein Unbekannter sich neben ihn setzte, während Platz genug an der Tafel war. In jüngern Jahren gab er manchmal die gewohnte Zurückhaltung auf, um auch Fremden gegenüber seine Meinung zu äußern, später aber sagte er mir einmal, als er eben einen Zudringlichen ohne Antwort gelassen: „Incognito geht das nicht mehr; außer mit Engländern.“ Seit er nur noch auf dem linken Ohr hörte, war es ihm überhaupt unangenehm, wenn Zwei sich zugleich mit ihm unterhalten wollten. Sonst liebte er, wie gesagt, die Unterhaltung bei Tische sehr und blieb, wenn das Gespräch nach seiner Art war, ohne ein Spur von Ermüdung bis tief in die Nacht hinein sitzen.

Mehr noch als auf den frühern Stationen lebte er in Frankfurt als Fremder und vermied jeden Contakt mit den örtlichen Interessen. Daher bewegte sich sein Verkehr mit den Leuten an sich schon in einer kühlern vornehmern Sphäre und eine weite Kluft trennte ihn vom großen Haufen, den Jahr ein

Jahr aus nur das Neueste erfüllt. Für alle jene täglich abzuhandelnden, die Mühle der geselligen Unterhaltung treibenden kleinen Fragen, jenen vielgeschäftigen Austausch gemeiner Interessen, den man kurzer Hand Klatsch nennt, hatte er keinen Sinn. Sein geselliges Leben, fast allein auf das Gespräch verwiesen, beschränkte sich auch in diesem gern auf das Höhere, im Wechsel der Erscheinungen Beharrende. Als geborener Philosoph philosophirte er immer, an jedem Orte, unwillkürlich. Gedanken bilden war sein Lebenselement, in dem er sich allererst sicher und behaglich fühlte. Aber freilich sprach er nie in abstrakten Phrasen, seine Rede war anschaulich, einfach, präcis, licht und lebendig wie sein Stil. Unbetheiligt bei den zahlreichen Interessen, Sorgen, Leiden und Freuden des Familienlebens und auch dem öffentlichen nur in seinen großen allgemeinen Zügen mit Antheil folgend, concentrirte sich die ganze Kraft seiner Unterhaltung auf das, was die Alten Dialektik nannten, d. i. die Kunst der Gesprächführung im Gebiete des reinen Denkens, eine Definition, die er dem Mißbrauche gegenüber, welchen moderne Philosophaster mit dem Worte getrieben, allein aufrecht erhalten hat.

Seine Gesprächsweise neigte stark zu dem, was Schleiermacher künstlerisches Denken nennt, d. h. er stellte seine Gedanken während der Mittheilung unwillkürlich unter ästhetische Gesichtspunkte, eine Eigenthümlichkeit, die natürlich nicht das mindeste mit Schönrednerei gemein hat. Um die vollstimmigen Register seines Geistes ins Spiel zu setzen, bedurfte er nicht des Dienstes der Kategorien, noch überhaupt des abstrakten Jargons einer Schule; sondern er sprach frei beseelt aus der verborgenen Fruchtbarkeit eines harmonischen Ideenbaues heraus, wie die alten Denker dies nicht anders gewußt haben. Er verkannte nicht, daß die Wahrheit, wenn sie vom Munde zum Ohr geht, vor ihrem letzten Kriterium, der Schönheit sich beugen, daß sie gefallen müsse; freilich im höchsten, im ethischen Betrachte. Denn wenn wir uns fragen, wohin zuhöchst und zuletzt dieses Wohlgefallen an der Rede wurzele, so werden wir sagen müssen: es ist das innerste Leben des Gemüths wie es in die Sphäre des Wortes tritt, das uns entzückt und befriedigt. Der tiefste Ernst und die höchste Schönheit des Gesprächs finden sich im Brennpunkt des

Gefühls zusammen, wo der ganze Mensch spricht, nicht etwa sein Mund allein, oder sein Kopf, oder irgendeine zufällige wandelnde Stimmung oder Erregung.

Wie er als Jüngling seine zukünftige Philosophie zu kennzeichnen versucht, indem er sagt, sie solle sich, im Gegensatz zu allen zeitherigen (die platonische gewissermaßen ausgenommen) in ihrem innersten Wesen dadurch unterscheiden, daß sie keine (am Leitfaden der Causalität hergelaufene) Wissenschaft sein werde, sondern eine in vollendeter Selbstbesinnung begrifflich gestaltete Kunst: so sah er auch das philosophische Gespräch stets im Spiegel geistiger Intuition, die „aus dem Herzen", aus dem ganzen Menschen kam.*

Allem, was er sprach, wohnte, abgesehen von der objectiven Gültigkeit des einzelnen, oft einseitigen Urtheils, eine ungemeine Ueberzeugungskraft inne, deren Reiz nicht selten am meisten gefiel, wenn man am wenigsten nachgab. Er selbst führte, wann er sprach, einen glänzenden Gegenbeweis wider seine Lehre von der Nichtigkeit des individuellen Lebens, indem er ganz Person war und je tiefer er dachte, desto individueller erschien. Ich war noch sehr jung, als ich ihn zum ersten mal sprechen hörte. Ich saß in seiner Nähe an der Wirthstafel, kannte ihn nicht, wußte nicht, wer er war. Er demonstrirte Einem den Anfang der Logik, das Gesetz der Identität und des Widerspruchs vor, und lebhaft steht mir noch das befremdende Gefühl vor der Seele, Einen über A = A sprechen zu hören und ein Gesicht dazu machen zu sehen, als spräch' er mit seiner Geliebten von der Liebe.

Er ging jederzeit ganz auf in dem was er sprach und gab nicht Acht darauf, was nebenher etwa vorging. Philister, die dabei saßen und den Rauch ihrer Cigarren vor sich hinbliesen, fühlten oft das größte Unbehagen, einen Menschen neben sich zu haben, dem das Gespräch keine Erholung, sondern ein Geschäft zu sein schien, ja der sich über die gleichgültigsten Dinge ereifern konnte, als wenn es ein Vermögen gälte. So subjectiv und passionirt aber auch seine Unterhaltung war, fiel etwas vor, das

* Vauvenargues: Les grandes pensées viennent du coeur.

seine Aufmerksamkeit davon abzuziehen vermochte, so sah man ihn plötzlich verstummen und in einem Grade betrachtend und objectiv werden, welcher der Zerstreutheit der meisten Menschen völlig uneigen ist. So erinnere ich mich, daß ich einst bei ihm saß und zu ihm sprach, als auf einmal sein Gesicht sich veränderte, indem sein Blick auf den Pudel fiel, der eben ins Zimmer gelaufen war und mich als einen Menschen, den er noch nicht recht kannte, aufmerksam fixirte. Ich schwieg, und erst nach einer langen Pause ergriff er wieder das Wort mit der Frage: Haben Sie den Blick gesehen?

Ueberhaupt sah und beobachtete er das Leben gern in seinen einfachsten und ursprünglichsten Gestalten, also bei Pflanzen und Thieren, besonders bei den wilden. Als zur Herbstmesse 1854 ein lebender junger Orang gezeigt wurde, sah er diesen „muthmaßlichen Stammvater unseres Geschlechts", auf dessen persönliche Bekanntschaft er bis zu seinem siebenzigsten Jahre vergeblich gewartet habe, fast täglich, und ermahnte seine Bekannten, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, ja lieber heute als morgen zu gehen, denn er könnte morgen todt sein. Besonders fiel ihm der Blick des Thieres auf, das keinen Zug äffischer Bosheit habe, dessen Kopf, im Stirn- und Scheitelbein entschieden besser gebildet sei als der der niedrigsten Rasse unseres eigenen Geschlechts, auch keine thierische Geberde verrathe. Er fand in diesem von Jugend auf melancholischen Thiere die Sehnsucht des naturbildenden Willens nach der Erkenntniß personificirt, wie wenn er seinen Blick mit dem des Propheten in das gelobte Land hätte vergleichen wollen. Bei jener Gelegenheit kam er darauf zu sprechen, wie es ihm schon in jungen Jahren aufgefallen sei, daß der Hund, dieses gezähmte Raubthier, der Verwandte, vielleicht der Abkömmling des Schakals oder des Wolfs, der treue, liebevolle, gelehrige, menschenähnliche Gefährte des Menschen geworden; das harmlose, grasfressende Schaf aber nicht, und daß beim Menschen etwas Aehnliches stattzuhaben scheine, indem die ursprünglich wilden, harten, mit starken sinnlichen Neigungen und Leidenschaften behafteten Naturen zu den höchsten Tugenden gelangten, wie denn schon Platon die starke Neigung zum Bösen in den trefflichsten Naturen bemerkt habe.

Mit den Gegenständen der Unterhaltung war er wenig wählerisch; denn das Kleinste und Gemeinste wußte er mit dem Bedeutenden unmittelbar in Verbindung zu setzen. Nur erotische Gespräche vermied er, und hatte er sich dazu verleiten lassen, so warf er sich's hinterher vor, weil es den ersten Grundsätzen seiner Lebensklugheit widerstritt, sich auf ein Gebiet zu begeben, auf dem die Gefahr sich zu encanailliren so groß sei. Ueberhaupt war es ein unterscheidendes Merkmal und kein geringer Vorzug seiner Mittheilung, daß er die angeborene Aristokratie seines Geistes niemals verbarg, vielmehr sich jeder, auch der geheimsten Connivenz in dieser Richtung als eines Abfalls von seiner bessern Natur schämte. Aber eben diese rücksichtslose Ungescheutheit, mit welcher er sich selbst und Dem, mit welchem er sprach, die weite Kluft zwischen seiner ganzen Denk- und Sinnesart und der gemeinen bei jedem Anlasse bewußt werden ließ, isolirte ihn stets von neuem, und so nahm sein Verkehr mit den Leuten in der Regel einen kurzen Verlauf und ein gewaltsames Ende. Seine Sprödigkeit wuchs in dem Maße, als er sich jenem routinirten und schlagfertigen intellectus vulgaris gegenüber fand, der sich im Frohndienste des Willens sicherer fühlt als der impertinente Bediente eines vielvermögenden Herrn. Dieser praktischen Süffisance des gemeinen Menschenverstandes setzte er die nackte Schneide der Grobheit entgegen, da ihm die völlige Ungleichartigkeit der Waffen einen ehrlichen Kampf von vornherein als unmöglich erscheinen ließ. Infolge dessen überwarf er sich öfters mit sehr klugen und gebildeten Tischgenossen.

Nicht selten bedauerten solche klugen Leute lebhaft, daß ein Mann von seinem Geiste für das Leben verloren sei; er aber hielt diesen Verlust für keinen schlechten Gewinn, denn er dachte mit Thomas von Kempen (nach Seneca, Ep. 7): „quoties inter homines fui, minor homo redii".* Sattsam machte er die Erfahrung des Angelus Silesius:

> Die Einsamkeit ist noth; doch sei nur nicht gemein,
> So kannst du überall in einer Wüste sein.

Zwar sage Goethe, daß das Gespräch noch erquicklicher sei als das Licht; aber dennoch sei es besser, gar nicht zu sprechen, als

* So oft ich unter Menschen gewesen bin, bin ich weniger Mensch zurückgekommen.

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRA

ein so karges lebernes Gespräch zu führen, wie das gewöhnliche, bei dem drei Viertel von dem, was einem zu sagen einfiele, nicht gesagt werden dürfen, aus ebenso albernen als nothwendigen Rücksichten, und die Unterhaltung in der That nichts anderes sei als ein qualvolles Seiltanzen auf der schmalen Linie des ohne Gefahr zu sagen Vergönnten. In der Regel hinterlasse jedes Gespräch — das mit dem Freunde oder der Geliebten ausgenommen — einen unangenehmen Nachgeschmack, eine leise Störung des innern Friedens. Dagegen hinterlasse jede Selbstbeschäftigung des Geistes einen wohlthuenden Nachklang. Unterhalte er sich mit den Menschen, so empfange er ihre Meinungen, die meistens falsch, flach oder erlogen seien und in der armseligen Sprache ihres Geistes. Unterhalte er sich mit der Natur, so gebe sie, wahr und unverstellt, das ganze Wesen jedes Dinges, davon sie rede, anschaulich, unerschöpflich und rede mit ihm die Sprache seines Geistes. Ihn beschäftigen seine Gedanken und deren Mittheilung allemal lebhaft: aber die Meisten seien in der Regel nicht in demselben Fall: ihrem freien Denken und Sprechen fehle es an wahrhaftigem Interesse und ihrem Antheil an beiden an Lebhaftigkeit, um sie ganz einzunehmen. Daher bleibe ihnen auch stets viel Aufmerksamkeit auf die nächste Umgebung, soviel als er unmittelbar sich gar nicht vorstellen könne. Während sein Blick auf einen Punkt fixirt sei, irre der ihrige umher und jedes störende Geräusch sei ihnen willkommen. So könne er z. B. die Menschen nie weniger für seinesgleichen halten, als wenn er sie zwecklos klappern oder Hundegebell anhören oder Kanarienvögel halten sehe. Ihm galt nichts höher als die contemplative Sammlung des Geistes, und was ihn am meisten vom lauten Markte des Lebens zurückschreckte, war eben die grenzenlose Zerstreuung des Bewußtseins nach außen, der harte Sklavendienst unseres besseren Selbst unter dem von seinen nichtigen oder schlechten Zwecken ganz erfüllten Willen. Mit Reflexionen obiger Art ging seine Geselligkeit oft zu Ende und er war dann jedesmal froh, wenn er die Einsamkeit der Natur oder seiner Studirstube wieder hatte.

In besonders schroffem Gegensatze standen seine Ansichten mit der politischen und socialen Richtung seiner Zeit. Seine modernen

Verehrer gehen auch mit Achselzucken und Stillschweigen darüber hinweg; diese Ansichten gehören aber, so einseitig und unausgebildet sie sein mögen, so sehr zu seinem Wesen, daß ich darauf eingehen muß.

Das Genie wirft seinen vorurtheilsfreien uninteressirten Blick auf alle Gebiete des Lebens und so begegnet es ihm oft, daß die Simplicität seiner Ansicht von dem aufgeputzten Wahne der Zeit auf dem einen oder dem andern dieser Gebiete besonders grell absticht. Schopenhauers Rechtsphilosophie wird vor Allem die unverkennbare Ehre zutheil, in den Augen unserer modernen Volksbeglücker, welche die öffentliche Meinung Hand in Hand mit der „Presse" billig in Pacht haben, veraltet, barok, dürftig, ja absurd zu erscheinen.

Nachdem zuerst Hegel mit dialektischen Kunststücken das spekulative Deutschland von der vollendeten Gottheit des Staats überzeugt, auch die mit überrheinischer Revolutionsmilch großgezogenen Vollblutgeister unserer Zeit ihre socialistischen Saturnalien durchgetanzt hatten, trat die nüchterne, ihres Ziels gewisse, über jeden Tadel erhabene neueste Volksherrlichkeit auf die Bühne. Die erstaunlichen Erfolge in den empirischen Wissenschaften, die dadurch erreichten großen Vortheile auf dem Felde des äußeren Lebens ermuthigen dieses vortreffliche Geschlecht immer mehr, alle Autorität, weß Namens und Standes sie sei, über Bord zu werfen und, des Ballastes seiner Vergangenheit ledig, mit vollen Segeln in das hohe Meer des Genusses hinauszusteuern. Indessen geht dieser, mit allem Pomp der Civilisation einherstolzirenden Humanitätshoheit unserer Tage eine Kleinigkeit ab, die unser Freund in den Vordergrund seiner politischen Ansicht zu stellen indiscret genug gewesen ist: die Erkenntniß des unveräußerlichen Egoismus und der eudämonistischen Grundverkehrtheit des Willens der Einzelnen, aus deren Zusammenstellung das sublime Ganze sich aufbaut, und welche, unter dem nobeln Flitter ihren Zweck bergend, das eigentliche, vorzeitliche und deßhalb unzeitgemäße Princip der vielgeschäftigen, wort- und thatenreichen politischen Gegenwart mit vermehrter Kraft zu Tage fördern.

Wer sich von dieser grundsätzlichen Blindheit für das „Soll" im Hauptbuche der Menschheit, von dieser zum System erhobenen

Verkennung und Vertuschung ihres fortlaufenden Deficits überzeugen will, der studire die modernen Geschichtschreiber und Culturhistoriker, welche nicht Worte genug finden, den glänzenden Stand des Geschäfts zu verdeutlichen; nur aber die ethische Dignität des Begriffs der Civilisation naiv übersehen, wenn sie nicht gleich, wie H. Th. Buckle, dreist behaupten, das Princip der Perfectibilität liege nur im Intellectuellen, weil die moralischen Wahrheiten stabil seien und die Tugenden und Laster der Individuen keine bleibende Spur zurückließen; während die Vortheile der Entdeckungen und Erfindungen, vor allem der Maschinen, ins Unendliche wüchsen! Diese Raffinerie der zum Verstand hinaufgeschraubten Materie findet denn auch ihr specifisches Heilmittel gegen alle Krankheiten des socialen Körpers in der modernen negativen Freiheitsidee, die mit ihren vier Hauptphasen, als Glaubensfreiheit, Gewerbefreiheit, Preßfreiheit und Dienstfreiheit (Volkssouverainität) alle Winkel unseres Erdballs auf das Vollkommenste zu erleuchten verspricht; ohne daß es auf die, überdies problematische, positive Willensfreiheit auf diesem welthistorischen Standpunkte weiter ankäme.

Unser Philosoph dagegen, dem es Ernst mit den „socialen Problemen" und um ein positives Resultat ehrlich zu thun war, huldigte andern Maximen. Er fand für gut, vor Allem an die triviale, der modernen Denkart aber abhanden gekommene Wahrheit zu erinnern, daß das Volk ein Abstractum ist, und verschärfte Chamforts Bonmot über die intellectuelle Schwäche der Menge: „Le public! le public! combien faut-il de sots pour faire un public?" durch sein jederzeit ungescheut ausgesprochenes Mißtrauensvotum gegen deren moralische Beschaffenheit. Diesem seinem politischen Pessimismus geht der theoretische Beifall der modernen Staatsverbesserer nicht minder ab, als seinem moralischen der unserer modernen Theologen; beide jedoch erkennen in der Praxis seine Bedeutung an, indem die letzteren, wo sie irgend tiefer greifen, mit der Forderung der Selbstverleugnung beginnen; die ersteren aber, sobald es sich nicht mehr um Schönrednerei und Dupirung der Massen handelt, die Ruhe als das größte Glück und den Gehorsam gegen das Gesetz als die allein wesentliche Pflicht des Bürgers auf das handgreiflichste zu dociren wissen.

Schopenhauer war für seine Person eingefleischter Aristokrat, der schon vor der Erfindung der Eisenbahnen nur mit erster Klasse fuhr und der Erfahrungen der Revolutionen nicht bedurfte, um für seinen Privatgebrauch auf die „Volksrechte" Verzicht zu thun; aber diese seine persönliche Stellung in der Gesellschaft hatte auf seine politische Theorie keinen Einfluß. Nach ihr kommt der Staat nur zu Stande durch eine zwiefache Beschränkung der Einzelwillen, und zwar nicht sowohl ethisch als vielmehr physisch. Indem nämlich der Einzelne sich die erste Beschränkung auferlegt, thut er dies in seinem wohlverstandenen Interesse; denn sein Intellect belehrt ihn, daß dies das einzige Mittel sei, sich in der Gesellschaft mit den Andern vor größern Nachtheilen zu schützen. Die innere Gesinnung, welcher allein Moralität oder Immoralität zukommt, der durch äußere Motive nicht zu ändernde ewig freie Wille bleibt dabei unberührt. Der Staat ist daher so wenig gegen den Egoismus überhaupt und als solchen gerichtet, daß er umgekehrt gerade aus dem sich wohlverstehenden, methodisch verfahrenden, vom einseitigen auf den allgemeinen Standpunkt tretenden und so durch Aufsummirung gemeinschaftlichen Egoismus Aller entsprungen, und diesem zu dienen allein da ist, errichtet unter der richtigen Voraussetzung, daß reine Moralität, d. h. Rechthandeln aus moralischen Gründen nicht zu erwarten ist. Keineswegs also gegen den Egoismus, als eine Anstalt zur Beförderung der Moralität, sondern allein gegen die nachtheiligen Folgen des Egoismus, welche aus der Vielheit egoistischer Individuen ihnen allen wechselseitig hervorgehen und ihr Wohlsein stören, ist, dieses Wohlsein bezweckend, der Staat gebildet. Allein diese erste Beschränkung des Eigenwillens genügt noch nicht. Nach ihr ließe sich der Staat noch als Verwirklichung des reinen Rechts denken. Auch dies verbietet sein praktischer Zweck, indem die unerläßliche Rücksicht auf die intellectuelle Schwäche und moralische Hinfälligkeit der den Staat bildenden Individuen zu einer weiteren Beschränkung der Einzelwillen und damit zur weiteren Entfernung von der rein ethischen Richtung nöthigt. Jene erste Beschränkung bestand in der Unterordnung unter eine gemeinsame Regel, das Gesetz, und konnte recht wohl mit der moralischen Zwecksetzung des Individuums zusammentreffen; die zweite Beschränkung da-

gegen geschieht auf Kosten des abstrakten Rechts, indem sich die Autorität im Staate, damit dieser bestehen könne, zum Theil auf die Gewalt und selbst auf das Unrecht stützen muß.

Der reine Rechtsstaat ist mithin eine leere Fiction, und die Politik wird, je mehr sie ihre Aufgabe erkennt, desto mehr eine empirisch-pragmatische, überall auf das nächste Bedürfniß und, wo sie je darüber hinausgeht, „auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände" zurückzuführende Wissenschaft.* Schon deren Fundamentalbegriff, die Souveränetät, wird danach von Schopenhauer treffend erfaßt, wenn er zwar das Recht eines Sterblichen, ein Volk wider seinen Willen zu beherrschen, leugnet, aber zugleich dieses „Volk" einen ewig unmündigen Souverän nennt, der unter bleibender Vormundschaft stehen müsse und nie seine Rechte selbst verwalten könne, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen das Spiel hinterlistiger Gauner werde, die deßhalb Demagogen heißen. Ein Recht aber, zu dessen Ausübung ich nicht befugt bin, steht mir in Wirklichkeit gar nicht zu. Er führt also wohlverstanden alle Autorität im Staate, da er die göttliche nicht zur Hand nehmen will, auf dessen Naturgesetz zurück; kehrt mithin, im Einvernehmen mit allen echten Politikern von Aristoteles bis auf Schleiermacher, und im Widerspruch mit den Rodomontaden moderner „Spaßphilosophen", keinen rein ethischen, sondern einen physisch gebundenen Staat. So nennt er die Republiken „widernatürlich, künstlich gemacht, aus der Reflexion entsprungen"; rechtfertigt das monarchische Princip, ohne dessen repräsentativen Charakter zu verkennen, mit physischen Analogien und wagt mit dem ihm eigenen naiv erhabenen Humor die Hypothese: daß das Recht von einer analogen Beschaffenheit sei, „wie Fluor, Alkohol, Blausäure u. a., die sich nicht rein und isolirt, sondern nur mit einer Beimischung, die ihnen zum Träger diene oder die nöthige Consistenz verleihe,

* Fr. Chr. Dahlmann, der berühmte Blutzeuge des älteren, echten Liberalismus, im Gegensatze zu dem falschen, jetzt wieder zur Herrschaft gekommenen Gleichmachungs- und Demokraten-Liberalismus überrheinischer Herkunft. Er sprach in seiner „Politik" (3. Aufl. 1847) die Ueberzeugung aus: Für die Staatsfragen der Gegenwart werde die Philosophie als solche nicht viel mehr thun können als die Hauptsache, daß sie Sittlichkeit und Recht in einem viel höheren Dasein als das menschliche zu begründen fortfahre.

darstellen lassen": daß es also, um seiner eigentlichen, nur idealen, ätherischen Natur ungeachtet, in dieser realen und materiellen Welt wirken und bestehen zu können, ohne sich zu evaporiren und davon zu fliegen in den Himmel, wie dies bei Hesiod geschehe, eines Zusatzes von Willkür und Gewalt nothwendig bedürfe.

„Ueberall und zu allen Zeiten", sagt er (Parerga, II, § 129), „hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großentheils aber nur weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der «Jetztzeit». Diese nämlich sind, als Feinde des Christenthums, Optimisten: die Welt ist ihnen «Selbstzweck» und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiergegen schreienden kolossalen Uebel der Welt schreiben sie den Regierungen zu; thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf fressen, sich propagiren und krepiren können: denn dies ist die Paraphrase ihres «Selbstzweck» und das Ziel des «unendlichen Fortschritts der Menschheit», den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen."

Eine solche Sprache, so inhuman sie an das Ohr der Gegenwart schlägt, schließt den echten Liberalismus so wenig aus, daß sie vielmehr, aus der tiefen Sehnsucht nach einer besseren Gestalt der Menschheit hervorgegangen, die unerläßliche Grundbedingung zu allen jenen Gütern, deren Erwerb der moderne Eudämonismus zu seiner Selbstbeschönigung vorschützt, in das hellste Licht stellt. So tief demnach Schopenhauers politische Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines entschiedenen Uebergewichts des Autoritätsprincips im Staate wurzelte; so streng er sogar schon „Respect vor den Fürsten" verlangte, weil ihr bloßes Dasein ein Gewinn, weil ihr Schutz gegen Pöbelherrschaft und Anarchie nicht leicht zu theuer erkauft sei, so war er doch kein Verfechter einer blinden Reaction. Die Legitimität, äußerte er angesichts der letzten Ereignisse in Italien, sei eine schöne Sache; aber sie gebe für sich allein noch keinen Anspruch auf Erfolg. Um dessen gewiß zu sein, müsse eine Regierung intellectuell über der beherrschten Masse stehen; moralisch aber dürfe sie nicht zu edel sein, wie Titus, aber ebenso wenig unter das Niveau des allgemeinen Rechtsgefühls herabsinken. In diesem Sinne prophezeite er einem Napoleon III. den Sturz mit den Worten: „Er ist zu schlecht".

Von keiner Schwäche war er freier als vom Nationalstolze, ja er meinte, sein Patriotismus beschränke sich auf die deutsche Sprache, deren sich, wie erwähnt, das Ohr des Knaben in Frankreich so ganz entwöhnt hatte, daß er sie zum zweiten mal lernen mußte. Fremd und mißtönend trat sie ihm damals entgegen, aber eben deßhalb ging ihm danach in der Schrift ihre ganze Kraft und Ausdrucksfähigkeit auf, als er Goethes Werke las. Im übrigen schämte er sich, wie mancher große Deutsche vor ihm, ein Deutscher zu sein und gedachte mit Vorliebe des Herkommens seiner Ahnen aus den Niederlanden.

Dem universellen Blick des Philosophen kam dieser sonst nicht löbliche Mangel an Patriotismus zu statten. Er erhitzte sich nicht, wenn er politisirte, solange das Thema dabei blieb; eine wohlthuende Objectivität, die über die ephemeren Interessen des Tags unwillkürlich zu einer weiten Aussicht erhob, ließ sein Urtheil selbst dann noch gerecht erscheinen, wenn es einseitig war. Nicht selten würzte der köstlichste Humor seinen Tiefsinn. So illustrirte er die Geschichte der Jahre 1848—1851 mit der Parabel Goethes von den Fröschen, die, nachdem der Teich aufgethaut war, der hohen Plane ungeachtet „quackten wie vor alter Zeit".

Particuläre, geschweige denn locale Fragen berührte er nie: er stand über ihnen; die großen öffentlichen Ereignisse aber verloren in seinen Augen alles Factiöse und Verbitternde. Nur wenn sie ihm allzu nahe rückten und seine Geistesruhe bedrohten, regten sie ihn auf; sonst fand er, daß die Zeitungsschreiber seinen Pessimismus weit überträfen, weil sie sich dadurch interessant machten, und ärgerte sich z. B. über die „Times", als diese anfangs 1859 den italienischen Krieg prophezeihte, obwohl er mit vielen Politikern bald eines andern belehrt werden sollte. Bei diesem Anlasse suchte er einen Trost für die Uebel der Zeit in der Betrachtung: daß in politischen Dingen die Menschen am wenigsten wüßten, was ihnen fromme und ob ein Ereigniß ihnen zum Guten oder Schlimmen ausschlage, ja daß in der Regel das Gegentheil von Dem, was politische Tollwuth erstrebe, von ihr erreicht werde. Diesem Gedanken sowie seiner Stimmung während der Revolutionszeit gibt er unter anderm in einem Briefe an Dr. Frauenstädt vom 11. Juni 1848 Ausdruck:

„Geistig habe ich diese vier Monate schrecklich leiden müssen: alles Eigenthum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! In meinem Alter wird man von dergleichen schwer afficirt — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich werth bewiesen, wanken zu sehen! Nun, «inde salus unde origo» (scil. malorum) habe ich vor 30 Jahren auf einem Grabstein in Venedig gelesen. Die Pariser hatten's eingebrockt und haben's ausgefressen; — haben uns in den Koth hinein und wieder, si Diis placet, herausgezogen: nicht mehr als billig." —

Schopenhauers Privatökonomie war im höchsten Grade geordnet. Weil ihm das Glück frei zu sein, das Glück, den Tag anbrechen zu sehen und sagen zu können: er gehört mir! über Alles ging; weil er mit Shenstone dachte: „Freiheit ist eine bessere Herzstärkung als Tokayer", verwaltete er sein väterliches Erbe mit ängstlicher Vorsicht, und lebte er, nach Ciceros Grundsatz: „magnum vectigal parsimonia", mäßig und sparsam. Verschwendung war in seinen Augen ein weit größeres Laster als der Geiz; aber mit Unrecht hielt man ihn für geizig; denn nicht nur an sich selbst ließ er es nicht fehlen, sondern er übte auch Mildthätigkeit in einem für seine Verhältnisse eben nicht gewöhnlichen Grade. Keine Gelegenheit zur Milderung fremder Noth, insbesondere bei Unglücksfällen, das Seinige beizutragen ließ er vorübergehen; ja er scheute selbst größere Opfer nicht, wenn es zu helfen galt. Seine verarmten Anverwandten von mütterlicher Seite unterstützte er viele Jahre hindurch und zu seiner Universalerbin setzte er eine milde Stiftung ein. Durch Ordnung und einfache Lebensweise sowie durch den Ankauf von Leibrenten gelang es ihm trotz des früheren Kapitalverlustes sein Einkommen allmählich aufs Doppelte zu bringen. Als ihm in seinen letzten Lebensjahren die neuen Auflagen seiner Schriften, für die er früher kaum Gratisverleger gefunden, Erkleckliches eintrugen, meinte er, in einem Alter, in dem Andere nichts mehr verdienen können, werde er noch zum Manne des Erwerbs. Und doch war es ja nur die Arbeit seiner Jugend, die sich im Alter bezahlt machte, wie bei andern Sterblichen auch.

Seine häusliche Einrichtung war äußerst einfach. Erst nach seinem fünfzigsten Jahre schaffte er sich weniges eigene Mobiliar an. Für feinere Comforts und ästhetische Ausschmückung seiner Umgebung hatte er keinen Sinn. Seine Zimmer hinterließen den Eindruck eines Absteigequartiers, in dem man nicht lange zu

bleiben gedenkt: es war eine Wohnung für den Fremdling auf Erden.* Im Sommer 1859 bezog er zum letzten mal eine neue, in der ihm die Größe seines Studierzimmers gestattete, seine ganze Bibliothek darin aufzustellen, während er in der frühern Wohnung zwischen Studirzimmer und Bibliothek den offenen Hausgang gehabt hatte. Dadurch wurde es wohnlicher in seinen vier Wänden.

In einer Ecke dieses Zimmers thronte auf einer Marmorconsole die vergoldete Statuette Buddhas. Als er diese 1856 von Paris erhalten hatte und nach Entfernung des schwarzen Lacks, mit dem sie überzogen gewesen, in Gegenwart seiner strengkatholischen Magd, die sich in ihrer Stube ein mit gemachten Blumen reichgeschmücktes Altärchen errichtet hatte, sehr befriedigt betrachtete, bemerkte diese mit dem, gemeinen Leuten eigenen plumpen Gelächter: „Der sitzt ja wie ein Schneider da!" worauf sie Schopenhauer mit den Worten zurechtwies: „Sie grobe Person, so spricht sie von dem Siegreich-Vollendeten! habe ich jemals ihren Herrgott gelästert?"

Es war nicht völlig, wenn auch drei Viertel Scherz! Schopenhauer hatte seinen Glauben wie wir Alle: der natürliche Schwerpunkt des menschlichen Geistes trat als solcher, im Gefühl der Ehrfurcht, auch in *seinem* Leben zuweilen hervor; allerdings weit seltener als bei religiösen Menschen, und gerade am stärksten in einem Alter, in dem es bei Andern am schwächsten zu sein pflegt: in den sogenannten besten Jahren, wann Andere über den Glauben ihrer Jugend schon hinaus und in die Religion ihrer reiferen Erfahrung noch nicht hineingewachsen sind. Im Beginne der dreißiger Jahre, nach seiner Uebersiedlung nach Frankfurt, da sein Leben von innen wie von außen zu veröden drohte, kehrte er mit neuem Eifer zu seinen orientalischen Studien zurück. Bei dem ältesten urkundlich überlieferten Glauben der Menschheit suchte er Trost und Beruhigung. Das Oupneckhat lag auf seinem Tisch, und vor dem Schlafengehen verrichtete er darin seine Andacht. Damals war des Rajah Rammohun Roy englische Uebersetzung

* Er wohnte 1831 Alte Schlesingergasse Nr. 32; 1832 Saalgasse Nr. 23; dann bis 1. April 1840 Am Schneidwall Nr. 10 (jetzt Untermainquai 2); dann bis 1. März Neue Mainzerstraße Nr. 3 (jetzt 16); dann bis 1. Juli 1859, also über 16 Jahre, Schöne Aussicht Nr. 17, und zuletzt nebenan Nr. 16, wo er gestorben ist. Seit 1836 wohnte er wegen der größern Sicherheit gegen Feuersgefahr stets im Parterrestock.

einiger Hauptstücke aus den Veden* erschienen, ein Buch, das ihn wegen seiner absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellung des Textes zu kritischen Invectiven reizte, die seinen Glaubenseifer in seiner ganzen Energie zeigen. Er gibt dazu folgende Glosse:

** „It seems likely that wherever the translator has put the word God (which comes from Wodan and is used to design the Deva of Jews, Christians and Mahommetans) the sacred Text of the Veda has Brahm, in the neuter, not Brahmà and certainly not Deva. We see moreover the translator, secretly addicted to the barbarous creed issued from the Jews, trying everywhere in his notes and explanations to misconstruct the plainly expressed sense of the holy text into the meaning of that creed: therefore we cannot have an implicit reliance even on his translations: yet it seems hardly credible, that, as he is born a Bramin, the perversion of his mind and profaneness of his belief should go so far as to make him falsify the ever holy text of the Veda: and in this hope we are confirmed by observing that the text, as by him translated, in so many instances plainly speaks out doctrines directly opposed to the rude notions, which the translator unhappily adopted, where he then only tries to misrepresent and distort their meaning in his explanatory parenthesis. — And yet I find, by comparison with Anquetil, that our miserable Apostate has corrupted the text, his mind being taken in by those absurd and revolting Jewish superstitions."

Auf seinem Schreibpulte stand seit 1851 die Büste Kants von Hagemann. Ueber dem Sofa prangte ein Oelporträt Goethes; an den Wänden umher hingen Bildnisse von Kant, Shakespeare,

---

* „Translation of several principal Books, Passages and Texts of the Veda's and some controversial Works" (London 1832).

** Uebersetzung: Es scheint, daß überall, wo der Uebersetzer das Wort Gott gesetzt hat, welches von Wodan kommt und zur Bezeichnung des Deva der Juden, Christen und Mahomedaner dient, der heilige Text der Veden Brahm, im Neutrum, hat, nicht Brahma und sicherlich nicht Deva. Wir sehen zudem den Uebersetzer insgeheim dem von den Juden ausgegangenen barbarischen Glauben ergeben, indem er in seinen Anmerkungen und Erklärungen überall bemüht ist, den unzweideutig ausgesprochenen Sinn des heiligen Textes jenem Glauben entsprechend umzudeuten. Deshalb können wir auch seinen Uebertragungen kein unbedingtes Vertrauen schenken, und doch scheint es kaum glaublich, daß, da er ein geborener Brahmine ist, sein Kopf bis zu dem Grade verdreht und sein Glaube nichtswürdig genug sein sollte, ihn den allerheiligsten Text der Veden verfälschen zu lassen! In der Hoffnung, daß dies nicht sein könne, werden wir durch die Wahrnehmung bestärkt, daß der Text in seiner Uebersetzung an vielen Stellen offen Lehren ausspricht, die den vom Uebersetzer bedauernswürdigerweise angenommenen rohen Begriffen direct entgegengesetzt sind, wo er dann lediglich in seinen erläuternden Einschiebseln den Sinn solcher Stellen zu entstellen und zu verdrehen versucht. — Und dennoch finde ich, bei Vergleichung mit Anquetil, daß unser elender Apostat von jenem unsinnigen und empörenden jüdischen Aberglauben besessen den Text verfälscht hat.

Descartes, Claudius*, Familienporträts, endlich Hundestücke von Woollett und Ridinger. Vor dem Sofa stand ein klassisch antiker runder Tisch und daneben ruhte sein Pudel auf einem Bärenfelle. Die verschiedenen Pudel, die er in den achtundzwanzig Jahren seines Frankfurter Aufenthalts nacheinander besaß, bereiteten ihm neben der Unterhaltung auch vielen Verdruß, da sie die Hausordnung störten und unliebsame Erörterungen mit den Hausherren hervorriefen. Sein Hund führte außer seinem profanen Namen, den nur im intimen Verkehr geltenden esoterischen Namen Âtma d. i. Weltseele.

---

* Den Wandsbecker Boten, diesen Typus echter Religiosität, hielt er hoch und las ihn stellenweise mit Erbauung. Kann man aber Claudius lieben ohne Etwas von der ewigen Kindschaft Gottes im Herzen zu tragen? Das ist die geheime Verbindung aller großen Genien untereinander, mögen sie auch noch heterogener scheinen als diese beiden! Vgl. „Die Welt als Wille", I, 466 und die schöne Stelle über den Mißbrauch des Christenthums II, 716, auf welches des Tacitus' Satz: „abusus optimi pessimus" Anwendung findet.

XIII.

1850—1854.

Als Schopenhauer im Sommer 1850 „nach sechsjähriger täglicher Arbeit" sein letztes Werk: „Parerga und Paralipomena" vollendet hatte, war sein litterarischer Credit noch so gering, daß seine Verleger den Druck nicht einmal gegen Verzicht des Verfassers auf jedes Honorar zu übernehmen wagten. Dazu kam, daß er dieser seiner populärsten Schrift den unpopulärsten, die Buchhändler geradezu abschreckenden Titel gegeben hatte, wie er sich denn überhaupt mit der Wahl der, aller Marktschreierei fremden, nur die treffendste Bezeichnung des Inhalts bezweckenden Titel seiner Schriften von Anfang an im Licht gestanden. Autoren niederen Rangs verstehen sich auf solche Dinge besser. Schon über „Die vierfache Wurzel" mußte er manchen Spott hören: sie roch zu stark nach der logischen Kräuterkammer. „Ueber das Sehn und die Farben" hatte, um anzulocken, zu wenig Farbe. „Die Welt als Wille und Vorstellung" schmeckte, wie Herbart alsbald bemerkte, nach aufgewärmtem Fichtianismus; während man bei dem „Willen in der Natur" an die bereits nicht mehr gangbaren Phantasiespiele der Naturphilosophie dachte. Auf dem Titel der „beiden Grundprobleme der Ethik" endlich neutralisirte eine „nichtgekrönte" Preisschrift die gekrönte.

Nachdem er die „Parerga" drei Verlegern vergebens angeboten hatte, wandte er sich in seiner Noth an seinen Erzevangelisten, dem es nach mehrern fruchtlosen Versuchen glückte, einen Berliner Buchdrucker zur Uebernahme der Druckkosten einer kleinen Auflage zu bestimmen. Der Verfasser erhielt nichts als 10 Freiexemplare! Das Werk erschien infolge dieser Verzögerung erst gegen Ende

des folgenden Jahres, zu einer dafür günstigen Zeit, nämlich in der sogenannten Reactionsperiode, da es auf der einen Seite dem politischen und socialen Katzenjammer, auf der andern Seite dem seit zwei Jahren fast abhanden gekommenen allgemeinern, keinen ephemeren Bedürfnissen dienenden litterarischen Interesse mit vollen Händen zu Hülfe kam.

Der Leser lustwandelte darin zu seiner steigenden Verwunderung wie in einem altfranzösischen Park, in dem ihm zunächst Manches fremdartig und barok, jedoch die Neugierde fesselnd und bei einiger Vertiefung in die Labyrinthe sogar modern erschien. Vielleicht der schwächste Theil des Buchs, der Dialog über die Religion, übte die meiste Anziehungskraft. Er galt und gilt noch immer für höchst originell und zeitgemäß; obwohl er im Grunde nur eine durch Klarheit ausgezeichnete Erneuerung englisch-französischer Aufklärung bildet. Genug, das Buch brach ihm nach wenigen Jahren Bahn. Es bot solide, zum Theil derbe und herbe Kost, aber höchst sorgfältig und schmackhaft zubereitet, sodaß selbst der verwöhnte Magen der „Jetztzeit" sie leicht verdaute. Es half also nichts, daß die Herren von der Profession auch dieses Werk „secretirten" — oder wie soll man ein Verfahren nennen, wie z. B. das eines der Herausgeber der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", J. H. Fichte, welcher, über eine Reihe ephemerer Novitäten ausführlich berichtend, zum Schlusse auch der „Parerga" als eines der „merkwürdigsten Werke der jüngst erschienenen philosophischen Litteratur" Erwähnung thut, in welchem Schopenhauer „wirklich in größter Breite zwischen tiefsinniger Forschung und fast scurriler Possenreißerei* auf- und abstreife" (le style c'est l'homme), ohne auch nur deren Inhalt anzugeben, geschweige denn die mit „tiefsinniger Forschung" wahrlich nicht übersättigten Leser seiner Zeitschrift einmal mit solcher Kost zu regaliren. Nur das erfuhr man, daß Schopenhauer, eine „Mischung seltenen Tiefsinns und kleinlichsten vorurtheilsvollen Urtheils", als pathologisch psychologisches Problem zu betrachten sei, „dessen Räthsel sich eigentlich nur durch persönliche Kenntniß

* Mit dieser ist gewiß der Tractat über „Universitätsphilosophie" gemeint, die jedoch von alters her (als Rockenphilosophie oder „Brot- und Butterphilosophie") verspottet und gegeißelt worden ist.

lösen ließe", wonach es ihm und mir nur schmeichelhaft sein kann, daß sie, die ihm noch kurz vor seinem Tode nicht nur den Rang eines großen Philosophen, sondern jedes wirkliche Verdienst um die Philosophie abgesprochen hatten, nachdem diese persönliche Kenntniß vermittelt war, bei Besprechung meiner Schrift über ihn, nun da er todt war, alsbald von dem „großen, urkräftigen Manne" zu reden wußten, der „Bedeutendes geleistet" habe (a. a. O., XLII, 296 fg.).*

Es war deßhalb nicht sowohl versteckter Neid und geheime Furcht, als vielmehr Urtheilslosigkeit, wirklicher Mangel an Unterscheidungsvermögen hinter jenem vieljährigen Ignoriren, Secretiren und Verdächtigen zu suchen; aber kann man es Schopenhauer verargen, wenn er selbst hier zu unterscheiden keine Lust hatte?

Er nannte diese seine vermischten kleineren Schriften sein „letztes Kind", mit dessen Geburt er „seine Mission auf dieser Welt vollbracht" habe. Nun heiße es: manum de tabula! (die Hand vom Gemälde!) Kants und Goethes letzte Schriften waren ihm abschreckende Beispiele der Fortsetzung des Schreibens über die Jahre der vollen Geisteskraft hinaus. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit jener graziösen Ironie gegen sich selbst, die er von Voltaire gelernt hatte, seinen Freund Becker einst zu warnen, daß er mit ihm nicht die Erfahrung mache, welche Gil Blas mit dem Erzbischof von Granada gemacht. Als nämlich Gil Blas in der Gunst dieses Kirchenfürsten am höchsten stand, befahl ihm dieser bei Verlust seiner Gnade aufs strengste an, sobald er wahrnehmen werde, daß seine Predigten die ersten Spuren von Altersschwäche verriethen, es ihm sofort anzuzeigen; und als nun Gil Blas nach einiger Zeit, da eines Tags sein Gönner infolge eines Schlaganfalls nur noch radotirt statt gepredigt hatte, auf dessen Frage, wie er mit seiner letzten Homilie zufrieden gewesen sei, diese zwar lobte, aber, weil Seine Gnaden es so befohlen hätten, schließlich schüchtern gestand, daß der Discurs ihm nicht ganz auf der Höhe der früheren zu stehen scheine, so erhielt er alsbald seinen Abschied, mit der Versicherung, daß es nicht seine Frei-

* Damit ist auch die Antwort auf die Frage eines andern Herausgebers jener Zeitschrift: Was sie denn gethan hätten, gegeben. Ihr Fehler war eben, daß sie nichts gethan hatten.

müthigkeit, sondern nur sein schlechter Geschmack sei, den man nicht brauchen könne, da nie zuvor eine bessere Predigt gehalten worden sei.

Wenige Wochen nach der Hinausgabe der „Parerga" wurde durch diese Schopenhauern ein Anhänger zugeführt, der für die Verbreitung seines Namens von großem Einflusse werden sollte. Am 2. Januar 1852 schreibt Schopenhauer an Frauenstädt: „Dr. Lindner schickt mir sein Schriftchen «Meyerbeers Prophet als Kunstwerk» und erzählt mir, er sei philosophischer Docent in Breslau gewesen, aber wegen seiner Unchristlichkeit deshabilitirt worden, habe sich jetzt der Kantischen Philosophie zugewendet und durch die «Parerga» sei ich ihm, gerade zur rechten Zeit, bekannt geworden." Als Mitredacteur der Vossischen Zeitung war es Ernst Otto Lindner vor Andern leicht gemacht, für Schopenhauer aufs erfolgreichste thätig zu werden. Bald ertheilte ihm der Meister den Ehrengrad eines Doctor indefatigabilis. Im April 1853 schreibt er ihm triumphirend: „Meine Philosophie hat soeben den Fuß in England gesetzt." Ein Zufall hatte ihn bereits auf den im Aprilheft der „Westminster and Foreign Quaterly Review" erschienenen Artikel „Iconoclasm in German Philosophy" aufmerksam gemacht. Lindner sorgte nicht allein dafür, daß Schopenhauer sofort in den Besitz der Review kam, sondern ließ auch den Artikel durch seine Frau, eine Engländerin, übersetzen und unter dem Titel „Deutsche Philosophie im Auslande" in die Vossische Zeitung aufnehmen.

Der lebendig geschriebene Aufsatz konnte nicht verfehlen, über Schopenhauers Schriften vielen die Augen zu öffnen; obgleich bald darauf ein „Philosophieprofessor"* bemüht war, diese Wirkung durch die aus der Luft gegriffene Insinuation zu neutralisiren, die Recension sei „wahrscheinlich in Deutschland geschrieben". Dr. Lindner stigmatisirte diese Verdächtigung, auf den Titel des damals herausgekommenen jüngsten Opus des Verdächtigers anspielend, witzig als einen eclatanten Beleg zur „Aesthetik des Häßlichen". Den Namen seines englischen Recensenten, des durch

* Karl Rosenkranz: „Zur Charakteristik Schopenhauers" in der „Deutschen Wochenschrift" von Karl Goedeke (Hannover 1854), Heft 22, S. 675.

Uebersetzungen aus dem Griechischen und Deutschen in England bekannten John Oxenford, erfuhr Schopenhauer erst drei Jahre später.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß nicht etwa tiefer eindringendes Verständniß, sondern schon die erste oberflächliche Bekanntschaft mit Schopenhauer für englische Berichterstatter genügte, den Denker und Schriftsteller ersten Ranges in ihm zu erkennen und ihm durch die Art, wie sie ihn bei sich einführten, auch bei seinen Landsleuten zum Durchbruch zu verhelfen. So sollte das Vertrauen, das er zeitlebens auf englische Intelligenz und Urtheilskraft gesetzt, obwohl er sie, wie wir gesehen haben, wiederholt vergeblich direct für sich zu gewinnen versucht hatte, schließlich ohne sein Zuthun glänzend gerechtfertigt werden. Schon ein Jahr vor der längeren allgemeinen Besprechung des Philosophen durch Oxenford hatte die „Westminster Review" die eben erst herausgekommenen „Parerga" als „eine der interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Philosophie" begrüßt. Unter Anführung einer charakteristischen Stelle aus Lewes' „Geschichte der Philosophie", welcher behauptet, die deutsche Speculation habe außerhalb der Universitäten, wo sie als Profession getrieben werde und von wo aus der metaphysische Jargon allerdings zuletzt die Tagesblätter inficire, keinen Grund und Boden in der Nation; nach Aufhebung der Professuren würde man bald nichts mehr von ihr hören — war von Schopenhauer gesagt: „German philosophy" d. i. die Universitätsphilosophie jener Zeit sei nie mit einem entschiedenern und, wenn er die Aufmerksamkeit finde, die sein Scharfsinn und sein Wissen verdienten, nie mit einem gefährlicheren Gegner in Berührung gekommen. Wer ihn widerlegen wolle, müsse überzeugendere Gründe ins Feld führen als gegenwärtig in den philosophischen Schriften Deutschlands zu finden seien.

Auch Oxenford ging von diesem Antagonismus aus. Die Titel sämmtlicher Werke Schopenhauers voranstellend, begann er mit den Worten:

„Nur wenigen unserer englischen Leser wird der Name Arthur Schopenhauer bekannt sein. Noch wenigere werden wissen, daß das geheimnißvolle Wesen, dem dieser Name angehört, seit etwa 40 Jahren an dem Umsturz des ganzen seit Kants Tode von den Universitätsprofessoren aufgebauten Systems deutscher Philosophie gearbeitet hat und — ein merkwürdiger Beleg

zu dem akustischen Gesetz, nach welchem der Knall der Kanone erst lange nach dem Abfeuern vernommen wird — sich jetzt erst Gehör verschafft. Die allerwenigsten aber werden eine Ahnung davon haben, daß Arthur Schopenhauer einer der genialsten und lesenswerthesten Schriftsteller der Welt ist, groß als Theoretiker, von universellster Bildung, unerschöpflicher Kraft in der Aufhellung der Probleme, erschreckender Logik, unerbittlicher Folgerichtigkeit und dabei von der — für jedermann außer den Getroffenen höchst unterhaltenden Eigenschaft, seine Gegner auf eine furchtbare Weise zu treffen."

Und bei diesem Kampfe steht der englische Kritiker mit ganzem Herzen auf Schopenhauers Seite. Etwas Unnützeres als die den verschiedenen (nachkantischen) Schulen deutscher Philosophie angehörenden Werke zweiten Rangs gebe es im Bereich der gesammten Litteratur nicht. Ja der unparteiische englische Leser erfahre durch die Invectiven Schopenhauers gegen die Meister selbst keineswegs etwas Neues; nur werde ihm seine eigene Meinung von der Sache mit einem mal zum deutlichen Bewußtsein und zur vollen Ueberzeugung gebracht.

So sehr aber Schopenhauers Lehre ihrer Form nach als „die genialste, geistvollste und unterhaltendste", die sich denken lasse, bezeichnet wird, so war doch ihr Inhalt dem Engländer von seinem Utilitätsstandpunkt aus ganz heterogen. Die Tröster Hiobs hätten nichts Entmuthigerendes, Abstoßenderes vorbringen können, nichts könne den Bestrebungen der Gegenwart entgegengesetzter sein.

„Nichtsdestoweniger", so schließt der Recensent, „sollte es uns höchlich wundernehmen, wenn unser Abriß dieses genialen, excentrischen, kühnen und, wir fügen hinzu, furchtbaren (terrible) Schriftstellers nicht einige unserer Leser zur Anschaffung seiner Werke veranlaßte, in welchen jede Seite reich an neuen und überraschenden Ansichten ist. Wir wünschen nur, wir könnten unter den Philosophen des heutigen Deutschlands einen Autor entdecken, der ihm an Tiefe und schöpferischer Kraft, an Klarheit und Gelehrsamkeit gleichkäme und dabei auf einem unseren Gefühlen und Ueberzeugungen mehr zusagenden Standpunkte stände, als der dieses misanthropischen Weisen von Frankfurt."

Aber die Wirkung des für Engländer geschriebenen Artikels sollte vielmehr in Schopenhauers Vaterland, wo man so gern sein Urtheil aus der Fremde bezieht, eine durchgreifende sein. Von allen Seiten häuften sich nun die Zeugnisse wärmster Anerkennung. Die Encyklopädien und Journale brachten Lebensabrisse und Auszüge aus Schopenhauers Schriften. Nicht allein das sogenannte gebildete Publikum nahm Antheil an dem „misanthropischen Weisen von Frankfurt" sondern sogar die „Philosophieprofessoren" fingen an, sich eingehender mit seiner Philosophie zu beschäftigen und

seine persönliche Bekanntschaft zu suchen, was jedoch einem oder dem andern, z. B. Prof. Weiße aus Leipzig im Herbst 1855, mißglückte. Einmal in weitere Kreise eingedrungen, blieben seine Schriften nicht lange auf die Beachtung der Fachgenossen beschränkt, sondern fanden in allen Facultäten, namentlich bei Naturforschern und Philologen eifrige Leser.

Schon ein Jahr zuvor war ihm die Freude zutheil geworden, daß jenes im Sommer 1813 in Rudolstadt von ihm geschriebene Kapitel vom Seinsgrund, welches zuerst Goethes Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte, den Gymnasiallehrer Kossack in Nordhausen zu einer ausführlichen Probe einer „systematischen Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung" nach seinen Grundsätzen veranlaßte. Zur selben Zeit war Böckh, von Berlin kommend, mit ihm zusammengetroffen und hatte sich sehr gefreut ihn wieder zu sehen, weil er vor seiner Abreise Humboldt bei der Lektüre eines „Dorguthianum" getroffen, der sich lebhaft nach Schopenhauer erkundigt und ihm erzählt habe, daß am nämlichen Tage nach dem verschollenen Privatdocenten, der jetzt auf einmal so viel von sich reden mache, bei ihm gefragt worden sei — und niemand wußte auch nur wo er lebe!

Damals wurde ihm die Mitgliedschaft der Berliner Akademie nahegelegt, die er aber mit Stolz zurückwies. Im Leben, meinte er, hätten sie ihn mißachtet und nach dem Tode wollten sie sich mit seinem Namen schmücken. Habe er ohne sie gelebt, so könne er ohne sie sterben. Sie möchten fortfahren, dem Erfinder der Monaden und prästabilirten Harmonie alljährlich ihr Loblied zu singen und wenn es ihnen an Ehrenmitgliedern fehle, so werde ja wohl ein halbes Dutzend Generallieutenants* da sein, die sie dazu nehmen könnten; er habe auch ohne Diplom die Ehre zu bleiben — wer er sei! Auf den Rath Frauenstädts, Humboldten, der in Berlin großen Einfluß habe, ein Exemplar der „Parerga" zu senden, erwiderte er:

„Ich, meine Werke dem Compilator zu Füßen legen? Sie trauen mir mehr Demuth zu, als ich besitze. Die Speichelleckerei der Gelehrten gegen ihn ist ekelhaft, zumal wenn sie seinen schönen Stil bewundern. Der hat etwas ganz specifisch Langweiliges, in seiner breiten Wohlgesetztheit. Mit

* Von Radowitz war damals gerade in die Akademie aufgenommen worden.

welcher irgend wichtigen allgemeinen Wahrheit Humboldt die Menschheit bereichert hat, habe ich noch zu lernen. Was soll mir sein Einfluß? Ich verlange Nichts."

Und am 21. August 1852 schreibt er am Schluß eines für seine Charakteristik klassischen Briefes an Frauenstädt, in welchem er auch seinen Erzevangelisten so unbarmherzig traktirt, daß er drei Tage später ein Pflaster auf die Wunde zu legen für gut findet:

„Ich danke Ihnen für die Ehrenbezeugungen, die Sie mir wünschen, ja gar verschaffen möchten. Sein Sie ganz ruhig: der Verdienstorden und das Verdienst treffen nicht so leicht zusammen: hat also gute Wege. Dieser wirklich edel und erhaben concipirte Orden* ist bereits seinem hohen Zweck untreu geworden: aus «nicht mehr als dreißig» hat man «nicht weniger als dreißig» gemacht, daher eine Menge Leute von sehr geringen Verdiensten dasselbe Kreuz tragen, womit der König den Prinzen von Preußen für die Bewältigung der badischen Rebellion belohnt hat. Die Vertheilung ist in den Händen des Kapitels, welches aus lauter Professoren besteht, die nun jeden alten emeritus aus ihrer Gilde damit decoriren, z. B. kürzlich den Creuzer für seine mythologischen Faiseleien u. A. m. Es müßte im Inlande mit ebenso viel Zurückhaltung wie im Auslande vertheilt werden, bloß an eigentliche geistige Eminenzen. Aber das ist ein excellenter Einfall, daß Sie den Humboldt auf mein Urtheil über die Farbenlehre hinweisen möchten: da würden Sie ihn in Ingrimm versetzen. Er hat sich im 3. Bande des Kosmos auf das Kläglichste mit der Neutonischen Farbenlehre compromittirt, wobei er von einem grünlichen Roth redet, dies ist wie von einem Ostwestwind; er redet also wie ein Blinder von der Farbe. Ueberhaupt, wo ist eine Eitelkeit, die ich nicht gekränkt hätte? man dient nicht der Welt und der Wahrheit zugleich. Daher, wenn es Kreuze regnete, keines auf meine Brust fiele."

Anfangs 1854 erschienen Frauenstädts „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" mit dem Artikel John Oxenfords als Einleitung. Dankerfüllt schreibt Schopenhauer am 28. Januar:

„Habe Ihr Buch zweimal mit unendlichem Plaisir gelesen: ist mir, als sähe ich in einem Convexspiegel mein verkleinertes Bild. Ist eine vollkommen ähnliche Miniatur. Sie haben es machen können, weil Sie nicht nur eine vollständige Kenntniß und Verständniß meiner Philosophie haben, sondern so tief eingedrungen sind und sie so durchdacht und durchdrungen haben, daß Sie soviel davon wissen wie ich selbst. Dies beweisen besonders die drei letzten, apologetischen Briefe; und durch das viele Studium sind Sie so zu Hause in meinen Schriften, daß Sie aus den entlegensten Winkeln heranschleppen, was Sie eben brauchen, oft Dinge, die vierzig Jahre von einander abgefaßt sind. Daß aber das Alles ganz zusammenpaßt, beweist die Einheit und Festigkeit meiner Lebens- und Weltansicht. Wie anders z. B. Schelling, sogar Spinoza: auch Kant: — bei keinem ließe sich das so machen, sie alle haben gefackelt ... Meine Empfindung

* Pour le mérite. Es war eine Stelle vacant, bezüglich deren ihm Dr. Frauenstädt geschrieben hatte, daß, wenn es bei ihm stände, Schopenhauer sie erhalten sollte.

bei Ihrem Buche ist der des Epikuros ähnlich, als er, nach Seneca, auf dem Sterbebette seinen Metrodoros berief, mit ihm alle seine Dogmata nochmals durchging, et gaudebamus ob inventa nostra."

In diesem Buche war auch die, Schopenhauers höchstes Interesse erregende Notiz Beckers benutzt, daß Maupertuis in seinen 1752 erschienenen „Lettres du Natif de St. Malo" die Idealität des Raumes behauptet hatte und darüber von Voltaire verspottet worden war. Schopenhauer schrieb deßhalb an Becker, dem er ein Exemplar der „Briefe" zusandte:

„Sie haben auf das Buch ein entschiedenes Recht, weil nämlich darin mit Ihrem Kalbe gepflügt, oder besser, der Hase, den Sie aufgejagt hatten, erlegt wird, im 14. Briefe. Sie werden sich erinnern, daß auf Ihren ersten Bericht über Voltaires Aeußerungen im Akakia ich auf der hiesigen Bibliothek vergebens gesucht habe nach den betreffenden Briefen des Maupertuis. Ich theilte darauf die Sache Frauenstädt mit, der, ohne mir weiter darüber zu berichten, in Berlin, dem ehemaligen Schlachtfelde jener Heroen, die Dokumente zusammengebracht hat, aus denen erhellt, daß die wichtige Lehre von der Idealität des Raums vor Kant da war. Ich glaube wirklich, daß Kant wenigstens den Grundgedanken daher genommen hat zu seiner glänzendsten Entdeckung. Maupertuis spricht die Sache vollkommen aus, gibt jedoch durchaus keinen Beweis dafür: ob er gar auch noch einen Hintermann hat? Kant steht demnach zu ihm, wie Newton zu Robert Hooke.

Der erste Wink ist immer die Hauptsache. Diese Entdeckung, die Kanten großen Abbruch thut, ist sehr wichtig und wird eine bleibende Stelle in der Geschichte der Philosophie behalten. Doch „Ihre Verdienste, die bleiben im Stillen". Sehn Sie, das kommt davon, daß man sein Licht unter den Scheffel stellt, ein stummer Apostel bleibt, statt ein verkündender Evangelist zu werden."

In der Folge machte Becker noch darauf aufmerksam, daß Kant selbst in seinen 1786 erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft", S. 50, von einem „großen Mann" spricht, „der vielleicht mehr als sonst jemand das Ansehen der Mathematik in Deutschland zu erhalten" beitrage und „mehrmalen die metaphysischen Anmaßungen, Lehrsätze der Geometrie von der unendlichen Theilbarkeit des Raumes umzustoßen, durch die gegründete Erinnerung abgewiesen" habe, „daß der Raum nur zu der Erscheinung äußerer Dinge" gehöre, aber „nicht verstanden worden" sei u. s. w. Hierauf antwortete Schopenhauer merkwürdigerweise:

„Die Stelle, welche Sie anführen, habe ich aufmerksam nachgelesen; ich glaube aber doch nicht, daß Kant seinen Vormann meint: weil, wenn dieser die Idealität des Raumes ausgesprochen hätte, man ihn nicht auf die Weise hätte mißverstehen können, wie Kant sagt. Der Gegenstand, die Urquelle der großen Lehre, ist sehr wichtig und erforschungswürdig. Eine deutsche Akademie sollte ihn zur Aufgabe einer Preisfrage machen."

Und doch sagt Kant (a. a. O.) wenige Sätze weiter:

„Daher war Leibniz' Meinung, soviel ich einsehe, nicht, den Raum durch die Ordnung einfacher Wesen nebeneinander zu erklären, sondern ihm vielmehr diese als correspondirend, aber zu einer bloß intelligiblen (für uns unbekannten) Welt gehörig zur Seite zu setzen, und nichts Anderes zu behaupten als was anderwärts* gezeigt worden, nämlich daß der Raum sammt der Materie, davon er die Form ist, nicht die Welt von Dingen an sich selbst, sondern nur die Erscheinung derselben enthalte und selbst nur die Form unserer äußeren sinnlichen Anschauung sei."

Auch ward diese Auffassung der Leibnizschen Lehre zu Kants Zeiten von Anderen getheilt, wie aus Platners „Aphorismen" (1. Aufl., 1776) zu ersehen, wo es in der neuen Bearbeitung von 1793, also freilich nach dem Erscheinen der Kritik, unter anderm heißt:

„Wenn Kant sagt, der Raum ist eine Urform der Sinnlichkeit: so ist es, meiner Vorstellung nach, ganz dasselbe, was Leibniz lehrt: daß die Ausdehnung eine Weise unseres Vorstellungsvermögens und nichts in den Dingen selbst ist." Platner wahrt dabei Leibniz das Urheberrecht, indem er sagt: „daß Ausdehnung, Raum und Bewegung nur subjective Erscheinungen sein möchten: daran hat vor Leibniz kein Metaphysiker gedacht."**

Schopenhauers Zweifel an der Beziehung jener Stelle auf die Idealität des Raumes, wenn er sie auch nicht bis zu Ende gelesen, mag hiernach aus der Abneigung gegen die Enttäuschung erwachsen sein, die ihm der Beweis bereiten mußte, daß der Keim einer Theorie, wegen deren er Kant unermüdlich in den Himmel erhoben, nicht allein von dem großen Denker aus zweiter Hand

* Ohne Zweifel meint er seine „Kritik" und die „Prolegomena".

** A. a. O., S. 420. 436 fg. Platner unterstützt seine Meinung mit eingehenden Gründen: „Der einzige Unterschied, der etwa noch (zwischen Kant und Leibniz) übrig bliebe, wäre dieser: daß Kant überhaupt die Dinge an sich, Leibniz aber ihre Ordnung untereinander als den Stoff angibt, welcher in die Form des Raums eingekleidet werde. Diese Ordnung wäre aber nicht die Form der Vorstellung des Raumes: denn diese ist Ausdehnung. Es folgt also aus dem Leibnizischen Systeme ganz wie aus dem Kantischen, daß der Raum, sofern er Ausdehnung oder ausgedehnt ist, nur allein in unserem sinnlichen Vorstellungsvermögen beruhet und, wenn dieses aufgehoben würde, gänzlich wegfallen müßte. Denn der ideale Raum, den Leibniz noch übrig läßt, ist nichts anders als der Stoff zu dieser Vorstellung, und am Ende sind Kants Dinge an sich dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß Leibnizens Dinge an sich (vermöge der Voraussetzung, daß sie verknüpfte Substanzen seien) den Stoff zugleich durch die Verhältnisse darbieten, in welche sie (in dem idealen Raume, der aber gar nichts Ausgedehntes ist) geordnet sind." — In den Briefen an Clarke gebraucht Leibniz Ausdrücke wie: — «le temps ne saurait être qu'une chose idéale, et l'analogie du temps et de l'espace fera bien juger que l'un est aussi idéal que l'autre — le temps sans les choses n'est autre chose qu'une simple possibilité idéale" u. a. m.

genommen, sondern daß dies auch, obendrein unter Hochhebung des von ihm verachteten Leibniz*, ohne großes Aufheben von Kant selbst erwähnt sein könne.

Die Ueberschätzung des intellectuellen Unterschiedes zwischen den Menschen bildet, wie wir gesehen haben, einen Grundzug im Charakter Schopenhauers, welcher durch den seinem Zeitalter eigenthümlichen „Cultus des Genius" von Jugend auf gefördert worden war.

Ist es überhaupt wahr, daß der intellectuelle Unterschied der Menschen größer sei als der moralische? Die Geschichte der Wissenschaften, der Naturwissenschaften wie der Geisteswissenschaften, lehrt, daß auch gewöhnliche Köpfe die glücklichsten Einfälle haben und oft besser zu verwerthen wissen als das Genie die seinigen, sowie daß die größten Köpfe sich nicht selten in unglückliche verrennen. Was Schopenhauer eigentlich vorschwebte, ist die geistige Einheit, das geistige Centrum im Gemüthe eines Menschen, im Deutschen wohl auch „die Seele" genannt. Dies ist es, was die Menschen oft „auf Sternenweiten" trennt und dem Einen die Welt völlig anders zeigt als dem Andern; aber es läuft nicht auf abstrakte Erkenntniß hinaus, obwohl es auch in dieser zu Tage tritt, sondern es lebt sich in der ganzen Persönlichkeit, mehr nach der ethischen Seite und in der künstlerischen Darstellung aus: ein Leben, das in seiner Geburtsstätte seine Ruhe findend (motus in loco natali placidus) harmonisch ist, sonst aber, als motus turbidus, alterirt, disharmonisch „den eignen Werth in ung'nügender Selbstzucht aufzehrt". So tief ist leider der Mensch in diese versunken, daß jeder das überschätzt, worin er sich vor seinesgleichen auszeichnet, daß unsere Selbstzufriedenheit mehr die Frucht unserer Selbstüberhebung als Selbsterkenntniß ist und unser Lebensgenuß oft nur in der Vergleichung unserer vortheilhafteren Existenz mit der unvortheilhafteren unserer Mitmenschen besteht. —

---

* Leibniz und Schopenhauer kommen, obzwar aus diametral entgegengesetztem Grunde, darin überein, daß unsere Welt die bestmögliche sei: Leibniz, weil überhaupt keine bessere, Schopenhauer, weil überhaupt keine schlechtere möglich sei. Beide haben recht, sofern sie die Freiheit des Willens mit in Rechnung nehmen; beide haben unrecht, sofern sie von der Annahme ausgehen, wir säßen noch in der ursprünglichen Verfassung dieser Welt, es sei noch res integra damit; während wir in statu corruptionis sind.

Gleichzeitig mit Frauenstädts „Briefen" erschienen von dem Prediger der „freien Gemeinde" in Hamburg, G. Weigelt „Vorlesungen über die Geschichte der neueren Philosophie", in welchen Schopenhauers Lehre „im Ganzen richtig und mit sichtbarem Enthusiasmus" (Brief an Frauenstädt vom 4. März 1854) dargestellt war. Weigelt übersandte sein Buch Schopenhauer mit einem Huldigungsschreiben, in dem es unter anderm heißt:

„Wer, wie ich, so und so viele Jahre Theologie studirt, wer durch Hegels Religionsphilosophie, durch Marheineke, Vatke, Dorner etc. den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft glücklich ausgesöhnt hat, der blickt, wie Sie wissen, lächelnd auf Kant herab, und gar überflüssig ist es ihm, mit Denkern kantischer Richtung specielle Bekanntschaft zu machen. Sie sind gerecht genug, uns armen studirenden Jünglingen keinen Vorwurf daraus zu machen, daß uns Werke, wie die Ihrigen, gänzlich verborgen geblieben. Jetzt begreife ich, was einem wahrhaft frommen Christen seine Bibel werth ist. Was ich auch lese, Alles treibt mich wieder hin zu Ihnen, ich muß Alles auf Sie beziehen, immer fragen wie das mit Ihrer großartigen Weltanschauung zusammenstimmt, Alles, Alles nach ihr bemessen . . . Wenn nicht große politische Ereignisse einseitig alles Denken und Streben in Anspruch nehmen, so ist sehr bald Ihre Zeit gekommen, früher, als Sie Selbst das erwarteten. Zu deutlich kündigt sich das Ende der spekulativen Afterweisheit an, die trotz allen Eklats nicht weit über die Schule hat hinausdringen können. Wird aber auch wirklich durch den Lärm der Welt eine Zeit lang die Stimme der Philosophie übertönt, so muß deren zukünftige, neue Epoche nothwendig mit Ihnen beginnen. Dies ist in jedem Fall so gewiß, als es gewiß ist, daß das Philosophiren an einen Wendepunkt gekommen ist. Auch wollte ich Ihnen eigentlich dies nicht sagen, weil Sie das selbst, und warum es so kommen muß, am besten wissen und mit großartiger Zuversicht oft genug ausgesprochen haben. Aber das fühle ich vielleicht besser als Sie, daß Sie die Philosophie über die Grenzen der Schule weit hinaus ins Volk tragen werden. Ihre Werke werden einst in den Händen eines jeden Gebildeten sein. Wie aus denselben das augenblicklich durch die Kirche verhöhnte metaphysische Bedürfniß sich Befriedigung holen wird, so werden Sie zugleich zur Neubelebung des verdorbenen Geschmacks und ästhetischen Sinnes in hohem Maße beitragen. Sie werden nicht bloß Philosophen, Sie werden auch Dichter bilden, wie wir sie nöthig haben. Ist doch in Ihren Werken mehr Poesie enthalten als in unserer ganzen belletristischen Tagesliteratur. Ich bin stolz darauf, daß ich Ihre Bedeutung für die Zukunft schwach erkenne und lebhaft fühle. Nehmen Sie die Erstlinge der Ehrfurcht und Bewunderung, die Ihnen die Nachwelt in reichem Maße zollen wird, freundlich von mir entgegen!" —

Zur besonderen Freude gereichte ihm die in demselben Jahre nothwendig gewordene neue Auflage der Schrift „Ueber den Willen in der Natur". Die im August 1854 geschriebene Vorrede benutzte er dazu, des Verhältnisses seiner Philosophie zu dem sich immer mächtiger entfaltenden Zeitgeiste zu gedenken.

„Das Bedürfniß wirklicher Fortschritte in der Philosophie", heißt es da, „wird zu jetziger Zeit dringender als je fühlbar. Einerseits beruht dies

auf dem beispiellos eifrigen Betriebe sämmtlicher Zweige der Naturwissenschaften, welcher, größtentheils von Leuten gehandhabt, die nichts außerdem gelernt haben, droht zu einem krassen und stupiden Materialismus zu führen, von welchem das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand der ersten Principien ist, da sogar die Lebenskraft abgeleugnet und die Natur zu einem zufälligen Spiele chemischer Kräfte erniedrigt wird.* Der andere, zu wirklichen Fortschritten der Philosophie aufrufende Umstand, ist der allen hypokritischen Verhüllungen und allem kirchlichen Scheinleben zum Trotz immer mehr überhand nehmende Unglaube."

Zugleich wurden die „Philosophieprofessoren" bedacht. Die bedrohlich um sich greifende „Feuersbrunst" seines Ruhms zu löschen, waren sie in der letzten Zeit „mit Klystirspritzen" herzugeeilt: „Zur Charakteristik Schopenhauers" u. dgl. m.; aber sie hatten Oel ins Feuer gegossen. Sie waren sogar auf den unglücklichen Gedanken verfallen, Schopenhauer gegenüber zur Waffe des Witzes zu greifen und Rosenkranz hatte von der „jüngsten Schilderhebung eines Kaisers der deutschen Philosophie in der alten Wahl- und Krönungsstadt" geschrieben. Schopenhauer meinte, seine Kaiserwürde erlaube ihm keine Antwort.

„Nichtsdestoweniger habe ich den Philosophieprofessoren eine betrübte Nachricht mitzutheilen. Ihr Kaspar Hauser, den sie beinah 40 Jahre hindurch von Licht und Luft so sorgfältig abgesperrt und so fest eingemauert hatten, daß kein Laut sein Dasein der Welt verrathen konnte — ihr Kaspar Hauser ist entsprungen! Einige meinen gar es sei ein Prinz . . ."

Im übrigen zeigte die neue Ausgabe der fast zwanzig Jahre alten kleinen Schrift, daß Schopenhauer nach Vollendung der „Parerga" in Wahrheit „die Hand vom Gemälde" gelegt; denn, wenn irgendwo so war ihm hier die Versuchung nahegetreten, die weiteren „Bestätigungen seiner Philosophie" zur Erörterung zu bringen, wenn auch damals — fünf Jahre vor dem Erscheinen von Darwins Werk über die Entstehung der Arten — noch nicht das bedeutsame Material erwachsen war, dessen sich jetzt die empirischen Wissenschaften im Einklange mit seinen Philosophemen rühmen.

* Hier hat die (1867 erschienene) dritte Auflage den Zusatz: „Und die Bethörung hat den Grad erreichen können, daß man ganz ernstlich vermeint, der Schlüssel zu dem Mysterium des Wesens und Daseins dieser bewunderungswerthen und geheimnißvollen Welt sei in armseligen chemischen Verwandtschaften gefunden. Wahrlich, der Wahn der Alchymisten, welche den Stein der Weisen suchten und bloß hofften, Gold zu machen, war Kleinigkeit, verglichen mit dem Wahn unserer physiologischen Chemiker!" Wie würde er vollends über den Wahn unserer physiologischen Mechaniker geurtheilt haben!

Im November 1854 folgte die zweite Auflage der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben". Der Verleger hatte ihm angezeigt, daß der durch vier Decennien geschleppte Vorrath nunmehr binnen kurzer Zeit erschöpft worden sei. Auch an diese Schrift legte er nun „die nachbessernde Hand" mit der zuversichtlichen Versicherung: „Obwohl seit dem ersten Erscheinen derselben weder Physiologen noch Physiker das Werkchen der Berücksichtigung würdig gefunden" hätten, sondern „davon ungestört bei ihrem Text geblieben seien", und obwohl er inzwischen 40 Jahre Zeit gehabt, seine Theorie „auf alle Weise und bei mannichfaltigen Anlässen zu prüfen", so sei doch seine Ueberzeugung von ihrer vollkommenen Wahrheit keinen Augenblick wankend geworden, und auch die Richtigkeit der Goetheschen Farbenlehre sei ihm noch ebenso einleuchtend wie vor 41 Jahren, als Goethe selbst ihm seine Experimente vorzeigte.

Ein Vierteljahr danach, im Februar 1855, hielt Helmholtz zum Besten von Kants Denkmal in Königsberg einen Vortrag „Ueber das Sehen der Menschen", der, ohne Schopenhauers Namen zu nennen, mit dessen Lehren auffällig in Berührung trat. Hierüber schrieb diesem Becker im Januar 1856:

„Herr Dr. Mayer* hat mir eine Brochüre mitgetheilt, die mich lebhaft wieder an Sie erinnert und theils erfreut, theils verdrossen hat. Denn sie enthält eine neue Bestätigung einer Ihrer Lehren von Seiten eines unbefangenen Naturforschers, dessen Bemerkungen zugleich dafür sprechen, daß das Bedürfniß nach ächter Philosophie wieder erwacht und somit die Empfänglichkeit der Zeit für Ihre Theorien immer im Wachsen begriffen ist. Sie und Ihre Werke werden aber mit keiner Silbe erwähnt, was von Rechts wegen hätte geschehen müssen, wenn Sie dem Verfasser bekannt waren. Das beweist, daß denn doch das so lange fortgesetzte Secretirungssystem der «Herren vom Gewerbe» immer noch einigermaßen fortwirkt und bis jetzt verhindert hat, daß Ihre Lehren in Regionen eingedrungen sind, wo man sie höchst willkommen heißen würde. Helmholtz hat, wie er sagt, obiges Thema gewählt, weil «die Lehre von den sinnlichen Wahrnehmungen der Punkt ist, an dem sich Philosophie und Naturwissenschaften berühren»; er beklagt aber, «daß die Psychologen die geistigen Acte, von denen dabei die Rede ist, meist unmittelbar zur sinnlichen Wahrnehmung gerechnet und kaum näheren Aufschluß über sie zu erhalten gesucht haben». Obgleich nun dies eigentlich auch von Kant gesagt werden kann, dessen Erkenntnißlehre erst durch Sie ergänzt und berichtigt worden ist, so weist er doch lediglich auf ihn zurück, der nachgewiesen habe, «was an unseren

* Arzt und Naturforscher in Mainz, einer der ältern Verehrer Schopenhauers, der diesen schon in seinem 1849 erschienenen Buche über „die Spinal-Irritation" gerühmt hatte.

Vorstellungen von den besonderen und eigenthümlichen Gesetzen des denkenden Geistes herrühre» und daß der Satz: «keine Wirkung ohne Ursache ein vor aller Erfahrung gegebenes Gesetz unseres Denkens» sei. Helmholtz' eigene Darstellung dagegen ist keineswegs aus Kant geschöpft, sondern stimmt fast bis ins Einzelne mit der Ihrigen vollständig überein. Er zeigt nicht nur, daß das Sehen intellektual und daß der — von der reflektirenden Vernunft zu unterscheidende — Verstand es ist, welcher die Data der Sinnesempfindung in Anschauung körperlicher Objekte verwandelt; sondern auch daß dies durch Anwendung des Causalitätsgesetzes geschieht und daß letzteres eine Erkenntniß a priori ist. Sogar für diese Apriorität gibt er den nämlichen Beweis, welchen Sie dem mißlungenen Kants (schon 1813 in der ersten Ausgabe des Satzes vom Grunde) substituirt und 1847 in § 21 der zweiten Ausgabe näher entwickelt haben."

Als Beleg fügte Becker einige Stellen aus dem Helmholtzschen Vortrage an. Dann fuhr er fort:

„Der Gedanke ist nahe liegend, daß Helmholtz von Ihnen geborgt habe; jedoch zeigen andere Stellen, daß er Sie wirklich nicht kennt, namentlich die folgende sonderbare, in welcher er den Vertheidigern der Goetheschen Farbenlehre einen Standpunkt zuschreibt, welcher dem Ihrigen gerade entgegen gesetzt ist, da Sie umgekehrt der Ansicht sind, daß man die Newtonische Farbenlehre nur festhalten könne, wenn man die wunderlichste harmonia praestabilita annehme: «Die neuere Philosophie, ausgehend von der Annahme der Identität der Natur und des Geistes, suchte die Gesetze des Geistes auch zu Gesetzen der Wirklichkeit zu machen und mußte demgemäß auch versuchen, die Gleichheit unserer Sinnesempfindungen mit den wirklichen Eigenschaften der wahrgenommenen Körper nachzuweisen. Zu dem Ende warf sie sich namentlich zur Vertheidigerin von Goethes Farbenlehre auf. Daß der Streit über diese wesentlich diesen Sinn habe, habe ich bereits bei einer andern Gelegenheit* darzulegen gesucht.»"

Becker urtheilte, wie man sieht, sehr vorsichtig; Schopenhauer aber verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Gerade dieses Hereinziehen Kants zur Theorie des Sehens und der „neueren Philosophie" zur Farbenlehre beseitigte bei ihm jeden Zweifel, der etwa noch übrig gewesen wäre und er antwortete dem Freunde:

„Sie legen zu viel Gewicht auf Helmholtz. Im Jahr 1853 erschienen plötzlich mehrere Widerlegungen der Goetheschen Farbenlehre, die man ja längst widerlegt glaubte und ruhig belächelte. Warum sie jetzt kamen, sagten sie nicht. Damit man nicht nachsähe, wo die altera pars zu hören sei. Sie wollten mich widerlegen, ohne mich zu nennen. Sie kamen nämlich infolge meiner «Parerga» von 1851 und infolge der dadurch ihnen eingejagten Angst, daß das gegen Goethe begangene litterarische Verbrechen an den Tag kommen könnte — wie es soll und wird. Darunter war auch Helmholtz' Aufsatz in der Allg. Monatsschrift, den ich gelesen habe, eine schlechte Vertheidigung einer schlechten Sache. Doves Farbenlehre gehört auch dahin. Ich habe ein Schriftchen von Helmholtz «Ueber Wechselwirkung»**, darin von dieser gar nicht die Rede ist sondern bekannte

* „Ueber Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten", in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" (Jahrgang 1853, S. 383).

** „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik" (Königsberg 1854).

Säckelchen aus der Mechanik vorgetragen werden. Seinen Vortrag über das Sehen kenne ich nicht. Aus Ihren Auszügen geht aber deutlich hervor, daß er mich ausgeschrieben hat, und nennt mich nicht. Bei Kant, wie Sie wissen, spazirt durch die Sinne die Außenwelt ganz fertig in den Kopf hinein."

Seitdem ist bekanntlich nicht nur durch den von Czermak* und Anderen geführten Nachweis der Uebereinstimmung der physiologischen Theorie Schopenhauers mit der Youngschen und Helmholtzschen Farbentheorie Schopenhauers Verdienst zu Ehren gekommen, sondern auch der oben angedeutete Grundmangel, daß nämlich, gleichwie Newton zu wenig an das Auge, Schopenhauer zu wenig an die Sonne gedacht, deutlicher ins Licht getreten. Ueberdies haben Physik und Chemie eine für beide Wissenschaften solidarische Umgestaltung erfahren.

Die Farbenlehre gab im folgenden Jahre einem in Frankfurt lebenden Verehrer Schopenhauers, dem Geologen Dr. Otto Volger, dem er ein Exemplar der zweiten Auflage zum Geschenk gemacht hatte, Veranlassung, seine Dankbarkeit durch ein Sendschreiben zu bezeigen, in dem er ihre schwache oder doch dunkle Seite, nämlich das Schema des Auseinandertretens der „qualitativen Thätigkeit" der Netzhaut in Zahlenbrüchen, einer kritischen Beleuchtung unterwarf. Nach Schopenhauer ist jede Farbe die „qualitative Hälfte" der vollen Thätigkeit der Retina, zu der sie durch eine andere Farbe, ihr Complement, ergänzt wird. Diese Thätigkeit bezeichnet er näher als Polarität, die von außen erregt werde wie die schlummernde Elektricität (Trennung von + E und — E) durch Reibung. Die Polarität der Retina habe „indessen das Unterscheidende, daß bei ihr in der Zeit, also successiv sei, was bei den andern polarischen Erscheinungen im Raum, also simultan sei". Ferner habe sie „das Besondere, daß der Indifferenzpunkt, wiewohl innerhalb gewisser Grenzen, verrückbar" sei. Im weitern gibt er über diesen Indifferenzpunkt keine Aufklärung, und Dr. Volger machte ihn darauf aufmerksam, daß dieser, als der Nullpunkt, in seinem Schema überhaupt fehle, sowie daß die „Herstellung des Weiß aus Farben" (Farbenlehre §. 10), welche ihm Goethe so sehr verdacht habe, nicht der richtige Ausdruck des von ihm entdeckten chromatischen Gesetzes sein könne; daß vielmehr seiner eigenen

* Abhandlungen der Wiener Akademie, Bd. LXII, Heft 2.

Nachweisung gemäß das Weiß, welches nicht mit der Klarheit verwechselt werden dürfe, als neutrale Farbe den Nullpunkt zwischen Grün und Roth einnehmen müsse; während das Schwarz (der negative Grenzpunkt bei Schopenhauer) und das Klare (an der Stelle des Weiß) an die beiden Pole zu stehen kommen müßten, indem beide keine qualitative Veränderung des Lichts — der Thätigkeit der Retina — mehr unterscheiden lassen, sondern nur die äußerste quantitative Differenz darstellen.

„Grün und Roth", fuhr Dr. Volger fort, „können nun freilich auch nicht mehr als halbe Qualitäten, sondern müssen als ganze Qualitäten, als Einheiten, nämlich als — 1 und + 1 bezeichnet werden, und demgemäß die anderen Farben. Die Plusreihe folgt mit wachsenden Zahlen, entsprechend den Nennern der Saitenlängen der höheren Töne oder den Schwingungszahlen dieser Töne selbst . . . Aber wie die Empfänglichkeit unseres Ohrs eine begrenzte ist und in den «überhohen» Tönen eine Unendlichkeit von verschiedenen Tönen für uns ununterscheidbar bleibt, so, und noch enger begrenzt, erstreckt sich auch die Farbenreihe nicht weit, und wir sind nicht im Stande, was über Gelb hinausgeht, noch von der farbenlosen Klarheit zu unterscheiden. Hierher gehört also das Zeichen + ∞ (Plus-Unendlich). Ganz entsprechend auf der Minusseite, der Ruheseite. Unterhalb des Violett hört wieder unser Unterscheidungsvermögen für Qualitäten auf — es wirkt nur noch die Quantität, hier negativ, also als Finsterniß, als Schwarz, dem somit das Zeichen — ∞ (Minus-Unendlich) gebührt.

„Daher ist auch Ihre Aufstellung (S. 24 der 2. Aufl.) der intensiven Theilung der Thätigkeit der Retina zu verändern:

Licht	Halbschatten	Finsterniß
Klarheit (statt Weiß)	Grau	Schwarz.

Bei eignem Versuche werden Sie sich überzeugen, daß Weiß und Schwarz nie das Grau des Halbschattens, sondern vielmehr das, vom Grau im gewöhnlichen Leben zwar nicht genügend geschiedene, aber wesentlich verschiedene Greis geben.

„Warum unterscheidet die Stickerin sehr sorgfältig klare Glasperlen von weißen? weshalb ist reines Glas als derbes Stück klar, als Pulver aber schneeweiß, wenn Weiß das ganze Licht wäre? Das Weiß entsteht nur da, wo (wie durch die «Brechung» in den Glassplitterchen oder in den Nädelchen des Schnees) das Licht qualitativ getheilt* und der qualitative Gegensatz durch das Sichdurchkreuzen der Farben oder das Sichdecken der farbigen Bilder neutralisirt wird. Die Klarheit aber ist da, wo das Licht überhaupt qualitativ gar nicht verändert ist. Je nach der Quantität kommt es hier als lichtere oder minder lichte Klarheit, als Halbschatten oder (negativ) als Finsterniß zum Vorschein.

„Die Sonne ist nicht weiß sondern klar. Die Quantität des Lichtes blendet hier unser Auge; Weiß als solches ist nicht blendend: das intensivste weiße Papier vermag das Auge ruhig anzublicken. Aber, wie jede Farbe, kann auch das Weiß durch die geringere oder größere Klarheit (Be-

* Diese Worte hat Schopenhauer, wohl zum Beweise, daß Volger mit seiner ganzen Kritik in Newtonismus versire, dick unterstrichen; es war aber nur an die Stelle des „Lichts" die Thätigkeit der Retina zu setzen, um ganz im Kreise der physiologischen Theorie zu bleiben.

leuchtung) schattiger (Goethes σκιερον ist auch im Weiß!)* oder leuchtender auftreten. Weiß gehört also mit in die Reihe der Farben, aber freilich ohne einen Gegensatz zu haben, als Neutralität.

„Eine schöne Analogie bieten zu den Farben die Krystallgestalten dar, deren Analogie mit den Tönen andererseits eine so evidente ist. Es handelt sich bei diesen Gestalten stets um die Neigung der Flächen zu einer Axe, welche sehr verschieden sein kann, wie die Farben. Die Gleichheit von sinus und cosinus der Neigung (also Neigung gegen die Hauptaxe gleich 45°) entspricht dem Neutralitätspunkte, wo Hauptaxe und Horizontaldimension einander gleich sind, also $1 : 1 = 0$ (isometrischer Oktaëder). Ist die Hauptaxe länger, so sind die Flächen steiler: aufstrebende Gestalten, positive Farben, hohe Töne. Ist die Hauptaxe kürzer, so sind die Flächen gedrückter: stumpfe Gestalten, negative Farben, niedere Töne. Zu jeder Grundgestalt stellt sich gleichsam die Tonleiter dar durch Gestalten, deren Hauptaxe (bei Gleichbleiben der Horizontaldimension) sich zur Hauptaxe der Grundgestalt verhält wie die Schwingungszahlen der Töne zu der des Grundtones. Höhere und tiefere Oktaven = aufstrebenderen und stumpferen Gestalten. Aber für unsere Wahrnehmung ist die Reihe jederseits mit wenigen Oktaven zu Ende. Bald werden die Gestalten so steil, daß wir die Flächen für vertikal halten, von den Flächen wahrer vertikaler Prismen oder Säulen nicht mehr zu unterscheiden vermögen: unendlich «spitze» (richtiger unendlich aufstrebende) Gestalten $= +\infty$. Andererseits werden die Gestalten bald so stumpf, daß wir die Flächen für wagerecht halten und von wirklichen wagerechten Flächen nicht zu unterscheiden vermögen: unendlich-stumpfe Gestalten $= -\infty$. Bekanntlich sind $+\infty$ und $-\infty$ die in der Krystallographie für Prismen und Basen wirklich eingeführten Zeichen. Wir haben somit folgende Analogien:

	1 : 1	
$-\infty$	0	$+\infty$
Basis	Grundgestalt	Prisma
Uebertiefe Töne	Grundton	Ueberhohe Töne.
Finsterniß	Weiß	Klarheit.

„Möchten Sie, hochverehrter Herr, in obiger Darlegung der Ergebnisse meines Nachdenkens nur einen Beweis des Ernstes finden, mit welchem ich Ihren tiefen Gedanken zu folgen strebe, deren hohen Werth die Wissenschaft hoffentlich noch, bevor Sie aus dem Kreise der sichtbaren Welt scheiden, anzuerkennen beginnen wird. Vielleicht erlauben Sie mir ein ander Mal noch weitere Anmerkungen; für heute nur die Versicherung, daß ich mich von Neuem überzeugt habe, daß das Wesentliche Ihrer Anschauung unum-

* Auch diese Worte hat Schopenhauer, offenbar zum Zeichen seines kategorischen Widerspruchs, dick angestrichen. Aber Dr. Volger bemerkte in seinem Briefe über den Streitpunkt zwischen Goethe und Schopenhauer, wie mir scheint, sehr richtig, daß beide recht gehabt und geirrt hätten, nur nach verschiedenen Seiten hin. „Goethe fühlte, daß aus Qualitäten keine Quantität entstehen könne. Für quantitativ aber hielt er das Weiß: den Gegensatz zum Schwarz. Sie, verehrter Herr, zeigten, daß das Weiß aus der Vereinigung je zweier complentärer d. h. entgegengesetzter Farben entstehe. Damit war Goethe äußerlich widerlegt — aber recht hatte er doch, deshalb verzieh er Ihnen nie. Ad rem hatten Sie ihn belehrt, aber ad hominem keineswegs. Es war für Goethe offenbar weniger darum zu thun, das Weiß aus den Farben nicht darstellen zu können, als darum, festzuhalten, daß die Aufhebung qualitativer Gegensätze keine Quantität erzeugen könne."

stößlich ist, und mit der Wahrheit geht es wie mit Demanten: man kann die Fassung noch so oft verändern, der Solitair bleibt immer derselbe."

Diese Kritik des Naturforschers, deren Kern Schopenhauer nicht gelten lassen wollte, indem er den „Nullpunkt" auf das Thermometer verwies*, gibt ein schönes und lehrreiches Beispiel, wie man Schopenhauers Genie und reelles Verdienst hochhalten kann, ohne sich seiner oft schreienden Einseitigkeit gefangen zu geben oder den Solitair, weil er kein Gerstenkorn ist, wie der Hahn in der Fabel zu mißachten und zu verscharren. Ja, der von den Naturphilosophen mißbrauchte und deshalb in der Philosophie um allen Credit gebrachte Begriff der Polarität mahnt an das von mir angedeutete Grundgebrechen der Philosophie Schopenhauers: nicht allein seinem Farbenschema nämlich, sondern auch seinem System fehlt das die Pole einigende Centrum.

Was er mit Goethe als unumstößliche Wahrheit erkannt und den Physikern gegenüber festgehalten hatte, daß die Farbe eine „Vermählung des Lichts mit der Finsterniß" sei, das nämliche Verhältniß war ihm, da er zu spekuliren anfing, als das Grundproblem der Philosophie, in der Vereinigung des Idealen und Realen (im Ich) vor Augen gestanden. Mit der Forderung der „völligen Immanenz, der gänzlichen Abwesenheit alles Mythischen, aller Hypostasen und aller historischen Auffassung der Welt" hatte er im schroffsten Gegensatze zu Schelling und Hegel damit be-

* Dr. Volger gab mir einige Erläuterungen zu seinem Briefe; da jedoch das Thema an diesem Orte nicht erschöpft werden kann, so theile ich nur daraus mit, daß die Neutralisirung der Farbenpaare im Weiß von der Farbenwirkung, nicht von der Lichtwirkung zu verstehen ist, in welcher sich dieselben nicht aufheben, sondern vereinigen, sowie daß Dr. Volger hervorhebt, wie die von Schopenhauer aufgestellte Zahlenscala weder dem Polaritätsgegensatze gerecht werde, noch mit der von Schopenhauer selbst so kräftig hervorgehobenen Thatsache, daß das Grün aus der Vereinigung des Gelb und Blau, das Orange aus der Vereinigung des Gelb und Roth und das Violett aus der Vereinigung des Roth und Blau entsteht, vereinbar sei: ein Widerspruch, welchen Schopenhauer (Farbenlehre, S. 79) durch ein Rechenexempel zu beseitigen versucht habe, das er wohl selbst, falls es ihm bei einem Newtonianer begegnet wäre, als ein Taschenspielerstückchen bezeichnet hätte, da es sich nicht darum handele, zwei Brüche auf gemeinsamen Nenner zu bringen, also nicht um die Möglichkeit aus $x\ {}^1/_3 + y\ {}^3/_4$ das Ergebniß von $(x + y)\ {}^1/_2$ herzustellen, sondern darum, daß die Theilzahl für Grün sich einfach aus der Vereinigung der Theilzahlen des Blau und des Gelb ergebe, da dasjenige einfache prismatische Blau, welches mit ebensolchem Gelb zusammenwirke, das prismatische Grün zum Vorschein bringe, wie Schopenhauer selbst es (S. 58 der Farbenlehre) darzustellen lehre.

gonnen, als „Lavoisier der Philosophie" das Ich in Willen und Erkenntniß zu zerlegen. Diese Zerlegung, und nächst ihr die strenge Sonderung des anschauenden und denkenden Erkennens, nannte er den „Wendepunkt" seiner Philosophie im Gegensatze zur Philosophie seines Zeitalters. Er lehrte uns in den verschiedenen Gestalten auf beiden Hemisphären seiner Welt ein Identisches erkennen, indem er einerseits in der Welt der Vorstellung das gleiche Wesen der Causalität als Ursache, Reiz und Motiv nachwies, und andererseits in der Welt des Willens die Identität des in allen Wirkungen als unbekannte Größe zurückgebliebenen X mit unserm eigenen Willen. Er entdeckte auch im Willen den realen oder positiven und in der Vorstellung den formalen oder negativen Pol des Ich — aber der nexus dieser beiden, je nur in sich übereinstimmenden Factoren ist dabei unerklärt geblieben: zwei total verschiedene Principien stehen sich, wennschon miteinander in einen räthselhaften physischen Knoten verflochten, dualistisch gegenüber. Das begeisterte Lob, welches ihm von Quandt gab: daß er, größer als Vasco de Gama, den Weg vom Realen zum Idealen entdeckt habe, werden wir demnach nicht unterschreiben können.

Die Polarität charakterisirt er als eine in zwei sich bedingende, sich suchende, zur Wiedervereinigung strebende und in dieser verschwindende, in specie entgegengesetzte, in genere identische Hälften zerfallende Thätigkeit. Für ihre sämmtlichen Erscheinungen liege deßhalb ein passender Ausdruck in Platons Mythe vom getheilten Menschen. Die tiefsinnige Allegorie seines „göttlichen" Lehrers hätte ihn weiter führen und für sein ganzes System von entscheidendem Einflusse werden können. Denn gleichwie die platonische Androgyne, oder der himmlische Eros, jene beiden Menschenhälften oder Halbmenschen erst zum ganzen Menschen, oder nach Paulus „zum vollkommenen Manne" vollendet, so darf man überall nicht bei jener Dualität der Kräfte, geschweige denn bei Einer stehen bleiben oder auch nur von einer als solcher den Ausgang nehmen; sondern man muß auf ihren gemeinsamen Grund, ihre gemeinsame Wurzel eingehen, welche freilich nicht die naturphilosophische „Indifferenz" sein kann, die den Gegensatz durch Urzeugung hervorbringt und ebenso unbegreiflich wieder verschlingt.

Bei einem von ihm verachteten Philosophen hätte Schopenhauer lernen können, daß man die Attraction und Repulsion der Pole nicht versteht, wenn man die Action des sie scheidenden wie vereinenden Princips nicht versteht, oder wenn man, wie dies Goethe und nach ihm die Naturphilosophen versucht, eine Theorie des Lichts und der Finsterniß ohne Theorie des Feuers zu Stande bringen will.* Und von dem noch mehr verachteten Hegel: daß man ein Wesen weder in seinem Anfange, wo es noch nicht ist, noch an seinem Ende, wo es nicht mehr ist, sondern nur in seiner Mitte richtig zu erfassen vermag.

* Franz von Baader, Werke, IX, 317.

XIV.

1854—1860.

Nach Schellings Heimgang im August 1854 war Schopenhauer als der letzte der großen deutschen Philosophen übriggeblieben, und es ist erfreulich zu sehen, wie er seinen so scharf getadelten Vorgänger, von dem er noch in dessen letztem Stadium gesagt, er sei mit einer Süffisance in Berlin aufgetreten, als ob er den persönlichen Gott in der Tasche mitgebracht habe*, nun doch gegen seinen Schüler in Schutz nahm. Am 11. September schreibt er an Frauenstädt über dessen Aufsatz „Zur Erinnerung an Schelling": „Was Sie darin sagen, ist Alles wahr, aber Sie sind doch nicht gerecht gegen ihn, sofern Sie das Gute verschweigen, was ihm doch nachzurühmen ist. Trotz allen seinen Possen und den größeren seiner Anhänger, hat er doch die Auffassung der Natur überhaupt wesentlich verbessert und gefördert, wie ich denn auch manches an ihm gelobt habe."

Waren doch beide, den Stein der Weisen suchend, zum Theil auf die nämlichen Quellen gestoßen. Der „Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" hatte beide ihr Leben lang beschäftigt und als gläubige Ungläubige hatten sie sich bis zuletzt gegen die in ihren alten Tagen überhand nehmende mechanische Auffassung der Natur gewehrt. Schopenhauers schöne Abhandlung „Ueber das Geistersehen und was damit zusammenhängt" zeigt, wie weit er in der tiefern Würdigung der magischen und ekstatischen Erscheinungen mit Schelling und dessen Schule zusammenging. Er

* Man lese die am 15. November 1841 zu Berlin gehaltene, von Schopenhauer als „Thronrede" persiflirte Antrittsvorlesung, in der man sogar einem spekulativen Nationalliberalismus begegnet; denn Schelling verkündigt mit einer Treitschkes würdigen Sicherheit: „in Berlin müssen sich jedenfalls die Geschicke deutscher Philosophie entscheiden".

war weit entfernt, einem Kieser, Ennemoser u. A. m. in alle Irrgänge der Phantasie zu folgen, ja über die Seherin von Prevorst sagte er: es gebe Probleme, deren alleinige Lösung die sei, daß sie erlogen seien. Nichtsdestoweniger nahm er keinen Anstand zu behaupten, daß, wer heutzutage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifle nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen sei, und daß der thierische Magnetismus, wenn er auch einstweilen mehr Räthsel aufgebe als löse, vom philosophischen Standpunkte aus die inhaltschwerste aller jemals gemachten Entdeckungen bilde; denn er sei wirklich die praktische Metaphysik, wie schon Baco von Verulam die Magie definire, gewissermaßen eine Experimentalmetaphysik. Daneben wußte er von einem „räthselhaften, in unserm Innern verborgenen, durch die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse nicht beschränkten und insofern allwissenden, dagegen aber gar nicht ins gewöhnliche Bewußtsein fallenden, sondern für uns verschleierten Erkenntnißvermögen zu reden, welches im magnetischen Hellsehen seinen Schleier abwerfe. Hier haben wir das Urbild des „Unbewußten", in dem es freilich zum Zerrbild geworden.

Als daher im Winter 1854 der Magnetiseur Regazzoni in Frankfurt Vorstellungen gab, gehörte Schopenhauer zu seinen aufmerksamsten Beobachtern und nahm bald mit einer gewissen Leidenschaft Partei für ihn, obwohl die Experimente dieses Italieners zum Theil bedenklicher Natur waren und dadurch die Sache verdächtig machten. Ein bekannter Physiolog und Vivisector unternahm es, Regazzoni „als Charlatan zu entlarven", indem er einer Magnetisirten einen lebenden Frosch in den Nacken setzte und sie dadurch sofort erweckte. Ueber die Tauglichkeit und Beweiskraft dieses Experiments entstand zwischen dem Magnetiseur und dessen Anhängern auf der einen und einer Anzahl Frankfurter Aerzte auf der andern Seite ein öffentlicher Streit, an welchem Schopenhauer so lebhaften Antheil nahm, daß es ihn große Ueberwindung kostete, nicht mit seiner Ansicht in die Oeffentlichkeit zu treten. Desto rücksichtsloser ließ er seinem Aerger gegen die „Medikaster" in Gesprächen und Briefen den Lauf.

Imgleichen nahm sein Interesse das damals in Deutschland Mode gewordene Tischrücken in Anspruch. Er selbst machte einen

Versuch damit, der aber, wie er meinte, wegen der Mitwirkung allzu jugendlicher Personen mißglückte. Das seien, schrieb er an Frauenstädt, keine Elektricitätsposſen, die gar nicht hingehören; es sei Magie, metaphysische Kraft des Willens, eine für seine Philosophie höchst wichtige Sache: „eine Sache — um eine von den Lumpen abgehetzte Redensart zu gebrauchen — von unberechenbarer Tragweite. Ich singe:

Der Wille, der die Welt
Gemacht hat und verhält,
Er kann sie auch regieren:
Die Tische gehn auf Vieren."

Im December desselben Jahres sandte ihm Richard Wagner „aus Verehrung und Dankbarkeit" seinen damals bloß für Freunde gedruckten Zukunftstext „Der Ring des Nibelungen", worüber er jedoch, gleichwie über Wagners Musik, den Kopf schüttelte, so erfreulich ihm auch die Anhängerschaft eines so hervorragenden Sachverständigen in Bezug auf seine Metaphysik der Musik sein mußte.

Der erfolgreiche populäre Auftritt der Herren „vom Tiegel und der Retorte" erregte seinen besondern Unwillen, sodaß er z. B. am 15. Juli 1855 an Frauenstädt schreiben konnte:

„In meinem Letzten schrieb ich, daß ich erwartete, der Dr. Büchner würde für sein «Kraft und Stoff» suspendirt werden. Mit hoher Befriedigung ersehe aus der gestrigen Postzeitung daß dies schon eingeleitet ist. Ihm geschieht recht: denn das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisirens. So ein Mensch hat Nichts gelernt als sein Bischen Klystirspritzologie: keine Philosopie, keine Humanitätsstudien getrieben: und damit wagt er sich dummdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen Recht: erleiden die Strafe für ihre Ignoranz."

Dagegen las er um dieselbe Zeit „mit großer Freude und wahrer Erbauung" den damals erschienenen ersten Theil von Grauls „Bibliotheca Tamulica", welcher drei tamulische Schriften zur Erläuterung des Vedanta Systems oder der rechtgläubigen Philosophie der Hindus enthält, darinnen Schopenhauer seine Lehre „wie im Spiegel" erblickte. —

Da er nun das abyssinische Sprichwort: „Wenn der Nil erst in Kahira ist, wird es keiner Dembea mehr gelingen, ihn zu fesseln", auf seinen Ruhm anwenden konnte, so nahm er im Frühjahr 1855 das Anerbieten des in Frankfurt lebenden französischen Malers

Julius Lunteschütz, sein Brustbild zu malen, bereitwillig an: denn er gebe damit der Welt den Rahmen zu dem Bilde, das er ihr gemalt habe. Als sein Tischnachbar hatte Lunteschütz vielfach Gelegenheit, ihn in der Unterhaltung zu beobachten und kannte daher seine Physiognomie genau. Lunteschützens Atelier befand sich damals Schopenhauers Wohnung gegenüber im Deutsch-Herrenhause am linken Mainufer, wo „der Frankforter" (Verfasser der „Theologia deutsch") als Priester und Custos gelebt: — „Parterrestube, dicke alte Grundmauern, wohl noch vom alten Gebäude, dieselben, an denen Er saß" (Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855). Trotz der vielen langen Sitzungen aber, über die sich Schopenhauer sehr beklagte, fiel das Porträt schließlich nicht befriedigend aus. Bald nach dessen Vollendung und später, nach Schopenhauers Tode, machte Lunteschütz weitere Versuche, dem Original näher zu kommen, was ihm in der That so weit geglückt ist, daß das zuletzt nothdürftig vollendete, dermalen in der Städelschen Gemäldesammlung befindliche Brustbild Schopenhauers Kopf sehr lebendig, wenn auch einseitig wiedergibt. Jenen „langsamen Bildungsproceß des bleibenden Gesichtsausdrucks durch unzählige vorübergehende charakteristische Anspannungen der Züge", der nach Schopenhauer („Parerga", I, 673) der Grund ist, „warum die geistreichen Gesichter es erst allmälich werden und sogar erst im Alter ihren hohen Ausdruck erlangen", muß der Porträtmaler in seinem Geiste cursorisch wiederholen: daher die große Schwierigkeit der Aufgabe. Aus der bloßen Phantasie oder nach der Photographie, wie dies Lenbach mit Schopenhauer versucht hat, läßt sich kein Porträt machen. Die Anschauung des lebendigen Originals oder doch längere persönliche Bekanntschaft sind unerläßliche Bedingung.

Die nach jenem ersten Oelbilde im darauf folgenden Jahre bei Sachse in Berlin gefertigte Lithographie begrüßte Schopenhauer mit gemischten Empfindungen. Denn obwohl er mit der Ausführung zufrieden war, ärgerte es ihn, daß sein Name fehlerhaft mit doppeltem p darunter stand und sein Vorname mit einem A. abgefunden war, was ebenso gut Adam heißen könne. Im October 1853 hatte ihm Frauenstädt geschrieben, daß den Wünschen Derer, die ihn zu sehen brennten, ein Bild von ihm in der „Illustrirten Zeitung" entgegenkommen würde, auch möge er einer neuen Auf-

lage seines Hauptwerks sein Porträt beigeben. Hierauf antwortete Schopenhauer:

„Daß Sie, mein theurer Apostel, nur ja sich nicht einfallen lassen, mir eine Illustration in der Illustrirten Zeitung zu veranstalten! Di meliora! Ich will nicht mit meiner Person dem müßigen Lesepöbel zur Kurzweil dienen. Auch ein Porträt vor Werken geziemt sich erst nach dem Tode des Verfassers. Ich weiß von keinem großen Schriftsteller, daß er es bei Lebzeiten gethan.* Weßhalb schon das alte Epigramm:

Sorgt ja, daß doch von euern Zügen
Ein treues Bild der Nachwelt übrig ist:
Da sieht sie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr liest."**

In demselben Jahre war ihm ein neuer „aktiver Apostel" in der Person des Lehrers Dr. David Asher in Leipzig zugewachsen, dessen „Offenes Sendschreiben" an ihn (Leipzig 1855) die Veranlassung eines bis zu Schopenhauers Tode fortgesetzten Briefwechsels ward. Asher blieb nicht nur für die Verbreitung seiner Philosophie thätig, sondern, am Stapelplatz der Litteratur in Deutschland wohnend und von großer Belesenheit, hatte er ihm auch jederzeit Neues über ihn mitzutheilen. Ihm verdankte Schopenhauer die Bekanntschaft mit seinem ältesten Vorgänger in der Lehre vom Willen, dem auf die Ausbildung der Kabbala von großem Einfluß gewordenen arabisch-jüdischen Philosophen Salomon Ibn Gebirol (Avicebron oder Avencebrol bei den Scholastikern), dessen Fons vitae 1857 von S. Munk in Paris herausgegeben wurde. Wäre Schopenhauer dieser Spur früher gefolgt, so hätte er seine Vorurtheile gegen die altjüdische Philosophie und Theologie vielleicht corrigirt. Dazu war es in seinem 69. Jahre zu spät.

„Allerdings", schreibt er im October 1857 an Dr. Asher, „kann Gebirol als mein Vorgänger angesehen werden, da er lehrt, daß der Wille Alles in Allem ist, thut und macht: damit ist aber auch seine ganze Weisheit zu Ende: denn er lehrt es nur so in abstracto und wiederholt es tausendmal. Zu mir verhält er sich wie ein Nachts unter dickem Nebel leuchtender Glühwurm zur Sonne. Nichtsdestoweniger hat er doch die richtige Einsicht ge

* Desto besser gefallen sich darin die kleinen: weßhalb sich jetzt jeder Tagesschreiber abgebildet sehen will, und jede Zeitschrift, schon im Dienst der Reklame, im Kampf um ihr Dasein bald genöthigt sein wird, auch die Porträts ihrer Abonnenten zu bringen.

** Von Abraham Gotthelf Kästner, dessen von L. H. Tischbein jun. 1771 gezeichnetes, von G. A. Liebe gestochenes Porträt übrigens auch bei seinen Lebzeiten seinen Vermischten Schriften vorgesetzt wurde.

faßt, sogar auch das Dasein der objectiven Welt bloß in der Erkenntniß des Subjekts, nur daß er in der Dumpfheit und Armuth bleibt."

Gelegentlich eines Artikels von Dr. Asher: „Arthur Schopenhauers Ansicht über Musik" in Frz. Brendels „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" (Leipzig 1856, S. 187 fg.) schreibt Schopenhauer am 12. November 1856 an Asher:

„Vor allen Dingen will ich Ihnen noch nachträglich die Versicherung geben, daß, so Viele auch schon über meine Philosophie geschrieben haben, noch Keiner das eigentliche Grundverdienst derselben so deutlich und bestimmt hervorgehoben hat, wie Sie in Ihrem Aufsatz über meine Musik, S. 190 und 191."

Er meinte die Umkehrung aller seitherigen philosophischen Anschauung, nach welcher der Intellekt für das Primäre war angesehen worden. —

Unter den zahlreichen Besuchen, die er im Sommer 1855 empfing, ist der des Malers und Professors an der Königl. Kunstakademie zu Dresden, Johann Karl Bähr zu nennen, welcher noch in Schopenhauers letztem Lebensjahre die Anfänge seines merkwürdigen, bis jetzt nicht nach Verdienst beachteten Werkes: „Der dynamische Kreis" (Dresden 1861—1866) herausgegeben und später gleich seinem Schwiegersohne Rudolf Hantsch für Goethes und Schopenhauers Farbenlehre eintrat*, indem er zugleich durch seine Untersuchungen über den dynamischen Werth der Farben die Richtigkeit der von Schopenhauer angenommenen absolut positiven beziehungsweise negativen Polarität der drei Grundfarben bestätigte. „Der hat mir sehr gefallen", schreibt Schopenhauer am 3. September 1855 an Frauenstädt, „brav und gescheut: kennt alle meine Schriften sehr genau und ist voll davon."

Der Sohn dieses an Geist und Gemüth reichen Mannes** sollte Schopenhauer noch näher treten. Es war dies Dr. Karl G. Bähr, geboren 7. Febr. 1833, gestorben 8. Sept. 1893 in Dresden, welcher Schopenhauer im April 1856 persönlich kennen lernte, nachdem er schon im Winter 1854 auf 1855 als Leipziger

* „Goethes Farbenlehre und die Farbenlehre der heutigen Physik von Rudolf Hantsch" (Dresden 1862). „Vorträge über Newtons und Goethes Farbenlehre von Joh. Karl Bähr" (Dresden 1863).

** Er war geboren in Riga 1801 und starb in Dresden 1869. Vgl. den von seinem Sohne geschriebenen Nekrolog im „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft", III, 496—500.

Student in der von Ch. H. Weiße geleiteten „philosophischen Gesellschaft" das Referat über Schopenhauers Philosophie übernommen hatte, welches die im folgenden Jahre von der philosophischen Facultät zu Leipzig gestellte Preisaufgabe einer „Darlegung und Kritik der Principien der Schopenhauerschen Philosophie" mitveranlaßt zu haben scheint. Der Preis wurde dem Cand. theol. Rudolf Seydel zuerkannt*, während Bährs Arbeit** von dem Meister selbst gekrönt worden ist.

Nachdem Schopenhauer beide Schriften gelesen hatte, schrieb er auf sein Exemplar der Bährischen:

„Das Urtheil der Leipziger Facultät, welches nicht diesem schönen Buche Bährs, sondern der miserabeln Arbeit des R. Seydel den Preis zuerkannt hat, besagt: «Nicht um Wahrheit und Klarheit ist es uns zu thun, sondern darum daß Einer, per fas et nefas, gehauen oder gestochen, den Schopenhauer herabsetzt und diskreditirt: dafür haben wir den Preis ausgesetzt — aus dem uns anvertrauten Gelde.» Sie hätten das respice finem im Auge behalten sollen. So übertölpelt man das Publikum nicht. Das Ding schlägt um und fällt ihnen auf den Kopf."

Das von Schopenhauer so schroff zurückgewiesene Urtheil hatte zwar Seydels Abhandlung „außer allem Zweifel des Preises würdig befunden"; aber zugleich erklärt, hinter Seydel stehe Bähr nur insoweit zurück, daß auch von ihm zu sagen sei, er habe seinen Gegenstand nicht ohne Erfolg behandelt, „dergestalt, daß, wenn nicht jener aufgetreten wäre, der ihm die Palme vorweggenommen, er des Preises vielleicht nicht unwürdig erachtet worden wäre. Dieser sei deßhalb der Facultät einer öffentlichen Belobigung und der Hälfte des Preises gewiß würdig erschienen".

Bährs Schrift ist keine Lobrede, sondern was der Titel besagt: eine Darstellung und Kritik der Grundgedanken der Schopenhauerschen Philosophie. Sie unterscheidet sich dadurch von dem, Hohes und Geringes nivellirendent Raisonnement der meisten Kritiker Schopenhauers, auch des gekrönten, daß sie Sinn verräth für das, was den weiten Abstand des Genies von dem Chor

* „Schopenhauers philosophisches System dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. Gekrönte Preisschrift" (Leipzig 1857).

** „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt von C. G. Bähr" (Dresden 1857). Nach Bährs Tode hat Ludwig Schemann aus dem Nachlasse „Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer" herausgegeben (Leipzig 1894), wo im Anhange auch Bährs Kritik der gekrönten Preisschrift Seydels wieder abgedruckt ist.

der Rockenphilosophen begründet, mögen die Fehler und Mängel so groß sein wie sie wollen, Sinn für die intellectuelle und ethische Tiefe der Schopenhauerischen Weltansicht, für ihre Bedeutung als „einzig echte" Nachfolge der Vernunftkritik und für ihren Werth in unserer Zeit.

Bähr erkennt den „großen Mißgriff" Schopenhauers, daß er „vom Willen a priori ausmachen will, was nur vom Ding an sich in transcendentaler Bedeutung a priori behauptet werden darf" — nämlich Grundlosigkeit und Einheit, und daß wir somit „zu einem empirischen und doch auf transcendentale Art bewiesenen ἓν καὶ πᾶν (All-Eins) gelangen". Freilich meint er, dieser Widerspruch werde durch die Unterscheidung des objectivirten Willens von dem Willen als Ding an sich von Schopenhauer anderwärts selbst gehoben, indem die eigentliche Grundlage des ἓν καὶ πᾶν Schopenhauers die Erfahrung selbst, die Betrachtung der Natur und mehr noch die Untersuchungen der Ethik seien. In diesen sieht er mit Recht: daß sie „in höherm Maße als alle andern für die wichtigsten Wahrheiten der Metaphysik Schopenhauers entscheidend" seien, weil Schopenhauer uns den Gegenstand der Moral zugleich als das reale Princip einführt und ihn zum Erklärungsgrund der Erfahrung in ihrer Gesammtheit macht.

Man verstatte, Bährs eigene, vorzügliche Einsicht in Schopenhauers Denkweise gewährenden Worte anzuführen:

„In einer Hinsicht freilich mußte die Erkenntnißtheorie der Metaphysik vorarbeiten, indem sie nämlich die zwingenden Fesseln unserer Vorstellungsformen dadurch, daß sie deren Idealität feststellte, in gewissem Sinne von uns nahm, und unserer Erkenntniß ein Feld von Möglichkeiten eröffnete, welches der Betrachtung der Erfahrung selbst eine ganz neue Wendung geben konnte. Jene Möglichkeiten, denen zunächst nur eine negative Bedeutung zukam, konnten einen realen Gehalt bekommen, zu etwas Wirklichem werden, jedoch nicht durch dialektische Kunststücke, sondern einzig und allein durch eine innige und tiefe Auffassung der Natur und unseres eigenen Wesens.

„Dies ist nun auch das eigentliche Bestreben der Schopenhauerschen Metaphysik und in dieser Weise schließt sich dieselbe innig an die Erkenntnißtheorie an, ohne daß darum zwischen beiden die rechte Grenze aufgehoben würde.

„Die Freiheit oder Grundlosigkeit des Dinges an sich konnte nicht so ohne Weiteres auf den Willen übertragen werden; sie blieb für diesen eine bloße Möglichkeit. Dadurch aber daß die Erfahrung uns das ethische Phänomen des Gefühls der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen aufwies, wurden wir zur Ueberzeugung von der Aseität des Willens hingeführt, und aus der transscendentalen wurde mithin eine meta-

physische Wahrheit. Ebenso nun konnte der Gedanke des ἓν καὶ πᾶν, d. h. die Annahme, daß das allen Dingen zum Grunde liegende Reale trotz aller Verschiedenheit und Vielheit in der Erscheinung seinem Wesen nach Eines sei, durch die Transscendentalphilosophie nur als möglich nachgewiesen werden, indem diese die Idealität unserer Anschauungsformen feststellte; die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Annahme lehrte uns aber das zweite Urphänomen der Ethik, das Mitleid, in welchem wir uns mit Andern identificiren, lehrte auch eine allgemeine Betrachtung der Natur, wo wir alle Kräfte und Lebensäußerungen zurückführen mußten auf dasselbe dunkle, ruhelose Streben nach Selbsterhaltung und Selbstbethätigung, welches vielfachen Hemmungen durch ein außer ihm Liegendes unterworfen ist. — Wie ungleich realer und unserm Verständniß zugänglicher als die todte Abstraktion einer transscendentalen Einheit der Naturwesen, die nur ein Ausdruck der Ohnmacht unserer Vernunft ist, über die Grenzen der Erscheinung hinauszugehen, ist doch die Bedeutung jenes «tat twam asi» (dies bist Du), welches beim Anblick fremden Wehs uns die Stimme des Mitleids zuruft. Die Maxime der reinsten Tugend, wie den Ausspruch höchster Weisheit enthält es in sich, und eröffnet uns einen tiefen Blick ins Innere der Natur und eine wahrhaft grandiose Weltansicht."

Schopenhauer blieb bis zu seinem Tode mit Bähr im Briefwechsel und schätzte dessen Briefe vor allen andern. So schreibt er ihm am 12. Januar 1860:

„Ihr Brief hat mir, wie jedes Mal, große Freude gemacht: ganz entschieden sind Sie unter Allen die mir schreiben, Der, dessen Briefe mir am meisten heimkommen, wegen des vielen Verstandes, der Klarheit und wahren Aufrichtigkeit. Daher auch genügt mir der geringste Anlaß, um Ihnen zu schreiben."

Dann geht er auf ein Schreiben Maillards in der „Revue germanique" über, welcher eine Uebersetzung der „Metaphysik der Geschlechtsliebe" ins Französische begonnen hatte, und räth davon ab, dieses Kapitel aus dem Zusammenhang zu reißen; vielmehr würde eine sorgfältige und schöne Uebersetzung der ein Ganzes bildenden vier Kapitel 41—44 des 2. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" am geeignetsten sein, „den Franzosen eine verlockende Probe seiner Philosophie zu geben".

Bald darauf, am 25. Februar 1860, schrieb er ihm, für den Glückwunsch zum Geburtstag dankend, zum letzten mal. Da heißt es unter anderm:

„Lieber Herr Bähr, herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch und Ihren Brief, der, wie immer, die meiner übrigen Korrespondenten weit hinter sich läßt. Schade, daß Sie nun einmal Jurist sind und bleiben müssen: doch freut es mich, daß Sie «Unabhängigkeit» im Auge haben, als welche besser ist denn Reichthum: σχολὴ κάλλιστον κτημάτων* hat Sokrates gesagt. Da werden Sie wohl einmal etwas Tüchtiges und Würdiges in die

* Muße ist das schönste Gut.

Welt setzen. Wenn nur Ihre Gesundheit gut ist: fast Alle haben irgend ein wiederkehrendes oder chronisches Uebel, ich seh's täglich. Ich aber nicht." —

Im nämlichen Aprilheft der „Westminster Review" von 1853, welches für Schopenhauers Ruf von so durchschlagender Wirkung werden sollte, war auch in einer größern Abhandlung, „Early Christianity, its creed and Heresies", das 1852 in London erschienene Werk seines Universitätsfreundes Bunsen: „Hippolytus and his age" besprochen und dadurch einer an den andern wieder lebhaft erinnert worden. Seit 1854 hatte Bunsen seinen Ruhesitz in Heidelberg aufgeschlagen. Von dort schrieb er am 26. März 1857 an Schopenhauer:

„Eine mir in diesen Tagen durch Kuno Fischer zugekommene Nachricht von einem Ihnen, mein verehrter und unvergessener Freund, zugestoßenen Unfalle war glücklicherweise mit der Kunde Ihrer vollkommenen Herstellung verbunden. Doch bin ich sehr begierig zu hören, wie es Ihnen geht. Ich habe nie vergessen, daß Sie der Erste waren, welcher den ganz unbekannten Jüngling bei der Hand nahm und ihn in der freundlichsten und gütigsten Weise ins Leben, nach Weimar, in Ihr Haus und zu Goethe führte. Das Zusammentreffen in Rom brachte uns, nach zwanzig Jahren Trennung, nicht wieder näher zusammen.* Seit 1854 wieder in's Vaterland zurückgekehrt, habe ich mich glücklich wie ein Patriarch, mit zehn Kindern und dreizehn Enkeln, in eine anmuthige Einsiedelei zurückgezogen und bin seitdem besonders Ihrem Schaffen und Wirken gefolgt. Die zweite Auflage Ihres großen spekulativen Werkes kannte ich schon in London, wo ich sie einigen denkenden Freunden bekannt machte. Längst nun wäre ich einmal zu Ihnen gekommen, wenn man mir nicht von Ihrer timonischen Misanthropie so viel erzählt hätte, daß ich durch das Philistergeschwätz irre gemacht wurde, zweifelnd ob Sie mich auch gern noch einmal wiedersehen würden. Nun höre ich aber daß Kuno Fischers Gewährsmann diesem erzählt, wie Sie Sich freundlich über mich geäußert, und da in diesem Augenblicke die Nachwehen der Ischiadica mir eine Reise nicht gerade angenehm oder räthlich machen, so benutze ich die heutige Sendung meines jüngsten Sohnes Theodor nach Frankfurt, um Sie zu bitten, ihn, wenn es Ihnen möglich ist, vorerst an meiner Statt zu empfangen, um ihm zu sagen, wie es Ihnen geht. Ich glaube, daß Sie, wie alle großen Philosophen in ihrem Alter, von Sokrates bis auf Kant, aufgehört haben, Bücher zu lesen**, etwa Romane oder, wie der Athener, Aesops Fabeln ausgenommen. Wenn Sie sonst das eine oder andere meiner ἔπεα πτερόεντα*** an meine Zeitgenossen hier und unter den Angelsachsen, gesehen haben, so wissen Sie, daß wir über Manches zwar verschieden denken, über die Priorität des Willens aber vor aller Wirklichkeit ganz übereinstimmen,

* Soll wohl heißen zehn Jahren, nämlich 1819. Schopenhauer ist nach 1823 nicht mehr in Italien gewesen. Bunsens römischer Aufenthalt erstreckt sich allerdings von 1817—1838.

** Schopenhauer las im Greisenalter noch viel; namentlich auch in den Klassikern.

*** Beflügelte Worte (Homer).

und daß ich auch, von meinem Standpunkte, der Philisterei, Heuchelei, Pfäfferei und aufgeblasenen Professoren-Mittelmäßigkeit den Krieg erklärt, gegen welche Sie von Anfang an redlich und mit Ehrfurcht vor dem Genius und der Wahrheit so muthig gekämpft haben.

„Doch schon zu viel für einen stummen und blinden Dolmetscher, wie ein Brief ist! Wenn Sie mich sehen können und wollen, komme ich einmal an einem schönen Tage des Morgens von hier zu Ihnen, um Abends das mir einst so liebe, jetzt aber als Freß-, Diplomaten- und Juden-Gomorrha verhaßte Frankfurt wieder zu verlassen und zu meinem stillen Landsitze zurückzukehren. Vielleicht treibt Sie ja auch ein schöner Frühlingstag ins Freie und dann besuchen Sie mich hier.

„Vorerst lassen Sie mich aber durch meinen Sohn wissen, wie es Ihnen geht und wo möglich, daß Sie sich bisweilen noch freundlich erinnern Ihres Ihnen dankbar ergebenen Freundes

Bunsen."

Sie sahen sich wieder und erneuerten zugleich das Andenken an den Dritten im Göttinger Bunde, den Sohn des 1763 in Walldorf bei Heidelberg geborenen, in Amerika emporgekommenen Johann Jakob Astor, den 1875 in Neuyork als hundertfacher Millionär verstorbenen William Backhouse Astor. So weit, meinte Schopenhauer, sei der Lebenszweck von Dreien, die sich einst so nahe gestanden, auseinander gegangen: der Eine habe Rang, der Andere Reichthum, der Dritte — Weisheit erlangt. Daß er in Bunsen über dem Diplomaten den Gelehrten und Schriftsteller ignorirte, wird nach der Geistesrichtung beider niemand wundernehmen. So sagte er über Bunsens letzte litterarische Phase: „Gott in der Geschichte" sei Bunsen in der Geschichte, und zur Bibelübersetzung gehöre ein besserer Hebräer. Das Resultat ihres Wiedersehens konnte hiernach beiderseits kein befriedigendes sein.

Eben in jenem Hauptwerke Bunsens, im „Hippolyt", war sozusagen der innerste Kern der absoluten Differenz zwischen beider Denkweise bloßgelegt: indem die von Bunsen ausgeführte Idee der Offenbarung als einer fortlaufenden Manifestation Gottes durch den menschlichen Geist in Schopenhauers Augen nicht etwa nur auf einer Begriffsverwechselung beruhte, sondern geradezu eine intellectuelle Unredlichkeit insolvirte, gegen welche er von Kindesbeinen auf keine Duldung kannte. Trotz seiner tiefen Einsicht in die Idealität der Zeit, hatte er absolut kein Verständniß für den von Bunsen nicht ursprünglich erzeugten, sondern nur angewandten Gedanken, daß alles zeitliche (äußere) Geschehen

mit einem ewigen (immanenten) Geschehen solidarisch verbunden ist, und daß, was in seiner ursprünglichen (höhern) Region real ist, in einer niedrigern nur ideal oder bildlich zum Vorschein kommen und wirken kann. In Bunsens Idee von einer dem Begriff der Offenbarung inhärirenden geschichtlichen Entwickelung des religiösen Glaubens sah Schopenhauer nicht einmal reine Mystik, die er gern mild beurtheilte, sondern nur eine „elastische Religion", die sich dem jeweilig herrschenden Zeitgeiste anpasse. Für ihn war eben alle Offenbarung nothwendig eine äußere, Einmal verlaufene Begebenheit, „a matter of fact", nicht auch „a matter of thought": die Gedanken sollten nur der Philosophie angehören. Aber wenn schon die Heiden wußten, daß Denken so viel vermag wie Thun*, warum soll sich der lebendige Gott, welcher Geist ist, nicht auch in der Geschichte des menschlichen Geistes, in den religiösen Vorstellungen offenbaren? Bei der mit ihrem nüchternen common sense nur auf die Außenseite der Dinge gerichteten „matter of fact nation", wie Schopenhauer (Parerga, I, 287) die Engländer bezeichnet, konnte diese Idee freilich ebenso wenig Verständniß finden, weßhalb es Schopenhauer sehr zur Genugthuung gereichte, daß der gelehrte, Bunsen günstige Recensent die Bemerkung macht: die philosophischen Sätze, in welchen Bunsen seinen spekulativen Glauben verkörpert habe, seien trotz ihrer Tiefe und ihres Reichthums und trotz Bunsens erstaunlicher Beherrschung der englischen Sprache so specifisch deutsch, daß zu fürchten stehe, sie werden den meisten Engländern unverständlich bleiben. —

Im Sommersemester 1857 wurde auch das erste Universitätscollegium über Schopenhauers Philosophie gelesen und zwar von einem Naturforscher, Dr. G. W. Körber in Breslau, welcher hierüber Schopenhauer schreiben konnte, er habe die Freude gehabt, daß gegen zwanzig Zuhörer mit gespanntestem Interesse des Meisters Worten gelauscht hätten. In welchem Grade damals bereits Schopenhauers Schriften die Geister ergriffen hatten, bewies der Enthusiasmus, der sich in Briefen an ihn Luft machte. So nennt ihn auch Körber einen „Genius des Jahrhunderts",

* Aristophanis fragm. ap. Clem. Alex. Stromat., VI, p. 749.

der ihm „die Schuppen von den Augen gerissen, die der Hegelianismus diesen aufgelegt hatte". Eingeführt durch Frauenstädt in die unsterblichen Wahrheiten seiner Lehre, habe er diese aus ihren Quellen mit steigender Begeisterung ganz in sich eingesogen und sei Einer der jetzt so Vielen, die für die nächste Zukunft sich die Schopenhauersche Schule würden nennen dürfen. Nirgends habe er bei den sich häufenden spekulativen Fragen, die das tiefere Studium der Natur mit sich bringe, klareren Aufschluß und wahrere Begründung „als in den Dogmen seiner Weltanschauung" gefunden.

Um die nämliche Zeit trat in Berlin Dr. F. Grävell als Verfechter der Goetheschen Farbenlehre auf. Er übersandte Schopenhauer seine erste Schrift „Goethe im Recht gegen Newton", deren geistigen Großvater er den Philosophen nannte.

Zur siebenzigsten Wiederkehr des Geburtstags, am 22. Februar 1858 liefen zahlreiche Ovationen ein, und der Besitzer seines Oelporträts von Lunteschütz, Wiesike auf Plauenhof in Brandenburg, sandte einen silbernen Pokal mit der Inschrift: „Nur die Wahrheit hält Stich: sie allein beharrt, sie ist der unzerstörbare Diamant." Sein alter Freund Becker schrieb ihm: Was der König David von den siebenzig oder achtzig Jahren und dem was darüber hinausgeht, gesagt habe, könne doch nicht auf die seltenen Günstlinge der Natur Anwendung finden, und als ein Omen betrachte er es, daß, als er die betreffende Bibelstelle* habe nachsehen wollen, er statt derselben Psalm 92, Vers 15 aufgeschlagen, wo es heiße: „Und wenn sie gleich alt werden, so werden sie doch blühen, fruchtbar und frisch sein." Schopenhauer dankte mit dem Zusatze: „Daß das Alte Testament an zwei Stellen sagt: 70—80 Jahre, würde mich wenig scheeren; aber Herodot sagt das Selbe, auch an zwei Stellen. Dies hat mehr auf sich. Allein der heilige Upanischad sagt an zwei Stellen: 100 Jahr ist des Menschen Leben, und Mr. Flourens, De la

* Psalm 90, V. 10. Schopenhauer fand in der Septuaginta, daß diese Stelle von Luther falsch übersetzt ist. Denn es heißt nicht: „wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen"; sondern „was mehr ist" (als 80 Jahre) „ist Siechthum und Mühsal" (τὸ πλεῖον αὐτῶν κόπος καὶ πόνος).

longévité, berechnet es auch so. Das ist ein Trost.“ So gern lebte er jetzt!

Unter den Gratulationsschreiben war auch ein langes in unvollkommenem Deutsch, das ihn seines holländischen Ursprungs halber erfreute. Es kam von Mynher F. W. van Eeden in Haarlem*, welcher Schopenhauer versicherte, in dessen „großartigem Werke“ alles gefunden zu haben, was er von seinen Landesgenossen vergebens erwartete. Auch hier hieß es wieder: Es sei ihm wie eine Bibel, die er in jedem trostlosen oder langweiligen Moment immer mit dem schönsten Erfolg aufschlage.

Zu gleicher Zeit schrieb ihm ein anderer Niederländer, Debroy van Brunck**, welcher durch Hebbel auf ihn aufmerksam gemacht worden war, aus Wien unter anderm:

„Mögen Sie noch freundlich vernehmen, was mir ein gegenwärtig in Berlin lebender Freund kürzlich geschrieben: «Deinen Enthusiasmus für Schopenhauer begreife ich nicht nur, sondern ich fände das Gegentheil gerade in deiner Natur unfaßbar. Dieser Mann ist für mich nach Hebbel der einzige, der in der Neuzeit eine ganze Umwälzung meiner Gedanken und Anschauungen erzeugte. Ich wäre kaum im Stande, den Punkt klar bloszulegen, wo der Einfluß jener übermächtigen Natur in mir entschieden hervortrat, allein ich fühle es evident, daß ich seit dem Moment, der mir Schopenhauer erschloß, auf eigene innere Fernsichten trat, die ich bis dahin nur blaß und dunkel ahnte. Vor allem ist es der Humor inmitten der pessimistischen Weltanschauung, welcher mir aus Schopenhauer elektrisch entgegenschlug, diese Freiheit des Individuums trotz dessen äußerster Gebundenheit an die mystische Nothwendigkeit. Mir war dabei zu Muthe, als ob ich in die Bilderflucht zweier einander gegenüber hängender Spiegel hineingeschaut und mir beim letzten Bilde, das ich erblickt, gesagt hätte: freilich, besäßest du nur das Auge, du würdest dann noch weiter und so in infinitum sehen! Wenn Schopenhauer über die subtilsten Probleme spricht, so hat man die Empfindung, als müsse die schweigsame Natur, von dem genialen Forscher im Innersten gepeinigt, die Lippen einmal entsiegeln und ein Erlösungswort sich entwischen lassen.»“

Man erkennt aus solchen, damals schon sehr zahlreichen Zeugnissen von Ausländern den internationalen Charakter und Werth der Schriften Schopenhauers.

Auch die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ konnte ihn nun nicht länger mit seinem Bildnisse verschonen, einem „unähnlichen abscheulichen Fratz“, der ihm um so mehr zum Aerger gereichte, als es ihm „durchaus nicht darum zu thun“ gewesen war, „in

* Vergl. Schemann a. a. O., S. 455 fg.
** Schemann a. a. O., S. 457.

dem Philisterblatt zwischen Eisenbahndirektoren und ähnlichem Volk abconterfeit zu stehn.“*

Aber dasselbe Jahr brachte eine „res magna gravisque“, wie er an Becker schreibt: das Erforderniß einer neuen Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“. Am 5. August 1858 nämlich zeigte ihm die Verlagshandlung an, daß seine Prophezeiung vom Jahre 1843: „Meine Philosophie wird sich sicherlich, wenn vielleicht auch erst spät, Bahn brechen“, sich erfülle. So erfreulich diese Nachricht für ihn war, so antwortete er doch, der Wahrheit gemäß: er habe darauf schon so lange gewartet, daß der Eindruck das Gegentheil der Ueberraschung gewesen sei.

Redaktion und Revision des um neunthalb Bogen vermehrten Werks beschäftigten ihn über ein Jahr. In der klassisch kurzen Vorrede vom September 1859 kommt er auf die schon angeführten Worte seines Lieblings Petrarca zurück: Si quis tota die currens u. s. w. mit dem Zusatze: „Bin ich zuletzt doch auch angelangt und habe die Befriedigung, am Ende meiner Laufbahn den Anfang meiner Wirksamkeit zu sehen, unter der Hoffnung daß sie, einer alten Regel gemäß, in dem Verhältniß lange dauern wird, als sie spät angefangen hat.“

Es war in der That für ihn Abend geworden und die Nacht, da niemand wirken kann, brach trotz des Upanischads schnell über ihn herein. Aber desto geschäftiger hatte sich sein Leben in der letzten Zeit gestaltet, sodaß er seufzte: „Wie kurz ist doch der Tag!“** Und je kürzer der Tag, desto größer die Erwartung: er war spe longus avidusque futuri (Horaz) geworden; denn jeder Tag brachte ihm jetzt etwas Neues. Kaum war gegen Ende des Jahres 1859 die dritte Auflage seines Hauptwerks erschienen, so mußte er schon an eine neue Ausgabe der Abhandlungen zur Ethik die Hand legen.

Mittlerweile mehrten sich die Zeichen der öffentlichen Beachtung seiner Schriften im Auslande. Nachdem bereits 1856 die „Revue française“ unter der Ueberschrift „Philosophie de la magie“ eine Uebersetzung des Abschnitts „Animalischer Magnetismus und Magie“ aus „Ueber den Willen in der Natur“ von Alex. Weill

* Brief an Dr. Asher vom 13. April 1858, a. a. O.
** Brief an Dr. Asher vom 15. April 1860.

gebracht hatte, recensirte Ad. Franck Schopenhauers Lehre im October 1858 in den „Débats“, und die „Revue germanique“ lieferte im Januar 1859 ein Stück aus den Parergen. Der, damals als Professor am Lyceum in Zürich lebende verbannte Neapolitaner de Sanctis veröffentlichte im Decemberheft der „Rivista contemporanea“ 1858 einen langen Dialog „Scopenhauer e Leopardi“, welcher Schopenhauer große Freude machte. In allen seinen Briefen aus jener Zeit, erwähnt er ihn und am 23. Februar 1859 schreibt er darüber an Dr. Lindner:

„Es ist ein wichtiger Fortschritt, der mir Italien eröffnet. Hab' es zweimal sehr aufmerksam gelesen und muß erstaunen wie sehr dieser Italiäner sich meine Philosophie angeeignet und wie wohl er sie verstanden hat: er excerpirt nicht, wie die deutschen Professoren, namentlich Erdmann, meine Schriften, ohne wahres Verständniß und nach der Seitenzahl. Nein, er hat sie in suceum et sanguinem vertirt und hat Alles an der Schnur, wo er es gerade braucht. Auch ist er von der Wahrheit überzeugt und voll Enthusiasmus; glaubt jedoch, um sein Publikum zu amüsiren, hin und wieder ein sarcastic sneer zeigen zu müssen. P. 405 fg. lobt er mich himmelhoch und thut dabei dem Leopardi Unrecht, — den ich oft, mit Bewunderung lese. Die Invektiven gegen mich, am Schluß, lasse ich gelten: denn sie laufen darauf hinaus, daß die giovane Italia so wenig wie unser Pack von 1848 an mir ihren Mann gefunden hat.“

In dem nämlichen Jahre gingen kurz nacheinander zwei seiner ältesten Freunde heim. Am 3. November 1858 nämlich starb in Frankfurt Dr. Martin Emden, ein wohlhabender lediger jüdischer Advocat, mit dem er seit seiner Uebersiedelung nach Frankfurt Umgang gepflogen hatte und allmählich näher befreundet worden war. Emden stand ihm als juristischer Rathgeber treulich zur Seite und theilte seine musikalischen Interessen. Die Tonkunst war die einzige Muse dieses Junggesellen, dessen gutmüthiger und kühler Pyrrhonismus sich mit Schopenhauers Paradoxien leicht zurechtfand. Daher kam es, daß er von den ältern Frankfurter Tischgenossen Schopenhauers wohl der einzige war, mit dem sich dieser im Laufe der Zeit nicht überwarf. Nur Einer Controverse zwischen beiden erinnere ich mich: sie betraf Rossinis „Wilhelm Tell“, von welchem Emden nie ohne Widerspruch Schopenhauer sagen hörte, daß es eine Oper von Rossini sei, aber keine Rossinische Oper.

Schopenhauers Unsicherheit und Unentschlossenheit in allem was außer seinen rein theoretischen Cirkeln lag, ließ ihn den Verlust dieses uneigennützigen, stets bereitwilligen Freundes doppelt

schwer empfinden. Vier Wochen danach, am 30. November 1858, starb (als Professor der Philologie in Gießen) Friedrich Osann. Obwohl seit Jahren außer Verkehr mit ihm, zeigte sich Schopenhauer von dem Tode dieses treuen Freundes seiner Jugend tiefer ergriffen, als sonst bei ihm zu bemerken war. Aber der reiche Nachwuchs jüngerer Freunde und das viele Neue, was jeder Tag ihm jetzt brachte, halfen ihm schnell darüber hinweg. —

Nachdem drei weitere nach der Natur gemalte Porträte von Lunteschütz, Julius Hamel und Angilbert Göbel vollendet waren, erschien im Herbst 1859 die Bildhauerin Elisabeth Ney aus Berlin, um Schopenhauers Büste zu modelliren. Sie verstand es, ihn dergestalt zu fesseln, daß er sich im Preise ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht genug thun konnte, und es war in der That ein seltsamer Anblick, wenn der Greis der jungen Künstlerin beim Spaziergange den Hof machte. Aber ungeachtet ihres dringenden Bittens gestattete er, aus Besorgniß für seine Augen nicht, daß sie einen Gypsabguß von seinem Kopfe nehme. In der Modellirung der so wichtigen feineren Züge brachte es die Künstlerin deßhalb nicht weit, und das übrigens ungemein originelle, die ganze Energie des Charakters zeigende Porträt ist infolge dessen meines Erachtens skizzenhaft geblieben. Schopenhauer selbst war damit sehr zufrieden und erfreute sich an der allgemein beifällig aufgenommenen Büste, nachdem der Gypsabguß bei ihm Platz gefunden, bis an sein Ende.

Im Januar 1860 empfing Schopenhauer ein Schreiben des Hofschauspielers Clemens Rainer in Oldenburg, welcher bekannte: der Darlegung des Wesens der Kunst durch Schopenhauer „eine bedeutende Aufhellung des Pfades nach dem ihm vorschwebenden Ziele zu verdanken". Er hatte den „Mephistopheles" gespielt, mit Erfolg, aber sich selbst nicht genügend, und wandte sich deßhalb mit der Bitte an den Philosophen, ihm „in einigen Strichen seine Gedanken über die Gestalt und deren Stellung zum Gedicht sowie über die Aufgabe des Darstellers, der sie von der Bühne herab versinnlichen solle, zu geben". Er schrieb unter anderm:

„Sie erwähnen — und zwar, wenn ich Sie verstanden, nicht mißbilligend, daß man die Lockungen und Verführungen, welche die Verneinung des Willens vereiteln, ihr ein stetes Hinderniß in wechselnden Gestalten entgegenstellen, als Teufel personificirt habe. Der Mythos zeigt in ihm die Ursache, warum Erlösung und Befreiung illusorisch oder doch gefährdet sind. Goethe benutzte nach Seydelmanns Ausdruck diesen alten, wohlbekannten Teufel zu seiner wunderbaren Gestalt. Er that aber etwas hinzu, was ihn bedeutend modificirte, besonders durch den ihm beigelegten Zug, daß er als heilsames Ferment schaffend wirken müsse. So redlich ich mich in das Werk Ihres Geistes zu vertiefen strebte, ist mir bis zur Stunde unerschlossen, wie viel von dieser Modification der Hinneigung des Dichters zum Hellenismus zuzurechnen sein möge . . . Mir ist Mephistopheles die Verkörperung des Egoismus, der lieblosen Selbstsucht, die auf allen Stufen der Objektivation im principio individuationis befangen, in einzelnen Erscheinungen sich selbst zerfleischt (nicht bloß das Menschenherz zum Bösen stachelt, sondern auch als verheerende Schloßen die Halme des Feldes in den Boden schmettert, oder als Biß der Schlange ein anderes Leben abschneidet); aber eben durch die Wucht des Leidens, das er in Beispiel und Erfahrung fühlen läßt, der endlichen Erkenntniß, welche das pr. indiv. durchschaut, zum Siege hilft: nur so vermag ich ihn als schaffenden Teufel zu erkennen . . ."

Hierauf antwortete Schopenhauer:

„Geehrtester Herr, daß Sie nach rite vollbrachten Studien und Examen sich dem Theater zugewandt haben, ist ein gutes Anzeichen, indem es auf entschiedenen Hang und dieser auf wirkliches Talent deutet; vorausgesetzt, daß Ihre physische Beschaffenheit entsprechend sei: denn dem Schauspieler ist seine Korporisation und Sprachorgan, was dem Virtuosen sein Instrument.

„Ich will versuchen, Ihre etwas unbestimmt gestellte Frage zu beantworten, so gut ich kann; obwohl ich zweifle, daß sich praktische Resultate daraus ergeben werden. — Ob das «und muß, als Teufel, schaffen» d. h. wirken, einen gewissen Hellenismus oder wohl gar Optimismus, der Alles als zum Besten führend auffaßt, in Goethes Ansicht zuzuschreiben sei, oder ob wirklich der Teufel, als Urheber des Uebels und Leidens indirekt zur Verneinung des Willens und dadurch zur Erlösung beitragend von ihm gedacht worden, vermag ich so wenig wie Sie zu entscheiden. Eine die letztere Ansicht erläuternde Stelle finden Sie in der eben jetzt erschienenen 3. Auflage meines Hauptwerks Bd. 2, S. 660 fg. Da der genetische Gesichtspunkt nie zu vernachlässigen ist, müssen wir im Auge behalten, daß der Teufel ursprünglich Ahriman ist, — worüber ich Einiges gesagt habe im 2. Band der Parerga, S. 314. Auch ist zu erinnern, daß der Prolog im Himmel dem Kap. 1 im Hiob nachgebildet ist. — Sie haben ganz richtig die Stelle in meinem Hauptwerk herausgefunden, im 4. Buch, Bd. 1, §. 68, wo ich den Teufel als Personifikation der Verlockungen zur Bejahung des Willens bezeichne. Vom Standpunkt meiner Philosophie aus wäre er zu erklären als die Personifikation der koncentrirten Bejahung des Willens. Damit hängt es zusammen, daß wir als das Hauptgeschäft des Teufels überall die Unzucht jeder Art finden und er meistens Zoten im Munde führt: in dieser Hinsicht habe ich etwas beigebracht in besagter neuer Auflage, Bd. 2, S. 651. — Gerade in diesem Sinn finden wir ihn dargestellt in den vortrefflichen «Paralipomena zum Faust», welche im 17. Bande des Goetheschen «Nachlasses» (oder Bd. 57 der sämmtlichen Werke) stehn und gewiß aus alter Zeit, d. h. jüngeren Jahren sind. Diese müssen Sie, falls solche Ihnen entgangen wären, durchaus lesen: jedoch treten hier Satan

und Mephistopheles als zwei verschiedene Personen auf. — Sie nehmen, wie Sie sagen, den Mephistopheles als Verkörperung des Egoismus: dies reicht nicht aus: daraus macht man noch keinen Teufel; sondern hiezu gehört «die zweite antimoralische Potenz», die positive Bosheit, welcher das Leiden Anderer Selbstzweck ist und die ich daher als die eigentlich teuflische Potenz bezeichnet habe im §. 14 «antimoralische Tendenzen» in der Abhdlg. über das Fundament der Moral, in den «beiden Grundproblemen der Ethik», welches Buch ich Ihnen empfehle, da die ethische Seite meiner Philosophie Ihnen am nächsten liegt. — Ich weiß nicht, ob Ihnen ein Buch zu Gesicht gekommen ist: «A. Schopenhauer als Interpret des Faust» von Dr. Asher 1859. Ich kann es Ihnen nicht gerade empfehlen, da es wenig leistet; jedoch hat es eine Menge Parallelstellen aus dem Faust und meinen Werken, wiewohl viele gezwungen und unpassend sind.

„Dies ist Alles, was mir zu Ihrem Zweck und auf Ihre Frage beige fallen ist. Sie sehn meinen guten Willen. — Vor zwei Jahren habe ich hier den jetzt wohl schon berühmten Schauspieler Haase als Mephistopheles gesehen und bin sehr befriedigt gewesen: er war durch und durch in Verruchtheit getränkt und ein gewisses air de réprobation verließ ihn nie. Am meisten hat er mich frappirt im Anfang, plötzlich als fahrender Scholast dastehend.

„Von Herzen wünsche ich Ihnen Gesundheit und glänzende Erfolge. Arthur Schopenhauer."

Dieser Brief trägt die Spuren des Greisenalters und erinnert an einen reichen Mann, der, um eine laufende Ausgabe zu bestreiten, Geld in allen Taschen sucht, weil er das Hauptgefach seines Kassenschranks vergessen hat. Der „Faust" begleitete Schopenhauer in jungen Jahren wie ein Brevier durchs Leben und steht mit seiner fundamentalen Lehre von der „Bejahung und Verneinung des Willens" im innigsten Zusammenhang. Denn auch die Idee des „Faust"* bewegt sich wesentlich um das Verhältniß der φύσις zum ἦθος, der Natur zum Geiste — wie bereits Schiller erkannt hatte, wenn er von der „symbolischen Bedeutsamkeit" der Tragödie schrieb, in der man „die Duplicität der menschlichen Natur" und „das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, nicht aus den Augen verliere". Und gleichwie diese Idee selbst dem Genie eines Goethe zu mächtig war, als daß er über ein bloßes „Fragment" hinausgekommen wäre — denn die späteren Conceptionen des ersten Theils geschweige denn die des zweiten irren vielfach vom Ziel ab — so verfehlte auch

* „Ohne eine solche dunkle aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, deucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können d. h. es in ein Object zu übertragen." (Schiller an Goethe am 27. März 1801.)

Schopenhauer dieses Ziel in seiner Bestimmung jenes Verhältnisses. Aber soweit beide es richtig aufgefaßt haben, erläutern Dichter und Denker einander unübertrefflich. Das zweite und vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung" bilden deßhalb in Wahrheit den besten Commentar zum ersten und ursprünglichen Goetheschen „Faust", wozu auch die in obigem Briefe mit Recht hervorgehobenen ausgelassenen Scenen, namentlich „Gipfel des Brockens", „Einzelne Audienzen" und „Hochgerichtserscheinung" gehören.

Das Experiment, welches Mephistopheles* unter göttlicher Zulassung mit Faust anstellt, ist der Volkssage entsprechend kein anderes als die schwarze, höllische Magie, im Gegensatze zur himmlischen, durch welche Gottes Bild im Menschen wiedererweckt (imaginirt) und damit für diesen die wahre, ursprüngliche Herrschaft über die Natur wiedergewonnen werden soll; wogegen jenes falsche imperium in naturam. welches durch die Imagination in die von Rechts wegen unter ihm stehende und deßhalb nur durch Unterwerfung zu bezwingende irdische Natur erstrebt wird, das dem Menschen vom Teufel unter der Devise Natura parendo vincitur (Bacon) vorgespiegelte Trugbild ist. Die Reizungen, mittels deren der Mensch in diesen „Blend- und Zauberwerken des Lügengeistes" bestärkt wird, um „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft" zu verachten, bilden eben den Inhalt der Tragödie, deren (der Sage und Idee entsprechende) Durchführung dem Dichter mißlingen mußte, weil seinem wunderbaren, im Fragmente mit „beneidenswerther Sicherheit" (Gervinus) manifestirten Naturſinn der entsprechende Rechtssinn d. i. die entsprechende ethische Vertiefung fehlte, sodaß er, statt der erforderten sittlich-religiösen Peripetie des Stücks, zuletzt auf ein in endlose Polypragmosyne (Vielgeschäftigkeit) verlaufendes ernsthaftes Possenspiel verfiel, welches mitnichten als die richtige Lösung jenes gewaltigen Problems betrachtet werden kann.

Goethe redet von einer „Tücke der Natur", vor welcher der Mensch sich in Acht zu nehmen habe, während doch seines Glau-

* Der Charakter war Goethen auch bei der ersten Conception nicht begrifflich klar, sondern durch Theorien getrübt, weßhalb sowohl der „Erdgeist" als auch der „Satan" in die Rolle des Mephistopheles, der hier nur a potiori zu verstehen ist, hereinspielen.

bens Regel Vertrauen und zwar unbedingtes Vertrauen zu dieser Natur war. Daß eine solche Tücke nicht der selbstlosen Materie beigemessen werden kann, sondern „nur einem diese Materie überall, zugleich mit dem Segen durchziehenden und durchwitternden geistigen Verderbniß und Fluch, dessen Kenntniß, als eines Radicals dieser Materie, erst die wahre Physik begründen würde", darauf hat vor Allen Baader hingewiesen, indem er sagt:

„Der kreatürliche selbstsüchtig gewordene Geist, indem er, nur Mitwirker seiend, zum Selbstwirker sich erheben will, muß die Natur, welche nur Werkzeug ist, zu seinem Mitwirker erheben wollen, was ihm aber mißlingt, indem er statt eines Mitwirkers nur einen Gegenwirker in dieser Natur findet. Das Böse kann nie Natur fassen (prendre nature, wie Saint-Martin sagt), weil es immer schon von der Natur gefaßt oder gebunden ist. Denn das eben ist ja das Leiden der Natur, daß sie, von diesem bösen Willensgeist gleichsam besessen, zu einer ihrer Bestimmung zuwiderseienden Actuosität entzündet und beunruhigt wird, und der Patholog weiß oder sollte es wissen, daß jede morbose Sensibilität und Activität nur die Folge einer abnormen Potenzirung oder Steigerung dessen ist, was nicht activ sein sollte."

In demselben Sinne sagt Saint-Martin: „toute la nature n'est qu'une douleur concentrée" („Ministère de l'homme-esprit", p. 299).

Von diesem Leiden der Natur, von diesem Schmerz des Lebens also reden Goethe und Schopenhauer jeder auf seine Weise unübertrefflich, und indem letzterer sich nicht damit begnügt, wie Lukrez („De rerum natura", V, 200) Fehler und Mängel, ja eine „culpa" in der Natur als Nothwendigkeit anzuerkennen, vielmehr dafür den Urwillen selbst verantwortlich macht, dient seine Lehre zur Beleuchtung der genialen, nur in ethischer Hinsicht nicht zur vollen Klarheit gediehenen Intuitionen des Goetheschen „Faust" wie wenig andere.

Hatte schon die Philosophie der Alten in ihren höchsten Spitzen, Platon und Aristoteles, die Einsicht gewonnen, daß der Mensch, um wahrhaft menschlich zu sein, sich über das bloß Menschliche zum Göttlichen erheben d. h. über seine (thierisch materielle) Natur hinauskommen, darüber Herr werden müsse, so ist Schopenhauer zu der Erkenntniß der Nichtigkeit, des moralischen Unwerths, ja der Bösartigkeit alles bloß natürlichen Lebens und der Nothwendigkeit einer gänzlichen Umkehr des Willens zum Zwecke der Erlösung von diesem Leben durchgedrungen. Wenn daher

Faust in der Selbstentzweiung, in die ihn dieses Leben gebracht, vor dem Abgrunde des Selbstmords plötzlich zurücktritt und „Vernunft und Wissenschaft", bei denen er vergeblich sein Heil gesucht, von sich werfend, — dem Teufel, der ihn weißgemacht, ihm zeigen zu wollen, „wie leicht sichs leben läßt", seine Seele verschreibt, d. h. sich der „Bejahung des Willens" in die Arme stürzt, so ist dies — mag nun die Scene in Fausts Studirzimmer, in Auerbachs Keller, in Gretchens Schlafstube, in der Hexenküche oder auf dem Brocken spielen — wesentlich nichts anderes, als die von Schopenhauer so einleuchtend demonstrirte Lebens- und Leidensgeschichte des natürlichen Menschen: Text Predig. Salom. 2, 1. Nur daß bei Schopenhauer die Einsicht in die Quelle des Uebels fehlt, indem er statt des verkehrten creatürlichen Willens den ewigen Willen mit sich selbst in Widerspruch gesetzt und, als dessen Erscheinung, die materielle Welt an sich schon vom Uebel sein läßt, anstatt sie als Schutzhülle wider das böse Princip zu begreifen, da denn freilich sein System eine andere Gestalt hätte gewinnen müssen.

Aber jene an sich schon große und fruchtbare Erkenntniß, welche, wie gesagt, ahndungsweise bereits in der Philosophie der Alten und, mit einer zum Glaubensartikel gewordenen allgemeinen Ueberzeugung im Mittelalter* sich ausspricht: ἡ γὰρ φύσις δαιμονία ἀλλ' οὐ θεία, „die Natur ist dämonisch, nicht göttlich", sagt Aristoteles („De Divinat.", c. 2, p. 463) und: „Darumb sô ist der böse geist und die nâtûr eins" heißt es in der deutschen Theologie — findet sich für moderne Augen bei Schopenhauer mit einer Deutlichkeit beleuchtet, wie sonst nirgends. Und wenn er zur Widerlegung des Pantheismus bemerkt, daß einen Gott, der sich hätte beigehen lassen, sich in eine solche Welt, wie die, in welcher wir leben, zu verwandeln, doch wahrlich der

* Nur darf man die Lehre von der Verderbniß des natürlichen Menschen nicht mit jener erst im 17. Jahrhundert aus einem falschen Supranaturalismus erwachsenen Naturfeindschaft und Naturscheu verwechseln. Das christliche Mittelalter stand vielmehr, wie der Orient, auf vertrautem Fuße mit der Natur, wie sein naiver Glaube an sie, seine Naturphilosophie und seine derben Sitten beweisen. Erst die entartete protestantische Orthodoxie löste diese Bande und trieb die Unnatur bis zu den Hexenprocessen, nachdem an die Stelle der Askese nüchterner Weltsinn und Muckerthum getreten und alles Naturgefühl dem zum Perrükenstock vertrockneten Menschen bis zu dem Grade ausgetrieben und entfremdet war, daß es in den Tagen eines Barthold Brockes wieder neuentdeckt werden mußte.

Teufel geplagt haben müßte („Welt als Wille", II, 399), so spricht er damit nur unwillkürlich die tiefere Wahrheit aus, daß es mit dieser Welt nicht mehr res integra ist, wie er voraussetzt, sondern daß diese Welt mit all ihrem endlosen Jammer und ihrer grenzenlosen Verworfenheit allerdings nur ein „Kampf ums Dasein" ist, aber um ein besseres — ein Zug nach der verlorenen Heimath, wie das Christenthum lehrt, zu dessen negativen Wahrheiten Schopenhauer vortrefflich hinleitet, ohne zu den positiven durchgedrungen zu sein. — Deßhalb kann auch die Katastrophe der Tragödie, „die Leidensgeschichte Gretchens", nicht besser als mit der Lehre von der „Verneinung des Willens zum Leben" illustrirt werden, wie dies Schopenhauer in §. 68 seines Hauptwerks (Bd. 1) selbst hervorgehoben hat.*

Im April 1860 schrieb Ottilie von Goethe an Schopenhauer, ihm ihre Freude an seinem Ruhm auszusprechen, an der Kraft, die ihn das Ziel, das er sich fünfzig Jahre zuvor unter ihren Augen gesteckt, „der Philosoph des 19. Jahrhunderts zu werden", hatte erreichen lassen. „Wie selten", schrieb sie, „gelingt das, wie Viele bleiben auf dem Weg zurück, den sie durchlaufen wollten, wie Viele geben auf oder wechseln ihre Absicht — kurz die Hindernisse sind zu groß für die Meisten, um das Ende an den Anfang knüpfen zu können." —

Im August endlich lief ein anonymes Schreiben aus Weißkirchen in Mähren ein, in dem es hieß:

„Die Schreiber dieser Zeilen sind zwei junge Menschen**, Zöglinge einer Militairanstalt, wo sie in enger Haft gehalten werden. Die, natürlich heimliche Lesung Ihrer Schriften hat uns mit der glühendsten Begeisterung und der innigsten und aufrichtigsten Hochachtung für Sie erfüllt. Wir lesen Ihre Bücher zu wiederholten Malen mit immer regerem Eifer und vermehrtem Genusse, je mehr sich uns der tiefe Gehalt erschließt. Die Wahrhaftigkeit und der biedere Sinn, der aus jedem Ihrer Worte spricht, haben Ihnen unsere ganze und innige Zuneigung gewonnen."

— — —

* Vergl. meine Schrift: „Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception". Frkft. a. M. 1892.

** Schemann hat ihre Namen und Persönlichkeiten sammt dem Originalbriefe Schopenhauers an sie vom 1. September 1860 ans Licht gebracht. Beide sind in ihrer militärischen Laufbahn tüchtige Männer geworden, der eine, Michael Sikic, war höherer Offizier der Marine-Artillerie, der andere, Camillo Schramek, verstarb 1880 als Hauptmann der Artillerie, und berechtigte bei längerem Leben als Physiker, insbesondere als Optiker zu großen Hoffnungen. Schemann a. a. O. S. 406 fg. 460 fg.

Sie baten um Aufschluß über das Dilemma der Verneinung des Willens, also über das nämliche Thema, über das er mit Becker correspondirt hatte.

„Jeder Mensch hat den ganzen und ungetheilten Willen in sich, er selbst ist nichts als Wille. Wenn nun das Individuum den Willen verneint — der Wille sich selbst vernichtet — so muß auch alle Objectivation verschwinden — die Welt wäre erlöst und zu dieser Erlösung der ewig leidenden reichte ein einziges, den Willen verneinendes Individuum hin. Das ist der Knoten, den wir nicht zu lösen vermögen . . ."

Sie baten die Antwort poste restante unter Chiffern vor dem 15. September an sie abgehen zu lassen.

„Es sind dies zwar förmliche Bedingungen, die wir Ihnen da unberechtigter Weise stellen; doch wollen Sie unsere gedrückte Lage bedenken: wir begingen schon einen Unterschleif, indem wir diesen Brief uncontrolirt wegsandten und begehen einen neuen, indem wir Ihre Antwort ebenso empfangen."

Die intellectuelle Nothlage der Jünglinge, die sich Schopenhauer aus dieser Mittheilung construirte und der Appell an seine Wahrhaftigkeit bewogen ihn zu eingehender Antwort, worin er sich behufs Lösung des Knotens seiner „jungen Freunde" derselben Argumente bediente, deren oben S. 179 bei Betrachtung der Kritik Herbarts gedacht wurde. Es war der letzte aus seiner Feder geflossene Bescheid. Drei Wochen später lag er auf dem Todtenbette.

XV.

Schluß.

Von seiner Uebersiedelung nach Mannheim im Sommer 1832 bis in sein letztes Lebensjahr hatte sich Schopenhauer nicht allein einer festen Gesundheit erfreut, sondern auch den Satz an sich bewährt gefunden: crescente vita crescit sanitas et morbus. Ja der Greis rühmte sich, Alle hätten über etwas zu klagen, nur er nicht. Namentlich hatten ihn Ohren- und Zahnschmerzen für immer verlassen, die ihn in frühern Jahren nicht selten heimgesucht. Eine Ohnmacht, welche ihn 1857 bei Tische befallen und von einem Sturz begleitet war, ließ keine weitere Störung zurück. Seine gewohnte Lebensweise erlitt deßhalb viele Jahre hindurch keine erhebliche Unterbrechung. Im April 1860 aber, als er eines Tages vom Mittagstische kam und seinen gewöhnlichen raschen Schritt nach Hause richtete, empfand er plötzlich Athmungsbeschwerden und Herzklopfen. Diese Symptome wiederholten sich den Sommer über und zwangen ihn zuweilen, auf offener Straße anzuhalten, auch, da er sich an langsames Gehen nicht gewöhnen wollte, seine Spaziergänge abzukürzen. Im August trat morgens nach dem Aufstehen der erste bedenkliche Anfall ein, wobei er sich entfärbte und zu ersticken schien. Sein Arzt fand keine organische Veränderung und beschränkte sich darauf, ihm schmälere Kost anzurathen. Gegen alle Medicamente hatte Schopenhauer den natürlichen Widerwillen eines von Jugend auf gesunden Menschen und hielt Alle für Thoren, die sich die verlorene Gesundheit aus der Apotheke wieder einkaufen wollten. Die Kunst, die Maschine unseres Leibes im Ganzen tüchtig zu erhalten, fiel ihm mit der Behandlung des erkrankten zusammen. Indessen war er mit seinen mangelhaften

pathologischen Kentnissen immer sehr unzufrieden, während er sich in der Physiologie zu Hause fühlte. Ich rieth ihm, die kalten Flußbäder einzustellen und im Bette zu frühstücken, wozu er aber nicht zu bewegen war.

Am Morgen des 9. September wurde ich zu ihm gerufen und fand ihn von einer mit Bluterguß verbundenen Lungenentzündung ergriffen. Er sagte gleich, dies sei sein Tod; erholte sich aber, nachdem die Krisis eingetreten war, in wenigen Tagen wieder so rasch, daß er das Bett verlassen und einige Besuche empfangen konnte. Wie sehr er geschwächt war, fühlte er wohl; doch gab er sich der Hoffnung auf Genesung hin, als ihn am 18. September abermals ein Anfall traf.

Am Abend dieses Tages sprach ich ihn zum letzten mal. Er saß auf dem Sofa und klagte über intermittirendes Herzklopfen, während seiner Stimme nichts von der gewohnten Stärke fehlte. Er las in D'Israelis „Curiosities of literature", die ihm eine leichte Unterhaltung gewährten, und hatte die Stelle aufgeschlagen, welche von den Autoren handelt, die ihre Verleger zu Grunde gerichtet haben. „Dazu hätten sie mich auch beinahe gebracht", sagte er scherzend. Daß seinen Leib nun bald die Würmer zernagen würden, sei ihm kein arger Gedanke: dagegen denke er mit Grauen daran, wie sein Geist unter den Händen der „Philosophieprofessoren" zugerichtet werden würde. Er fragte nach dem Neuesten in Politik und Litteratur und sprach die Hoffnung aus, daß Italien doch noch eins werden könne; gab mir aber zu, daß wir dann das alte, reich individualisirte Italien, an dessen vielfachen Spaltungen in Charakter, Geist und Sitte, vielleicht unbewußt jener große Antheil des gebildeten Europa jahrhundertelang gehaftet, gegen ein modern verwischtes und nivellirtes vertauschen müßten.

Als litterarische Neuigkeit hatte ich ihm Baaders Commentar zu Saint-Martins Schriften mitgebracht und die Stellen angezeichnet, an denen der Herausgeber seiner erwähnt. „Es gibt mancherlei Philosophen, abstrakte und concrete, theoretische und praktische", sagte er: „dieser Baader ist ein unausstehlicher." Ich erinnerte ihn daran, daß Baader schon 1828 und 1836 den Studenten seine Werke empfohlen und, trotz der fundamentalen Divergenz der beiderseitigen Denkweisen, in den Vorlesungen über Jakob Böhmes Theo-

logumena und Philosopheme anerkannt habe, daß Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine Aufrichtigkeit sich ein ungleich größeres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit". — „Es ist wahr", erwiderte er: „ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen."*

Ueber dem Gespräch war es dunkel geworden; die Dienerin zündete die Kerzen an — das verdeckte Licht einer Lampe mochte er nicht — und ich konnte mich noch seines hellen Blickes freuen, in dem nichts von Krankheit und Alter zu lesen war. Es wäre doch erbärmlich, meinte er, wenn er jetzt sterben sollte: er habe den Parergen noch wichtige Zusätze zu geben. Er kam auf die Entstehungsgeschichte des Buchs: die Hauptsache seien die Paralipomena, die im Hauptwerke ihre Stelle gefunden haben würden, wenn er zu jener Zeit hätte hoffen dürfen, dessen dritte Auflage zu erleben.

Bei der ungewöhnlichen Rüstigkeit seines Greisenalters, die ihm bis zuletzt den vollen Genuß seiner Kräfte erlaubte, bei der fast jugendlichen Energie aller geistigen Funktionen, die ihn bis an den äußersten Rand seines Lebens begleitete, durfte er wohl erwarten,

---

* Schopenhauer hatte, schon weil ihm der schwer verdauliche Stil der Schriften Baaders zuwider war, diese womöglich noch weniger gelesen, als die Böhmes, Hamanns, Hegels u. a. m. Ueber die Berührungspunkte beider Philosophen habe ich in der Streitschrift „Schopenhauer und seine Freunde" Einiges gesagt. Baader ist auch der Vorgänger Schopenhauers gewesen in dem Versuche, Kants Kritik in England einzuführen. Zur selben Zeit, in der Europa unter den erschütternden Eindrücken der französischen Revolution stand, schrieb Baader, der damals zum Studium der Bergbau und Hüttenkunde in England und Schottland weilte, „für das englische Publikum" in englischer Sprache einen leider unvollendet gebliebenen „Vorläufigen Bericht über die durch Prof. Kant in Deutschland eingeleitete Umgestaltung der Metaphysik". In dieser Schrift findet sich die Vorgeschichte der Vernunftkritik sowie die folgenschwere Bedeutung dieser von dem damals kaum neunundzwanzigjährigen Baader nicht weniger eindrucksvoll wie nachmals von Schopenhauer hervorgehoben. Baaders Werke Bd. XI, S. 405—434.

Man vergleiche auch die jugendlichen Herzensergießungen Beider über die Wollust: S. 42 oben und Baaders Tagebuch von 1788, Werke, Bd. XI, S. 160.

Aber welcher Contrast im Charakter! Als Baadern berichtet wurde, man habe ihm seine Gedanken gestohlen, sagte er: Was thuts, ich mache neue. Dagegen Schopenhauer: „Das hat er von mir!" „Das ist mir gestohlen!" oder: „Woher haben Sie das?" Mit Argosaugen wachte er über sein geistiges Eigenthum; er konnte schon nicht vertragen, wenn man ein Thema berührte, das auf seine Priorität oder Originalität einen leichten Schatten warf. Davon könnte ich viel erzählen; aber es ist in seinen Briefen an die Apostel schon mehr als genug zu Tag gekommen.

ein höheres Alter zu erreichen. Zeichnet doch die nach dem siebenzigsten Jahre geschriebenen Zusätze zur „Welt als Wille und Vorstellung" dieselbe Frische, derselbe lebendige Fluß, ja, wenn möglich, eine größere Klarheit aus, als das, was er vierzig Jahre früher geschrieben. Mit solchen Bemerkungen suchte ich ihn aufzuheitern. Die gefährlichste Periode des höheren Alters schienen ihm die ersten siebenziger Jahre zu sein; wenn diese glücklich überschritten seien, würden die nächsten zehn leichter erlebt. Früher glaubte er seiner Feinde wegen lange leben zu müssen; jetzt lebte er gern, um sich in der warmen Anerkennung zu sonnen, die ihm von allen Seiten, selbst aus den entlegensten Orten entgegenkam. Er legte Werth darauf, daß seine Schriften von Dilettanten und, nach deren Art, mit Enthusiasmus ergriffen wurden: nur bei ihnen hoffte er den zum Verständnisse nöthigen Grad von Unbefangenheit und Unabhängigkeit finden zu können, und am meisten freute es ihn, wenn er stets neue Beweise erhielt, daß seine scheinbar irreligiösen Lehren „als Religion anschlugen", und den leergewordenen Platz des verlorenen Glaubens ausfüllend, zur Quelle innerster Beruhigung und Befriedigung wurden. In der That der beste Beweis eines unsterblichen Genies! denn dem Werke eines bloßen Talents wird so etwas auf dem trockenen Felde der Abstraktion nimmer gelingen.

Unter solchen Betrachtungen war er wärmer und weicher geworden als ich ihn jemals gesehen hatte. Ungern verließ ich ihn, um seine Kräfte zu schonen. Ernsthaft äußerte er noch: es würde für ihn nur eine Wohlthat sein, zu einem absoluten Nichts zu gelangen; aber der Tod eröffne keine Aussicht darauf. Allein, es gehe wie es wolle, er habe zum wenigsten ein reines intellectuelles Gewissen. Bei der Einheit und Festigkeit seiner Welt- und Lebensansicht ein doppelt seltenes Glück!

Am nächsten Tage war ich verhindert, ihn zu sehen. Den darauf folgenden 20. September befiel ihn morgens nach dem Aufstehen ein heftiger Brustkrampf, sodaß er auf den Boden fiel und sich die Stirn verletzte. Den Tag über fühlte er sich wieder frei und die folgende Nacht verlief gut. Er war wie gewöhnlich aufgestanden, hatte sich kalt gewaschen und alsdann zum Frühstück gesetzt; die Magd hatte eben erst die Morgenluft in das Zimmer

gelassen und sich dann entfernt. Einige Augenblicke später trat sein Arzt herein und fand ihn todt, auf den Rücken gelehnt in der Ecke des Sofas sitzend. Ein Lungenschlag hatte ihn schmerzlos dieser Welt entrückt: das Gesicht war unentstellt, ohne die Spur eines Todeskampfs. Er hatte immer gehofft, leicht zu sterben; wer sein Leben lang einsam gewesen sei, werde sich auf dieses solitaire Geschäft besser verstehen als Andere. Statt unter den auf die ärmliche Capacität der „bipedes" berechneten Alfanzereien, werde er im freudigen Bewußtsein endigen, dahin zurückzukehren, von wo er so hoch begnadigt ausgegangen sei, und seine Mission vollbracht zu haben.

Seinem bei mir schriftlich niedergelegten Willen gemäß unterblieb die Section. Auf meine Frage, ob er sie verbieten wolle, hatte er nach kurzem Bedenken geäußert: „Ja. — Haben sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen." Das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, wurde die Leiche seiner Verordnung gemäß in schwerem eichenen Sarg in einer Leichenkammer des Friedhofs in der Stille beigesetzt und erst am 26. September feierlich beerdigt. Vor dem kleinen, sehr gemischten Häuflein, das sich zu dieser Feier, zum Theil aus der Ferne, zusammengefunden — außer Becker, Kilzer und mir befand sich kein Näherstehender darunter — sprach zuerst Pfarrer Dr. Basse im Geiste der evangelischen Kirche; dann ich das Folgende:

„Der Sarg dieses seltnen Mannes, der ein Menschenalter hindurch in unserer Mitte lebte und gleichwohl ein Fremdling unter uns blieb, fordert seltene Gefühle heraus. Keiner steht hier, der ihm durch die innigen Bande des Blutes angehörte; einsam, wie er gelebt, ist er gestorben. Und doch sagt uns Etwas vor diesem Todten, er habe Ersatz gefunden für seine Einsamkeit. Sehen wir Freund wie Feind so verlassen hinabfahren in die Nacht des Todes, so öffnen sich unsere Augen für ein Glück, das da bleiben könnte, und jedes andere Gefühl schweigt vor dem brennenden Durste nach den Quellen des Lebens. Diese heiße Begierde nach der Erkenntniß des Ewigen, die Meisten nur im Angesicht des Todes, nur selten und flüchtig wie im Traum beschleichend — ihm war sie die unwandelbare Gefährtin eines langen Lebens. Ein echter Liebhaber der Wahrheit, der das Leben ernst nahm, brach er von Jugend auf ungestüm ab, wo er auf Schein stieß, auf die Gefahr hin, mit allen Menschen, allen Verhältnissen zu brechen. Dieser tiefe, sinnige Mensch, dem doch ein Herz in der Brust schlug, lief er nicht beleidigt, wie ein Kind, das sich im Spiele erzürnt, durch sein ganzes Leben dahin — einsam und unverstanden, nur sich selbst getreu?

„Frei geboren und erzogen, blieb sein Genius ungebeugt von den Bürden der Welt. Immer pries er dankbar diese große Gunst seines Schicksals, einzig bemüht, sie zu verdienen, und stets bereit, Verzicht zu thun auf Alles, was sonst die Herzen der Menschen erfreut, im Angesicht seines erhabnen Berufs. — Lange blieb ihm sein irdisches Ziel verhüllt: der Lorbeer, der

jetzt seine Stirn umflicht, ward ihm erst am späten Abend gereicht; aber felsenfest wurzelte in seiner Seele der Glaube an seine Bestimmung. Während der langen Jahre unverdienter Verborgenheit wich er keinen Fuß breit ab von seinem einsamen hohen Weg und ergraute lächelnd im harten Dienst der spröden Geliebten, die er sich erwählt, eingedenk jenes Spruches aus dem Buche Esra (vor der neuen Ausgabe seiner Ethik, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte): «Groß ist die Macht der Wahrheit und sie wird siegen.»

„Welche von uns so glücklich waren, dem außerordentlichen Manne näher zu stehen, zumal zu einer Zeit, da noch kein Tagesblatt von ihm sprach und der «Narr» in unserer Mitte noch nicht als der «Weise von Frankfurt» in Geltung stand, die werden sich des Vereins eines seherhaften Scharfblicks, den nie das Außerwesentliche an den Erscheinungen irrte, mit jener, wie soll ich sagen, kindlichen Hülflosigkeit im Wirken auf sie, jener dem Genie so eigenen Thorheit in den Augen der Welt — sie werden sich dieses wunderbaren Vereins in den lebensvollen feinen Zügen des Mannes, in dem zu allen Stunden von der Idee beseelten glanzreichen geistigen Blick an dieser Stätte erinnern.

„So möge sein Bild unter uns fortleben — unentstellt durch das falsche Lob und den falschen Tadel, die sich an die Fersen des Ruhmes heften. Er wird nicht vergessen werden! Dafür bürgt, daß er nicht den Weg der Ephemeren gegangen ist, die ihre vergängliche Sache suchen; sondern sein Verdienst in der Sache der Wahrheit selbst suchte. Wie manche Schlacke des Irrthums auch von dem Gold der Erkenntniß abgeht, das er in einem ganz dem Dienst der Wissenschaft geweihten hochbegabten Leben zu Tag gefördert — zwei Grundpfeiler seiner Lehre werden stehen, wann längst die Spur seines Grabes, das wir hier gründen, nimmer aufzufinden ist.

„Alles Gute sollte nicht in die Mode kommen, denn ihr Wesen ist der Wechsel; still und langsam, aber unaufhaltsam sollt' es sich seine Bahn brechen wie die Natur. Unseres Freundes Lehre war, wie der Schnitt seines Rockes, völlig aus der Mode und wird es — einiger gutgemeinten aber übel angebrachten Posaunenstöße ungeachtet — bleiben. Ein für unsere Apothekerphilosophen und modernen Eklektiker gänzlich überwundener Standpunkt: der Idealismus bildet ihren Grund. Es weht kein Geist darin, der den Phosphor zum Vater hätte! In einer Zeit, die, vermessen durch die Erfolge der menschlichen Kräfte im äußern Leben, den jahrtausendalten Besitzstand des innern, die Fundamente unserer geistigen Existenz mit plumper Hand antastet — in einer solchen Zeit erscheint seine, allerdings überkühne idealistische Grundansicht — die aber zu den eigentlichen Mysterien der Philosophie gehört — als das kräftigste Gegengift gegen die zersetzende Säure des Materialismus.

„Aber er war mehr als Idealist. Sein geistiges Princip war kein leerer Gedankenschemen. Er kam aus der Schule Platons und Kants. Daher seine herrliche ethische Tiefe. Seinem Scharfblick entging nicht der Stand der Erniedrigung, der Corruption, in dem wir leben. Die Leiden der Welt und die Nichtigkeit des irdischen Daseins auf ihren wahren Ursprung, den verkehrten Willen zurückführend und den letzten Zweck der Dinge ausschließlich im Sittlichen findend, adelte er seine Lehre zu jener erhabenen Mission, welche die auserwählten Denker aller Jahrhunderte der höchsten Wissenschaft immer zugeeignet haben. Ja, wenn wir dem merkwürdigen Manne ganz gerecht werden sollen, so müssen wir anerkennen, daß er der Erste gewesen, welcher die Ethik zur Metaphysik, das Sittliche zum Absoluten erhoben, indem er, den Willen als das Wesen der Dinge fassend, dem vielverschlungenen Räthsel der Welt eine einfache, rein sittliche Lösung gab, indem er den sittlichen Willensact mit dem innersten Wesen der Welt identificirte. Die Frage freilich nach der Daseinsform dieses Dinges an

sich, außerhalb jeder Verkörperung, wies er, als unbefugt, entschieden zurück und leugnete deshalb an ihm auch die Form des menschlichen Bewußtseins, welches dem Bedürfnisse des philosophischen Neulings so ganz unentbehrlich erscheint, daß er es, auch noch im siebenten Himmel, nicht ohne gewaltigen Anstoß vermißt.

„Eine solche Lehre, theoretisch wie praktisch auf die Verläugnung der Sinne gerichtet, darf der Staat getrost walten lassen, undes befremdet Niemanden, die atheistischen Bücher Schopenhauers unverboten zu sehen. Die sittliche Ordnung der Dinge, Recht und Gesetz in uns, außer uns und vor Allem über uns, in Gestalt einer starken Autorität über die Leidenschaften der Masse, das war ihm das einzig Tröstliche und Bedeutsame in den Verhältnissen der Menschen, deren natürlicher Selbstsucht er in allen Stücken das Schlimmste zutraute. Für diese Sinnesart legt noch sein letzter Wille Zeugniß ab, wodurch er seine Landsleute, die im Kampf gegen die Revolutionsmacher unserer Tage invalid gewordenen Preußen zu Erben seines Nachlasses eingesetzt hat. Bei aller dieser Entschiedenheit seines Urtheils und seiner Gesinnung bei aller Schroffheit in der Aeußerung, schlug ihm ein weiches, ungewöhnlich empfängliches, freilich auch ungewöhnlich empfindliches, reizbares Herz in der Brust. Der flache Blick des Alltagsmenschen sah den Misanthropen in ihm: aber wie gering er von den Menschen auch dachte, er fühlte mit ihnen, er war voll von Mitleid.

In jüngern Jahren trat ihm die Versuchung nahe, ein Haus zu gründen; er folgte ihr nicht und blieb einsam: dankbar erkannte er an, daß sein guter Stern ihn nicht reicher sein ließ, als eben für ihn nöthig war, damit er selbst sorgenfrei leben konnte. Und ein Haus hat er dennoch gegründet, in dem die Menschheit Eintritt hat: den kühnen, kunstreichen Bau seiner tiefsinnigen Gedanken, in dessen dunkeln Grund — nach Jean Pauls schönem Gleichniß auf ihn — das irdische Tageslicht nicht, wohl aber das ferne Licht überirdischer Sterne hinableuchtet. — Sei ihm die Erde leicht! Friede seiner Asche!" —

Ein von Immergrün umrankter flacher Grabstein von schwarzem belgischen Granit deckt seine Ruhestätte. Die Grabschrift aber weicht von der englischen Sitte, der er bis dahin folgte, auffallend ab. Denn auf englischen Gräbern finden wir ganze Nekrologe, sogar mit Citaten aus Zeitungsartikeln in den Marmor gegraben; bei ihm dagegen nur — Arthur Schopenhauer, „nichts weiter, kein Datum, noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe". Und als ich ihn fragte, wo er ruhen wolle, sagte er: „Es ist einerlei, sie werden mich finden."

Schopenhauers Statur war unter der Mittelgröße*, sein Knochenbau gedrungen und kräftig, die Figur gleichwohl, in jungen Jahren,

* Sie war so viel darunter, daß ich, der ich nur mittelgroß bin, seinen Spazierstock kaum mit ausgestrecktem Arm zu Boden brachte. Dagegen fiel mir sein Hut, obwohl ich über Mittelmaaß trage, fast über die Ohren. Er erzählte mir, er sei als Knabe so klein gewesen, daß ihm sein Vater stets als Riese erschienen sei. Diese kurze Statur rechnete er sich zum Vortheil; denn es sei dadurch seinem Herzen die Arbeit, sein Gehirn zu versorgen, bedeutend erleichtert. Dabei rühmte er auch, daß er außerordentlich heißes Blut gehabt habe.

schlank; die Brust hob sich zwischen den breiten Schultern energisch und seine Stimme blieb bis zu seinem Tode stark. Die Hände waren klein und ausdrucksvoll. Aschblondes krauses Haar fiel dem Jüngling, wie es damals Mode war, gelockt über die Stirn. An der Oberlippe trug er als Student ein kurzes Bärtchen. So zeigt ihn der nach einem im einundzwanzigsten Lebensjahre, wahrscheinlich von Gerhard von Kügelgen 1809 in Weimar gemalten Miniaturporträt sehr sorgfältig gefertigte Stich vor dem Titelblatt der zweiten Auflage dieser Schrift.* Der röthlich blonde Backenbart des Mannes harmonirte mit der goldenen Brille, die er jedoch nie unausgesetzt getragen, und nach dem fünfzigsten Jahre, nachdem er „keine Eroberungen mehr zu machen" hatte, ganz ablegte. Der Mund war in der Jugend voll und schön; zog sich aber später, mit dem Verlust der Zähne, in die Breite. Die Nase war besonders regelmäßig und fein geschnitten, an den Flügeln breit, an der Wurzel scharfkantig, vom Stirnbein in sanftem Winkel gerade abfallend. Die Augenhöhlen waren groß und standen auffallend weit voneinander ab, sodaß er eine gewöhnliche Brille kaum gebrauchen konnte. Glanzreiche blaue Augen verklärten den imposanten Kopf.

Sein Blick war von solchem Feuer, von solcher geistigen Schönheit, daß er damit, besonders in jungen Jahren, unwillkürlich auffiel. Als er 29 Jahr alt war, kam ein ihm unbekannter älterer Herr auf ihn zu, ihm zu sagen, er würde etwas Großes werden. Ein Italiener, der ihm völlig fremd war, redete ihn mit den Worten an: Signore, lei deve avere fatto qualche grande opera: non so cosa sia, ma lo vedo al suo viso. Ein Engländer, der ihn nur gesehen hatte, äußerte, er müsse einen außerordentlichen Geist haben. Ein Franzose sagte plötzlich über ihn: Je voudrais savoir ce qu'il pense de nous autres; nous devons paraître bien petits à ses yeux. C'est qu'il est un être supérieur. Der Sohn einer durchreisenden englischen Familie, die sich im Gastzimmer in Schopenhauers Nähe niederließ, rief erregt: No, I'll sit here, I like to see his intellectual face! Derartiges begegnete ihm manchmal, denn sein Gesicht phosphorescirte von

* In gegenwärtiger Ausgabe in Autotypie mit Facsimile bei S. 60.

Geist. Schwieg er, so sah er Beethoven ähnlich; gab er sich dagegen der Unterhaltung hin, so hatte man Voltaire vor sich.

Er selbst schreibt an Frauenstädt den 30. October 1853, er habe sich zweimal photographiren lassen, aber nur Caricaturen erhalten:

„Sonderbar, als ich das Eine, als es neu war, aufmerksam betrachtete, fiel mir ein, ich sähe darauf aus, wie Talleyrand, den ich 1808 oft und bequem gesehn. Wenige Tage darauf sitz' ich bei Tische neben einem alten Engländer: nach einiger Conversation und Vertraulichkeit sagt er: «Sir soll ich Ihnen sagen, wem Sie ähnlich sehen? Dem Talleyrand, den ich in jungen Jahren oft gesehen und gesprochen habe».“

Seine Haltung war durchweg aristokratisch; er erschien gern in ganzer Toilette: schwarzem Frackrock, den er bevorzugte, weil er seine kleine Statur größer mache, weißer Halsbinde und Schuhen. Dem Wechsel vieler Moden zum Trotz behielt er den gewohnten Kleiderschnitt bei. Der Leibrock wurde immer nach dem alten Muster erneuert. Dazu trug er einen niedrigen Cylinderhut, im Sommer einen breitrandigen Strohhut. Es war die Tracht der „Biedermannszeit“. Daß er damit wenig auffiel, lag daran, daß er sie seiner Persönlichkeit völlig angepaßt und untergeordnet hatte.

Schopenhauer hat zwei letztwillige Verfügungen hinterlassen. Ein Testament vom 26. Juni 1852 und ein Codicill vom 4. Februar 1859. In dem erstern setzte er „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen“, zum Universalerben ein und bedachte seine entfernten Anverwandten in Danzig mit einem größern Legat, zu welchem auch sein Antheil an den Schopenhauerschen Ländereien in Ohra gehören sollte. Dr. Frauenstädt vermachte er seine wissenschaftlichen Manuscripte, die mit Papier durchschossenen Exemplare seiner Werke, die Werke Kants aus seiner Bibliothek, Kants Büste und seine Busennadel mit Smaragd, sowie, in einem nachträglichen Zusatze, das Verlagsrecht zu allen fernern Auflagen seiner Schriften; seiner Magd eine Leibrente und den größten Theil seines Mobiliars; Dr. Emden, den er zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte, die übrige Fahrniß, namentlich die Bibliothek, die Instrumente, Bilder und Musikalien. Auch

für die Verpflegung seines Pudels setzte er ein kleines Kapital aus. Zugleich enthält das Testament die nöthige Anweisung wegen des Vermögensbestandes und folgende lateinische Ermahnung:

„Heic autem moneo arcam meam scriptoriam, vulgo secretarius nuncupatam, primo per omnes ejus loculos, foros, recessus et angulos diligenter perscrutandam atque rimandam, ipsumque atramentarium excutiendum esse, quin etiam epistolas ceterasque chartas omnes, in parvis forulis ductilibus superioris, ergo valva opertae arcae partis asservatas singulatim explicandas esse, quippe quae saepe syngraphas similiaque continent, item notas musicas, in suprema arcae parte repositas foliatim evolvendas esse, denique vero ipsam arcam tabulatim disjungendam et rescindendam esse, ita ut ne duae quidem ejus tabulae amplius cohaereant. Nam hoc pacto demum invenientur quae inveniri maximi momenti est. Hoc igitur coram testibus idoneis fieri jubeo, omnibusque injungo. — Fragmenta arcae divulsae dentur Doctori M. Emden." (Hier mache ich noch auf Folgendes aufmerksam. Zunächst sind sämmtliche Gefache, Schubladen, Winkel und Ecken meines Schreibpults sorgfältig zu durchsuchen, auch ist das Schreibzeug auszuleeren; sodann sind alle in den kleinen Schubladen der oberen, mit der Klappe verschlossenen Abtheilung des Pults aufbewahrten Briefe und sonstigen Papiere einzeln zu entfalten, weil sie öfters Schuldurkunden u. dgl. enthalten, ebenso sind die Musiknoten in der obersten Abtheilung des Pults blattweise aufzuschlagen; endlich aber ist das Pult selbst Stück für Stück zu zerlegen und abzubrechen, dergestalt daß nicht zwei Bretter mehr zusammenhängen. Denn so erst wird man die Hauptsache finden. Demnach verordne ich und verpflichte Jedermann, daß dies vor tauglichen Zeugen geschehe. Die Bruchstücke des auseinandergelegten Pults soll Dr. Emden erhalten).

Nachdem er 1856 seinen Antheil an den Schopenhauerschen Ländereien in Ohra verkauft hatte und Dr. Emden 1858 gestorben war, hob er durch das erwähnte Codicill jene Legate auf, erhöhte die andern und fügte große und kleine neue Vermächtnisse hinzu. Mich ernannte er zu seinem Testamentsvollstrecker und mir vermachte er seine Bibliothek; dem Dr. Karl Bähr seine goldene Uhr, dem Dr. Lindner die goldene Uhrkette mit Petschaften und Schlüssel, dem Dr. Asher seine goldene Brille, dem Maler Lunteschütz die Elfenbeinbüste seines Urgroßvaters und das Porträt seiner Mutter in Pastell. Nur die activen Jünger waren also mit Andenken bedacht.

Die Schädelform, welche durch den Bildhauer Professor Zwerger mittels Gypsabdruckes in letzter Stunde von der Leiche genommen wurde, umfaßt leider nicht den ganzen Kopf, sondern bricht vornen unter der Nase, hinten unter dem Mittelhauptswirbel und an den Seiten mit den oberen Ohrlappen ab; sodaß namentlich die für die kraniosкopische Messung wichtigen Oeffnungen

des Gehörganges fehlen. Die von Prof. J. Ch. G. Lucae an dem Abgusse mit dem Tasterzirkel und zur Controle mit dem Maßstab von der geometrischen Zeichnung genommenen Schädelmaße sind:

Höhenumfang von der Nasenwurzel bis zur protuberantia occipitalis 370 Millimeter; Höhenumfang über der Ohrenbreite 330; Umfang des Hinterhaupts von Ohr zu Ohr 260; Umfang des Vorderhaupts von Ohr zu Ohr 330; Querumfang über Stirn und Hinterhaupt 600.

Den Profilumriß habe ich meiner Schrift 1862 auf einer Steindrucktafel beigegeben, auf welcher er mit den Profilconturen der Schädel Kants, Talleyrands, Schillers, Napoleons und Tiedges nach C. G. Carus' „Atlas der Kraniosкopie" zur Vergleichung zusammengestellt ist. Es fehlte dabei jedoch an exacten Grundlagen so sehr, daß ich vorgezogen habe, sie wegzulassen.

Dagegen bietet die anliegende Tafel (Anhang I) die geometrisch genauen drei Umrisse des Gipsabgusses, von der Seite, von vorn und von oben gesehen, welche in ihrer Vergleichung lehrreich sind. Der wissenschaftlich gebildete grundehrliche Phrenologe Dr. Gustav Scheve, dem bei seinen Lebzeiten leider die verdiente Anerkennung fast völlig versagt worden ist und dem ich die Originalumrisse seiner Zeit mitgetheilt, sagt darüber in seinen Phrenologischen Reisebildern (Köthen 1863):

„Die Seitenansicht, welche die Mittellinie des Kopfes wiedergibt, bietet fast gar kein besonderes Interesse dar, denn alle Organe in dieser Mittellinie sind fast gleichmäßig stark entwickelt. Weit mehr Interesse bietet die Ansicht von vorn, welche uns die merkwürdige Breite des Kopfes sehen läßt. Obwohl die Stirne breit ist, so ist sie doch fast schmal zu nennen gegen die außerordentliche Breite des Kopfes über den Ohren. Auch der Oberkopf, welcher uns in der Seitenansicht mittelmäßig hoch oder weder hoch noch niedrig zu sein scheint, zeigt sich hier entschieden niedrig gegen die Breite. Von noch größerm Interesse vollends ist die Ansicht des Kopfes von oben. Dieser Umriß zeigt nicht nur die Breite über den Ohren, sondern läßt auch genau erkennen, wie sich der Kopf von der vergleichungsweis schmalen Stirne zur Breite auswölbt. Diese Breite beginnt gleich vom Organ des Acquisital (Erwerbssinn), sodaß also die drei Organe Actital (Thätigkeitssinn, Zerstörungssinn), Secretal (Verheimlichungssinn) und Acquisital als entschieden groß erscheinen. Dem gegenüber ist auch das Organ des Idealital (Sinn der Idealität) nur mittelmäßig zu nennen, obgleich der Kopf an den obern Schläfen an und für sich keineswegs schmal ist."

Also, was beim ersten Blick auf diesen Schädel am meisten imponirt, ist dessen Breite zwischen den, ziemlich tief stehenden

Geometrisch genaue Umrisse von Schopenhauers Schädel
nach einem Gypsabgusse.

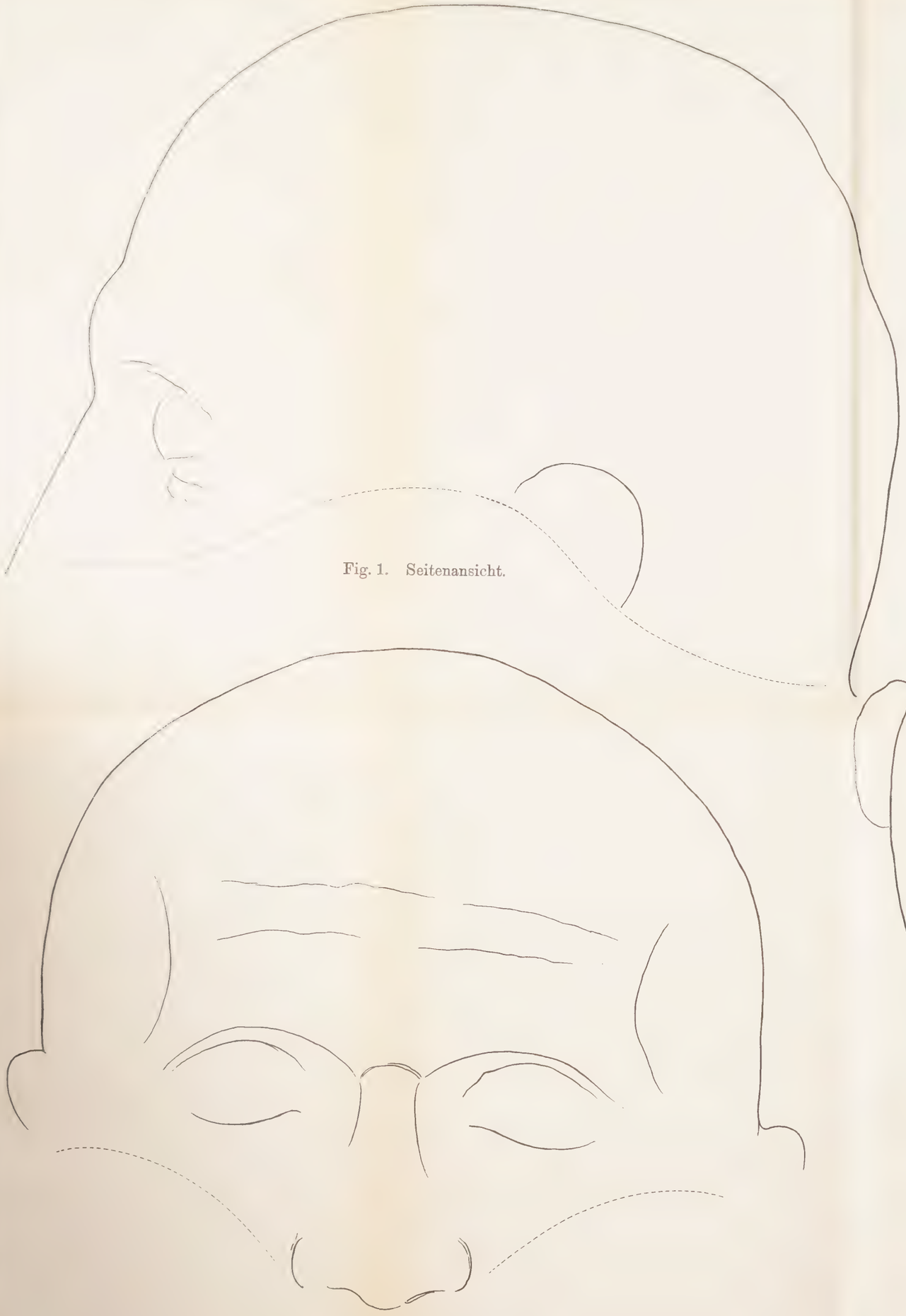


Fig. 1. Seitenansicht.

Fig. 2. Aufriss (Vorderansicht).

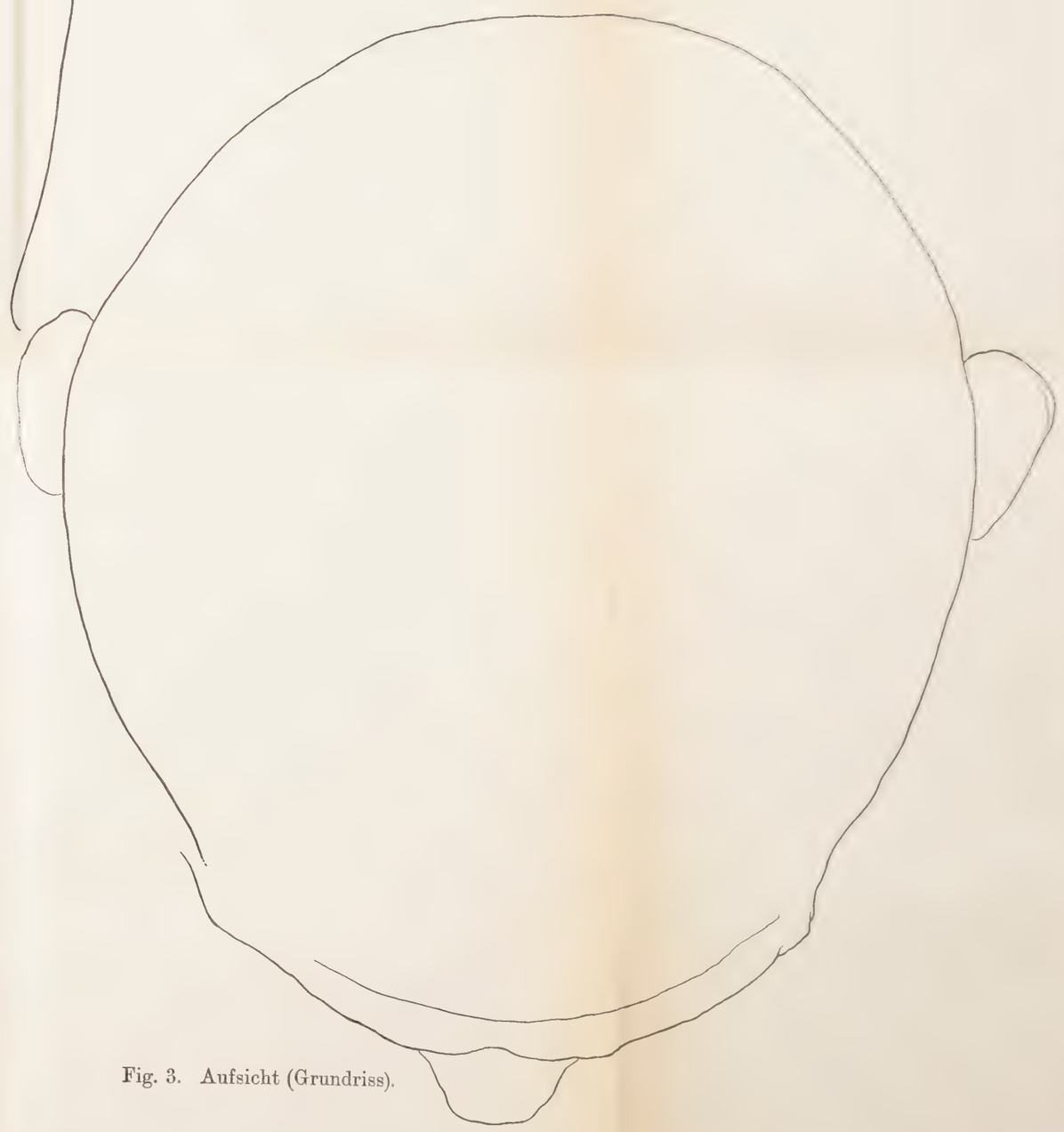


Fig. 3. Aufsicht (Grundriss).

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Ohren. Die Entfernung dieser voneinander, die sogenannte Ohrwirbelbreite beträgt am Gipsabguß 6″ 6‴ Pariser Maß. Auch die Stirnbreite mit 5″ 5‴, die Hinterhauptbreite 5″ 4‴ und die Augen mit 5″ sind verhältnißmäßig sehr groß. Länge und Höhe aber treten der Breite gegenüber ungefähr gleichmäßig zurück.

Wenn die zuerst von Emil Huschke versuchte Deutung der drei großen Hirnabschnitte die richtige ist, wonach das Gefühlsleben im Scheitelhirn, das Verstandesleben im Stirnhirn und das Willensleben im Hinterhauptshirn seinen Mittelpunkt hat — und sie ist von unserer modernen Physiologie, wenn diese auch Männern wie Oken, Burdach, Huschke u. a. gegenüber eine hohe Miene aufsetzt, weder überboten noch beseitigt — so ergibt sich für die kranioskopische Beurtheilung des Schopenhauerschen Schädels ein entschiedenes Ueberwiegen der Willenssphäre über die Gefühls- und Gemüthssphäre, ja auch über die Erkenntnißsphäre. Alle drei Schädelwirbel sind zwar im allgemeinen in hohem Grade ausgebildet; die enorme Entwickelung der Kraft- und Willenssphäre aber gibt dem Kopfe so sehr seinen unterscheidenden Charakter, daß er auf den ersten Anblick nicht als der eines Gelehrten, vielmehr als der eines Athleten erscheint. Daß dieser Kraftfülle, ja Ueberkraft ein starker Intellect voranleuchtete, verräth die reiche Entwickelung der vordern Stirntheile. Dagegen stellt sich der Kopf über den Schläfen und um den Scheitel verhältnißmäßig als flach dar.

Die gewiß nur sehr cum grano salis zu verstehende, aber durchaus nicht in Bausch und Bogen, wie üblich, als unwerth zu behandelnde phrenologische Beurtheilung des Kopfes stimmt hiermit im allgemeinen vollkommen überein, indem sie die Maße der Organe der Gefühls- und Gemüthssphäre mit Ausnahme des Sinns der „Hoffnung" sämmtliche kleiner darstellen.

Dr. Scheves, theils im März 1861 auf meine Veranlassung, theils im Sommer 1862 niedergeschriebenes Urtheil ist merkwürdig genug, um es hier einzureihen. Als Scheve sich es bildete, war ihm Schopenhauer nur von Hörensagen bekannt. Er hatte gehört, Schopenhauer habe „ein Werk über den Willen geschrieben" und sei „ein Weiberfeind". Das war alles was er 1861 von ihm wußte.

Erst meine Schrift gewährte ihm einen Einblick in Schopenhauers Leben, Charakter und Lehre. Er sagt, erst diese Schrift habe ihm das Räthsel, welches in dem Kopfe Schopenhauers imponirend vor ihm gestanden, zu seiner vollsten Befriedigung gelöst. Alle seine phrenologischen Vota über den Charakter des Philosophen, d. h. über die verschiedene Stärke seiner innern Sinne fänden sich bestätigt: sodaß er auf diese Leistung der praktischen Phrenologie stolz sein könne. Auf der andern Seite habe er „kaum jemals aus einer phrenologischen Untersuchung soviel gelernt als aus dieser"; denn kaum sei jemals „ein Geistesbau, dessen verborgenen Grundriß er zu Tag gestellt, in seiner äußern Erscheinung so originell und phrenologisch interessant gewesen wie dieser".

Nachdem er sich rücksichtlich der Mängel des Objects seiner Untersuchung gehörig verwahrt, fährt er fort:

„Als ich den Kopf langsam aus seiner Einhüllung löste, wurde ich durch den Anblick desselben aufs Höchste überrascht, weil ich so ganz Anderes fand, als ich erwartete. Das große Gehirn mit starken Organen der niederen Sinne, besonders mit gewaltigem Organ des Thätigkeitssinnes (Zerstörungssinnes) imponirte mir, aber ganz anders als ich vorausgesetzt: ich fürchtete mich beinahe vor dem Kopfe. Was? ists möglich? rief ich laut. Der Gedanke an eine Verwechslung, an einen Scherz, ein auf die Probe Stellen der Phrenologie, der für einen Augenblick in mir aufstieg, verschwand gänzlich bei nochmaligem Lesen des Briefs Dr. Gwinners. Auch stimmte, wie ich mir alsbald bei weiterm Nachdenken sagte, die Organisation des Kopfes damit überein, daß Schopenhauer auf den Willen, der ja nichts anderes als Thatkraft ist, besonderes Gewicht zu legen schien.

„Dem phrenologischen Urtheil über den Kopf stelle ich die Organenmaße* voran.

„Niedere Sinne (Triebe): Geschlechtssinn groß bis sehr groß. — Anhänglichkeit mittelmäßig bis ziemlich groß.** — Kampfsinn ziemlich groß. — Zerstörungssinn (Thätigkeitssinn, Thatkraft, Willenskraft) sehr groß. —

* Es sollte kaum der Erinnerung bedürfen, daß man sich nicht an den mangelhaften, zu viel oder zu wenig sagenden, ja zum Theil geradezu irre leitenden Benennungen dieser „Organe" stoßen darf, und daß man sich diese, obwohl es auch specifische Energien sind, nicht isolirt wie die Sinnesorgane, geschweige denn musivisch nebeneinander gepflastert zu denken hat: vielmehr, bis auf weiteres, als elektrische Apparate geistiger Kraftcentren, deren Wirkungssphären ineinandergreifend sich wechselseitig bedingen und bestimmen — eine Vorstellung, welche die mechanisch-atomistischen Theorien dem Verständnisse näher gelegt haben. Der Scheidekünstler des Geistes und Begründer der Kraniosкopie, Gall, war, wie schon Huschke bemerkt, ein genialer Beobachter aber schlechter Kritiker, dem deshalb erst kommende Zeiten zu seinem Rechte verhelfen müssen. Dr. Scheve hat lateinische Namen vorgeschlagen, was wohl das Richtige ist, sobald nur die Wissenschaft in der Kenntniß der Centralorgane weiter vorgerückt sein wird.

** „Ziemlich groß" bedeutet immer über dem Mittelmaß oder genauer: zwischen Mittelmaß und groß.

Verheimlichungssinn groß. Eigenthumssinn (Erwerbssinn) groß bis sehr groß. —

„Gemüthssinne: Selbstgefühl ziemlich groß. — Beifallsliebe (nach Gall: Eitelkeit, Ruhmsucht, Ehrgeiz) ziemlich groß. — Festigkeit ziemlich groß. — Gewissenhaftigkeit ziemlich groß. — Ehrfurcht (Religiosität) ziemlich groß. — Hoffnung groß. — Wohlwollen (Mitgefühl) ziemlich groß. — Sinn für Neues (Wunderbares) mittelmäßig. — Idealität (Sinn für das sogenannte idealisch Schöne oder Poetische, wohl auch „Phantasie") mittelmäßig.

„Verstandessinne und zwar niedere: Gegenstandssinn groß. — Gestaltsinn ziemlich groß. — Ortsinn groß. — Thatsachensinn ziemlich groß. — Wortsinn ziemlich groß.

„Höhere oder Denkkräfte: Vergleichungsvermögen (Tiefsinn) groß. — Schlußvermögen (Scharfsinn) ziemlich groß.

„Was zuerst ein allgemeines phrenologisches Urtheil über Schopenhauers Kopf betrifft, so liebe ich ein solches überhaupt nicht, da es immer mehr oder weniger ungenau ist. Die Natur kennt nichts Allgemeines als solches, sondern nur Besonderes. Fast wäre ich versucht, das allgemeine Urtheil über Schopenhauer zu geben, daß er in gewissem Sinne das Gegentheil eines Philosophen war, insofern man sich nämlich unter einem Philosophen einen Menschen denken kann, bei welchem die Sinne des (theoretischen Denkens vorragend stark, die Sinne der (praktischen) Thatkraft oder Willenskraft dagegen vergleichungsweise schwach sind.

„Im Einzelnen ist der Geschlechtssinn entschieden stark. Schopenhauer kann kein Weiberfeind, sondern nur das Gegentheil gewesen sein. Insofern es jedoch Männer gibt, welche eine starke Geschlechtsliebe haben und sehr an den Frauen hängen, aber dennoch die Frauen gering achten, so könnte dies wohl auch hier gewesen sein. Es ist dies sogar nicht unwahrscheinlich bei diesem Charakter, wegen der Ueberkraft, die in ihm liegt und die zu einer gewissen Schroffheit, zur Verachtung jeder, also auch weiblicher Schwäche hinneigen mußte.

„Anhänglichkeit ist nicht schwach; aber wenn die Freundschaft Schopenhauers eine engere und von Dauer sein sollte, so mußte wohl der Freund mehr Geduld mit ihm und seinen Eigenthümlichkeiten haben, als er geneigt war, geduldig gegen die Schwächen des Freundes zu sein. Wegen des großen Verheimlichungssinns schloß sich Schopenhauer jedenfalls nur schwer an.

„Kampfsinn ist nicht mehr als ziemlich groß, wird aber bedeutend von dem sehr großen Thätigkeitssinn unterstützt. Bei geistiger Ruhe suchte daher Schopenhauer den Streit nicht auf, war nicht «Krakehler»: allein weil die geistige Ruhe gar wenig seine Sache war, so konnte er leicht in Streit gerathen. Große Nachgiebigkeit oder Friedfertigkeit war seine letzte Schwäche.

„Thätigkeitssinn (Zerstörungssinn) ist, wie gesagt, sehr groß, wohl am größten von allen Sinnen, so daß mir der Kopf beim ersten Anblick hauptsächlich durch die Größe dieses Sinnes imponirte. Welche Kraft! welche Ueberkraft! Und Schopenhauer ein Philosoph! Ein von ihm aufgestelltes philosophisches System kann nur ein System der Ueberkraft sein.* Diese große Kraft mußte ihren entsprechenden Wirkungskreis haben, mußte sich ausleben können, wenn Schopenhauer sich im Leben an seiner Stelle, wenn er sich glücklich fühlen sollte. Natürlich war dieser so starke Thätig-

* Nachdem Dr. Scheve mit Schopenhauers Schriften bekannt geworden, bemerkte er: ich wünschte hier, was so nahe lag, gesagt zu haben: „kann nur ein System der Ueberkraft, der geistigen Zerstörung — des Pessimismus sein".

keitssinn an sich weder gut noch schlimm, weder ein Vorzug noch ein Fehler des Charakters oder aber beides zugleich. Einerseits war dieser Sinn, wenn er seinen richtigen oder natürlichen Wirkungskreis hatte, als unermüdliche und unbeugsame Kraft des Wirkens und Schaffens ein Vorzug des Charakters; andererseits aber, wenn der Sinn seinen natürlichen Wirkungskreis nach Außen nicht fand und nach Innen ausbrennen mußte, so konnte Schopenhauer leidenschaftlich, heftig, böse, launisch, schroff, rücksichtslos, ungeduldig, tadelsüchtig sein. Jedenfalls konnten dann diese Züge neben den Zügen der Gemüthlichkeit (Sinn der Anhänglichkeit, Sinn des Wohlwollens) sich häufig geltend machen. Jeder Mensch ist bekanntlich aus sogenannten Widersprüchen zusammengesetzt. Die Widersprüche in Schopenhauer waren in der bezeichneten Art sehr groß.

„Obgleich der Verheimlichungssinn groß ist, wonach Schopenhauer nicht offenen, sondern verschlossenen Charakters war, so ist doch derselbe als Grundlage der nöthigen Selbstbeherrschung in dieser Größe nothwendig neben dem noch größeren Thätigkeitssinn. Oft mag noch die Selbstbeherrschung, die nöthige Zurückhaltung gefehlt haben gegenüber der auflodernden Kraft.

„Eigenthumssinn ist entschieden groß. Obgleich daher der praktische Geschäftsmann das Gegentheil des Philosophen als solchen ist, so hatte doch Schopenhauer den Zug des praktischen Geschäftsmannes, daß er auf Eigenthum sehr bedacht, in kleinen und großen Dingen häuslich und sparsam war. Dieser Zug tritt gegenüber dem mittelmäßigen Sinn für Idealität noch entschiedener hervor. Also auch insofern war Schopenhauer nicht ein geborener oder einseitiger Philosoph. Wird sich dieser Zug, oder wie wird er sich in Schopenhauers Philosophie aussprechen?

„Selbstgefühl ist zwar nur ziemlich groß, wird aber sehr von dem Thätigkeitssinn, Kampfsinn und den Denkkräften unterstützt. In Schopenhauer war zwar nicht ein Zug von vortretendem Stolz oder Hochmuth, aber doch eine sehr entschiedene männliche Selbständigkeit, hinter welcher, sie unterstützend, wie wir gesehen, eine noch entschiedenere männliche Kraft stand. Wenn daher Schopenhauer rücksichtslos oder herrschsüchtig sein konnte, so war diese Rücksichtslosigkeit oder Herrschsucht weniger die des Engländers als die des urkräftigen Deutschen, d. h. sie ging weniger aus blinder Selbsterhebung, als aus Ueberkraft, die sich fühlt, hervor. Wegen des ziemlich starken Selbstgefühls fehlte bei Schopenhauer auch der Egoismus nicht, umsoweniger, als das Selbstgefühl sehr vom Eigenthumssinn unterstützt wird.

„Ziemlich groß ist auch die Beifallsliebe. Schopenhauer besaß Ehrgeiz, war nicht gleichgiltig gegen Anerkennung oder Zurücksetzung: aber jedenfalls artete dieser Ehrgeiz nicht in jene häufig gefundene kleinliche Eitelkeit aus.

„Festigkeit ist ziemlich groß bis groß, konnte aber leicht als sehr groß erscheinen, da wo es auf Kraft oder Kraftäußerung ankam.

„Ehrfurcht ist ziemlich groß. Schopenhauer hatte Sinn für Autorität, dieses Wort in der weitesten Bedeutung genommen. Da aber der Sinn der Ehrfurcht hier in Harmonie steht mit dem des Selbstgefühls, Kampfsinns und den Denkkräften, so kann bei Schopenhauer weder von vorragendem noch von blindem Zug der Verehrung irgendwie die Rede sein. Ueberragt ist hier der Sinn der Verehrung sehr vom Thätigkeitssinn, sodaß bei der Aufregung, beim Zürnen der Zug der Verehrung wenig ins Gewicht fiel, schwer zur Geltung kam. Weil dieser Sinn bei Schopenhauer jedenfalls kein vorragender ist, so kann das religiöse Element nicht — wie dies so oft in philosophischen Systemen der Fall ist — ein wesentliches Element der Schopenhauerschen Philosophie sein.

„Wohlwollen ist ziemlich groß. Schopenhauer war einerseits wohlwollend, theilnehmend; aber andererseits, wie wir gesehen, auch egoistisch;

ferner war er nicht aus Wohlwollen sanft, sondern im Gegentheil, wie wiederholt zu bemerken, leicht böse, gereizt, erzürnt.

„Der Sinn für Wunderbares ist nur mittelmäßig. Ein Interesse an Neuem und Ungewöhnlichem als solchem lag Schopenhauer ferne; das praktisch Bewährte galt ihm mehr, als das, was die Phantasie als werthvoll ausmalen kann. Dies um so mehr als dieser Sinn auch nicht unterstützt ist von dem der

„Idealität, welcher in seiner Bedeutung mit ihm Aehnlichkeit hat und hier auch nur mittelmäßig ist. Beide Sinne verhalten sich zueinander ungefähr so wie sich das Wunderbare zum Schönen verhält. Jeder der beiden Sinne gibt in starker Entwicklung eine gewisse Phantasie, welche, wenn in Harmonie mit der Denkkraft, dieselbe hebt und unterstützt. Ueberragt der Sinn für Wunderbares die Denkkraft, so entsteht der Phantast, der geistige Abenteurer; überragt der Sinn der Idealität, so entsteht der ideale Schwärmer, der Enthusiast. Da die beiden Sinne bei Schopenhauer mittelmäßig sind, so kann von einer den Verstand überragenden, oder nur von einer auf den Verstand stark Einfluß übenden Phantasie hier nicht die Rede sein. Eine praktisch verständige Nüchternheit, vielleicht einseitig überschlagend durch die Ueberkraft, war ein Zug im Charakter Schopenhauers und — jedenfalls auch seiner Philosophie.*

„Ueber die Verstandessinne zuerst ein allgemeines Wort. Die niederen Verstandessinne werden auch Beobachtungssinne oder Wahrnehmungssinne, die höheren auch eigentliche menschliche Denkkräfte genannt. Die ersteren geben das Talent, die Gegenstände, Formen, Oertlichkeiten, Ereignisse u. s. w. aufzufassen und festzuhalten, die letzteren das Talent, das Aufgefaßte durch Vergleichen und Schließen zu verarbeiten und zu verwerthen. Die ersteren also geben das Talent des (objektiven) Nachdenkens. Sind in einem Falle die ersteren stark, die letzteren schwach, so leistet der Mensch viel im objektiven Auffassen und Beobachten, z. B. als Gelehrter in den Naturwissenschaften, Botanik, Mineralogie, Anatomie u. s. w., allein er ist nicht groß als Denker durch scharfsinnige und geistreiche Verarbeitung des Beobachteten. Sind im andern Falle die Beobachtungssinne schwach, aber die Denkkräfte stark, so fehlt dem Menschen der Sinn und das Gedächtniß für Einzeldinge, Formen, Ereignisse u. s. w., aber er ist stark im (subjektiven) Denken, er ist scharfsinnig, geistreich. Sind beide, die Beobachtungssinne und die Denkkräfte stark, so ist der Mensch sowohl Beobachter als Denker.

„Bei Schopenhauer sind die beiderlei Verstandessinne in etwa gleicher Stärke vorhanden. Schopenhauer war also weder einseitig objektiv (Beobachter mit schwacher Denkkraft) noch einseitig subjektiv (Denker mit schwacher Beobachtungsgabe). Für Schopenhauer als Philosophen ist dies nicht unwichtig. Er gehörte nicht zu jenen zahlreichen Philosophen, welche zu abstrakt, zu subjektiv sind, und welchen für ihr philosophisches Gebäude der reelle Grund und Boden fehlt. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß er auch andererseits ein nicht zu objektiver Philosoph war; denn zu objektive Philosophen gibt es nicht. Wo die Beobachtungssinne stark und die Denkkräfte schwach sind, da fehlt die Philosophie. Denn diese ist eben nichts

* Aus der Betrachtung der letztgenannten beiden „Gemüthssinne" wird besonders klar, daß es sich bei diesen sämmtlich nicht um directe „moralische Eigenschaften" handelt, worauf die Benennungen zum Theil zu deuten scheinen, sondern nur um bestimmte geistige Richtungen, Ausstrahlungen der Geisteskraft, in denen sich der Wille reflektirt; daher denn Schopenhauers Anstoß an der Lehre Galls auf einem Mißverständnisse dieser Lehre beruht, die für roh gehalten wird, weil sie nur ein roher — Diamant ist, der des Schleifers harrt.

anderes als die auf die Verarbeitung der Beobachtungen angewendete höhere Denkkraft.“ —

Der Mensch, der nach diesen freilich unvollkommenen und im Einzelnen ebenso unbestimmten wie unsicheren, im Grundstock aber richtigen Daten vor uns steht, war also in der That vorherrschend „Wille und Vorstellung“ und den Primat in seinem Seelenleben hatte entschieden der Wille. Das Gefühl dagegen trat, als bloßer Modus dieser beiden, in den Hintergrund.

Und gleichwie dieses Ergebniß mit der richtigen Auffassung seiner Lehre zusammenstimmt, so finde ich darin auch eine Bestätigung der Darstellung seines Charakters. Denn wenn ich die erstaunliche Kraftfülle, die außerordentliche Stärke des Willens an diesem Schädel betrachte, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf: die Seele dieses Menschen muß ein glühender Drang verzehrt haben, die ihr eingeborene Idee ihres Daseins handelnd auszugestalten — also nicht etwa nur: sie zu erkennen. Die Erkenntniß an sich, das Leben in der Wissenschaft, Gelehrtheit und Schriftstellerei vermochten diesem Menschen keine wahre, keine eigentliche Befriedigung zu geben. Erwägen wir nun den Umfang und die Tiefe der auszulebenden Idee, des Ideals, das ihn beseelte, das aus seinen Augen sprach und das seine Werke wiederspiegeln — so zieht sich sein Leben und Leiden in einer Welt, die zur Verwirklichung dieses Ideals keine Mittel bietet, zu einem tragischen Knoten zusammen, der seine Lösung nur in der „Verneinung des Willens“ finden konnte, weil ihm die centrale Einheit des Lebens im Gefühl, welches den Gegensatz ausgleicht, nicht in gleichem Grade bewußt geworden war.

Ein halbes Jahrhundert ist seit seinem Tode verflossen, sein Name ist in Aller Mund, alle Welt hat von ihm gehört, seine Schriften sind in Hunderttausenden von Bänden in allen Hauptsprachen verbreitet, seine Lehre ist, nicht, wie er prophezeit, in hundert, nein in mehr als tausend Büchern besprochen und wiedergegeben, sein Bildniß ist in allen Formen zu sehen, sein Standbild steht auf der Zinne und seine Büste in der Halle der Frankfurter Stadtbibliothek, sein Denkmal ist in der schönsten Anlage der Stadt errichtet, in der er so manches Jahr unbeachtet verlebt, und dies Alles — weil er, ein moderner Salomo, dieser Welt

eindrücklich wieder zu Gemüth geführt, daß Alles eitel ist? — Nein, ein höherer Ruhmestitel harrt seiner, den ihm ein in ödem Naturalismus befangenes Zeitalter nicht verleihen kann: ich meine die Blutsverwandtschaft seiner Philosophie, nicht nur mit indischer Urweisheit, sondern mit dem Christenthum; seine tiefgründigen Gedanken über das Böse und die Nothwendigkeit der Wiedergeburt, Lehren, die freilich zu ihrem vollen Verständnisse eine Geschichte *vor* dieser unserer Weltzeit voraussetzen — eine Geschichte, die uns Aufschluß darüber geben müßte, nicht wie der Affe zum Menschen geworden, was wir ja nun bald wissen; nein, wie vordem der Mensch noch tief *unter* die Thierheit gefallen war, und wie die furchtbare Macht der moralischen und physischen Uebel, über welche leichtfertig, als über naturnothwendige, hinwegzugehen er sich wohl gar noch rühmt, in die Welt gekommen ist.

Anhang II.*

(Anhang I ist die Steindrucktafel.)

Index scriptorum, quae perlegi, classicorum.

I. Latina.

Ciceronis
- Orationem pro Roscio Amerino.
- „ Archia poeta.
- „ Sulla.
- „ Milone.

Orationes in Catilinam quatuor.
Orationum Philippicarum I & II.
Orationis in Verrem, actionis II Lib. I.
Somnium Scipionis, bis.
Quaestiones Tusculanas totas, bis.
Epistolarum ad Atticum, Tironem, uxorem, nonnullas; ad Familiares e libro IX.
De Divinatione.
Consolationis fere dimidium.
Orationem pro Ligario.
De officiis libros III. Lib: I, bis.
Quaestiones Academicas, bis.
De finibus bonorum et malorum libros V.
De amicitia.
De senectude.
Paradoxa.
De natura Deorum Lib. I. III. II.
De fato.
Fragmenta et Timaeum.
De legibus Lib. I. II.
Libros de Republica.
Topica.

* Zwei von Schopenhauer hinterlassene Verzeichnisse der von ihm gelesenen lateinischen und griechischen klassischen Schriften. Sie stammen der Handschrift und dem Papier nach aus der Frühzeit seiner klassischen Studien (1808—1813). Später sind sie mit Nachträgen versehen worden. Die Vollständigkeit ist zu bezweifeln; denn Schopenhauer hat seine Lectüre der Klassiker bis zu seinem Lebensende fortgesetzt: kurz vor seinem Tode las er noch in Stobäos, Florilegium.

Livii Historiarum Libros 21. 22. 23. 24. aliorumque librorum fragmenta. Libros 1 ad 10.

Taciti Annales totas. Germaniam, ter.
Vitam Agricolae, bis. Historiarum libros omnes.
Dialogum de Oratoribus Tacito falso tributum.

Salustii Catilinam et Jugurtham.

Senecae Libros de brevitate vitae, de tranquillitate animi, de vita beata, de constantia sapientis, de providentia, de otio sapientis, de ira, Ludum de morte Claudii Caesaris.
Epistolarum 1 ad 31. ad 50. ad 78.
Quaestion: natur: Lib. I. II.

Plinii majoris Historiae naturalis Librum 7^{m} multa e caeteris libris, magna ex parte secundum Gesneri delectum.

Plinii junioris Panegyricum. Epistolarum Libros 1. 2. 3. & reliquos.

Quinctiliani Institutionum Oratoriarum Lib. X.

Apuleji Metamorphosen totam XI libros. Librum de Deo Socratis.
Florida. De habitudine vitae & doctrinarum Lib. I. De Magia. De nat. Deorum.

Quinti Curtii Rufi historiam Alexandri totam.

Gellii noctium atticarum fere omnia, exceptis quae grammatica aut juridica sunt.

Suetonii vitam Julii Caesaris.

Boëtii Consolationis philosophiae librum V.

Petronii Satiricon.

Ovidii Metamorphoseoon Libros 1. 2. 3. 4.
Artem amatoriam. Remedia amoris.

Virgilii Aeneïdis Libros 2. 4. 6 aliorumque fragmenta.
Deinde Aeneida totam de integro.
Eclogarum 1. 2. 3. 4. 7. 10.

Horatii Odas epodosque, Epistolas, Satyras, omnes, artem poëticam. multoties.

Catulli carmina omnia.

Tibulli carmina omnia.

Propertii elegiarum Libros 1 & 4.

Persii Satyram primam.

Pervigilium Veneris.

Plauti Mostellariam, Bacchides, Persam, Cistellariam, Trinummum, Amphitruonem, Menaechmos, Aululariam, Asinariam, Curculionem, Mercatorem, Militem gloriosum.

Terentii Andriam, Eunuchum, Heautontimoroumenon.
Adelphos, bis, Hecyram.

Lucretii Librum I. ceterorumque librorum exordia quorum illud secundi libri inprimis sublime. Libros omnes de integro.

Galli elegias aliquot.

Juvenalis Satyras I. II. III.

Valerii Martialis epigrammatum maximam partem.

Julii Caesaris nonnulla passim.

Valerii Maximi Lib. I.

(II.)

Index scriptorum, quae perlegi, Graecorum.

Homeri — Odysseam totam, bis.
Iliadis Libros 1 ad 4 & de integro totam.
Batrachomyomachiam.

Herodoti — Historiarum Libros 6, 7, 8, 9.

Anacreontis — Carmina quae supersunt, etiam imitatorum.

Sapphus, atque ceterorum lyricorum, adjuncta editioni Argentoratenae, carmina omnia.

Sophoclis — Oedipodem regem, Electram, Philocteten, Ajacem, Oedipodem Coloneum, Antigonam, Trachinaias.

Demosthenis — Orationem de corona.

Platonis — Lysin, Hippiam majorem, bis: Phaedrum, bis; Symposium, ter; Phaedonem, bis; Philebum, bis; Theaetetum, bis; Sophistam, bis; Libros de Republica, bis; Timaeum, bis; Parmenidem, bis; Protagoram, bis; Politicum, bis; Gorgiam, bis; Critiam; Alcibiadem I, bis; Epistolam VII. Ionem; Menonem, bis; Euthydemum; Apologiam Socratis; Critonem; Eutyphronem, amatores; Charmidem; Theagem; Alcibiadem II; Hippiam minorem; de Legibus; Epinomis.

Timaei Locri — De anima mundi.

Aristotelis — Ethicae ad Nicomachum, libros 1, 2, 3, 4, 5, 7, 10.
Librum de Categoriis, bis; Librum de interpretatione; Analyticorum priorum multa capita passim; Analytica posteriora; E libro de Sophisticis elenchis capita nonnulla.
Rhetoricor. libros tres. Rhetor. ad Alex. plurima.
Metaphysicam, maximam partem.
Topica & librum de elenchis sophisticis.
Libros de anima, ter; Physiognomica.
De plantis.
E libris de sensu et sensibili & de memoria, multa.
E libris de hist. animal: caet: capita nonnulla;
Librum de arte poetica, bis;
De Somno & insomniis. De generatione.
De sensu. De memoria. De brevitate vitae.
De juventute & senect. De vita et morte.
De respiratione. De animalium motione.
De anim. incessu. De partibus animalium.
De virtutibus & vitiis. De generatione et corruptione. Ethica magna.
Ethica ad Euthydemum. Ethica ad Nicomachum iterum. Politica. Oeconomica L. I.
Physica. De Coelo. De Zenone & Gorgia.
Metaphysica iterum. De anima iterum, ergo tertio & quae sequuntur parva physiologica iterum.

Luciani [Ex rec. Jacobitz] — Somnium, vitarum auctionem, bis; Nigrinum, Timonem, bis, e volumine I praecipua omnia, Philopseuden, Philopatriu, de Mortu Peregrini, Fugitivi.

Aristophanis — Nubes. Ranes. Avos. Acharnenses.

Epicteti enchiridion, bis.
Simplicii commentarii in Epicteti enchiridion cap. 1 ad 11.
Marci Aurelii Antonini Commentariorum sibimetipsi scriptorum Libros I. II. III. IV. V. VI.
Juliani imperatoris, quae adversus religiones Christianorum scripsit quae quidem Cyrillus refutationem conscribens, conservavit. Caesares, maximam partem. Epistolarum nonnullas.
Plutarchi de sollertia animalium; de placitis philosophorum physicis; Themistoclem. Periclem, Alcibiadem; de Stoicorum repugnantiis; de procreatione animae;
Hesiodi Theogoniam, bis; opera et dies, bis.
Poetas gnomicos minores ex editione Brunkii omnes.
Arriani dissertationes in philosophiam Epicteteam (omissis nonnullis capitibus).
Diogenis Laertii librum decimum, bis, & clariorum philosophorum historias omnes.
Anthologiae epigrammatum plurima.
Aeschyli Prometheum vinctum, bis. Agamemnonem, Choephoras, Eumenides.
Euripidis Medeam, Bacchas, Alcesten, Hippolytum, Iphigeniam in Tauride & in Aulide.
Galeni librum quod animi mores corporis temperamento respondeant.
Porphyrii Librum de abstinentia ab esu animalium. Vita Pythagorae, bis.
Sententias ad philosophiam. De antro nympharum, de Styge.
Stobaei Eclogas physicas Lib. I usque ad cap. 43,5.
Procli institutionem theologicam. Commentarii in Plat. Alcibiadem partis primae fasciculum primum & fragmentum a Creuzero seorsim editum.
Plotini librum de pulchritudine; ex Enneadibus a Creuzero seorsim editum. Ex Enneadibus praecipua plurima.
Epicuri (praeter quae in Laërtio) fragmenta e voluminibus Herculanensis.
Dionysii Areopagitae theologiam mysticam & nonnulla passim e libris de divinis nominibus.
Jamblichi de mysteriis Aegyptiorum libros. de vita Pythagorae.
Aeliani varias historias omnes.
Theophrasti Caracteres. De sensu et sensibilibus.
Ocellum Lucanum.
Longinum de sublimitate.
Salustii librum de Diis et Mundo.
Philonis Judaei De opificio mundi. E libris de somniis multa passim.
Aesopi fabulas omnes.
Clementis Alex: Stromatum librum 3 et multa passim.

Anhang III.

Ansprache bei der Enthüllung des Denkmals für Schopenhauer in Frankfurt a. M. am 6. Juni 1895.

Hochgeehrte Herren!

Der berühmte Philosoph, dessen Andenken wir hier eine dauernde Stätte gegründet, kam nach Frankfurt vor vierundsechzig Jahren auf der Flucht vor der Cholera aus Berlin, wo er lange Zeit vergebens versucht hatte, als akademischer Lehrer Beachtung zu finden. Er wählte unsere Stadt ihrer gesunden und freundlichen Lage sowie ihrer sonstigen Annehmlichkeiten wegen zum bleibenden Wohnsitze und lebte hier bis zu seinem im September 1860 erfolgten Tode als Privatgelehrter in tiefer Zurückgezogenheit, ja Vereinsamung, fast nur mit seinen Gedanken verkehrend und mit dem Ausbau seines Systems beschäftigt. Endlich aber begann die Welt sich nach ihm umzusehen und die Morgenstrahlen seines Ruhmes vergoldeten seinen Lebensabend. In den drei Jahrzehenden, die seitdem verflossen, hat dieser sein Ruhm sich über alle Welttheile verbreitet, ja, so fest auch sein Glaube daran gewesen, daß die Nachwelt ihm vergüten werde was die Mitwelt ihm schuldig geblieben, schneller als er erwartet, ist sein Nachruhm gewachsen. Was er einst, in Tagen der Mißachtung seines Werks in den so von ihm benannten „unverschämten Versen" prophezeit: „Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten," früher als er gehofft, ist es in Erfüllung gegangen: Wir stehen vor seinem Denkmal!

Zu so hohem Selbstgefühl, zu so fester Zuversicht fühlte er sich befugt und berufen kraft der tiefen und reinen Liebe zur Wahrheit, deren Dienst er sein Leben geweiht, kraft seines überall auf das Wesen der Dinge gerichteten Scharfsinns, der ihn das Räthsel der Welt in origineller Gestalt erfassen ließ, kraft des Genies, das ihn befähigte dieses eigenthümlich erfaßte Weltbild in dem klaren Spiegel seines Geistes wiederzugeben.

Obwohl seine Lehre von der Nichtigkeit des Zeitlebens und der „Verneinung" des Willens der Denkart der gegenwärtigen Generation mehr als irgend einer früheren zuwiderläuft, so hat er gleichwohl bei allen Nationen gar manchen Kopf und gar manches Herz ganz für sich eingenommen und, bei der außerordentlichen Verbreitung seiner Schriften, das erreicht, wovon er als Jüngling geträumt: der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts zu werden.

Frankfurt, die Stadt, in der er die letzte Hälfte seines Lebens verbracht, darf sich jetzt rühmen, das erste öffentliche Denkmal des großen Denkers und Schriftstellers zu besitzen. Vor zehn Jahren verfaßte ein inzwischen heimgegangener begeisterter Schüler Schopenhauers, Professor Ludwig Noiré in Mainz, einen Aufruf, der von hochangesehenen Verehrern Schopenhauers aus den verschiedensten Nationen und Ständen — darunter sogar ein indischer König — unterzeichnet, zur Errichtung eines Denkmals aufforderte. Er wies darauf hin, daß Schopenhauer „als ein würdiges Glied an die hohe Reihe königlicher Geister sich anschließe, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza,

Locke, Leibniz herabführe zu Kant — Geister, mit deren tiefgehender Einwirkung auf die Menschheit unter den Männern der That nur die leuchtendsten Namen in der Geschichte verglichen werden könnten. Denn jene seien die Könige des Gedankens, und nur von diesem werde alles menschliche Thun geleitet. Schopenhauer war bezeichnet als Bindeglied zweier Welten, der abendländischen und der morgenländischen Philosophie, so wie diese uns jetzt in den Upanischaden zugänglich geworden ist, von Schopenhauer aber seiner Kantischen Weltanschauung mit unvergleichlicher Divinationskraft zu einer Zeit angeschlossen wurde, als die indischen Quellen uns noch kaum eröffnet waren. Einem solchen Manne ein Denkmal errichten, könne nicht den gewöhnlichen Sinn haben, eine abgeschlossene Thätigkeit zu verherrlichen, einen großen Mann vor Vergessenheit zu schützen und dem dankbaren Gedenken der Nachwelt zu bewahren. Dies gelte für Schopenhauer nicht; denn seine Wirksamkeit habe kaum begonnen und werde in künftigen Jahrhunderten erst zur vollen Geltung gelangen. Wohl aber habe die Nachwelt das Recht und die Pflicht, die Schuld der Mitwelt zu zahlen und zu sühnen, ein redendes Zeugniß dafür abzulegen, daß Verständniß und Empfänglichkeit für die großen Gedanken des Dahingegangenen in ihr gereift seien.

Von solcher Schätzung der Aufgabe geleitet, dachte Noiré an ein Monument größeren Stils mit allegorischen Figuren, die auf die Verbindung der beiden Welt- und Lebensauffassungen, der occidentalischen und der orientalischen, in einem und demselben Kopfe, hinweisen sollten. Der Erfolg unserer Sammlung gestattete ein so anspruchvolles Monument, auch wenn es in Frankfurt am rechten Platze gewesen wäre, nicht; das Comité konnte nur die Ausführung eines kleineren Werks beschließen und mußte auf die Ausschreibung einer Concurrenz von Entwürfen verzichten. Auch konnte nicht an ein Standbild gedacht werden, dergleichen Schopenhauer für Dichter und Gelehrte gänzlich verwarf. Mit Recht schrieb ein berühmter Mitunterzeichner des Aufrufs, der Uebersetzer und Herausgeber der heiligen Schriften der Indier, Professor Max Müller in Oxford: „Der Kopf ist die Hauptsache; um Schenkel und Hosen kümmert sich die Nachwelt nicht."

Glücklich hat es sich gefügt, daß ein bewährter hiesiger bildender Künstler, der Schopenhauer noch im Leben gesehen, eine Büste des Philosophen modellirt hatte, die für das von ihm entworfene Denkmal benutzt werden konnte. Friedrich Schierholz sollte die Aufstellung seines Werks nicht mehr erleben; aber es wurde nach den von ihm zum Gusse fertig gestellten Modellen ausgeführt. Es besteht aus der Colossalbüste Schopenhauers in Bronze, getragen von einem Rundsockel mit Bronze-Basrelief, welches das Räthsel der Sphinx, das menschliche Leben in seinem Kreislaufe durch die Lebensalter hindurch in sinnreicher Verknüpfung mit Schopenhauers Trachten nach dem höchsten Ziel darstellt. Der Sockel ruht auf einem Postament in Syenit mit Bronzeornament: an der Vorderseite die griechische Sphinx und an den vier Fußkanten liegende Kränze; die Beziehung des Reliefs auf Schopenhauer ist für den Kenner seiner Philosophie in der dem symbolischen Charakter eines öffentlichen Denkmals entsprechenden Allgemeinheit vollkommen durchsichtig. Zur Modellierung der Büste, deren Portraitähnlichkeit Alle, die Schopenhauer noch gesehen und gekannt haben, verbürgen können, ist der Gypsabguß seines Schädels benutzt worden.

Der Platz, auf dem sich das Denkmal erhebt, ist nach längerem Suchen auf Vorschlag des Herrn Stadtgärtners von dem Comité als vorzüglich geeignet gewählt und dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der städtischen Behörden zu diesem Zwecke hergerichtet worden. Längs den Ufern des Rechneigrabens ist der Philosoph gar oft einsam gewandelt, die Schönheit des in den stillsten Theil der Anlage eingebetteten, von stattlichen Bäumen beschatteten Weihers bewundernd. Es entspricht vollkommen seinem Sinn, daß dieser vom groß-

städtischen Verkehr möglichst abgelegene beschauliche Platz, auf dem das Denkmal, weithin sichtbar, den ruhigen Spiegel des Rechneigrabens beherrscht, für ihn gewählt worden ist. Er hat eine stille, zur Beschaulichkeit geeignete Stätte als für ein Gelehrtenmonument allein passend erkannt.

Vor vierunddreißig Jahren habe ich vor seinem Sarge gesagt, seine Philosophie werde wie der Schnitt seines Rockes ganz aus der Mode bleiben und ich sage dies, trotz seiner großen Erfolge und Beliebtheit, noch immer. Denn alles wahrhaft Gute und Große steht über der Zeit. Alles Zeitleben ist im Naturalismus befangen, Schopenhauer aber war gerade der erste Philosoph, der rein abstrakt, ohne Anknüpfung an mythologische Vorstellungen oder kirchliche Lehrsätze mit dem Satze des Aristoteles Ernst gemacht hat, daß die Natur mit nichten göttlich, sondern dämonisch sei. Er lehrte uns das Wort Herders verstehen: „Wir leiden Alle am Leben!" Er enthüllte uns den Sinn jener unvergleichlichen Goetheschen Worte:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Mit unerreichter Meisterschaft zeigt er uns, daß diese Welt, daß unser Leben nur eine moralische Bedeutung haben kann, bringt er uns zum Verständnisse, daß und warum die Natur, wie sie uns in diesem Aeon gegeben ist, das was wir unter sittlicher Zwecksetzung verstehen, überall und immerfort nicht nur verleugnet, sondern geradezu stört und zerstört, daß sie in Wahrheit „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" ist, wie sie Goethes Werther nennt, angeschmiedet an die endlose Kette der Ursachen und Wirkungen, an den Kreislauf von Geburt und Tod, von Begierde und Ueberdruß. Scharfsinnig deckt er nicht nur den Mangel des Ethos in der Natur auf, sondern auch ihre List, ja Arglist, kraft deren der Mensch sie zu beherrschen wähnt, wenn er ihr Sklavendienst leistet. Er zeigt, wie unseres Herzens geheimste Regungen und überschwänglichste Gefühle von ihr zu Zwecken geleitet werden, die mit unserer wahren Lebensaufgabe entweder nichts zu thun haben oder in Widerspruch stehen.

Deßhalb ist auch sein viel verrufener Pessimismus, trotz des darin wirksamen Giftes, ein wahres Heilserum gegen die naturalistische Selbstherrlichkeit der arbeitstollen und genußkranken modernen Menschheit, und der außerordentliche Eindruck, den Schopenhauers Schriften auf so Viele machen, ist in erster Linie diesem seinem dem Zeitgeiste so schroff entgegenstehenden ethischen Tiefblick zu verdanken. Seine Geistesgröße zeigt sich gerade in der völligen Freiheit von den für die Menge unübersteiglichen Schranken dieses Zeitgeistes, dessen vorherrschender Richtung auf die anschauliche Erkenntniß, auf die Sinnenwelt Schopenhauer bei alle dem, im Gegensatze zu seinen berühmten philosophischen Zeitgenossen, wie kein anderer Philosoph seiner Zeit gerecht geworden ist.

Ja, so verschieden auch, je nach dem Standpunkte der Einzelnen, seine Schriften ansprechen oder abstoßen mögen, wir Deutsche dürfen stolz sein auf diesen Mann, von dem die Welt vieles gelernt hat und noch vieles lernen mag. —

Und so falle jetzt die Hülle seines Denkmals, das ich im Namen des Comités zu Ihren Handen, Herr Oberbürgermeister, der Stadt Frankfurt hiermit zum Eigenthum übergebe. Es sei dem Schutze und der erhaltenden Fürsorge ihrer Behörden in der zuversichtlichen Erwartung empfohlen, daß es dieser Stadt zur besonderen Zierde und dem damit geehrten Denker zu stetem würdigen Gedächtnisse gereiche.

Regiſter.

A., M.
Kritik über Schopenhauers vierfache Wurzel 88. 89.
Aberglauben 19.
Abhandlungen der Kaiſerl. Akademie in Petersburg (J. J. Schmidt) 318.
Abhandlungen der Wiener Akademie 360.
Abſolute, Das 176. 177. 395. „Abſolute Phyſik" 120. 121. „Abſolute Subſtanz" 119. 120.
Abyſſiniſch 368.
Ahriman 383.
Akademie der Wiſſenſchaften (Berlin) 303. 351.
Akademien 298. 302. 304. 353.
Akademiker 298. 303.
Albrecht, Otto 193.
Alchymiſten 357.
Alfieri, Vittorio Graf 132.
Älian 411.
Alkohol 326. 329. 338.
All, Das 122. 123.
All-Einslehre 178. 181.
Allerhöhe bei Hamburg 287.
„Allgemeine Monatsſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur" 359.
Alltäglichkeit 41.
Allwiſſenheit 58.
Almanachspoeſie 54. 100.
Alpen 21. 194.
Altenburg 50. 51. 126. 128 f.
v. Altenſtein, Kultusminiſter 190.
Altertum 53. 56. 64. 78. 162. 166.
Altertümer 134.
Alzei 314.
Amalie, Herzogin von Sachſen-Weimar 38.
Amerika 79. 232. 376.
Amphibiologie 75.
Amſterdam 15. 19.
Anacreon 410.
Anatomie 62. 75. 77.
Anaximenes 291.
Androgyne 31. 364.
Angelus Sileſius 102. 278. 316. 333.
Angoulême 21.
Animaliſche Funktionen 168.
Animaliſcher Magnetismus 367. 380.
„Annalen der Phyſik und Chemie", hrsg. von Poggendorf 289.
Anquetil-Duperron, Abr. Hyac. Oupnek'hat 115. 181. 182. 278. 342. 343.
Anthologia epigrammatum 411.
Antike 21. 39. 77. 165.
Antike Architektur 132. Kunſt 134. 141.
Antikritik 185.
Antoninus (Marc Aurel) 411.
Antwerpen 20.
Apoſtel (zwölf) 134.
„Apoſtel" Schopenhauers 310. 316. 318. 370.
Apotheker 85. 114.
Apulejus 409.
Arabiſche Sprichwörter 281.
Arbeit 316.
Arbeit des Lebens 71.
Archangel 11.
Arioſt 132. 245.
Ariſtophanes 107. 377. 410. Wolken 75.
Ariſtoteles 63. 64. 79. 87. 119. 122. 207. 245. 247. 273. 275. 291. 338. 386. 410. 413. 414. Werke 64. De Divinat. 387. Ethica ad Nicomachum 64.
Armut 261. 265.
Arnold, Gymn.-Dir. 47. 50.
Arona 292.
Arrian 411.
Artaria 241.

Aeschylus 411.
Prometheus 285.
Asher, Dr. David 321. 325. 370. 380. 384. 399.
Briefwechsel mit Schopenhauer 370. Offenes Sendschreiben an Schopenhauer 370. Schopenhauer 321. Schopenhauers Ansicht über Musik 371. Schopenhauer als Interpret des „Faust" 384.
Askese 278. 387. Asket 319. Asketische Literatur 277.
Äsop 375. 411.
Ast, Fr.
Kritik über „Welt als Wille" 169.
Ästhetik 182.
Ästhetisch 34. 88. 100. 248. 313. 319.
Astor, Joh. Jak. 376.
Astor, William Backhouse (Sohn des vor.) 376.
Astronomie 75. 284. 286.
Atheismus 121. 142. 277. 396.
Âtma 278. 344.
Aufklärung 346.
Auge 360.
Augenblick 270.
August, König von Polen 293.
Augustin, Maler 39.
Augustinus 9.
Außenwelt 55. 56.
Autenrieth 241.
Autodidakten 53. 162.
Autorität 335. 338. 396. 404.
Avencebrol, Avicebron, s. Gebirol.

v. Baader, Franz 55. 102. 365. 386. 391 f.
Werke 392. Kommentar zu St.-Martin 391 f. Kritik über Schopenhauers „Welt als Wille" 119. Tagebuch 392. Vorläufiger Bericht 392.
Bachmann, C. F. 195.
Bacon, Francis (von Verulam) 165. 219. 244. 251. 323. 367. 385.
Essay of marriage etc. 206.
Badische Revolution (1849) 352.
Bahnsen, Jul. Fr. Aug. 182.
Bähr, Joh. Karl 371.
D. dynam. Kreis 371. Vorträge über Newton usw. 371.
Bähr, Dr. Karl G. (Sohn des vor.): Vorwort IX. XI. 68. 110. 168. 250. 289. 371. 399.
Gespräche und Briefwechsel mit Schopenhauer 372. 374. Kritik über Seydels Preisschrift 372. Nekrolog auf Joh. Karl Bähr 371. Die Schopenhauersche Philosophie 372—374.
Bajä 166.
„Barbiergesellenphilosophie" 121.
Barbua, Caroline 10.
Schopenhauer-Porträt: Vorwort VIII.
Bärenfell 66.
Bartholmèß, Ch.
Krit. Geschichte der religiösen Doktrinen 136.
Basse, Pfarrer Dr. 394.
Bassermann, Fr. Dan. 241.
Bauchredner 66.
Baumann, Prof.
Über d. Hauptansichten vom Werthe des Lebens 315.
Baumgarten-Crusius, L. F. O.
Lehrbuch der christl. Sittenlehre 220.
Bayern 24.
Beck, Jak. Sigm.
Einzig mögl. Standpunkt 84. System 85.
Becker, August: Vorwort IX. XI. 305. 314. 319. 353. 380. 389. 394.
Briefe an Schopenhauer: Vorwort V. 358. 378. Über Goethes naturwiss. Arbeiten 359.
Beethoven 329. 398.
Befreiungskriege 76. 81. 82. 85. 93. 95. 96. 123. 164. 250.
Begriffe 36. 70. 87. 116. 283.
Belgien 13. 16. 160.
Belletristen 18. 34. 35. 44. 114. 356.
Beneke, Friedr. Ed. 184. 189. 190. 192. 195. 196.
Grundlegung zur Physik d. Sitten 192. Kritik über „Welt als Wille" 184—189.
Benzoni, Gräfin 131. 132.
Bergen, Stift 184.
Berkeley, George 101.
Berlin 5. 12. 15. 21. 25. 68. 75. 82. 83. 84. 85. 95. 134. 148. 150. 151. 152. 154. 156. 157. 160. 163. 164. 184. 185. 187. 190. 192. 193. 195. 200. 201. 202. 203. 208. 209. 236. 237. 238. 240. 244. 250. 258. 265. 289. 292. 293. 303. 306. 345. 351. 353. 366. 369. 378. 379. 382. 398. 412.

Französ. Theater 208. Hausvoigteigericht 201. Kgl. Bibliothek 208. Russischer Hof 208. Singakademie 208. Universität 68 f. 75. 83. 84. 85. 152. 153—157. 163. 164. 166. 168. 190. 195. 196. 219. Vorwort VI. (Lektionskatalog) 155. 156. 157. 192. 219.
„Berliner Zeitung" 147.
Bertuch, F. J. 38. 140. Bruder 38.
Beschi, Jesuit 256.
Besonnenheit 80.
Bethmann, Sim. Mor. 7. 8.
Betrug 251.
Bewegung 176. 177. 285. 286. 354.
Bewußtsein 55. 69. 70. 74. 79. 89. 90. 92. 121. 170. 172. 174. 175. 178. 183. 191. 269. 334. 396.
Bias 196. 251.
Bibel 79. 185. 187. 277. 320. 356. 376. 378. 379. 383. 387. 395.
v. Biedenfeld, Ferd. L. K. 124. 125.
Brief an Brockhaus 124.
Bier 329.
Bigotterie 17. 18.
Biographen 39.
Black, Young & Young, Verlag 212. 226. 227. 237. 307.
Brief an Schopenhauer 230.
„Blätter für literarische Unterhaltung" 305. 318.
Blattern 250.
Blausäure 338.
Blech, Diakonus 26.
Blumenbach, Prof. Joh. Friedr. 62. 78. 150. 163.
Briefe an Schopenhauer 151 f.
Boboli 194. 195.
Boccaccio, Giov. 132. 280.
Böckh, Aug. 75. 154. 155. 156. 168. 351.
Bode, Prof. Joh. El. 75. 163.
Boden, A.: Vorwort VI.
Boëtius 409.
Böhme, Jakob 181. 182. 183. 278. 320. 391 f.
Schriften 182. Antistiefelius 32.
Böhmen 25.
Böhmer, Joh. Fr. 135.
Bologna 132. 143. 166.
Bonn 86. 145. 238. 321.
Bordeaux 7. 21. 160.
Böse, Das 120. 178. 181. 236. 386.
Botanik 62.
Bouterwek, Prof. Friedr. 151.
Brahma 105. 278. 343.
Brahminen 257. 275. 327.
Braunau 24. 26.
Braunfels, Dr. Ludwig.
Kritik über „Grundprobleme der Ethik" 305. Don Quixote 305.
Braunschweig 50.
Brendel, Frz.
Anregungen 371.
Brentano, Franz 238.
Breslau 162. 164. 195. 348.
Universität 377.
Bretschneider, Karl Gottl.
Antwort an Rose 226.
Briefe an Schopenhauer 377.
Briefschreiben 325.
Brieftasche Schopenhauers 266.
Broch, Th. 301.
Brockes, Barthold 387.
Brockhaus, F. A. 89. 124. 233. 234. 285. 308. 311. 345. 358.
Briefe an die Piererische Druckerei 128. 129; an Schopenhauer 124. 126. 128. 238. 285. 309. 380. Broschüre gegen Macklot 127. Konversationslexikon 124. 126.
Brockhaus, Heinr. Ed.
F. A. Brockhaus 124. Die Firma F. A. Brockhaus 285.
Brucker, Jak. 276.
Bruno, Giordano 22. 264. 266.
Cena delle Ceneri 266. De la causa, principio et Uno 199. Opere 267.
Brüssel 20.
Bücher 150. 211. 276. 282.
Buchhandel 234.
Buchhändler 242. 299.
Buchholz, Friedrich 245.
Büchner, Ludwig.
Kraft und Stoff 122. 368.
Buckle, Henry Thomas 336.
Buddha 277. 342.
Buddhaismus 277. 278. 318.
Buddhisten 79. 232.
v. Buffon, G. L. L. 31. 32.
Bugge, Fredr. 301.
Buhle, Joh. Gottlieb.
Aristoteles-Ausgabe 64.
v. Bunsen, Chr. Karl Josias 66. 67. 138. 375 f. 377.
Briefe an Schopenhauer 375 f.; an E. Schulze 66.
Bibel-Übersetzung 376. Gott in der Geschichte 376 f. Hippolytus 375. 376 f.

v. Bunsen, Theodor (Sohn des vor.) 375. 376.
Burdach, Karl Friedr. 31. 401.
Bürger, Gottfr. Aug. 279.
Gedichte 108.
Burns, Rob. 279.
Butz, Pudel Schopenhauers 322. 326. 328. 332. 344. 399.
Byron, Lord 24. 110. 131. 132. 133. 141. 142. 264. 265. 279. 324.
Briefe an Th. Moore 24. 131. 324. Gedichte 117. 319. Kain 131. 279.

Cabanis, P. J. G. 115. 117.
Calderon 233. 279.
Standhafter Prinz 58.
Campbell, Thomas 230.
Canova 138. 142.
Capes, Mr. 232.
Carlyle, Thomas 227. 229.
Carové, F. W. (Pseud.: Spiritus Asper) 306.
Aufsatz über Schopenhauer 306.
Cartesius s. Descartes.
Carus, C. G.
Atlas d. Kranioskopie 400.
Caesar, Gajus Julius 409.
Catull 46. 409.
Cervantes.
Don Quixote 280.
Challemel-Lacour: Vorwort VI.
Gespräche mit Schopenhauer 136.
Chamfort 251. 252. 254. 257. 264. 336.
v. Chamisso, Adelb. 236.
Terzinen 236.
Chamounix 21. 22.
Charakter 32. 72. 181. 246. 259. 323.
Chateaubriand 132.
Chemie 62. 357. 360.
China 263.
Chinesen 255. 263.
Cholera 233. 237. 238. 239. 240. 250. 399. 412.
Christen 343. 356.
Christentum 19. 75. 142. 277. 278. 281. 287. 300. 339. 344. 375. 387. 388. 407.
Christus 245. 278.
Chromatik 102. 106. 360.
Cicero 63. 64. 245. 290. 341. 408.
Civilisation 335. 336.
Clarke, Samuel 354.
Claudius, Matth. 344.
Clauren, H. (Pseud. für Karl Gottlieb Heun) 114.
Clemens Alexandrinus 116. 411.
Cölibat 205.
Collier, J. P.
Shakespeare-Ausgabe 279.
„Compagnie générale d'assurances sur la vie" 288 f.
de Condillac, E. B. 210.
Contemplation 64.
Corinna 294.
Cornill, Dr. Ad.
Passavant 135.
Creizenach, Th.
Briefwechsel zwischen Goethe und Mar. v. Willemer 238.
Creuzer, Friedrich 209.
Brief an Schopenhauer 209.
Mythologie 352.
Crusius, Christ. Aug. 116.
Cumä 166.
Czermak 360.

Dahlmann, Fr. Chr. 338.
Politik 338.
Damiron.
Geschichte der Philosophie 212. 218. 226.
Dänischer Gesandter 301.
Dänische Sozietät s. Königlich Dänische Sozietät.
Dante 132.
Danzig 1. 2. 3. 4. 5. 6. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 25. 26. 54. 60. 61. 83. 85. 143. 144. 145. 146. 148. 155. 157. 158. 160. 197. 208. 241. 398. Vorwort VI.
„Danziger Anzeigen" 147.
Darwin, Charles.
Über die Entstehung der Arten 357.
Dasein s. Leben.
Debroy van Bruyck.
Brief an Schopenhauer 379.
Demagogen 338. 339.
Demokraten 338.
Demokrit 135. 243.
Demosthenes 251. 410.
Denker 249. 253. 311. 312. 385. 405.
Denkmalssucht 290. 292.
De Sanctis, Franc. 381.
Scopenhauer e Leopardi 381.
Descartes (Cartesius) 1. 102. 207. 344. 413.
Determinismus 178.
Deutsch 377.

Deutsche 64. 135. 219. 231. 292. 294. 311. 312. 340. 404. 415. (in Italien) 134.
Deutsche Bücher 220. Gelehrte 130. 311. Literatur 18. 71. 121. 231. 284. 311. 370. Moralisten 277. Mystiker 191. 277. 278. Philosophen 167. 221. Philosophie 73. 184. 218. 220. 231. 276. 279. 348. 349. 350. 357. 366. Rezensenten 328. Sprache 15. 26. 27. 47. 159. 161. 221. 222. 226. 229. 234. 275. 287. 297. 328. 340. 349. Universitäten 167. Zeitungen 328.
„Deutsche Theologie" 278. 320. 369. 387.
„Deutsche Wochenschrift", hrsg. von Goedeke 305. 348.
Deutschland 16. 70. 76. 83. 99. 130. 134. 142. 145. 152. 194. 195. 196. 209. 219. 221. 231. 292. 298. 299. 300. 301. 307. 309. 311. 312. 348. 350. 353. 375.
Deva 343.
Dialektik 330 f.
Dialog 75.
Diavolini di Napoli 275.
Dichter 18. 55. 207. 253. 279. 291. 292. 294. 356. 385. 413.
Dichtkunst 293.
Dickens, Charles 19.
Dienstfreiheit 336.
Dilettanten 393.
„Ding an sich" 174. 175. 178. 179. 180. 181. 182. 188. 373.
Diogenes Laertius 411.
Dionysius Areopagita 411.
Disraeli, Isaak.
Curiosities of literature 391.
„Doctor indefatigabilis", d. i. Lindner 348.
Dominikaner 194.
Dorguth, F. 310. 316.
Schriften 316. 318. 351. Die falsche Wurzel des Idealrealismus 316.
Döring, Gymn.-Direktor Fr. Wilh. 46. 47. 48. 49. 161.
Dorner, Js. Aug. 356.
Dorow, Wilh. 193.
Dorpat 195.
v. Doß, Adam: Vorwort XI. 318.
Dove, Henri Wilh.
Farbenlehre 359.
Dresden 15. 68. 82. 92. 94. 95. 98. 106. 107. 112. 114. 124. 136. 140. 145. 150. 152. 155. 160. 164. 165. 166. 193. 199. 246. 265. 293. 371.
Brühlsche Terrasse 113. Gemäldegalerie 115. 130. 140. 165. Großer Garten 293. Kgl. Bibliothek 150. 165. Kreuzkirche 113. Zwinger 117.
Dresdener Schriftsteller 113. 114.
Drontheim 297. 301. 302.
Du Bois-Reymond, Emil 77.
Du Prel, Karl Frhr. 318.

Eastlake, Charles 306 f.
Brief an Schopenhauer 306.
Schriften 306. Übersetzung von Goethes „Farbenlehre" 306.
Eberhard, Bildhauer 134.
Eckermann, J. P.
Gespräche mit Goethe 257.
Eckhart, Meister 91. 176. 277. 278.
Edinburg 212.
van Eeden, F. W.
Brief an Schopenhauer 379.
Egloffstein, Gräfin Julie 140. 141.
Egloffstein, Gräfin Karoline 141.
Egoismus 40. 335. 337. 383. 384. 404.
Egoist 319.
Ehe 203. 204. 205. 206. 207.
Ehemänner, -gatten 207.
Ehrenberg, Prof. Christ. Gottfr. 77.
Ehrhard, Wechselmakler 193.
Eichstädt, Prof. Heinr. Karl Abr. 83. 88. 184. 185.
Eigentum 341.
Einerleiheit 170. 172.
Einheit 72. 73. 170. 172. 177. 181.
Einsamkeit 246. 247. 264 f. 266 f. 333. 334.
Eisenach 239.
Eisenbahnen 337.
Eisenlohr, Wilh. 241.
Elbe 115.
Elbing 2. 6.
Elektricität 75.
Elektrisirmaschine 71.
Elektromagnetismus 193.
Ellrich 67. 71.
Emden, Dr. Martin 306. 381. 398. 399.
Empfindung 111.
Encke, Joh. Franz 283.
Encyklopädien 69.
England 7. 11. 12. 13. 16. 17. 18. 154. 157. 158. 159. 160. 199. 207. 212. 218. 219. 220. 221. 230. 231. 232. 312. 348. 349. 392.

Engländer 7. 16. 17. 19. 133. 143. 157. 194. 196. 219. 220. 221. 222. 223. 226. 229. 232. 242. 243. 291. 292. 312. 328. 329. 349. 350. 375. 377. 392. 397. 398. 404.
Englische Bücher 220. Buchhändler 231. Comfort 7. Familienleben 12. Gartenkunst 7. Gelehrte 307. Leben, Sitte 17. 133. 396. Literatur 10. 16. 18. 232. 284. 312. Prosaiker 199. Sprache 16. 18. 19. 26. 133. 160. 199. 203. 207. 219. 220. 221. 222. 229. 232. 251. 257. 277. 279. 306. 311. 342. 377. Zeitungen 7. 133. 328.
Ennemoser, Jos. 367.
Entdeckungen 336.
Entoptische Erscheinungen 110.
Entwicklung 75. 177.
Epiktet 411.
Epikur 64. 353. 411.
Epimenides 63.
Erblichkeit der Eigenschaften 28—34. 36. 58. 249. 313.
Erdmann, Prof. Joh. Ed. 63. 284. 381.
Erfahrung 69. 70. 73. 79. 109. 112. 121. 179. 248. 269. 272. 359. 373.
Erfahrungserkenntnis 79. 80.
Erfindungen 336.
Erfurt 54.
Erhabene, Das 19. 20. 21. 291. 292.
Erkenntnis 63. 73. 79. 89. 101. 116. 120. 160. 171. 173. 175. 181. 188. 191. 247. 248. 259. 280. 281. 286. 321. 332. 355. 364. 373. 401.
Erkenntnistheorie, -lehre 101. 106. 190. 192. 358. 373.
Erman, Prof. G. A. 75. 163. 193.
Eros 107. 204. 283. 364.
Erscheinung 174. 175. 177. 178. 179. 180. 183. 248. 286. 374.
Erstaunen 120.
„Erzevangelist" s. Frauenstädt.
Erziehung 35. 314.
Ethik 69. 88. 181. 182. 249. 302. 303. 305. 373. 374. 384. 395.
Ethnographie 62.
Ethos 180. 280. 313. 336. 355. 385. 386. 414.
Euripides 135. 411.
Europa 218. 219. 319.
Europäer 56.
„Evangelium der Natur" 121.
Ewigkeit 57. 73.
Experimentalchemie 75.
Experimentalmetaphysik 367.
Extensivität 170.

Fabel 177. 181.
Falk, Joh. Daniel 38. 54.
Schriften 54. Goethe aus näherem persönl. Umgange dargestellt 54.
Familie 76 f. 95. 330.
Farbe, Farbenlehre 101. 102. 106. 108. 124. 126. 132. 165. 195. 209. 211. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 365. 371.
Fatalistisch 181.
Fatalität 120.
Faust 385—387. Vgl.: Goethe.
Fechten 25. 53. 62.
Feder, Joh. Gg. Heinrich 276.
Fernow, Karl Ludwig 38. 39. 40. 43. 45. 46. 60. 99. 132. 161. 265.
Gattin 99.
Briefe an Johanna Schopenhauer 43 f.
Fetzer 241.
v. Feuerbach, Anselm 60. 69.
v. Fichte, Imm. Herm. (Sohn des folg.) 346.
Fichte, Joh. Gottlieb 68. 69. 70. 71. 72. 74. 75. 79. 82. 84. 117. 154. 163 f. 170. 173. 175. 176. 189. 195. 218. 236. 276. 277. 304. 309. 316. 345. 414.
Schriften 69. 71. Anweisung zum sel. Leben 71. 72 f. Grundlage der ges. Wissenschaftslehre 69. 70. 172. 305. Grundzüge des gegenwärt. Zeitalters 71. 72. 75. System der Sittenlehre 73. 74. 171. 172. Thatsachen des Bewußtseins 69.
Ficinus, Marsilius 209.
Fischer, Friedrich.
Naturlehre der Seele 32.
Fischer, Kuno: Vorwort X. 167. 323. 375.
Fischer, Prof., Physiker in Berlin 75. 163.
Fleischer, Verleger Fr. 234.
Florenz 132. 141. 150. 166. 194. 195. 196.
Chiesa della Sta. Croce 291. Haus des Amerigo Vespucci 294.
Flourens, Marie Jean Pierre 193.
De la longévité 378 f.
Flötenspiel 17. 26. 62. 208.
Fluor 338.

„Foreign Review and Continental Miscellany“ 212. 218. 226. 227.
Fortpflanzung s. Zeugung.
Franck, Ad.
Aufsatz über Schopenhauer 381.
Frankfurt a. M. 8. 13. 105. 107. 200. 233. 234. 237. 238. 240. 241. 242. 243. 244. 256. 289—295. 301. 317. 329. 342. 344. 350. 357. 360. 367. 368. 375. 376. 381. 395. 412. 413. 415. Vorwort VII.
Deutsches Herrenhaus 278. 369. Goethedenkmal 278. 284—295. Goethe-Haus 294. Lesekabinett 328. Physikal. Kabinett 242. 284. Schopenhauer-Denkmal 406. 412—415. Senckenberg-Bibliothek 242—284. Städelsches Institut 290. 295. 369. Stadtallee (Goetheplatz) 294. Stadtbibliothek 79. 290. 293. 353. 406. Theater 329.
Frankfurt a. O. 164.
Frankfurter 243.
„Frankfurter Postzeitung“ 328. 368.
Frankreich 7. 8. 15. 16. 21. 24. 60. 136. 154. 158. 159. 212. 312. 340.
Franzosen 279. 312. 328. 374. 397.
Französisch 338. Lebensfreiheit 16 f. Literatur 7. 10. 11. 18. 284. 312. Moralisten 235. 278. Philosophie 212. 218. 221. Revolution 14. 23 f. 335. 392. Schauspieler 21. Sensualisten 116. Sprache 15. 21. 26. 73. 82. 158. 159. 226. 257. 277. 281. 374. Tragiker 21. Truppen 82. Zeitungen 7. 328.
Frauen 54. 139. 140. 141. 207.
Frauenstädt, Dr. Julius 136. 189. 200. 208. 234. 237. 274. 277. 306. 310. 314. 316. 317. 318. 319. 340. 345. 348. 351. 352. 353. 356. 366. 368. 371. 378. 398. Vorwort VIII f. Briefe an Schopenhauer 351. 352. 369.
Aus Schopenhauers handschriftl. Nachlaß 58. 181. 311. Briefe über die Schopenhauersche Philosophie 314. 352. 353. 356. Memorabilien 102. 199. 307. Schopenhauer-Ausgabe: Vorwort X f. Stimmen über Schopenhauer 317 f. Studien und Kritiken 316. Zur Erinnerung an Schelling 366. Zur Kenntnis usw. der Krauseschen Philosophie 317.
Freiheit 72. 73. 122. 158. 159. 177. 178. 183. 280. 311. 320. 336. 341.
Freiwillige (1813) 81. 96.
Friedrich II., der Große 5. 6. 7. 12. 158. 296.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 352.
Fries, Jak. Fr. 195. 197.
Neue Kritik der Vernunft 85.
Frivolität 280.
Frommann, Hm.
Arthur Schopenhauer 104.
Frommannsches Haus 98. 104.
v. Froriep, Ludw. Friedr. 38. 141.
Fürsten 339.
Fürstenau (Kreis Elbing) 2.
Fürstenkongreß 54.

Gabirol s. Gebirol.
Gabler, Prof. Georg Andr. 310.
Galeerensklaven 23.
Galen 411.
Gall, Franz Jos. 160. 293. 402. 405.
Gallus 409.
Gans, Joseph 93. 94. 95. 96.
Ganslandt, Liquidator 60.
Garlieb 66.
Garve, Christ. 276.
Gastein 198.
Gastwirte 325 f.
Gay, John 41.
Gebirol (Gabirol), Salomon Ibn (Avicebron, Avencebrol) 370.
Fons vitae 370.
Gegenwart 138. 151. 191. 339.
Gehirn 193.
Gehorsam 336.
Geist 221. 359. 384. 386.
Geistesphilosophie 121.
Geisterwelt, Geistersehen 366.
Gelehrte 111. 153. 158. 159. 161. 219. 274. 276. 282. 289. 290. 291. 309. 351. 405. 413. 414.
Gellert, Christian Fürchtegott 193.
Gellius 409.
Generalbegriffe 65.
Genf 291.
Geniale Conception 36. 203. 296.
Genie 79. 80. 102. 123. 180. 220. 236. 245. 246. 248. 249. 253. 260. 272. 275. 277. 279. 287. 291. 292. 303. 312. 335. 355. 372. 376. 393. 395.
Gent 19.
Geognostik 75.
Geographie 53.

Geometrie 351. 353.
Gersdorf, Minister 141.
v. Gerstenbergk s. Müller.
Gervinus, G. G. 385.
Geschichte 18. 53. 62. 75. 84. 162. 177. 178. 199. 255. 376 f.
Geschichtschreiber 336.
Geschichtwissenschaft 19.
Geschlecht 207.
Geschlechtsliebe 204. 374.
Geschlechtstrieb 32.
Gesellschaft 272. 337.
Gesetz 337. 396.
Gespräch 330. 331. 333 f.
Gesundheit 235.
Gewalt 338.
Gewehr Schopenhauers 81.
Gewerbefreiheit 336.
Gewissen 71. 261.
Gießen 156. 382.
„Giovine Italia" 381.
Glauben 121. 356. 393.
Glaubensfreiheit 336.
Gliederung 177.
Glück 118. 147. 247. 249. 262. 263.
Gnade 246.
Gnomiker 411.
Gnostiker 181.
Göbel, Angilbert.
Schopenhauer-Porträt 382.
v. Göler 241.
Gorkum 1. 20.
Gotha 46. 47. 48. 49. 50. 52. 56. 60. 161 f. Herzog von Gotha 38.
Goethe 9. 11. 30. 31. 38. 45. 49. 51. 54. 60. 64. 68. 86. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 105. 110. 117. 130. 131. 132. 136. 137. 138. 139. 140. 143. 164 f. 190. 195. 219. 231. 257. 265. 269. 279. 280. 281. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 310. 311. 313. 321. 326. 328. 333. 343. 347. 351. 358. 375. 384. 386. Eltern 36. Porträt 39. 66.
Briefe an Schiller 261; an Adele Schopenhauer 138; an Schopenhauer: Vorwort VI. 106—110. 139. 165; an Staatsrath Schultz 103; an Frau v. Stein 258; an Marianne v. Willemer 238.
Werke 281. 293. 294. 340. 383. (französ. Übersetzung) 281. Annalen 110. Epigramme 111. Egmont 293. Farbenlehre 100. 101. 103. 106. 107. 109. 111. 124. 139. 165. 190. 210. 289. 290. 306. 310. 352. 358. 359. 360. 362. 363. 365. 371. 378. Faust 31. 121. 246. 293. 382—386. 387. 388. Gedichte 103. 104. 136. 244. 252. 257. 270. 281. 288. 414. Maskenzug 139 f. Paläophron und Neoterpe 140. Parabel 340. Paralipomena zum „Faust" 383. Joh. Schopenhauers „Gabriele" 35. Tagebücher 110. Tag- und Jahreshefte 104. Tasso 80. Wahrheit und Dichtung 109. Werther 414. Westöstl. Divan 108. Wilh. Meister 280.
v. Goethe, Christiane 60. 99.
v. Goethe, Ottilie 97. 136. 139. 141. 142. 143. 144.
Brief an Schopenhauer 388.
Gott 58. 65. 68. 71. 102. 181. 182. 320. 343. 344. 366. 376. 377. 385. 387.
Göttingen 50. 62. 67. 68. 85. 131. 134. 150. 151. 163. 196. 376.
Bibliothek 150. 151. Universität 62. 84. 151. 152. 153. 163.
„Göttinger gelehrte Anzeigen" 88. 328.
„Götzen der Zeit" 236.
Gracian, Balthasar 206. 233—235.
Werke 233. Criticon 233. Handorakel 233—235. 244. 269. 278. 287. 289.
Graul, Karl.
Bibl. Tamul. 256. 368.
Grävell, Dr. F.
Goethe im Recht gegen Newton 378.
Gray, Thomas 313.
Grégoire (in Havre) 15. 158. 159. 287.
Grégoire, Anthime, de Blésimare (Sohn des vor.) 15. 16. 158. 159. 287—289. Familie 288. 289.
Brief an Schopenhauer 287 f; an Adele Schopenhauer 287 f.
Griechen 281.
Griechische Alterthümer 75. Klassiker 62. 162. 275. 410 f. Literaturgeschichte 75. Philosophen 162. Sprache 83. 162. 251. 349.
Grimm, Joh. Fr. Karl 38.
Grisebach, Ed.: Vorwort VI. IX f. 279. 280.
Edita und Inedita Schopenhaueriana: Vorwort IX. Schopenhauer-Ausgabe: Vorwort X f.
Großstädte 152.

Guhr, Kapellmeister 329.
Guiccioli-Gamba, Gräfin 131. 132.
Guitarrespielen 62. 208.
Günther 196.
Gute, Das 236.
Gutmüthigkeit 72.
Gwinner, Ph. Fr.
Kunst und Künstler in Frankfurt 295.
v. Gwinner, Wilh.
Goethes Faustidee 388. Schopenhauers Leben (1. u. 2. Aufl.) 149. 156. 347. 397. 402. Schopenhauer und seine Freunde 392. Vorwort IV.

Haarlem 379.
Haase, Schauspieler Friedr. 384.
Hagemann, Bildhauer.
Kant-Büste 343.
Halbmensch 107.
Halle 53. 86.
v. Haller, Albr. 209.
Physiologie 168.
„Hallische Jahrbücher" 306. 316.
Hamann, Joh. Georg 392.
Hamburg 5. 14. 15. 17. 24. 27. 42. 45. 52. 81. 158. 159. 160. 287. 301. 356.
Hamel, Julius.
Schopenhauer-Porträt: Titelbild. Vorwort VII. 382.
Hamilton, Lady 14.
Hannover 12. 15.
Hanswurstiaden 258.
Hantsch, Rudolf 371.
Goethes Farbenlehre 371.
Häretiker 181. 375.
Harmonie 261.
Hartenstein, Prof. Gust. 296. 305.
Hartknoch, J. Fr. 106. 209. 211.
v. Hartmann, Ed. 57. 114. 367.
Hartmann, E. Franz 193.
Harz 67. 71.
Häser, ital. Sprachlehrer der Adele Schopenhauer 139.
Hasse, F. Ch. A.
G. v. Kügelgen 39.
Haugwitz 141.
Hauser, Kaspar 316. 357.
Hausthiere 75.
Havre 15. 16. 158 f. 160. 287.
Hayn, Verlag A. W. 306. 345.
Haywood, Fr. 212. 228. 229. 230. 307. Briefe an Schopenhauer 225 f. 229.
Aufsatz über Damiron 212. 218. 226. 228. 229. Bretschneider-Übersetzung 226. Kant-Übersetzung 226. 229. 230. 232.
Hebbel, Friedrich 379.
Heeren, Prof. A. H. L. 62. 75. 163.
Hegel, G. W. F. 69. 70. 74. 78. 82. 84. 154. 156. 167. 168. 169. 173. 190. 192. 193. 195. 199. 209. 218. 237. 244. 276. 277. 285. 304. 305. 316. 335. 356. 363. 365. 392. 414.
Naturrecht 195. Vorlesungen über Logik 190. Vorrede zu Hinrichs' Naturrecht 195.
Hegelianer 305. 310. 319. 378.
Heidelberg 145. 151. 152. 167. 195. 198. 209. 242. 322. 375. 376.
Universität 145. 152. 153. 155. 209.
„Heidelberger Jahrbücher" 328.
Heilige 88.
Heiligkeit 183. 235. 246.
Heine, Heinrich 279 f.
Romant. Schule 279.
Heiterkeit 22.
Hela, Halbinsel 11. 12.
Hell, Theodor (Pseud. für K. G. Th. Winkler) 114.
Hellenismus 383.
Hellsehen 367.
Helmholtz, Leutnant 93.
v. Helmholtz, Herm. 93.
Über das Sehen der Menschen 358. 359. 360. Über Wechselwirkung der Naturkräfte usw. 359.
Helvetius, Claude Adrien 115. 252. 264. 277.
De l'esprit 277.
Hempel, Prof. der Anatomie in Göttingen 62. 163.
v. Henning, Leop. 195.
Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethes Farbenlehre 195.
Heraklit 244.
Hérault de Séchelles, M. J. 31.
Herbart, Joh. Friedr. 73. 112. 169. 199. 305.
Kritik über „Welt als Wille usw." 74. 86. 89—92. 108. 111. 119. 169—182. 183. 195. 274. 345. 389.
Herculanum 166.
v. Herder, Joh. Gottfr. 97. 139. 414.
Porträt 39.
Metakritik 84.

Hermaphrodyt 107.
„Hermes" 86. 169.
Herodot 378. 410.
Herschel, Sir John Fred. Will. Treatise on astronomy 285.
Hesiod 339. 411.
Heß, Zahnarzt 193.
Heun, Karl Gottlieb, s. Clauren.
Hexenprocesse 387.
v. Heygendorf (Jagemann), Karoline 105.
Hildburghausen 38.
Hindus 232. 368.
Hinrichs, H. Fr. W. Naturrecht (Die Religion im innern Verhältnis zur Wissenschaft) 195.
Hinrichtung 66.
Hintz s. Simon Schopenhauer.
Hippolytus 375.
Historisch 124. Histor. Religion 135.
Hobbes, Thomas 259. De cive 278.
Hof-Buch- und Kunsthandlung (Rudolstadt) 86. 317.
Hölderlin, Friedr. 272. Gedichte 252. 322. 324.
Holland: Vorwort VII. 1. 16. 159. 160. 340. 379.
v. Holtei, Karl 97. 98. Vierzig Jahre 97 f.
Holtermann, M. T. 301.
Homer 56. 375. 410. Ilias 204. 298.
Honorar 126. 127. 128. 129. 210. 211. 223. 345.
Hooke, Rob. 353.
Horaz 46. 78. 100. 157. 202. 245. 265. 266. 275. 302. 380. 409. De arte poetica 202. Episteln 83. Satiren 75.
Horkel, Prof. der Physiologie in Berlin 75. 163.
Horneman, E. 301.
v. Hornstein, Rob. 28.
Humanität 335.
Humanitätsstudien 368.
v. Humboldt, Alexdr. 236. 237. 325. 351. 352. Kosmos 316. 352.
v. Humboldt, Karoline 98. 99. 138. 142. Brief an Wilhelm v. H. 99.
v. Humboldt, Wilh. 98 f. Briefe an Karoline 99.
Hume, David 221. 231. 277. Gespräche über die natürl. Religion 199. Natürl. Geschichte der Religion 199.
Hume, Sir Everard 212.
Humor 379.
Hund 332.
Huschke, Emil 401. 402.
Hyères 21.
Hyèrische Inseln 160.

Jacobi, Fr. G. 295.
Jacobs, Friedrich 46. 47.
Jagemann, Karoline s. v. Heygendorf.
v. Jagemann 241.
„Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft" 371.
„Jahrbücher für Literatur" 169.
Jamblich 411.
Jameson, Prediger Dr. 10. 39.
Jameson, Prof. 212.
Janssen, Joh. 135.
Ich 69. 70. 71. 74. 116. 171. 172. 173. 180. 363. 364.
Ichthyologie 75.
Idealismus 91. 111. 112. 170. 175. 224. 225. 319. 363. 364. 395. 400. 403. 404. 405.
Idealrealismus 316.
Ideelles 256.
Ideen 65. 71. 109.
Ideenlehre 65.
Identität 331.
Jena 53. 69. 83. 85. 93. 98. 104. 109. 194. 195. 196. 197. 239. Schlacht bei Jena 37. 38. 54. Universität 83. 84. 85. 150. 157. 164. 190. 195.
„Jenaische Literatur-Zeitung" 88. 89. 103. 184. 185. 186. 195.
Jenisch, Senator 26. 27. 45. 160. 161.
Jesuitisch 235.
v. Ihering, Rud. Kampf ums Recht 149.
„Illustrirte Zeitung" 369. 370. 379 f.
Ilm 139.
Ilmenau 95.
Imagination 385.
Inceste 31.
Inder 56. 105.
Indien 319.
Indifferenz 364.
Indisch 79. Ind. Anachoret 247. König 413.
Individualität 180.
Individuation 55. 178. 181.

Innere Mission 54.
Inspiration 123.
Instinkt 254. 260.
Institut de France 136.
Intellekt, Intelligenz 29. 30. 32. 33. 34. 36. 115. 116. 117. 172. 175. 179. 180. 210. 248. 254. 258. 259. 260. 263. 280. 336. 355. 371.
Intelligibler Charakter 177. 178.
Intensivität 170.
John, Geh. Hofrat Karl Ernst 47. 50.
Johnson, Samuel 270.
Jonische Philosophie 196.
„Journal des Débats" 381.
Ipecacuanha 275.
Irenäus 181.
Irland 219.
Ironie 270.
Irritabilität 174.
Irrtum 68. 73. 80. 109. 191.
Isabella von Aegypten 85.
Italien 110. 126. 127. 129. 132. 133. 138. 141. 142. 143. 144. 147. 152. 162. 166. 169. 194. 195. 196. 203. 265. 291. 313. 338. 375. 381. 391.
Italiener 130. 133. 194. 256. 280. 291. 294. 381. 397.
Italienischer Krieg 340. Literatur 132. Oper 133. Sprache 130. 139. 163. 199. 226. 234. 281. Sprichwörter 281.
v. Itzstein, Joh. Adam 241.
Juden 96. 279. 322. 343. 370. 376. 381.
Jüdische Philosophie u. Theologie 370.
Julian 411.
Junggesellenstand 203. 204.
„Jupiter tonans", Spitzname Schopenhauers 115.
Juvenal 265. 266. 409. Satiren 266.
Juziers, Schloß 288.

Kabbala 370.
„Kabinet Berlinischer Karaktere" 245.
Kabrun, Herr 26.
v. Kalckreuth, Feldmarschaall Friedr. Ad. 14.
„Kampf ums Dasein" 388.
Kant 19. 62. 63. 64. 68. 69. 70. 72. 75. 84. 85. 87. 89. 90. 91. 101. 108. 110. 112. 115. 117. 120. 121. 122. 123. 125. 163. 168. 170. 173. 174. 175. 177. 178. 181. 207. 210. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 226. 228. 229. 231. 232. 236. 251. 276. 292. 296. 297. 308. 315. 317. 320. 321. 324. 326. 327. 343. 347. 348. 349. 350. 352. 353. 354. 355. 356. 358. 359. 360. 375. 392. 395. 398. 400. 413. Werke 66. 75. 218. 398; (engl. Übersetzung) 212—232. 392. Kritik der prakt. Vernunft 223. Kritik der reinen Vernunft 64. 72. 106. 115. 171. 218. 219. 223. 224. 226. 229. 232. 295. 296. 297. 354. 373. 392. Kritik der Urteilskraft 223. Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft 223. 353. Prolegomena zu einer jeden künft. Metaphysik 122. 223. 224. 229. 354. Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 182.
Kantianer 79.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 313.
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar 38. 68. 105. 239. Gemahlin Luise 38.
Karlsbad 15. 45. 60.
Kartesius s. Descartes.
Kassel 15. 46. 67. 113.
Kästner, Abrah. Gotth. 370. Epigramm 370. Vermischte Schriften 370.
Kategorien 89. 330.
Kategorischer Imperativ 177.
Katharina, Kaiserin von Rußland 2.
Katholiken 219.
Katholisch 342.
Kausalität, Kausalitätsgesetz 69. 84. 87. 90. 91. 112. 174. 179. 210. 285. 286. 317. 331. 359. 364.
Keil, Hofrat J. G. 233. 234. Brief an Schopenhauer 233 f.
Kellner 326.
Kestner, Maler Aug. 138.
Kieser, D. G. 367.
Kilzer, Aug. 189. 394.
Kind, Friedr. 114.
Kiraldy 243.
Kirche 19. 277. 356.
Kirsten, Prof. 62.
Klaproth, Prof. Martin Heinr. 75. 163.
Klassiker (alte) 53. 56. 62. 75. 78. 83. 160. 375.
Klassische Sprachen 83. 101. 160. 161.
v. Kleist, Heinr. 267.

v. Klinger, Friedr. Max 271. 278.
Klopstock, Friedr. Gottl. 14.
v. Knebel, Karl Ludwig 262.
Literar. Nachlaß 262.
Koblenz 243.
Kölle, Fr.
Gracian-Übersetzung 234.
Königlich Dänische Sozietät der Wissenschaften 301. 302. 303. 304. 305.
Königlich Norwegische Sozietät der Wissenschaften 297. 300. 301. 305.
Brief an Schopenhauer 297. 298. 300 f.
Königsberg i. d. Neumark 47.
Königsberg i. Pr. 291. 358.
v. Könneritz 141.
Konvertiten 135.
Kopenhagen 301.
Körber, Dr. S. W.
Vorlesung über Schopenhauer 377 f.
Körperwelt 65. 88.
Kossack, Gymnasiallehrer.
Systemat. Entwicklung der Geometrie usw. 351.
Kotzebue s. „Literarisches Wochenblatt".
Kraft 176. Vgl.: Büchner.
Kraniosкopie 400. 401. 402.
Krause, Karl Christ. Friedr. 317.
Kreter 63.
Kriticismus 120.
Kritische Philosophie 84.
Krug, Wilh. Traugott 276.
Kritik über „Welt als Wille" 169. 187.
Krysalides.
Reise durch Italien 141.
Krystallographie 362.
v. Kügelgen, Gerhard 39. 40.
Porträts 39. Schopenhauer-porträt: Vorwort VIII. 397.
v. Kügelgen, Wilhelm.
Jugenderinnerungen eines alten Mannes 39.
Kugler, Franz 294. 295.
Kleine Schriften 295.
Kuhn, F. A. 114.
Kulturhistoriker 336.
Kulturphilister 316.
Kunst 58. 65. 89. 116. 132. 133. 135. 136. 138. 142. 176. 295. 326. 331. 382.
Kunstlehre 188.
Künstler 88. 89. 134. 249. 291. 293.
Künstlerisches Denken 330.
Kunstwerk 56. 133. 134. 166.
Kurland 47.

de La Bruyère, Jean 264.
Lachmann, Karl 67.
Lago maggiore 292.
Lancaster, Geistlicher 16. 160. 220.
Landschaften 24.
Langbein, A. F. E. 114.
Languedoc-Kanal 21.
Larochefoucauld, François VI., Herzog von L. 264.
Reflexionen 278 f.
Lastanosa.
Gracian-Ausgabe 233.
Lateinische Klassiker 62. 162. 275. 408 f. Latein. Sprache 15. 46. 53. 62. 82. 83. 154. 156. 158. 159. 161. 162. 163. 199. 210. 211. 219. 226. 229. 251. 275. 276. 290. 297. 301.
Latium 145.
La Trappe, Kloster 246.
Lauchstädt 53.
Laun, Fr. (Pseud. für Friedr. Aug. Schulze) 114. 115.
Lavoisier, Ant. Laur. 364.
Leben 57. 58. 64. 68. 70 f. 72. 73. 77. 80. 112. 114. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 138. 174. 177. 181. 182. 190. 191. 198. 204. 205. 206. 208. 248. 255. 259. 262. 268. 281. 286. 314. 316. 331. 334. 335. 357. 386. 387. 413. 414. Lebenskraft 357. -Kunst 273. -Philosophie 170.
Legitimität 339.
Lehmann, Herr 26.
v. Leibniz, Gottfr. Wilh. 207. 351. 353. 354. 355. 413.
Briefe an Clarke 354.
Leidenschaft 249. 260. 323.
Leipzig 15. 106. 124. 127. 128. 140. 233. 234. 351. 370. 371.
Universität 372.
„Leipziger Kunstblatt" 126.
„Leipziger Literaturzeitung" 169. 187.
„Leipziger Repertorium" 305.
v. Lenbach, Franz.
Schopenhauer-Porträt 369.
Lenz, Prof. Karl Gotthold 46. 82.
Lenz, Gymn.-Dir. 53. 162.
Leopardi, Giac. 43. 132. 251. 264. 381.
Lesage, A. R.
Gil Blas 347.

Lesen 75.
Lessing, G. E. 9. 169.
Leverrier, Urb. Jean Jos. 283.
Lewald, Geh. Hofrat E. A. 47. 50. 67. 209.
Briefe an Schopenhauer 145.
Lewes, George Henry.
Geschichte der Philosophie 349.
Liberalismus 79. 81. 338. 339.
Licht 102. 361. 363. 365.
Lichtenberg, Georg Christoph 150. 169.
Lichtenstein, Prof. M. H. C. 75. 78. 152. 155. 156. 163. 164. 168.
Brief an Schopenhauer 153 f.
Liebe 29. 33. 58. 143. 207.
Liebe, G. A. 370.
Lindner, Dr. Ernst Otto 208. 306. 348. 381. 399. Frau L. 348.
Brief an Schopenhauer 348. Meyerbeers Prophet 348. (u. Frauenstädt:) Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn: Vorwort VIII f. XI. 306.
v. Linné, Karl 31.
Literarhistoriker 279. 281.
Literarische Cliquen 311.
„Literarisches Wochenblatt", hrsg. von Kotzebue 145.
Literaten 81. 291.
Literatur 113. 231. 255. 276. 281. 391.
„Literaturblatt" von Menzel 328.
Literaturgeschichte 276.
Literaturzeitungen 49. 110. 155. 184. 185. 186. 195. 219. 305. 310. 318. 328.
Liverpool 225. 228.
Livius 100. 165. 409.
Locke, John 210. 221. 223. 224. 231. 282. 316. 413.
Werke 75.
Logik 62. 63. 190. 219. 331.
London 17. 27. 159. 160. 212. 220. 227. 230. 231. 292. 306. 375.
Paulskirche 20. Westminster-Abtei 20. 41. 291.
Longinus, Dionysius 411.
Lotterie 67.
v. Lotzow, Baron Heinr. 208. 250.
Briefe an Schopenhauer 93. 208. 254.
Lucae, Prof. J. Ch. G. 400.
Lucian 277. 410.
Lücke, Gottfried Chr. Fr. 67.
Lucrez 409.
De rerum natura 386.
Lüder, Prof. der Geschichte in Göttingen 62. 163.
Ludwig, Kronprinz von Baiern 134.
Lüneburg 46.
Lunteschütz, Julius 10. 369. 399.
Schopenhauer-Porträts 369. 378. 382.
Luther.
Bibelübersetzung 378.
Lützen, Schlacht bei L. 164.
Lyon 23 f. 160.
Lyrik, Lyriker 279. 280.

M. A., s. A., M.
Macchiavelli, Nicc. 264.
Principe 278.
Macklot, A. F. 127.
Magdeburg 316.
Magie 367. 368. 380. 385.
Magnetismus 75. 367. 380.
Mahaffy, J. P.
Kant-Übersetzung 232.
Mähren 25.
Maja 179.
Majer, Friedrich 38. 105.
Brahma oder die Religion der Inder 105.
Mailand 143. 144. 166. 194. 237.
Maillard 374.
Maimon, Sal.
Versuch über die Transcendentalphilosophie 85.
Mainz 314. 358. 413.
Malamocco 132.
Malebranche, Nicole 207.
Malerei 132.
Mannheim 198. 241. 242. 250. 281. 390.
Harmonie 241. 242. Schopenhauers Wohnhaus 241. Theater 242.
Mannigfaltigkeit 170.
Mantua 291.
Marburg 88.
Marheineke, Phil. Konr. 356.
Maria Feodorowna, Kaiserin-Mutter 139. 140.
Marienbad 35.
Marquet, Karoline Louise: Vorwort V. 201 f.
Marseille 160.
Martial 252. 273. 409.
Maschine 336.
Massieu, der Taubstumme 21.
Materialismus 121. 357. 395.
Materie 221. 336. 354.

Mathematik 53. 62. 66. 87. 90. 162. 195. 197. 353.
Matthiä, Prof. 50.
v. Matthisson, Friedr.
Erinnerungen: Vorwort VII.
„Maulkorbtheorie" 82.
de Maupertuis, P. L. M.
Lettres du Natif de St. Malo 353.
Mayer, Dr. A. 358.
Über die Unzulässigkeit der Spinal-Irritation 358.
Mayer, Prof. Tobias 62. 163.
Mechanik 357. 360.
Mecklenburg-Schwerin (Erbgroßherzog) 38.
Medizin 62. 84. 163. 168.
Mediziner 193. 367.
Meiklejohn, M. D.
Kant-Übersetzung 232.
Meiners, Chr. 68. 276.
Allgem. krit. Geschichte der Ethik 69. Grundriß der Ethik 69.
Meißner, Berg 67.
Melancholie 79.
Menagerien 77.
Menander 291.
Mendelssohn und Fränckel 201.
Menschen, Menschheit 71. 72. 80. 102. 103. 107. 109. 118. 119. 121. 142. 151. 153. 173. 251. 255. 256. 257. 258. 259. 262. 263. 264. 265. 266 f. 268. 269. 272. 320. 332. 333. 334. 335. 339. 355. 385. 386.
Menschenkenntnis 272.
Menzel, Wolfgang 328.
Mercier, Louis Seb. 21.
Tableau de Paris 21.
Merck, Joh. Heinr. 258.
Lindor 258.
Mertens-Schaaffhausen, Sibylle 142. 239. 321.
Messerschmidt, Prof. 50.
Metaphysik 62. 66. 120. 121. 219. 302. 305. 317. 356. 367. 373. 392. 395.
Metaphysik der Geschlechtsliebe 32. 88.
Metaphysisches Bedürfnis 118. 119.
Metrodoros 353.
Meulan 288.
Mexikanische Schuldverschreibungen 208.
Meyer, Heinrich 38. 45. 46.
Meyerbeer, Giac.
Prophet 348.
Michelet, Karl Ludw. 296.
Militair 164.
Miller, Bildgießer 294.
Mineralogie 62.
Misanthropie 252. 271. 323.
Missionare 263.
Mißtrauen 251.
Mitleid 302. 374.
Mittelbegriffe 90. 91.
Mittelmäßige, Das 275.
Mitwelt 110.
Modephilosophie 254.
Moleschott, Jak. 368.
Monarchisches Princip 338.
Mönche 268. 278.
Monismus 58. 120. 181.
de Montaigne, M. E. 75. 208.
Montblanc 22.
Montpellier 160.
Moore, Thomas.
Letters and Journals of Lord Byron 24. 131. 324.
Moral 29. 30. 32. 34. 121. 123. 177. 235. 247. 252. 254. 259. 261. 302. 304. 305. 316. 336. 337. 355. 357. 373. 384. 414. Moralgesetz 183.
Moralische Ästhetik 182. Fatalismus 73. Gefühl 67. Handlung 72. Wert 72.
Moralisten 118.
Moser, Joh. Jak. 282.
v. Möser, Justus 13.
Motivation 87. 90. 178.
v. Mozart, W. A. 28.
Ouverture zum „Don Juan" 120.
Mucius Scävola 252.
Muhamedaner 343.
Muhl & Comp.: Vorwort V. 61. 143. 145. 146 f. 148. 197. 208.
v. Müller, Joh.
24 Bücher allgem. Geschichte 75.
Müller, Joh. Gottfried 193.
Müller, Max 278. 413.
Kant-Übersetzung 232.
Müller, Physiker 77.
Müller v. Gerstenbergk, Friedr. 94. 95. 96. 140. 141.
München 47. 50. 196. 197. 198. 199. 294. 318.
Akademie der Wissenschaften 199. 209.
Munk, S. 370.
„Musenalmanach für 1802" von Schlegel und Tieck 275.

Musik 41. 53. 59. 328 f. 368. 371. 381.
Muße 261. 262. 374.
Mystische Literatur 277.
Mythologie 180.

Nachdruck 299.
Nachdrucker 127.
Nachwelt 110.
Napoleon I. 21. 54. 82. 254. 279. 400.
Napoleon III. 339.
Nationalliberalismus 366.
Natur 21. 24. 41 f. 65. 82. 102. 103. 115. 121. 136. 173. 180. 181. 182. 198. 206. 265. 277. 284. 286. 327. 334. 357. 359. 366. 373. 374. 379. 384. 385. 386. 387. 403. 414. -Gefühl 387. -Geschichte 62. -Gesetz, -Kraft, -Trieb 13. 172. 173. 181. 182. 280. 286. 320. 338. 359. -Philosophie 66. 309. 345. 363. 364. 365. 387. -Recht 195. -Schönheit 327. -Sinn 385.
Naturalismus 120. 121. 315. 407. 414.
Naturforscher 100. 314. 351. 377.
Naturwissenschaft 62. 75. 77. 84. 165. 168. 193. 199. 284. 317. 357. 358.
Neapel 136. 142. 166. 250. 275.
Nelson, Admiral 14.
Neptun (Planet) 283.
Neuplatoniker 279.
Neustrelitz 66.
Neuyork 376.
Newton, Sir Is. 107. 124. 165. 352. 353. 359. 360. 371. 378.
Newtonianer, Newtonismus 236. 361. 363.
Ney, Elisabeth.
Schopenhauer-Büste 382.
Nicht-Ich 69. 180.
Niebuhr, Barth. Georg 138.
Niederfeld 61.
Nil 368.
Nimes 21. 160.
Nippold, Friedr.
Bunsens Leben 66.
Nirwana 58.
Noiré, Prof. Ludwig 413.
Nordhausen 351.
Nordische Poesie 75.
Normalvolk 72.
Norwegen 184. 297.
Norwegische Societät, s. Königlich Norweg. Societät.
Notwendigkeit 146. 177. 386.
Novalis (Pseud. für Friedr. v. Hardenberg) 118. 229.

Object 63. 89. 90. 92. 102. 111. 170. 172. 174. 210.
Objectiv 55. 63.
„Objectivationen" 179. 183. 389.
Obstrynsee 184.
Ocellum. Lucanum 411.
Offenbarung 356. 376. 377.
Öffentliches Leben 330.
Ohra bei Danzig 3. 5. 61. 158. 241. 398.
Oken, Lorenz 401.
Oldenburg 382.
Oliva 7. 11. 13.
Olympische Götter 134.
Oper 133.
Optik, Optische Studien, Theorie 100. 101. 115. 195. 236. 358. 359. 360. 388.
Optimismus 56. 120. 182. 277. 319. 339. 383.
Orang 332.
Orient 105. 277.
Orléans 21.
Ornithologie 75.
Osann, Friedrich 47. 50. 60. 67. 156. 194. 196. 198. 199. 382.
Briefe an Schopenhauer 194 f. 196—198.
Osann (jüngerer Bruder des vorigen) 195.
Österreich 16. 24.
Ostpreußen 193.
Ostsee 12.
Ovid 409.
Oxenford, John 348.
Iconoclasm in German Philosophy 348—350. 352. Übersetzungen 349.
Oxford 413.

Padua 166.
Pantheismus 119. 120. 319. 387.
Papageno 207.
Parimêla l'akar 256.
Paris 13. 14. 20. 21. 22. 39. 158. 160. 277. 281. 288. 289. 341. 342. 370.
Pascal, Blaise 247.
Pensées 247.
Paß Schopenhauers 24 f.
Passavant, Joh. Dav. 135.

Passow, Prof. Franz 47. 50. 51. 53. 60. 162.
Paestum s. Poseidonia.
Patricius 9.
Patriotismus 81. 94. 340.
Paulus 364.
Pausanias 291.
Pavia 226.
Perikles 261.
Persius 409.
Perthes, Besser & Maucke 301.
„Pervigilium Veneris" 409.
Pessimismus 22. 104. 113. 132. 278. 315. 321. 340. 379. 403. 414.
Pessimisten 131. 132.
Peter der Große, Kaiser von Rußland 2.
Petershagen-Tiegenhof 2.
Petrarca, Franc. 132. 264. 279. 299. 380.
Prosaschriften 132. De vita solit. 207. 267.
Petronius 409.
Pflanzen 118. 173. 332.
Phänomene 101. 102. 180.
Phantasie 57. 88. 188. 403. 405.
Philemon 291.
Philister, Philisterei 46. 47. 49. 118. 138. 260. 267. 331. 375. 376. 380.
Philo Judaeus 411.
Philologen 67. 145. 162. 275. 351.
Philologie 84.
Philosophen 84. 89. 91. 101. 135. 151. 153. 163. 165. 184. 206. 207. 287. 291. 323. 324. 330. 356. 403. 405.
Philosophie 36. 54. 62. 64. 65. 67. 68. 75. 84. 87. 88. 89. 103. 116. 117. 119. 120. 121. 132. 134. 145. 152. 154. 156. 163. 165. 168. 169. 171. 177. 187. 189. 190. 191. 192. 199. 209. 221. 260. 284. 287. 304. 314. 338. 356. 357. 358. 359. 363. 368. 377. Geschichte der Philosophie 75. 191. 212. 220. 276. 296. 349. 353. 356.
„Philosophieprofessoren" 167. 304. 310. 316. 317. 318. 321. 346. 348. 350. 357. 381. 391. Vgl.: Professoren.
Philosophische Literatur 274.
Phosphor 395.
Phrenologie 400—406.
Physik 62. 75. 111. 120. 121. 209. 317. 359. 360. 371. 386.
Physikalische Experimente 193.
Physiker 289. 358. 363. 388.
Physiologen 357. 358.
Physiologie 62. 75. 77. 111. 193. 199. 209. 391.
Physische Farben 101. 165.
Pierer, Joh. Friedr.
Reallexikon der Physiologie 209.
Pierersche Druckerei in Altenburg 128. 129.
Plagiat 74.
Planeten 283.
Plastik 132.
Platner, Ernst 276. 354.
Aphorismen 354.
Plato 62. 64. 65. 66. 73. 87. 89. 107. 120. 156. 163. 166. 176. 184. 191. 275. 331. 332. 364. 386. 395. 410. 413.
Werke, Dialoge 66. 75. Conviv. 107. Politeia 65. De Republica 64. 324. Timäus 66.
Platonismus 176.
Plauenhof bei Brandenburg 378.
Plautus 255. 264. 409.
Plinius junior 409.
Plinius major 409.
Plotin 176. 411.
Plutarch 411.
Poesie 36. 55. 57. 65. 356. 384.
Poggendorf, Christ. 289.
Polarität 107. 360. 363. 364. 371.
Polen 5. 7. 60. 157.
Politik 78. 143. 151. 199. 338. 356. 391.
Politiker 338. 340.
Pommern 14.
Pompeji 166.
Pope, Alexander 20.
Popularphilosophie 54.
Porphyrius 411.
Portugiesen 319.
Poseidonia (Paestum) 150. 166.
Posselt, Prof. der Mathematik 197.
Potsdam 5.
Pour le mérite, Orden 352.
Pradier, James.
Rousseau-Denkmal 292.
Prag 15.
Praktisch 316.
Praktische Philosophie 297. 315.
Preßburg 25.
Preßfreiheit 336.
Preußen 5. 6. 12. 14. 81. 143. 169. 396. 398.

Preußische Regierung 114.
„Preußische Staatszeitung" 47.
Preußische Truppen 158.
Prevorst, Seherin von 367.
Price, Richard 254.
Princip 70.
Priorität 31. 74.
Proclus 411.
Professoren 267. 268. 346. 349. 352. 376. 381. Vgl.: Philosophieprofessoren.
Properz 409.
Prosa 18. 36.
Protestantische Orthodoxie 387.
Protestantischer Gottesdienst 20.
Psychologen 358.
Psychologie 62. 90.
Publicisten 151. 153.
v. Pückler-Muskau, Fürst Herm. 38. 141.
Pudel 66. 243. 322. 344. Vgl.: Butz.
Purkinje, Joh. 199.
Puteoli 166. 169.
Pyrmont 12 f.

v. Quandt, Joh. Gottlob 113. 129. 139. 140. 319. 321. 364. Vater 138. Briefe an Dr. Asher 321. an Schopenhauer 319.
Quinctilian 409.
Quintus Curtius 409.

Rabelais, Franç. 75.
Radius, Justus 209. 210. 211. Scriptores ophthalmologici minores 209. 210. 220.
v. Radowitz, Jos. M. E. Chr. W. 351.
Raffael 28. 287. Madonna 203.
Rainer, Clemens 382. Brief an Schopenhauer 382 f.
Rammohun Roy. Veden-Übersetzung 342 f.
Rancé, Abt 246.
Rationalismus 277.
Rätze, Joh. Gottlieb. Blumenlese aus Böhmes Schriften 182. Kants „Religion" usw. 182. Was der Wille des Menschen usw. vermag 182 f. 188. 318. 320.
Rauch, Christ. Kant-Denkmal 292. 358.
Raum 66. 69. 79. 90. 112. 120. 174. 210. 320. 353. 354. 360.
Reaktion (politisch) 339. 346.
Reale, Das 170. 177. 191. 256. 319. 320. 363. 364.
Realismus 54. 319.
Recensenten 86. 185.
Recensionen 86. 147. 187. 318. 328.
Recht 338. 396. Rechts-Begriff 316. -Sinn 385. -Staat 338. -Wissenschaft 78.
Redseligkeit 270.
Reflexionen 54.
Regazzoni, Magnetiseur 367.
Regierungen 339.
Reichsgeschichte 62.
Reichtum 46. 261.
Reid, Thomas 221.
Reimarus, Herm. Sal. 14. 276.
Reinhard, Graf Karl Friedr. 14.
Reinhold, Prof. Karl Leonh. 85. 170. Briefe über die Kantsche Philosophie 220. Geschichte der Philosophie 220.
Reisen 327.
Reiten 26. 53.
Reizenstein, Tinette 141.
Religion 19. 58. 135. 136. 180. 199. 315. 342. 346. 377. 393. 403. 404.
Religionsphilosophie 356.
Republiken 338.
Resignation 273. 320.
Reue 71. 72. 73.
Revolution (1848) 250. 340. 381. 396. 398.
Revolutionen 337.
„Revue contemporaine" 131.
„Revue française" 380.
„Revue germanique" 374. 381.
Rhein 146. 193. 198. 240. 243. 289. 327. Rheinfall 24.
Richter, Jean Paul 211. 396. Werke 220. 229. Kleine Nachschule zur ästhet. Vorschule (über „Welt als Wille") 119. 184. 220.
Ridinger, Joh. El. 344.
Riemann, Mitbegründer der Deutschen Burschenschaft 306.
Riemer, Friedr. Wilh. 38. 145. Mittheilungen über Goethe 310. Sonette 99.
Riesengebirge 25.
Riga 371.
Ritter, Prof. Heinr. 154. Geschichte der Jon. Philosophie 196.
„Rivista contemporanea" 381.
v. Roggenbach, Franz 241.

Rom 129. 132. 134. 135. 136. 138. 141. 142. 150. 153. 166. 169. 196. 322. 375.
Café greco 134. 135. Pallast Spada 291. Pantheon 291. Römisch-deutsche Kolonie 134. Sabina 135. Trattoria dell' Armellino 134.
Romane 18. 35. 140. 199. 280. 375.
Romantik 135. 279.
Romantisch 36.
Rose, H. J. 226.
Rosenkranz, Karl 295. 316.
Aesthetik des Häßlichen 348. Kant-Ausgabe 295. Zur Charakteristik Schopenhauers 305 f. 348. 357.
Rosenthal, Prof. der Anatomie 75. 163.
Rossini, Gioachino 133. 381.
Tell 381.
Rotterdam 20.
Rousseau, Jean Jacques 7. 108. 264. 291.
Heloise 280.
Rüdenau (Kreis Marienberg) 2.
Rudolstadt 53. 82 f. 85. 86. 95. 164. 317. 351.
Gasthaus „Zum Ritter" 82 f.
Ruhe 336.
Ruhl, Ludwig Sigismund 113. 114. 138.
Eine Groteske 113 f.
Ruhm 322. 323.
Rühs, Prof. 75.
Runge, Dr. 159.
Rungesches Institut 15. 18. 27. 159.
Rußland 8. 60. 144.
Ryan, Dr. Mich. 212.

Saaltal 196.
Sacchi in Pavia 226.
Kant-Übersetzung 226.
Sachse.
Schopenhauer-Lithographie 369.
Sachsen 25. 82.
Sächsische Schweiz 115.
St. Feriol 21.
Saint-Martin, Louis Claude 386. 391.
Ministère de l'homme-esprit 386.
Sakya 23.
v. Sallet, Friedr. 277.
Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit 277.
Sallust 409. 411.
Sand, Karl Ludwig 143.
Sankt Gotthard 166.
St. Pauls, The prophet of.
Übersetzung Schopenhauers
Sanskrit 181. 277.
Sapientia 33.
Sappho 410.
v. Savigny, F. K. 78.
Sayn-Wittgenstein-Berleburg, F
zu 317.
Schäfer, Photographie Schopenhau
Vorwort VII.
Schauspiel 133.
Schefer, Leopold 277. 318.
v. Schelling, Fr. Wilh. Jos. 35. 68. 70. 74. 170. 173. 176. 1
190. 218. 244. 276. 277. 3
309. 352. 363. 366. 414.
Berliner Antrittsvorlesung 3
Schemann, Ludwig 372. 388.
Schopenhauer-Briefe 114. 1
194. 196. 199. 211. 233. 2
379. 388.
Schenkel, Prof. 167.
Scheve, Dr. Gust. 400. 401. 402. 4
Phrenolog. Reisebilder 400. Üb
Schopenhauers Schädel 401—4
Schicksal 28. 30. 204. 262.
„Schiedlichkeit" 181.
Schierholz, Friedr.
Schopenhauer-Denkmal 413.
Schiller 15. 18. 97. 103. 105. 13
252. 261. 267. 279. 384. 4
Denkmal 294. Porträt 39.
Briefe an Goethe 328. 384. G
dichte 252. 253. Jungfrau v
Orleans 328.
Schillerfest 279. 294.
Schilling, Friedr. Gust. 114.
Erzählungen 115.
Schlabrendorf, General 208.
Schläger 81.
v. Schlegel, August Wilhelm 38. 14
275.
v. Schlegel, Friedrich 38.
Schleiermacher, Friedr. E. D. 78. 8
85. 163. 167. 190. 199. 244. 33
338.
Geschichte der Philosophie 75. 7
Schlesien 25.
Schlosser, Christian Hch. 238.
Schmidt, J. J. 318.
Schneekoppe 25.
Schnepp, Margarethe 322. 325. 34
393. 398.
Scholastik, Scholastiker 78. 91. 276. 37
Schöneberg 208.

Schönheit 142. 330.
Schopenhauer (Name) 1. (Stammbaum) 2. (Vorfahren) 1.
Schopenhauer, Adele (Schwester des Philosophen) 15. 26. 34. 37. 94. 96. 136—144. 145 f. 147—149. 158. 196. 197. 198. 238—240. 287. 313. 319. 321.
Briefe an Schopenhauer 136. 137—144. 145. 147. 148. 197. 238—241. 313. Haus-, Wald- und Feldmärchen 313. Tagebücher 38. 39. 94. 137. 148.
Schopenhauer, Andreas (Großvater des Philosophen) 2. 3. 5. 61. Gattin Anna Renata geb. Soermans 1. 2. 3. 4.
Schopenhauer, Arthur.
Biographisches (die einzelnen Lebensabschnitte vgl. im Inhaltsverzeichnis): Angstzustände 59. 249 f. Berliner Vorlesungen 21. 184. 186. 190—193. 328. Erziehung und Kindheit 2. 15. 81. 83. 123. 220. Frankfurter Wohnungen 342. 369. Sch. und Goethe 100—105. 106—111. Großjährigkeit 60. Zweite italien. Reise 133. 203. 251. 265. Junggesellenleben 77. 203. 204. 205. Konfirmation 26. 27. Krankheiten 198. 237. 240. 241. 390. Lebensweise 76 f. 245 f. 252. 253. 254. 260. 262. 323—330. Lektüre 18. 220. 274 f. 276—281. 328. 375. (Verzeichnis der latein. und griech. Lektüre) 162. 408—411. Lektüre der „Times" 7. 133. 228. Name Arthur 13. Porträts und Büsten: Titelbild. Vorwort VII f. 18. 60. 369 f. 378. 379. 382. 397. 398. 406. Promotion 82. 83. 85. 164. Schließliche Anerkennung 247. 273. 285. 287. 310. 322. 350. 379. 380. 406. Sch. und seine Mutter 29. 34. 49 f. 51 f. 60. 92. 94—100. 106. 134. 136. 149. Sch. und sein Vater Heinr. Floris Sch. 28. 29. 31. 34. 92. Tod 238. 391. 393 f.; Vermögen 60 f. 93. 137. 143 f. 145. 146—149. 155. 163. 197. 200. 201. 205. 208. 241. 250. 251. 263. 288 f. 341. 398 f.
Charakteristik, Eigenschaften, Grundsätze usw.: Aristokratie des Geistes und Charakters 112. 333. 337. Ästhetisches Gefühl 132. 330. Aufrichtigkeit s. Wahrheitsliebe. Belesenheit 274—281. Bizarrerie 52. Brütet über dem Elend der Menschen 22. 23. 40. 52. Cavaliermäßige Gewohnheiten 66. Charakter 34. 50. 76. 92. 100. 245. 246. 253. 254. 258. 296. 323. 324. 355. 401—406. Ehrgefühl 100. Eigensinn 30. Einseitigkeit 74. 75. 273. 363. Energie 52. 53. 146. Gedächtnis 281 f. Gemüthsbildung 77. Geselligkeit 265. 270. 334. Gespräch, Disputirkunst: Vorwort IX. 66. 322. 330. 331. 372. Grobheit 241. 333. Härte 58. Isolirung, Einsamkeit 76. 204. 244—248. 252. 253. 264 f. 266 f. 333. 334. Konsequente Lebensführung, Beharrlichkeit, Stetigkeit 19. 30. 31. 52. 66. 146. 147. 148. 254. 274. 324. Lebensaufgabe, Mission 253—274. Melancholie, Mißmuth 22. 40. 46. 52. 161. 246. 265. Menschenverachtung, Misanthropie 110. 137. 142. 251 f. 253. 255. 257 f. 259. 264 f. 266 f. 272. 323. 350. 375. Mißtrauen 92. 146. 148. 250. 251 f. 263. 399. Objectivität 340. Paradoxien 134. Patriotismus 81. 94. 142 f. 340. Politische Grundsätze 78. 143. 151. 153. 334—341. Rechthaberisch 66. 96. Rechtsgefühl, Rechtsphilosophie 255. 335. Redlichkeit seines Wesens 113. Reizbarkeit und Heftigkeit 9. 34. 201 f. 204. 250. Religiöse Ansichten 134 135. 342. Sarkasmen 113. Schroffheit 17. 34. 49. 52. 58. 96. 126. 189. 201 f. Selbstgefühl, Stolz 92. 94. 118. 140. 147. 253. 274. 312. 322. Sprachtalent 53. 76. 82. 130. 159. 160. 163. 220. 221. 222. 232. 233. 276 f. Stetigkeit und Treue seines Denkens 74. 108. Strafrechtl. Grundsätze 78. Superklugheit 49. 52. 96. Temperament 260. 323. 327. Unabhängigkeit 268. Unentschlossen und bedenklich 45. 50. 161. Vortrag 167. Wahrheitseifer, Wahrheitsliebe 74. 134. 141. 254. 255. 304. 333. Weltmännische Ausbildung 14 f. 52. 53. 113. 131. 158. Welt- und Menschenkenntniß 48. 333. Wissen 274—277. 282.

ST. ALBERT... E LIBRARY

Äußeres: 396—398. Haare: Vorwort VIII. Handschrift 17 f. 26 f. Häusliche Einrichtung 341 f. Hastiger Schritt 115. 243. 326 f. Körperhaltung 26. Schädelumrisse 400 und Tafel: Anhang I.

Philosoph und Schriftsteller: Philosophisches System 19. 22. 23. 31. 32. 33. 41. 54. 55. 56. 57. 58. 74. 82. 85. 89. 106. 113. 114. 115. 116. 119. 122. 136. 165. 190. 192. 195. 199. 220. 246. 248. 252. 259. 284. 308. 313. 314. 315. 317. 319. 323. 331. 348. 352. 356. 363. 364. 368. 371. 372. 374. 377. 378. 380. 381. 405. 407. 412. 414. Ethische Erkenntnis, Natur, Richtung 55. 58. 71. 88. 116. 118. 123. 182. 208. 246. 330. 395. 414. Idealistische Grundansicht 111. 112. Klarheit der Darstellung 139. Pessimismus 113. 278. 315. 321. 336. 340. 379. 403. 414. Stil, Sprache 18. 139. 162. 188. 275.

Werke: 77. 86. 153. 154. 155. 156. 189. 232. 273. 274. 282. 299. 301. 310. 318. 341. 345. 349. 350. 356. 358. 371. 379. 381. 388. 391. 393. 396. 398. 403. 414. (Handexemplare) 398. Balthasar Gracians Handorakel 233 f. Die beiden Grundprobleme der Ethik 169. 282. 301. 305. 306. 345. 380. 384. 395. (Über die Freiheit des Willens) 297—301. 304. (Über das Fundament der Moral) 298. 301—330. Parerga 31. 59. 105. 169. 180. 203. 206. 207. 245. 259. 260. 272. 310. 322. 323. 324. 328. 339. 345—352. 357. 359. 369. 377. 381. 383. 392. (Fragmente zur Geschichte der Philosophie) 64. (Transcendente Speculation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale der Einzelnen) 30. (Versuch über das Geistersehen) 366. Über das Sehn und die Farben 103. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 132. 153. 157. 165. 209—212. 220. 306. 345. 358 f. 360. 363. 371. Über den Willen in der Natur 169. 284—287. 305. 306. 311. 345. 356 f. 380. Über die vierfache Wurzel usw. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 100. 111. 114. 153. 154. 156. 157. 164. 168. 317. 318. 345. 380. Die Welt als Wille und Vorstellung 22. 28. 29. 31. 32. 34. 65. 68. 74. 86. 88. 89. 104. 105. 106. 116 f. 118. 119. 121. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 135. 137. 138. 139. 141. 142. 145. 147. 150. 151. 152. 153. 155. 169—189. 220. 238. 244. 248. 249. 259. 268. 282. 285. 287. 297. 306. 308. 309. 310. 313. 318. 319. 321. 344. 345. 370. 374. 375. 383. 385. 388. 392. 393. 401. 406.

Briefe: 17. 149. 199. 322; an Dr. Asher 370 f. 380; an Bähr 372. 374 f.; an Becker: Vorwort V. 305 f. 314. 347. 353. 378. 380. 389; an die Berliner Universität (nebst curriculum vitae): Vorwort VI. 156—166. 190; an Black, Young & Young: Vorwort V. 227—230; an Blumenbach 150 f.; an Böckh 155 f.; an Brockhaus 124—129. 285. 305. 308. 309 f.; an Campbell: Vorwort V. 230—232; an Creuzer 209; an v. Doß 318; an Eastlake 306; an Eichstädt 83—85. 88. 184; an Erdmann 63. 284; an Frauenstädt 136. 189. 200. 208. 237. 274. 310. 314. 317. 318 f. 321. 322. 340. 348. 351. 352 f. 356. 366. 368. 369. 371. 398; an Goethe 106—110. 165; an Grégoire 287; an Guhr 329; an Haywood: Vorwort V. 212—225. 226. 228. 229. 231; an Jenisch 45; an Keil 233. 234; an Kgl. Dänische Societät der Wissenschaften 301; an Kgl. Norwegische Societät der Wissenschaften 297 f.; an Lewald 67. 145; an Lichtenstein 152 f. 154 f.; an Lindner 348. 381; an v. Lotzow 208; an Muhl: Vorwort V; an Osann 67. 194. 196. 197. 198; an Poggendorf 289; an Radius 209—211; an Rainer 383 f. 385; an Reinhold 85; an Rosenkranz 295; an seine Schwester Adele Sch. 138. 142. 197. 238. 313; an seine Mutter Johanna Sch. 40. 41. 42. 45. 46. 50. 51. 161; an Sikic und Schramek 389; an Senator Soermans: Vorwort V; an de Vitry 281; an Witte 134.

Manuskripte, Nachlaß usw.: Bibliothek 241. 398. 399. (Handexemplare verschied. Werke) 69. 73. 79. 172. 277. 279. 281. 287. 312. Gedichte 42. 43. 56. 59 f.; (an Jacobs) 47. (Sonett) 59. (Spottverse) 47. 48. (Liebesgedicht) 105. Manuskript- und Studienbücher 299. 398. (Cogitata) 282. (Εἰς ἑαυτὸν) Vorwort IX. X. (Pandectae) 282. (Senilia) 104. 282. (Spicilegia) 282. Nachlaß: Vorwort V. X. 58. 250. (Manuskripte) 277. (Glossen und Reflexionen) 21. 54. 55. 56. 58. 64. 65. 67 f. 71 f. 75. 78. 82. 88. 133 f. 246. 247. 272. 326. Vgl.: Frauenstädt. Paränesen und Maximen 204. Rechnungsbuch 242. 251. Reisebuch (1818/19) 130. Reisejournal (1803—1805) 16. 21. 24. Skizze seines Lebens 69. Stammbuch 104. 257. Testament 194. 251. 341. 394. 396. 398.

Schopenhauer, Erasmus 2.

Schopenhauer, Heinrich Floris (Vater des Philosophen): Vorwort VI. VII. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 21. 27. 28. 29. 34. 36. 37. 58. 60. 61. 76. 92. 93. 157. 158. 159. 160. 161. 163. 204. 249. 250. 251. 287. 341. Gattin s. Johanna Schopenhauer. Porträts: Vorwort VII f. 4.

Briefe an Arthur Schopenhauer 26.

Schopenhauer, Johann (I) (Urgroßvater des Philosophen) 2. Gattin Maria geb. Pfeiler 2.

Schopenhauer, Johann (II) (Urgroßvater des Philosophen) 1. 2. 399.

Schopenhauer, Johann Friedrich (zweiter Sohn von Andreas Schopenhauer) 4.

Schopenhauer, Johanna geb. Trosiener (Mutter des Philosophen) 2. 3. 4. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 18. 23. 25. 26. 27. 28. 34. 36. 37. 43. 46. 50. 53. 54. 66. 68. 76. 85. 86. 92. 94—100. 105. 114. 124. 136. 137. 140. 141. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 195. 197. 198. 204. 237. 239. 240. 243. 250. 251. 254. 319; in Weimar 37—40. 49. 52. 58. 60. 92. 99. 239. Porträt: Vorwort VIII. 10. 96. 399.

Allgemeines: Affektirtes Wesen 99. Bedeutung als Schriftstellerin 34 f. 97. Charakter 92. 97. 149. Lebensweise 94. 95. 149. Unstetigkeit 14. Verschwendung 60. 92. 93. 137. 144. 148.

Briefe an Jenisch 45; an Arthur Schopenhauer 3. 17. 18. 38. 39. 40. 43. 45 f. 48 f. 50. 51 f. 60 f. 86. 94—97. 98. 99. 240. 241; an ihre Schwester Julie 98.

Schriften: Vorwort VIII. 34. 86. 140. 157. 239. K. L. Fernow 38. 39. Gabriele 35. Kunstschriften 39. Memoiren 9. 10. 11. 12. 22. 38. Reisebeschreibungen 16. Recension über Hasse-Kügelgen 9. Tagebücher 16. Die Tante 287.

Schopenhauer, Karl Gottfried (jüngster Sohn des Andreas Schopenhauer) 4.

Schopenhauer, Maria, s. Johann (I) Schopenhauer.

Schopenhauer, Michael Andreas (dritter Sohn des Andreas Schopenhauer) 3. 61. 143.

Schopenhauer, Fabrikbesitzer Richard: Vorwort XI. 1.

Schopenhauer, Salomo 2.

Schopenhauer, Sara, s. Simon Schopenhauer.

Schopenhauer, Simon 2.

Zweite Gattin Sara geb. Hintz 2.

Schottland 160. 243. 392.

Schrader, Prof. der Botanik 62. 163.

Schramek, Camillo, s. Sikic.

Schriftsteller 86. 391.

Schröder, F. L. 98.

Schubert, Fr. W. 295.

Schultz, Staatsrat Christ. Ludw. Friedr. Briefwechsel mit Goethe 103.

Schulz, Gymnasial-Professor 48. 49. 161.

Schulze, Ernst 66. 67. 131.

Schulze, Friedr. Aug., s. Laun.

Schulze, Prof. G. E. 62. 85. 86. 151. 163.

Brief an Schopenhauer 86—88.

Aenesidemus 62. 85. Grundsätze der allgemeinen Logik 63. 64. 134. Kritik der theoretischen Philosophie 87. Kritik über Schopenhauers Vierfache Wurzel. 88.

Schur, Stallmeister 193.
Schütze, Stephan 38.
Schwaben 24. 146.
v. Schwanthaler, Ludw.
Goethe-Denkmal 294.
Schweiz 16. 24. 140. 146. 160. 166. 194. 200. 240.
v. Schwerdtner, Baron Edgar 66.
Seebeck, Dr. 107. 108.
Seele 88. 355.
Seelenwanderung 313.
Seger.
Blumenstück 143.
Seidler, Louise.
Brief an Schröder 98. Erinnerungen 98. Schopenhauer-Porträt: Vorwort VIII.
Sein s. Leben.
Selbstbewußtsein 297. 304.
Selbstbiographie 39.
Selbsterkenntnis 31. 323. 355.
Selbstgefühl 174.
Selbstmord 387.
Selbstüberhebung 355.
Selbstverneinung 177. 183.
Selbstzufriedenheit 73. 259. 355.
Seligkeit 71 f. 73.
Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 284.
Seneca 84. 88. 275. 333. 353. 409.
Epistolae 88. 278.
„Setzen" 69.
Seume, Joh. Gottfr. 9. 266.
Sèvres Porzellanfabrik 21.
Seydel, Rudolf.
Schopenhauers philosoph. System 18. 34. 114. 372.
Seydelmann, Karl 383.
Shakespeare 207. 279. 291. 292. 343.
Cymbeline 285. Hamlet 218. 254. 266. 278. König Lear 80. 304. König Richard 25.
Shenstone, William 257. 260. 269. 278. 341.
Sicard, Abbé 22.
Sicilien 169.
„Siebenlichtertheorie" 289.
Siemerling aus Neustrelitz 66.
Sikić, Michael (u. Schramek:)
Brief an Schopenhauer 388 f.
Simplicius 411.
Sinnlichkeit 71. 72. 73. 80. 90. 141. 183. 354.
Sirach, Jesus 266.
Sittengesetz 172. 178.
Sittenlehre 73. 192. Vgl.: Ethik.
Sittliche, Das 31. 280. 305. 338. 395.
Skandinavien 302.
Skepticismus 120. 321.
Smith, Adam 243.
Sociale Probleme 336.
Sociales Leben 251. 315. 334 f. 336.
Sokrates 63. 66. 207. 374. 375.
Soldaten 81. 164.
Solger, Karl Wilh. Ferd. 78. 153. 154.
Sollen 70.
Sonne 360. 361.
Sophisma mentiens 63.
Sophisten 63. 168.
Sophokles 324. 410.
Tragödien 56. 93.
Soermans, Ahnen Schopenhauers mütterlicherseits 1. Vgl.: Andreas Schopenhauer.
Soermans, Senator: Vorwort V.
Spanien 60. 233.
Spanier 281.
Spanische Sprache 233. 235. 266. 270.
Spanische Sprichwörter 281.
Spinal-Irritation 358.
Spinoza 1. 63. 82. 118. 119. 167. 170. 176. 207. 352. 413.
Ethik 167. 320.
Spinozismus 119. 120.
Spiritus Asper d. i. Carové.
Sprichwort 281.
Staat 82. 153. 335. 337. 338. 339. 396.
Staatengeschichte 62.
Stachelschweine 105.
de Staël, Baron 14.
de Staël, Mad.
De l'Allemagne 311.
Sterne, Lawrence.
Tristram Shandy 222. 280.
Stiedenroth, Dr. 152. 154.
Stiglmayer, Joh. Bapt. 294.
Stil 125.
Stobäus 411.
Florilegium 244. 408.
Stoff 221.
Stoiker 57.
Storm, Fredr. 301.
Strafrecht 78.
Strauß, David Friedr. 122. 318.
Streckfuß, Karl, Dichter 114.
Strieß bei Danzig 11.
Stromeyer, Prof. der Chemie Christ. Friedr. 62. 163.
Stuart, Dugald 221.

Stuthof, Domaine 2. 13.
Stuttgart 95. 198.
Subject 74. 90. 92. 102. 109. 111. 112. 116. 170. 172. 260.
Subjectiv 55.
Süddeutschland 209. 237. 244.
Sueton 409.
Sulzer, Joh. Georg 276.
Supranaturalismus 387.
Swedenborg, Em.
Delitiae sapientiae 32.
Synthesis der Weltanschauung 70.

Tabakspfeifen 251.
Tacitus 344. 409.
Talent 236. 248. 275. 393.
Talleyrand 398. 400.
Talma 21.
Tamulische Sprache und Literatur 256.
Tanzen 26.
Tasso 132.
Tat-twam asi 252.
Taubstummen 22 f.
Taunus 328.
Temperament 32. 72. 260.
Tennemann, Wilh. Gottlieb.
Grundriß der Geschichte der Philosophie 220.
Teplitz 115.
Terenz 409.
Teresa, Freundin Schopenhauers 132. 143.
Teufel 383 f. 385. 387. 388.
Teutschtümelei 135. 138. 142.
Thätigkeit 172. 188. 316.
Theater 50. 51. 53. 328.
Theologen 220. 298. 299. 315. 336.
Theologie 27. 78. 356.
„Theologische Annalen" 88.
Theophrast 411.
Thibaut, Mathematiker 62. 163.
Thiere, Thierleben 56. 75. 77. 79. 272. 332.
Thiersch, Friedr. 196. 198.
Thomas von Aquino 176.
Thomas von Kempen 333.
Thorwaldsen, Bertel 138. 290. 291. 293. 294.
Thüringen 47. 193.
Tibull 409.
Tieck, Friedr.
Goethe-Büste 292.
Tieck, Ludwig 41.
Tiedemann, Dietrich 78. 276.
Tiedge, Christ. Aug. 400.
Timaeus Locrus 410.
„Times" 7. 328. 340.
Tirol 196.
Tiruvalluver 256.
Tischbein, Joh. H. Wilh. 14.
Tischbein, jun., L. H. 370.
Tischrücken 367 f.
Titus 339.
Tod 120. 122. 123.
Toulon 23. 160.
Tours 21.
Tourtual.
Abhandlung 209. 210.
Transscendent 181.
Transscendentale Freiheit 177. 178.
Transscendentalphilosophie 85. 177. 374.
Transsubstantiation 175.
Trappisten 278. 320.
Trauerspiel 57.
Traum 88. 143. 146. 173. 237.
v. Treitschke, Heinr. 366.
Treumund, Felix (Pseud. Schopenhauers) 233.
Trieb 70.
Trittau 287.
Trosiener, Rathsherr Christian Heinrich 2. 8. 13. 52. Portrait 9. Gattin 9. 13. 52. 61. 95. 98.
Trosiener, Julie.
Brief an Joh. Schopenhauer 98.
Tübingen 95.
Tugend 72. 73. 183. 235. 374.

Uebel 57. 58. 120. 122. 123. 180.
Uebersetzungen 276.
Uebersinnliches 70.
Ueberweg, Friedr. 296.
Unerfahrenheit 271.
Unermeßlichkeit 55.
Universitäten 78. 110. 349. 377.
„Universitätsphilosophie" 169. 346. 349. Vgl.: Philosophieprofessoren.
Unkel a. Rh. 239.
Unrecht 338.
Upanishads 278. 378. 380. 413.
Urheber 31.
Urzeugung 364.

Valentinianer 181.
Valerius Maximus 409.
Vasari 140.
Vasco de Gama 319. 364.
Vaterland 83. 135. 143.
Vatke, Wilh. 356.

de Vauvenargues, Marquis 331.
Veden 343. 363. 407.
Venedig 130. 131. 132. 138. 141. 143. 146. 147. 166. 194. 196. 203. 341.
Verbrechen 72.
Vererbung s. Erblichkeit.
Vergangenes, Vergangenheit 71. 138. 191.
Verleger 86. 125. 234. 310. 391.
Vernunft 57. 64. 65. 72. 73. 85. 88. 89. 90. 356. 359. 374. 385. 387.
Verona 166. 250. Kongreß von Verona 132.
v. Verfen, Hauptmann 193.
Verstand 36. 64. 70. 72. 73. 79. 90. 111. 116. 119. 221. 336. 359. 405.
Vespucci, Amerigo 294.
Vevey 24.
Vicenza 166.
Virgil 291. 409.
de Vitry, Aubert 281.
Voigt, Geh. Hofrath 103. 197.
Volger, Dr. Otto 360—363.
Sendschreiben an Schopenhauer 360—363.
Volk 336. 338. 356. Volksrechte 337. Volkssouveränität 336. 338.
Voltaire 7. 123. 347. 353. 398.
Histoire du Docteur Akakia 353.
Vorstellungen 90. 91. 92. 111. 170. 175. 183. 188. 248. 260. 286.
Vorzeit 56.
Voß, Joh. Heinr. 251.
„Vossische Zeitung" 306. 348.

Wachen 88.
Wagner, Ad.
Bruno-Ausgabe 267.
Wagner, Fr. Gustav.
Encyklopäd. Register zu Schopenhauers Werken: Vorwort X f.
Wagner, Rich. 368.
Aufsatz über Beethoven 329. Ring des Nibelungen 368.
Wahnsinn 27. 79. 80. 185. 189.
Wahrheit 63. 64. 70. 74. 84. 85. 100. 101. 102. 109. 118. 165. 170. 171. 181. 190. 191. 254. 255. 263. 267. 276. 285. 298. 300. 304. 307. 317. 326. 330. 352. 363. 376. 378. 394. 395. 412.
Wahrnehmung 112.
Walldorf 376.
Warburton.
Shakespeare-Ausgabe 218.
Wartburgfest 306.
Wechselwirkung 69.
Wedekind, Dr. 241.
Weichselmünde 11.
Weigelt, G. 356.
Brief an Schopenhauer 356. Geschichte der neueren Philosophie 314. 356.
Weill, Alex.
Schopenhauer-Übersetzung 380.
Weimar 15. 37. 38. 39. 40. 49. 50. 51. 53. 58. 59. 60. 67. 68. 76. 82. 85. 92. 94. 95. 97. 99. 103. 104. 105. 106. 134. 139. 145. 156. 161. 162. 164. 195. 197. 198. 239. 313. 375. 397.
Archiv 94. Bibliothek 164. Goethe-Schiller-Denkmal 295. Gymnasium 50. 51. 53. Theater 51. 53. 67.
Wein 326. 329.
Weisheit 33. 235. 236. 251. 282.
Weiß (Farbe) 107. 109. 360. 361. 362. 363.
Weiß, Prof. Christ. Sam. 75. 163.
Weiße, Ch. H. 321. 351. 372.
Weißer.
Goethe-Büste 292. 293.
Weißkirchen i. M. 388.
Welt 70. 82. 102. 104. 109. 119. 120. 121. 123. 156. 170. 171. 175. 179. 180. 181. 183. 190. 191. 192. 221. 248. 249. 251. 261. 263. 264. 265. 266. 268. 273. 282. 316. 352. 355. 357. 364. 368. 387. -Erlösung 183. -Klugheit 235. 271. 272. -Knoten 74. -Literatur 280. -Schmerz 43. -Seele 344. -Wille 181.
Werden 176.
Werner, Zacharias 38.
Wesen 179. 181.
„Westminster and Foreign Quaterly Review" 348. 349. 375. 377.
Widerspruch 182. 331.
Wieland, Christ. Martin 38. 68. 97. 139. Porträt 39.
Wien 24. 25. 129. 160. 166. 379.
„Wiener Deutsche Zeitung" 318.
Wiesand, Dr. 128.
Wiesbaden 53. 107.
Wieske 378.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Deutscher Kaiser 352.

Wille 22. 23. 29. 30. 31. 33. 57. 72. 73. 74. 82. 90. 92. 116. 121. 122. 123. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 188. 248. 249. 255. 259. 260. 278. 280. 284. 285. 286. 316. 320. 321. 322. 323. 333. 334. 335. 337. 364. 368. 370. 373. 375. 383. 384. 386. 387. 389. 395. 401. 402. 406. 412. Willensfreiheit 177. 183. 240. 297. 304. 355.
Wille zum Leben 42. 58. 82. 131. 178. 180. 324. 388.
v. Willemer, Geheimerath 107.
v. Willemer, Marianne 107. 238. Brief an Goethe 238.
Willink, Schopenhauers Hauswirth in Hamburg 45. 46.
Wimbledon bei London 16. 220.
Wirklichkeit 320. 359.
Wissen 70. 236. 282. 356.
Wissenschaft 88. 89. 313. 326. 331. 355. 385. 387. 406.
Wissenschaftslehre 69.
Witte, Karl 67. Eltern 134. Brief an seine Mutter 134. Über Schopenhauer 134.
Witz 87.
Wodan 343.
Wolf, Fr. Aug. 75. 78. 84. 163. 265.
Wolff, O. L. B. Poetischer Hausschatz 99.
Wolff, Pius Alexander und Amalie 140.
Wollust 392.
v. Wolzogen, Karoline 99. 105.
Woollett, Maler 344.
Wunderbare 405.

Young, Thom. Farbentheorie 360.

Zeichnen 25.
Zeit 66. 79. 90. 112. 120. 174. 179. 191. 210. 261. 263. 275. 285. 315. 320. 354. 360. 414.
„Zeitdienerei" 311.
Zeitgeist 54. 56. 64. 118. 123. 254. 284. 311. 317. 356. 377. 414.
Zeitgenossen 151. 153.
Zeitschriften 126.
„Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" 346. 347.
Zeitungen 143. 335. 395.
Zeitungsschreiber 340.
Zensur 126.
Zettelkasten 282.
Zeugung 30. 33. 36. 70.
v. Zimmermann, Ritter 304.
Zittau 182.
Zoologie 77.
Zoologische Gärten 77.
Zufall 68.
Zukunft 191.
Zürich 381.
Zwerger, Prof., Bildhauer 399 f.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

8866 193.7 G83
Gwinner, Wilhelm V.
AUTHOR
Schopenhauers Leben
TITLE

ST. ALBERT'S COLLEGE LIBRARY